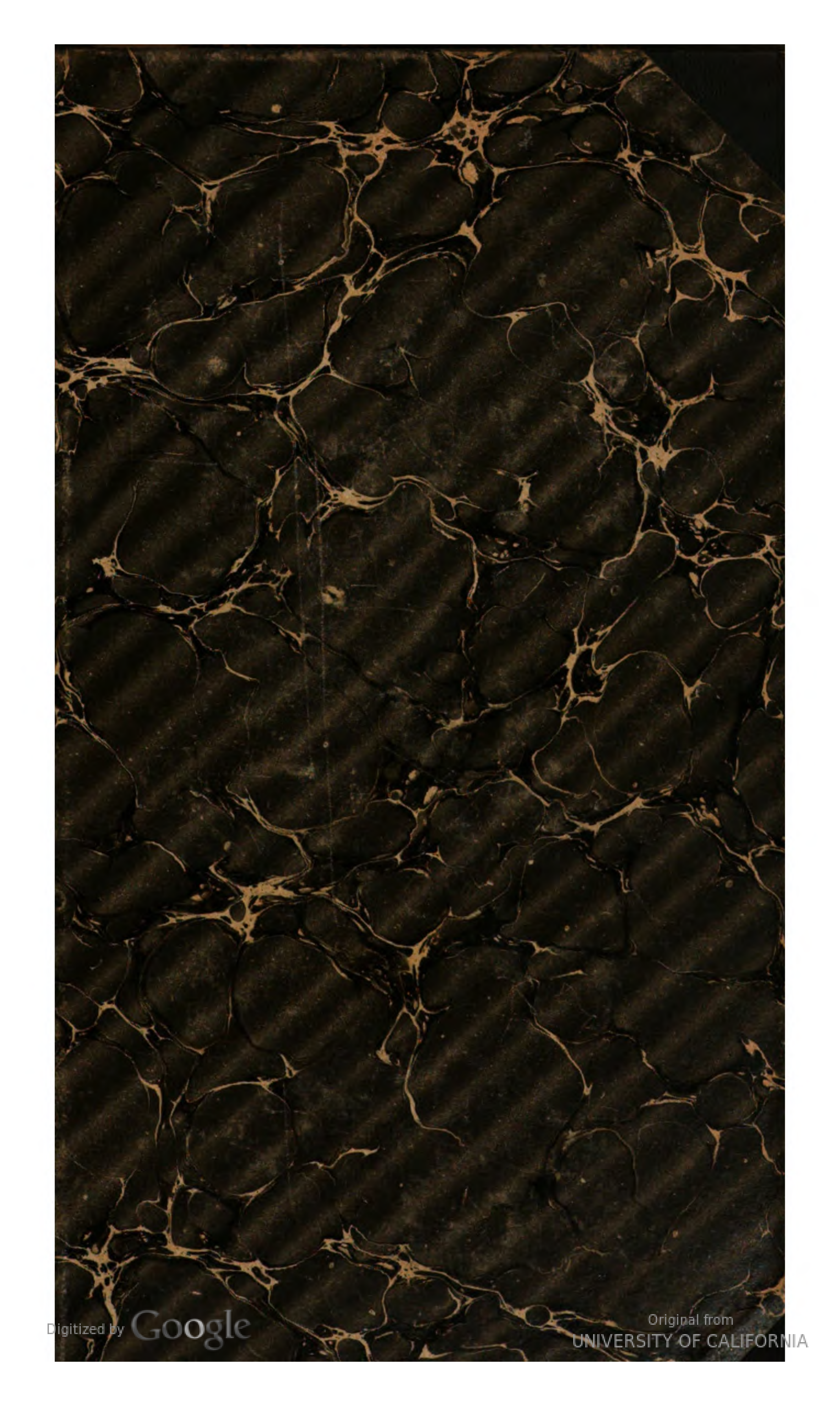



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrganges 1916

Erster Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Georg Jochner.

(Gegründet von Joseph und Guido Görres.)

Hundertsiebenundfünfzigster Band.

München 1916.
In Kommission von Theodor Riedel's Buchhandlung.



Inhaltsverzeichnis.











I.

Neujahr 1916.

Christus vincit, regnat, imperat.

Siebzehn Monate Weltkrieg! Es ist entsetzlich, nur daran zu denken.

Eine ununterbrochene Dauerschlacht hält in einem Umkreis von vielen tausend Kilometern von Ostende bis zur Adria, von Riga bis Salonichi die gesamte Männerwelt Europas in den Schützengräben fest, Tag und Nacht, im Sommer und im Winter, mit Mordwerkzeugen, wie man solche bisher nie gekannt hat! Tausende von Dampfmaschinen und Kraftanlagen arbeiten unablässig, um mit der Munitionserzeugung und dem Truppentransport nicht zu spät zu kommen; alle Verwaltungsstellen des Staates haben vollauf zu tun, die Verwundetenpflege und die Volksernährung in geregeltem Gang zu erhalten; der Saugapparat der finanziellen Kraftzuführung erschöpft sich in stets neuen Versuchen, den Strom der Milliarden nicht zum Stillstand kommen zu lassen; die öffentlichen Blätter wissen von nichts mehr als von Gefechten und Schlachten zu berichten und von gewaltigen Anstrengungen, die beiderseits gemacht werden, um endlich den Frieden zu erzwingen — und der Friede will nicht kommen.

Zum zweiten Mal hören wir bereits trotz aller Friedensmahnungen des Heiligen Vaters die Weihnachtsglocken läuten unter dem Donner der Kanonen! Wie kaum jemals ist die





blutlechzende Mordlust erst vor kurzem im englischen Unterhaus mit empörend herzloser Roheit znm Ausdruck gekommen in Worten, die jede Spur vernünftiger Gedanken des Friedens vermissen lassen. „Je länger der Krieg dauert, umso besser," meinte Winston Churchill, umso mehr ist zu hoffen, daß der letzte Mann der deutschen Armee sterbend sich verblutet.

Immerhin zeigt sich bereits eine Wendung zum Bessern. Das finstere Gewölk, welches vor Jahresfrist die Grenzen der Zentralmächte noch drohend beschattet hat, hat sich mit seinen Feuerblitzen gegen den Vierverband mit solcher Gewalt entladen, daß in seinem Bereich kein Kabinett unerschüttert blieb. Je mehr sich von einer Offensive zur andern die Wucht des amerikanischen Trommelfeuers verstärkte, umso mehr erwies sich dessen Schwäche und Ohnmacht. Der Horizont hat sich gegen Ost und West bedeutend aufgehellt und die Öffnung des Verkehrs nach Konstantinopel läßt bald noch Größeres erwarten. Einmal wird der Friede sicher kommen, jedenfalls ganz anders, als die Herren an der Themse und an der Newa sichs gedacht haben.

Das Wort, welches Bismarck am 6. Februar 1888 anläßlich der Entstehung des russisch-französischen Zweibundes über die Grenzen rief: Die Deutschen fürchten Gott und sonst niemand — ist anno 1915 dort wie ein donnerndes Echo vernehmlich geworden, und mancher, der angesichts der glücklich gelungenen Einkreisung Deutschlands bereits in süßen Träumen schwelgte, mag vielleicht jetzt nachdenklich das andere Wort des großen Kanzlers beherzigen: „Man kann der Vorsehung nicht in die Karten schauen und der geschichtlichen Entwicklung nicht nach eigener Berechnung vorgreifen; selbst ein siegreicher Krieg kann nur dann verantwortet werden, wenn er aufgezwungen ist."

Ja wahrlich, auch in den Transaktionen der großen Politik empfiehlt es sich, nach den ewigen Sternen zu schauen, die seit Jahrtausenden unverrückbar am Himmel stehen, und demgemäß das Tun und Werden der Geschichte nach Wei-



sung des Gewissens zu orientieren; allerdings anders als es im Kriegsmanifest des russischen Selbstherrschers geschehen ist, der im Größenwahn seiner unersättlichen Ländergier sich selbst mit Gott verwechselte und sprach: Der Gott Rußlands ist groß.

Es ist nicht gut ankämpfen gegen das Walten der göttlichen Vorsehung, welche im jetzigen Weltkampf ebenso wie vor 100 Jahren alle Berechnungen einer gewissenlosen Staatskunst zu Schanden werden läßt.

Schon jetzt ist im Werdegang der Weltereignisse die Linienführung göttlicher Gedanken deutlich wahrzunehmen. Die Zukunft wird, wenn nicht alles trügt, nicht der radikalen Demokratie gehören und ihrer Zwillingsschwester, der Plutokratie, sondern der Monarchie, aber nur derjenigen, die von Gottes Gnaden ist. Unter der Ägide dieses Königtums haben sich die Völker, solange sie in ihrem gemeinsamen Glaubensbewußtsein ein festes Fundament der Wahrheit unter ihren Füßen hatten, in gläubiger Anlehnung an das Walten der göttlichen Vorsehung anderthalbtausend Jahre lang eines leidlichen Wohlergehens erfreut; sie verspürten es nicht als eine Fessel der Freiheit und eine Behinderung ihrer Kraft, weil sie in ihren Gedanken wohl zur Wahrheit verpflichtet, aber auch nicht durch die Lüge vergiftet waren; die Herrscher aber trugen, weil sie Diener der Wahrheit und Gerechtigkeit waren, das Schwert nicht zur Ausbeutung und Unterdrückung, sondern zum Schutz ihrer Völker.

Tausend Jahre lang hat Deutschland den christlichen Völkern Europas die Fahne dieser großen Idee vorausgetragen, bis ihm dieselbe im Jahre 1803 entrissen worden ist; jetzt hat es seiner historischen Sendung gemäß unter dem Ruf: Gott mit uns! diese Fahne abermals ergriffen, um mit dem ganzen Aufgebot all seiner Kraft nachzuholen, was früher versäumt worden ist.

Die Freimaurerei hat richtig erkannt, um was es sich handelt; sie hat in ihren offiziellen Kundgebungen nicht zurückgehalten mit den innersten Gedanken ihrer geheimen



Pläne und Absichten und deutlich zu erkennen gegeben, daß ihr im teutonischen Militarismus ganz besonders das antihumane und antibürgerliche Autoritätsprinzip der alten Weltordnung verhaßt ist. Erst vor kurzem ließ sich die Rivista massonica (1914, 340) in dieser Hinsicht folgendermaßen vernehmen: Vielleicht haben wir es im jetzigen Weltkrieg mit dem letzten Schritt der Verzweiflung zu tun, den letzten atavistischen Rest des Mittelalters zu retten, den das alte Europa noch unbewußt in sich trägt, sofern es den Menschen das Glück und den Genuß ihrer Freiheit mißgönnt.

Im Weltgericht des jetzigen Krieges handelt es sich um weit mehr als bloß um materielle Interessen und um äußere Machtverschiebungen; so wahr Gott selbst an diesem Kampfe mitwirkt, handelt es sich nicht bloß um die Reiche der Welt, sondern auch um jenes Reich, für welches zugleich mit dem Statthalter Christi auf Erden 700 Millionen Christen im Vaterunser beten.

Mit diesem Gebet begegnen sich täglich Franzosen und Deutsche, Österreicher und Russen am Throne Gottes, um mit den Gedanken und Worten Christi selbst dem König der Könige einen Beweis ihres guten Willens zu Füßen zu legen. Im Sinn und Geist dieses Gebetes, in welchem nur Gedanken des Friedens zum Ausdruck kommen, weil der Ewige nicht ein Gott der Zwietracht und der Unordnung, sondern ein Gott der Ordnung und des Friedens (non dissensionis sed pacis) ist, verlangen sie weder die Alleinherrschaft über Länder und Meere, die Gott allein zusteht, noch den Besitz des Goldes und der Diamanten ferner Weltteile, sondern nur das tägliche Brot. Alle Kriegshetzer sind in diesem Gebet als Betrüger und Verbrecher gebrandmarkt. Im Reich des Vaterunsers ist nicht der Eigenwille und Trotz menschlichen Stolzes und erbärmlicher Selbstsucht, sondern der Wille Gottes einziges und oberstes Gesetz.

Ein solches Reich kann es dort nicht geben, wo im Namen und unter dem tyrannischen Druck einer frivolen und zügellosen Denkfreiheit der Unglaube und die Lüge

herrschen; wo im Bewußtsein ganzer Völker durch die Albernheiten einer verkehrten Weltanschauung das Fundament der göttlichen Wahrheit erschüttert ist, da ist kein Boden, auf dem eine dauernde Ordnung des Friedens und der Gerechtigkeit errichtet werden könnte. So wenig es tunlich ist, ein Haus auf loses Sandgeröll zu bauen, so wenig ist es möglich, dort eine feste Basis für einen dauernden Frieden zu gewinnen, wo kein fester Grund dafür vorhanden ist.

Dessen ist sich der Heiland und König der Welt voll und ganz bewußt gewesen, wie er sein ewiges Reich gegründet hat.

Oder gibt es vielleicht kein Reich Gottes? Gibt es kein Reich der ewig unwandelbaren Wahrheit mit einer genau umschriebenen Reichsverfassung und Gesetzgebung?

Derjenige, der das Sonnensystem bestimmten Gesetzen unterwarf, ist damals, wie er auf Erden erschien, nicht als ein Gott des Krieges und der Unordnung, sondern als ein König des Friedens eingetreten in die Welt. Friede war sein erstes und sein letztes Wort, und alles, was er lehrte, tat und litt, zielte darauf ab, ein Reich des Friedens zu begründen. Darum hat er vor allem, weil es ohne Wahrheit keine Ordnnng des Friedens geben kann, für sein ewiges Reich eine für immer unwandelbare Grundlage geistiger Erkenntnis gelegt, auf welcher alle Menschen insgesamt in gleichen Gedanken und Wünschen sich begegnen können. So gibt es gottlob für die Gesamtheit aller Menschen eine gemeinsame Geistessonne, welche allen Anmaßungen der sogenannten Denkfreiheit zum Trotz mit Recht für sich den Anspruch erheben kann, das einzige Gravitationszentrum für alle Vernunftwesen zu sein. Der babylonischen Völkerzwietracht ist längst ein Heilmittel gefunden in einer heiligen und göttlichen Universalsprache, welche alle Menschen aller Zungen in gleichen Überzeugungen und Wünschen vereinigen kann.

Christus selbst ist als Sonne der Gerechtigkeit und als Licht der Welt in seinem Reiche Grund und Mittelpunkt



einer neuen Weltanschauung geworden und hat durch diese seine Reichsverfassung, wie sie ewig unveränderlich vorliegt im apostolischen Symbolum, die Welt überwunden und die Geister durch die Wahrheit frei gemacht.

Wie der Scheidung von Licht und Finsternis eine ganze Weltperiode zu grunde liegt, sind der Grundlegung der christlichen Weltanschauung vielhundertjährige Kämpfe vorausgegangen.

Zunächst ist der Gottmensch selbst als ein König der Wahrheit mit der Dornenkrone und im Purpurmantel seines Blutes nach Golgatha gegangen, hat dort mit dem Königsszepter seines Kreuzes die Pforten des Todes und der Ewigkeit eröffnet und Besitz genommen von dem Thron seines ewigen Reiches, welches zugleich Himmel und Erde umfaßt. Dreihundert Jahre lang haben dann seine Statthalter in der sichtbaren Welt das Zeugnis für die Wahrheit fortgesetzt, mit welchem Christus selbst in den Tod gegangen ist. Schon damals füllte der Triumph Christi den Himmel mit Martyrern und die Erde mit Trophäen. Nero und Domitian nahmen ein Ende mit Schrecken, sogar ihre Namen wurden mit Schande der Vernichtung geweiht; Dezius wurde im Kampf mit den Barbaren eine Beute der Raubtiere und fand nicht einmal ein ehrendes Grab; Valerian verschmachtete als Sklave unter den Füßen des Perserkönigs; Diokletian und Galerius verfielen dem Wahnsinn und starben, des kaiserlichen Purpurs beraubt, eines elenden Todes.

Die Welt erfuhr so die Macht desjenigen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Und sie sollte von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr erfahren, daß es seit Gründung jenes Reiches, das kein Ende nimmt, einen anderen Weltherrscher nicht mehr geben kann, als Christus selber ist. Es war aber selbst damals, als sich dem Kaiser Constantin nicht mit gekreuzten Schwertern, sondern im hl. Kreuze das Friedenszeichen der Erlösung zeigte, die Herrlichkeit des Gottesreiches noch nicht zur vollen Entfaltung gelangt. Wäre damals der Obelisk auf dem Petersplatz in



Rom bereits errichtet worden, dann hätte man allenfalls die Worte darauf setzen können: Christus vincit — die Wahrheit siegt, der Glaube, der die Welt überwindet, ist mächtig im Werke, um die Geister von jener Knechtschaft zu befreien, in der eine falsch verstandene, mit Einbildungen spielende Denkfreiheit sie gefangen hielt. Die volle Freiheit der Gotteskinder kann erst dort sich zeigen, wo sich die durch die Wahrheit frei gewordenen Gedanken in allen Verhältnissen des privaten und öffentlichen Lebens durch Werke der Gerechtigkeit und Liebe ungestört betätigen können.

Der Kampf um die christliche Weltanschauung dauerte auch nach Konstantin dem Großen noch Jahrhunderte fort, bis zuletzt nach dem vollen Sieg über die stets neu auftauchenden Sekten und Irrlehrer ein Karl der Große abermals das Banner Christi ergreifen und vor die Völker hintreten konnte mit der verstärkten Fahnendevise: Christus regnat. Weithin hatte sich im Lichte der Sonne der Gerechtigkeit über den Völkern Europas der Horizont aufgehellt und unter den ewigen Sternen der göttlichen Wahrheit das Fundament einer neuen Weltanschauung vorbereitet, fest genug, um jenem Reich als Unterbau zu dienen, das kein Ende nehmen soll, weil es nicht blos für alle Völker, sondern auch für alle Zeiten grundgelegt ist. Nur Gott selbst konnte Herr und König eines solchen Reiches sein, welches sich hinaus über die Grenzen der sichtbaren Welt in die Ewigkeit hinein erstreckt.

Unter Umständen, in welchen das Walten der göttlichen Vorsehung handgreiflich und augenscheinlich zur Erscheinung trat, reichten sich bei Beginn und am Ende der Völkerwanderung, als die Weltherrschaft der Römer sich zu Ende neigte und die Germanen mit einer großen Weltmission den Schauplatz der Geschichte betraten, in den beiden Kaisern Konstantin und Karl dem Großen das Priestertum der Wahrheit und das Königtum der Gerechtigkeit die Hand, um, engstens miteinander verbunden, den Lauf der christlicheu Kulturgeschichte einzuleiten.



Es waren wahrlich nur Gedanken des Friedens, mit welchen Christus in diesen Werkzeugeu seiner Macht und Weisheit vor die Völker hintrat, um sie als Hoherpriester der Wahrheit und als König der Gerechtigkeit mit seinem Wappenspruch Pax (☧) vobis zu begrüßen. Das Szepter, das er den weltlichen Herolden seines Reiches zur Wahrung der Gottesrechte überreichte, war im grunde nicht verschieden von dem Hirtenzeichen, welches der Hohepriester als Apostel der Wahrheit in den Händen trug.

Gemäß diesem zugleich königlichen und priesterlichen Hoheitszeichen sollten sie, weil sie Vollmachtträger und Stellvertreter desjenigen waren, der sich den König der Könige nennt, nicht als Tyrannen, sondern als Hirten der Völker in schöner Eintracht ihres Amtes walten; nicht als nationale Stammhäuptlinge, sondern als internationale Wächter der Ordnung sollten sie nicht im Dienste der Selbstsucht und Eitelkeit auf das Bedacht nehmen, was die Zwietracht fördert und die Ordnung stört, sondern auf das, was dem Frieden und der Eintracht dient.

Nach den weisen und gütigen Absichten der Vorsehung war so alles aufs beste vorausbestimmt und geordnet, was für den Frieden der Völker und den gedeihlichen Fortgang der Kultur wünschenswert und förderlich schien. Indem durch die göttlich beglaubigte Autorität des mit dem Papsttum enge verbundenen Königtums die Reiche der Welt mit dem Reiche Gottes zweckdienlich vermittelt waren, war ein Weg gefunden, auf welchem sich die Fürsten mit ihren untergebenen Völkern den friedlichen Absichten der göttlichen Weltregierung anschließen konnten; so konnte auf dem Grunde der im Glaubensbekenntnis der Apostel niedergelegten göttlichen Reichsverfassung in den höchsten Fragen des menschlichen Lebens keine Divergenz der Meinungen die Gläubigen irreleiten und die Übereinstimmung ihrer heiligen Überzeugungen stören — ein unermeßlicher Gewinn für die allgemeinen Zwecke der Kultur! Es war damit dem Absolutismus selbstherrlicher Gewalthaber durch den gemein-

samen Glauben an die Oberherrlichkeit Gottes ebenso die Spitze abgebrochen wie dem übertriebenen Selbstgefühl hochstrebender Völker und Nationen.

An der Vorsehung lag es nicht, wenn vieles nicht so verlaufen ist, wie es nach ihren deutlich erkennbaren Winken hätte geschehen sollen. Namentlich war es ein beklagenswertes Verhängnis und ein bedauerlicher Fehlschritt der Geschichte, daß sich nach dem Tode Karls des Großen zwischen dem fränkischen Westen und dem deutschen Osten eine politische Scheidewand gebildet hat, welche für die Geschichte Europas nicht minder verhängnisvoll geworden ist als die religiöse Trennung des Orients vom Okzident. Wie segensreich wäre es gewesen, wenn das große fränkisch-germanische Kaiserreich Karls des Großen unerschüttert als heiliges Vermächtnis einer Politik der Gerechtigkeit und des Friedens nicht bloß auf seinen Sohn Ludwig, sondern auch auf dessen Söhne und Enkel übergegangen wäre! Man stelle sich nur vor: Alles Land von Barcelona bis zur Raab, von der Eider bis Benevent vereinigt unter dem Szepter eines Einzigen! Und dieser große Komplex von verschiedenen Völkerschaften mit eigenen Fürsten und Herrschern war weniger zusammengehalten durch das Schwert der Eroberung als durch den belebenden Hauch der frohen Botschaft von Christus und durch die alles überragende Autorität seines Stellvertreters. Deutlich sprach sich dieses aus im Kapitulare Ludwig des Frommen vom Jahre 823, in welchem er mit dem Vollbewußtsein eines Königs, der von Gottes Gnaden ist, die schönen Worte schrieb: Da es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, unsere geringe Person dazu zu bestimmen, daß wir Sorge tragen sollen für Gottes heilige Kirche und für dieses Reich, so wünschen wir, daß sowohl wir selbst als unsere Söhne und Genossen in den Tagen unseres Lebens dahin streben, daß besonders drei Punkte von uns bei Verwaltung dieses Reiches ganz vorzüglich beachtet werden, nämlich erstens daß der heiligen Kirche Gottes, zweitens ihren Dienern Schutz, Erhebung und die geziemende Ehre



bleibe und drittens Friede und Gerechtigkeit in der ganzen Gemeinde unseres Volkes erhalten werden.

Wahrlich ein Programm wert eines Königs, der von Gottes Gnaden ist! Und dieser König war zugleich ein deutscher und ein fränkischer Fürst; ungetrübt durch das Blut feindlicher Brüder durchströmte der Rhein damals wie eine Pulsader des Lebens die Länder Europas. In der Erinnerung an jene glückverheißende Zeit eines neu anbrechenden Völkerfrühlings brachte vor kurzem ein gebildeter Normanne in einem deutschen Gefangenenlager seinen Schmerz über das Schicksal Frankreichs mit der Frage zum Ausdruck: Warum dieses entsetzliche Morden, warum dieser unhistorische Haß zweier großen Nationen? Und er fand dafür die durchaus treffende Antwort: Das Unglück meines Vaterlandes liegt in der religionslosen Regierung desselben, namentlich in der religionslosen Schule und in der Korruption, welche die Kette der Skandalgeschichten zu keinem Ende kommen läßt. Hat nicht einst über Deutsche und Franzosen ein Karl der Große als einziger Kaiser geherrscht? Haben nicht die Kreuzzüge Deutschland und Frankreich zu denselben Großtaten der Geschichte vereinigt? Und nun stehts heute so. — Das divide et impera der Epigonen Karls des Großen trägt die Schuld.

Nach einer alten Stammsage hatte bereits der Ahnherr der Merovinger, Childebert, einst in der Hochzeitsnacht ein Traumgesicht, in welchem ihm die Zwietracht der kommenden Generationen gezeigt wurde — er sah die künftigen Königsgeschlechter in wütendem Kampf miteinander wie einen Haufen von raufenden Löwen und Wölfen und Hunden: sehr ominös für die Zukunft Europas, namentlich für die beiden Nachbarreiche Frankreich und Deutschland.

Es war ein überaus verhängnisvoller Tag, an welchem der unheilvolle Bruderzwist der Enkel Karls des Großen die fränkischen und germanischen Stämme auf dem blutigen Schlachtfeld von Fontenay zusammenführte. Die Blutströme jener Schlacht, hauptsächlich veranlaßt durch die herrsch-

süchtige Ländergier des fränkischen Teiles der Monarchie und ihres treulosen Königs Lothar, sind für alle kommenden Jahrhunderte seit dem Vertrage von Verdun eine Scheidewand geworden zwischen Deutschland und dem Westen. Wie aus einer Aussaat des Fluches ist aus jener frevelhaften Empörung der Söhne Ludwigs des Frommen das Frankenreich entstanden. Das Schaudern und der Schmerz über den ungeheuren Frevel kam angesichts der Erschlagenen in Worten zum Ausdruck, die in ungleich verstärktem Maße auch heute wieder diese Stätte des Unheils kennzeichnen: Horrent campi, horrent silvae, horrent ipsae paludes!

Die Totenklage dieses Schlachtfeldes hört sich für den Kenner der Geschichte, der sich die Folgen dieser verhängnisvollen Wendung der Dinge klar zu machen weiß, heute fast wie eine Vorausverkündigung künftiger Unheilstage an. Überblickt man die Entwicklung der Geschichte Frankreichs von da bis heute, dann ist man versucht zu glauben, mit der Empörung der Söhne Ludwig des Frommen gegen ihren Vater sei überhaupt der frivole Geist pietätloser Auflehnung gegen alles, was Autorität heißt, gleich einer Erbkrankheit in der Reihe der französischen Könige traditionell geworden. Durch die ganze Geschichte Frankreichs zieht sich ein beständiges Ankämpfen gegen die geheiligte Majestät des römisch-deutschen Kaisertums wie ein roter Faden hindurch.

Nun war aber gerade diese Majestät, von der Vorsehung selbst wie ein Bollwerk des Friedens aufgerichtet, jahrhundertelang neben dem Papsttum und mit demselben ein mächtiger Stützpunkt der auf das Autoritätsprinzip gegründeten Ordnung Europas. Könige von Gottes Gnaden waren ja die christlichen Fürsten hauptsächlich durch die Einordnung in das Rechtssystem der christlichen Weltordnung, in welcher die Reiche der Welt mit der göttlichen Reichsverfassung schön vermittelt und verbunden waren. Namentlich darum konnte man in jener Zeit, wo man es nicht für unvernünftig, sondern für selbstverständlich hielt, daß auch geistliche Reichsfürsten an der Gesetzgebnng und Regierung



der Völker Anteil hatten, in voller Wahrheit sagen: Christus regnat.

Die Signatur dieser Zeit bestand hauptsächlich im freundlichen Einvernehmen zwischen Sacerdotium und Regnum unter der Oberleitung des Papstes und seines Schirmherrn, des Kaisers.

So war die Idee des christlichen Königtums, wie sie sich dem ruhig gemessenen Volkscharakter der Germanen gemäß unter dem Walten der Vorsehung in die Geschichte eingeführt hat, durchaus von Gedanken des Friedens getragen. Die Maßlosigkeiten einer absoluten Autokratie, welche alles um sich her zentralisieren und keine Selbständigkeit neben sich dulden will, lag den wahrhaft königlichen Gedanken dieser Iden ebenso ferne, wie die zügellose Willkür unbotmäßiger Vasallen, welche nichts Höheres über sich anerkennen wollen. Im Geist der christlichen Weltanschauung und göttlichen Reichsverfassung, von dem alle Gesellschaftsklassen der christlichen Völkerfamilie gleichmäßig durchdrungen waren, lag eine stärkere Garantie des Friedens und der Ordnung, als irgend ein Friedenskongreß oder ein Schiedsgericht hätte gewährleisten können.

Weil alle Reichsfürsten unter der Ägide des Reichsoberhauptes solidarisch zu einer Rechtsgemeinschaft verbunden waren, mußte jedes Offensivbündnis einzelner untereinander als ein Verrat angesehen werden und als ein Verbrechen gegen die Ordnung der einen und unteilbaren Christenheit.

Das war freilich ganz und gar nicht nach dem Sinn desjenigen, der von Christus Fürst dieser Welt genannt wird.

Ein schlimmes Verhängnis wollte es, daß von allem Anfang an, seit sich mit Kaiser Konstantin und mit Karl dem Großen Papsttum und Kaisertum die Hand gereicht hatten, sich unheimliche und finstere Mächte zu bilden begannen, um diese beiden Eckpfeiler der christlichen Rechtsordnung anzugreifen.

Gott hatte bei der Grundlegung seines sichtbaren Reiches auf Erden ebenso wie für das Sonnensystem einen Mittelpunkt der Einheit geschaffen im Papsttum, durch welches er

selbst mit der Vollgewalt eines ewigen Priesters und Königs in Weise einer sichtbaren Stellvertretung mitten unter den Reichen der Welt seine Gottesrechte unter den Menschen zur Geltung bringen wollte. Weil der Mensch aus Leib und Seele besteht und darum die zeitlich irdischen Interessen von den ewigen ungestraft nicht getrennt werden dürfen, darum hatte der Einheitsmittelpunkt des geistigen Lebens, das Papsttum, am Kaisertum ebenso zur Ergänzung ein zweites Gravitationszentrum, wie die elliptische Bahn der Erdbewegung um die Sonne durch zwei Pole beherrscht und getragen ist — politisch sollte die kaiserliche Schutzherrschaft ein Regulator der Einheit sein für die Besorgung der weltlichen Reichsinteressen, in geistig religiöser Beziehung sollte das Papsttum die Einheit und Ordnung verbürgen in den höchsten Fragen des geistig sittlichen Lebens.

Bei der großen Empfänglichkeit der Menschen, namentlich der durch Macht und Geist hochstehenden, für Hochmut und Ehrgeiz war es nicht zu verwundern, daß sich gegen diese beiden Angelpunkte der christlichen Rechtsordnung schon frühe finstere Mächte mit destruktiven Tendenzen erhoben und sich so zu sagen wie nach einem regelrecht ersonnenen Kriegsplan gegen diese doppelte Schutzwehr der Gerechtigkeit und des Friedens zum Angriff rüsteten. Im Westen war es vornehmlich die fluchwürdige Politik der französischen Könige, welche den Sturz des römisch-deutschen Kaisertums nicht planmäßiger und folgerichtiger hätten betreiben können, wenn sie denselben als eigentliches Kampfziel eines vielhundertjährigen Krieges verabredet hätten; im Osten suchte das griechische Schisma und sein mächtiges Bollwerk in Petersburg mit gleicher Consequenz wo möglich den Felsen Petri selbst zu erschüttern.

Ohne sich über die furchtbare Tragweite dieses höllischen Planes eigentlich recht klar zu sein, arbeiteten sich die Diplomaten von hüben und drüben auf scheinbar entgegengesetzten Wegen einander in die Hände und trafen sich zuletzt in einem welthistorischen Moment zu gleicher Zeit auf der großen



Weltbühne mit gleichen Gedanken. Der Zusammenbruch des römisch-deutschen Kaisertums i. J. 1803 war — das darf nicht vergessen werden — ein Werk, welches die beiden Kaiser von Frankreich und Rußland im innigsten Einverständnis gemeinsam vollbracht haben.

War damit nicht für eine neue Weltordnung ein fester Grund gelegt? Waren die beiden Selbstherrscher, welche sich jetzt angesichts der Ruinen einer zertrümmerten Welt den Völkern Europas als Wächter der Ordnung und als Retter vorstellten, nicht ein vollgültiger Ersatz für den Fall, daß alle Stützen und Säulen der alten Ordnung zusammenbrechen würden? Hatte nicht in den beiden gewaltigen Machthabern, welche jetzt im Osten und Westen das Grab der einstmaligen Größe Deutschlands bewachten, das Autoritätsprinzip in neuer Form sich verkörpert?

Im Gegenteil! Die Verneinung jeder wahren und lebensvollen Autorität hätte sich kaum drastischer äußern können als in dem doppelköpfigen Zerrbild dieser politischen Konjunktur. Was hiemit geschah, vollzog sich, unter trotziger Ablehnung jeder göttlichen Mitwirkung an der Weltregierung, nicht im Einklang, sondern im offenen Gegensatz gegen die Absichten der Providenz. Es wurde sozusagen das königliche Friedensszepter, welches Gott den Kaisern Konstantin und Karl in die Hand gelegt hatte, verächtlich in die Ecke geworfen und die Parole des Glaubens: Christus regnat! wurde von den Großsprechern der Volkssouveränität und Autokratie ersetzt durch den Carfreitagsspruch: Nolumus hunc regnare super nos! Damit war statt des christlichen Königtums der Imperialismus installiert.

Gott ist die Antwort auf diese Herausforderung nicht schuldig geblieben. Nicht umsonst schließt sich an den freundlichen Trostspruch: Christus regnat! der drohende Machtspruch an: Christus imperat! — zwar weniger erfreulich, aber durchaus angemessen für die Zeit, die jetzt kommen sollte.

Wo es dem Weltheiland nicht gegönnt ist, als ein König der Wahrheit und Gerechtigkeit ein König des Frie-



dens zu sein, da ist es dem Herrn der Heerscharen niemals unverwehrt, seine Macht zu zeigen. Durch das Gottesgericht der Jahre 1812 und 1915 sind die Mächtigen der Welt ebenso gründlich niedergeschmettert worden wie die Soldaten, die den Leichnam Christi in Gewahrsam hielten.

Wie wenig die französisch-russische Entente von 1803 und das intime Einverständnis der beiderseitigen Diplomaten auf dem Wiener Kongreß ein Ersatz für jenes Fundament der Ordnung und des Rechtes war, welches mit dem Zusammenbruch des römisch-deutschen Kaisertums in Trümmer ging, hat die Folgezeit mit ihrer 100jährigen Politik der Gewalt und des Unrechts handgreiflich erwiesen.

Mit dem Sieg der Revolution trat, soweit in den führenden Geistern der vollendete Unglaube zur Herrschaft gelangte, die Weltgeschichte in eine neue Periode ein. Sehr charakteristisch für den neuen Geist der Zeit wurde diese nach dem Vorbild der Jakobiner und der napoleonischen Staatsweisheit eingeleitet durch die Verwüstungen, welche sich die Illuminaten in den Orgien der Säkularisation erlaubten, nachdem vorher die geistlichen Stiftungen und kurfürstlichen Bistümer durch die Agenten der französischen Diplomatie an die neuen Territorialherrn verschachert und versteigert worden waren. Was durch diesen Gewaltakt der Trennung dessen, was Gott verbunden hatte, i. J. 1803 in Deutschland an Stelle der alten Ordnung geschaffen wurde, war weniger eine Neuordnung als ein Bruch mit der Ordnung und ein Vorschub der Unordnung, weit entfernt davon, den Absichten der göttlichen Providenz zu entsprechen. Kein Wunder, wenn der Kaiser infolge dieser gewaltsamen Ehescheidung, durch welches sich sein geheiligtes Verhältnis zur Kirche und zur Christenheit so zu sagen in eine laikale Zivilehe verwandelte, unter Protest das Haus verließ, in welchem ihm die Ausübung seiner schutzherrlichen Rechte und Pflichten nicht mehr möglich war. Der Sturz des Autoritätsprinzipes hätte im Aufbau der neuen politischen Ordnung oder Unordnung nicht besser zutage treten

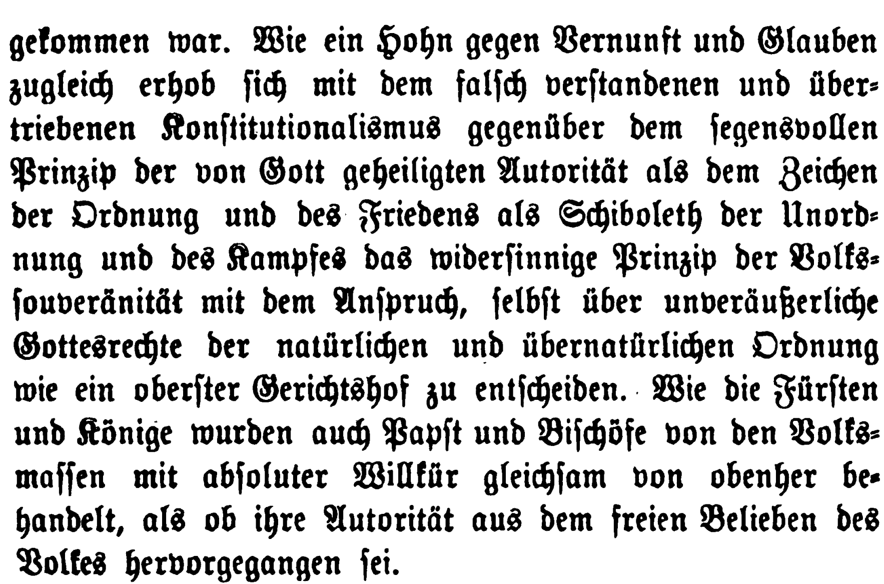
können als in dem Mißverhältnis, wie sich jetzt im Wahlkörper des Reichstages die Stimmen gegenüberstanden.

War schon damit augenfällig der Beweis erbracht, daß das Königtum von Gottes Gnaden, wie es seit den Tagen Konstantin des Großen als eine providentielle Tatsache geschichtlich überliefert war, wenn auch nicht gänzlich beseitigt, doch bedeutend geschmälert und herabgemindert worden sei, indem es nicht bloß seine äußere völkerrechtliche Anerkennung, sondern auch mit dem stetigen Anwachsen der modernen Ideen großenteils seinen inneren Halt verlor, so zeigte sich dessen Schwäche nicht minder im Notbehelf der Konkordate, wodurch man die abgebrochene Verbindung mit dem höchsten Träger der Autorität in Rom wieder anzuknüpfen suchte. Nach dem Vorgang der hinterlistigen Kirchenpolitik Napoleons kam fast jedes dieser Konkordate wie eine Art Fehlgeburt zur Welt.

Der Zustand, welcher durch die Erpressungspolitik der sogenannten organischen Artikel herbeigeführt wurde, war, wenn man ihn vergleicht mit dem Kapitulare Ludwig des Frommen, himmelweit verschieden von dem Geist schutzherrlichen Wohlwollens, der früher die Gesetzgebung ausgezeichnet hat. Was man jetzt an dessen Stelle setzte, war die reinste Kerkermeisterpolitik. Der Geist, aus welchem nach dem willkürlichen Ermessen irrgeleiteter Volksvertreter und Parteien die organischen Artikel zur Fälschung der Konkordate hervorgingen, war weit mehr von feindlichen als von freundlichen Intentionen getragen. Ganz natürlich — zu einer Zeit, wo nur die Menschenrechte Geltung haben sollten, mußten die Gottesrechte in jeder Weise gehemmt und zurückgedrängt werden. Man suchte so zu sagen mit Gewalt den Monarchen das heilige Friedensszepter Konstantins aus den Händen zu reißen, um ihnen dafür den Schlangenstab Merkurs in die Hand zu drücken und das Schwert.

So entsprach es dem Geist des Unglaubens und der Loge, welcher durch die Revolution allenhalben in der öffentlichen Meinung und in den Kreisen der Wissenschaft obenauf





gekommen war. Wie ein Hohn gegen Vernunft und Glauben zugleich erhob sich mit dem falsch verstandenen und übertriebenen Konstitutionalismus gegenüber dem segensvollen Prinzip der von Gott geheiligten Autorität als dem Zeichen der Ordnung und des Friedens als Schiboleth der Unordnung und des Kampfes das widersinnige Prinzip der Volkssouveränität mit dem Anspruch, selbst über unveräußerliche Gottesrechte der natürlichen und übernatürlichen Ordnung wie ein oberster Gerichtshof zu entscheiden. Wie die Fürsten und Könige wurden auch Papst und Bischöfe von den Volksmassen mit absoluter Willkür gleichsam von obenher behandelt, als ob ihre Autorität aus dem freien Belieben des Volkes hervorgegangen sei.

So war die frühere Ordnung, welche man als eine zuverlässige Basis des Friedens eine bestehende nennen durfte, richtig durch die allzeit schwankende öffentliche Meinung all ihrer Festigkeit beraubt und ins gerade Gegenteil verkehrt. Es gab kein Firmament der ewigen Wahrheit und kein Fundament der Gerechtigkeit mehr. Früher hielt man dafür, daß die Gesetze ein Ausfluß der autoritativen Gewalten sein müßten, nicht ein Wechselbalg der öffentlichen Meinung. Man glaubte, daß die Untergebenen die Gesetze von den Vorgesetzten zu empfangen hätten, nicht umgekehrt. Jetzt ist es anders — man bildet sich ein, daß die Weisheit von unten komme, nicht von oben.

So ist durch die moderne Entwicklung die Autorität eine Karikatur und ein Unding geworden, eine Vogelscheuche, der alle möglichen heiligen und profanen Attribute wie bunte Lappen vom Leib herunterhängen; man könnte sie gleichsam ein dreiköpfiges Ungeheuer nennen, welches links eine Königskrone, rechts eine Inful und in der Mitte hoch über beiden eine Jakobinermütze trägt; weil aber in den obersten Grundsätzen der Revolution, welche mit den Maximen der Loge identisch sind, Gasse und Katheder, Presse und Wissenschaft völlig übereinstimmen, könnte das Symbol jener Gewalt, welche nach der modern liberalen Weltanschauung als aller-





höchste gilt, statt durch eine Jakobinermütze auch durch einen Doktorhut vorgestellt werden. Auf den Lehrstühlen der hohen Schulen hat die Souveränität der Menschenrechte ihre höchste Repräsentation, hier weiß sich die Loge eins mit jenen Göttern, die hoch über dem Papsttum und höher als alle Könige und Minister den Geist der Zeit bestimmen, indem sie die von Gott selbst grundgelegte Verfassung des Gottesreiches vom Alpha bis zum Omega verneinen, weil es nach dem allerhöchsten Dafürhalten der Könige des freien Gedankens weder einen Gott gibt noch ein ewiges Leben. Diese überpäpstlichen und überköniglichen Hoheiten der Wissenschaft bilden die Spitze jener Pyramide, welche sich wie ein Bollwerk des Unglaubens mitten im Gottesreich erhebt als ein neuer Babelturm allem zum Trotz, was seit mehr als tausend Jahren den christlichen Völkern heilig war.

Gegenüber dieser Citadelle des Unglaubens mit dem Logenspruch Voltaires: Ecrasez l'infame — ist kein Platz mehr für den Vatikan und für den Wappenspruch des christlichen Königtums: Christus regnat! Ein Papst als König wäre die größte Anomalie in einer Weltordnung, welche keinen Gott erkennt und jede Gewalt verneint, die in Gott ihren Ursprung hat; würde in Italien nicht die Loge und in Rom nicht der Pöbel herrschen, dann wäre das System der modernen Weltordnung nicht perfekt.

Die moderne Welt der vollendeten Unordnung würde aber mit ihrem Lieblingskind Italien auch nicht vor dem Abgrund stehen, vor dem sie jetzt steht, wenn sie nicht den Schlußstein der christlichen Weltordnung frevelhaft aus den Fugen gerissen hätte.

Mehr und mehr bekommt die ganze Welt es zu empfinden, was die Worte zu bedeuten haben: Christus imperat! Wir leben jetzt in der Zeit der Katastrophen.

Je weniger die Völker und Fürsten das milde Szepter der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit dulden wollen, welches seit den Tagen Konstantins zugleich das Herrscherzeichen des Papstes und des Kaisers war, um so mehr



werden sie die Strafgeißel desjenigen erfahren müssen, welcher nicht blos ein König der Wahrheit und des Friedens, sondern über allen Mächtigen der Welt als Herr der Heerscharen auch ein Gott der Allmacht ist.

Millionen von Bajonetten haben den blutbefleckten Königsthron in Belgrad nicht stützen können gegen die zürnende Hand der rächenden Nemesis; wären die gewaltigen Anwärter der Weltherrschaft in London und Petersburg nicht gänzlich unzugänglich für Gedanken der Vernunft und des Glaubens, dann hätten sie längst begreifen müssen, daß im Trauerspiel des jetzigen Krieges eine höhere Gewalt wirksam ist, gegen welche all ihre Kanonen und Milliarden nicht aufkommen können. Es ist über den blutgetränkten Schlachtfeldern Europas ganz unverkennbar jenes Auge offen, welches die Blutfrevel aller Jahrhunderte und Jahrtausende mit einem einzigen Blicke überschaut und keine Verjährung der vollendeten Missetaten kennt. Das welthistorische Geschehen des jetzigen Krieges ist eine großartig angelegte Demonstration gegen jede Art menschlicher Willkür, mag sie von irregeleiteten Völkern in demokratischem Übermut oder von übermütigen Herrschern in autokratischer Selbstüberhebung betätigt werden. Zugleich sind die wider alles Erwarten erstaunlichen Waffenerfolge der Mittelmächte ein weithin leuchtender Triumph der Idee des christlichen Königtums. Wenigstens bis jetzt!

Wer bei einem so riesenhaften Unternehmen, wie der jetzige Weltkrieg eines ist, vom Segen Gottes nicht verlassen sein will, muß im Vertrauen auf die Vorsehung den Blick unverwandt auf jene Ziele gerichtet halten, welche Gott selbst im Plan seiner Weltregierung sich vorgesetzt hat. Diese Ziele gehen weit über die Berechnungen jener selbstsüchtigen Weltklugheit hinaus, die es einzig nur auf Geld und Gewinn und auf zeitlich irdische Interessen abgesehen hat. Die Diplomatie des Unglaubens, welche das Unheil des jetzigen Krieges zunächst verschuldet hat, wird die Dämonen der Zwietracht nie beschwören und zur Ruhe bringen können,



auch dann nicht, wenn sie vielleicht noch ärgere Geister zu Hilfe ruft, als die Furien des Krieges sind.

Es wäre eine wenig dankbare und höchst unkönigliche Aufgabe, in anderer Weise ein König sein zu wollen, als Christus selbst, der König der Könige, sich das Königtum gedacht und vorgestellt hat. Im Sinne der Loge und der modernen Weltansicht ist es für einen König geradezu unmöglich ein König des Friedens und der Gerechtigkeit zu sein; außerhalb der christlichen Weltanschauung, oder was dasselbe ist, außerhalb der Grenzen des Gottesreiches sollte man überhaupt nicht von Königen, sondern nur von Machthabern, von Tyrannen und Gewaltherrschern reden. Ob diese Gewaltherrscher Präsidenten heißen, oder ob sie Autokraten sind, macht nicht den geringsten Unterschied; der demokratische Absolutismus der Volksherrschaft ist im Wesen nicht verschieden von der tyrannischen Willkürherrschaft des Zarismus; der eine ist im Grunde ebenso vernunftwidrig und gottlos wie der andere und durch den egoistischen Übermut, mit welchem er nur die Herrschsucht und das Interesse einer bevorzugten Klasse verfolgt, nicht ein Segen, sondern ein Unheil für das Volk.

Würde beim kommenden Friedensschluß nur darauf gesehen, durch das erdrückende Übergewicht einer überlegenen Macht unter den empörten Massen wieder Ruhe zu schaffen, dann wären die riesigen Opfer an Gut und Blut, die jetzt der Krieg erfordert, großenteils umsonst gebracht. Nicht Weltherrschaftsgedanken, Weltordnungsgedanken, welche den Schwerpunkt der Entscheidung nicht in die Macht, sondern in die Gerechtigkeit legen, werden als wahre Gedanken des Friedens den Völkern wieder Ruhe bringen können. Irgendwie muß ein Weg gefunden werden, die Regierung der Weltreiche mit der göttlichen Weltregierung wieder in Einklang zu bringen.

Es waren sehr beherzigenswerte Worte, welche der deutsche Reichskanzler in seiner großen Reichstagsrede vom 19. August 1915 gesprochen hat von der balance of power

oder von der falschen Gleichgewichtsidee, welche bisher, dank der hinterlistigen Politik Englands, wie ein Brutofen des Krieges die europäischen Völker zu keiner wahren Ruhe kommen ließ. Richtig haben sowohl in Petersburg wie in London die beiden Weltherrschaftsfanatiker Ssassonow und Grey diese Bemerkung in dem Sinne mißverstanden, als ob Deutschland als nächstes Kriegsziel die Begründung einer deutschen Weltherrschaft ins Auge fassen würde. Der feierliche Protest, mit welchem nachher die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ diese verleumderische Zumutung zurückgewiesen hat, hätte aller Welt zum Beweise dienen können, daß wir weit entfernt davon sind, einer solchen Torheit zu huldigen. Weltherrschaftsgedanken geziemen sich für Gott, nicht für sterbliche Menschen.

Für den Gigantentrotz der Weltherrscher in London und Petersburg sind jetzt schlimme Tage gekommen; vielleicht werden sie bald, statt immer nur darauf zu sinnen, wie sie ihre Armeen vergrößern und ihr Kriegsmaterial verstärken können, auch darüber nachdenken, durch welche Machtmittel der Gewalt und Hinterlist sie unter Strömen von Blut auf Kosten ihrer unterjochten Völker groß geworden sind. Und wenn sie jetzt mit schauderndem Entsetzen wahrnehmen, daß der Boden wankt unter ihren Füßen, dann werden in ihren gottvergessenen Blättern auch die Stimmen höhnischer Verachtung verstummen, mit welchen sie die auf Gottes Hilfe bauenden Deutschen verspottet haben.

Seit 6000 Jahren ist jeder Koloß, der sich mit dem Anspruch der Weltherrschaft gegen Gott und seine Weltregierung erhoben hat, in den Staub gesunken.

Derjenige, der bei Begründung seines ewigen Reiches die Welt besiegt hat durch die Wahrheit des Glaubens, der sie als ein König des Friedens beglückt hat durch die Rechtsordnung der Könige von Gottes Gnaden, ist auch stark genug, im Zeitalter des Imperialismus und der Katastrophen die Gewaltherrscher der Lüge und des Unrechts niederzuschmettern durch seine Allmacht.



II.

Johannes Bisselius, ein bayerischer Dichter und Geschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts.

Zu den fruchtbarsten Jesuitenschriftstellern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zählt P. Johannes Bisselius S. J.[1]) Er war geboren am 20. August 1601 zu Bobenhausen von frommen und ehrbaren, aber wenig bemittelten Eltern.[2]) Seine ersten Studien machte er in seiner Vaterstadt. Schon im vierten Lebensjahre besuchte der talentierte Knabe die Volksschule, im fünften erhielt er den ersten Unterricht in den Anfangsgründen des Lateinischen. Ohne jegliche Anleitung las er von seinem elften Jahre an die lateinischen Klassiker. Sein Tagebuch führte er in griechischer Sprache, in der er es später zu einer großen Meisterschaft brachte. Im Alter von 17 Jahren kam Bisselius nach Dillingen, wo er Rhetorik und Philosophie studierte und als einer unter den ersten den Magistergrad erwarb. Nach reiflicher Überlegung trat er am 15. Juli 1621 in die Gesellschaft Jesu ein. Im Vertrauen auf seine erprobte Tugend ward er bereits im zweiten Noviziatsjahre nach München geschickt, um dort die Anfangsgründe der Grammatik zu dozieren. Hier schon lenkte er die Aufmerksamkeit der Oberen auf sich. Seine lateinischen Gedichte fanden solchen Anklang, daß sie in die Festschrift, welche die Jesuiten zur Erhebung Maximilians in den Kurfürstenstand herausgaben, Aufnahme fanden. Infolgedessen schickten ihn seine Vorgesetzten im nächsten Jahre nach Regensburg, um die Klasse der Poetik

1) Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München I 455.

2) Diese und die folgenden biographischen Angaben, sind soweit nicht anders vermerkt, den Litterae annuae 1682 pag. 113 ff entlehnt, München, Reichsarchiv, Jesuitica in genere 84.

oder Humaniora zu übernehmen. Während der drei Jahre, die Bisselius dort weilte, wußte er durch planmäßige und konsequente Lektüre seinen Wissenskreis zu erweitern und seinem Stil jene Formvollendung zu geben, die man später an ihm so sehr bewunderte. Hierauf begann für ihn die Zeit der unmittelbaren Vorbereitung auf das Priestertum. Am 22. September 1629 erhielt er in Eichstätt die Priesterweihe von dem Weihbischof Georg Reschius.[1])

Leider läßt sich beim Mangel an Archivalien die erste Zeit seiner Tätigkeit im Orden nicht genauer verfolgen. Nach Ausweis der Catalogi triennales[2]) lehrte er 1 Jahr Grammatik, 3 Jahre Humaniora, 2 Jahre Rhetorik, 4 Jahr Ethik und 2 Jahre Kontroversen. Über dreißig Jahre entfaltete er als Prediger, Beichtvater und Kongregationsleiter eine sehr segensvolle Tätigkeit in der Seelsorge. Nebenher war er auch unermüdlich mit der Feder tätig. Alle Zeit, die er von seinen Berufsarbeiten erübrigte oder von der Nachtruhe absparte, verwandte er auf die Schriftstellerei. Namentlich während seiner letzten Lebensjahre weilte er fast beständig auf seinem Zimmer mit Lesen, Beten, Schreiben und der Drucklegung seiner Werke beschäftigt, bis der Tod dem Nimmermüden die wohlverdiente Ruhe brachte (9. März 1682).[3]) Nach Sommervogel hinterließ er 19 zum Teil sehr umfangreiche Werke, von denen viele mehrere Auflagen erlebten.[4])

Bald nach Beendigung seiner theologischen Ausbildung wurde Bisselius mit der Leitung des „Lehrerseminars“ in Regensburg betraut (1631). In dieser Stellung lag es ihm ob, seine jüngeren Ordensgenossen auf ihre künftige Lehr-

---

1) München, Reichsarchiv, Jes. i. g. 74.
2) München, Reichsarchiv, Jes. i. g. 199.
3) Als Todesjahr Bissels wird vielfach irrtümlich 1677 angegeben, so bei Zedler, Jöcher, Kobolt, Nouvelle biographie universelle, Prantl u. a.
4) Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus I 1513, I, XI (Appendix), VIII 1843.



tätigkeit in den Kollegien der Gesellschaft vorzubereiten, hauptsächlich durch Erweiterung ihrer philologischen Erudition und tiefere Einführung in die Ratio studiorum.[1] Nur zu schnell machte der Einfall der Schweden seiner dortigen Wirksamkeit ein Ende. Eine humoristische Schilderung seiner Flucht in die Oberpfalz hat Bisselius in seiner Icaria hinterlassen (Ingolstadt 1637). Unter fingierten Namen gibt er, Zinzerlins Itinerarium Galliae nachahmend, in klassischem Latein eine anschauliche Beschreibung des Landes und der Kriegsereignisse, deren Schauplatz es war. Unterwegs traf ihn die Kunde vom Tode Tillys. Diese Nachricht entlockte ihm und seinen Gefährten heiße Tränen der Wehmut. Stumm und in sich gekehrt wanderte Bisselius den ganzen Tag dahin. Seine Trauer um den allzufrüh dahingeschiedenen Vorkämpfer der katholischen Sache gibt er in einer rührenden Totenklage Ausdruck.[2] Das geistreiche Büchlein erlebte 4 Auflagen bezw. Nachdrucke. Der zweiten Ausgabe wurde ein kurzer Schlüssel zur Erklärung der vorkommenden Pseudonymen beigegeben, einen genaueren und ausführlicheren hatte Christ. Gryphius versprochen, scheint jedoch seinen Vorsatz nicht ausgeführt zu haben.[3]

Als P. Christian Baumann am 6. Mai 1635 von einem Schlagfluß dahingerafft wurde, ward P. Bisselius als sein Nachfolger auf den Lehrstuhl der Ethik nach Ingolstadt berufen.[4] Zugleich versah er das Amt eines akademischen Predigers, das er auch beibehielt, nachdem er seinen Lehrstuhl an P. Irsing abgetreten hatte (1637).[5] Für die künftige Gestaltung von Bissels Leben und Wirken sollte seine

---

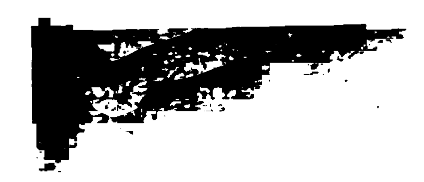
1) Vgl. Duhr, Geschichte d. Jesuiten in d. Ländern deutscher Zunge II 2, 554 f. Aus dieser Zeit dürfte wohl die Analysis Virgiliana, eine philologische Erklärung der Aeneis, stammen. München, Staatsbibl. Cod. lat. 24562.

2) Icaria 67 ff.

3) Apparatus de scriptor. saec. XVII (Leipzig 1710) 166.

4) Mederer, Annales Ingolstad. II 275.

5) Ebd. II 281. M. R. Jes. i. gen. 199.



Icaria von einschneidender Bedeutung werden. Er kam in Vorschlag als Nachfolger P. Brunners für die Abfassung der bayerischen Geschichte, welche Kurfürst Maximilian so dringend wünschte. Am 14. September 1638 meldet P. Spaiser, der Rektor des Münchener Kollegs, an den Provinzial der oberdeutschen Provinz: „Von den vorgeschlagenen Schriftstellern scheint dem Herrn Mändl[1]) Bisselius am meisten gefallen zu haben, der in seiner kleinen Icaria gezeigt hat, was er dereinst auf dem weiten Feld der Geschichte leisten könnte.“ [2]) Wirklich findet sich Bissel im Personalkatalog von 1639/40 als Hofhistoriograph (Historicus Electoris) verzeichnet.[3]) Die Erwartung, die Mändl auf Bisselius gesetzt hatte, sollte sich zwar nicht verwirklichen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie dieser es gehofft hatte. „Es kam Bisselius, der aber nach Verkostung der ersten Mühseligkeiten zur Freiheit zurückkehrte,“ schreibt P. Brunner an P. Siben (11. Dez. 1645).[4]) Vielleicht, daß sich schon die Vorzeichen von Bissels schwerem Kopfleiden bemerkbar machten, das ihn zweimal zu völliger Arbeitsunfähigkeit verurteilte. Aber die Liebe zur Geschichte ist Bissel geblieben. Fast sämtliche Werke, die er in der Folgezeit veröffentlichte, tragen mehr oder weniger geschichtlichen Charakter. In den nächsten Jahren wirkte Bisselius als Prediger und Beichtvater in München, Landsberg, Ebersberg und Innsbruck.[5]) Vorübergehend (1650/51) dozierte er in Dillingen Kontroverstheologie und versah das Amt eines Studienpräfekten.[6]) Nachdem er dann mehrere Jahre zu Straubing in der Seelsorge tätig gewesen, wurde er 1654 als Studienpräfekt nach Amberg versetzt. Hier weilte er auch noch während der nächsten Jahre, wie aus der Datierung der Vorreden zu den Illustres ruinae klar hervor-

1) Vgl. Leo galeatus 67 u. 515.
2) Duhr, Geschichte der Jesuiten II 2, 419⁹.
3) M. R. Jes. i. g. 199.
4) Duhr, Geschichte der Jesuiten, II 2, 730.
5) M. R. Jes. 199.
6) Specht, Geschichte der Universität Dillingen 281 ff.

geht.[1]) In den Jahren 1661—1667 nahm er seinen Aufenthalt wieder in Dillingen, wo er neben dem Predigtamt die Drucklegung seiner Werke besorgte. Von da an gehörte er bis zu seinem Tode dem Kolleg von Amberg als Prediger und Schriftsteller an.[2])

Bei seinen Zeitgenossen erfreute sich Bisselius einer großen Wertschätzung. P. Kreihing S. J. bezeichnet ihn als hervorragenden Literaten (in omni litteratura principem).[3]) Laut Angaben der Biographie universelle stand er in Deutschland im Rufe eines guten Dichters und gewandten Prosaschriftstellers.[4]) Specht urteilt anerkennend über ihn, daß er „sich nicht nur durch seine historischen und aszetischen, sondern auch durch seine poetischen Schriften hervortat.[5]) Seine Werke sind bis auf drei in lateinischer Sprache abgefaßt, die er in meisterhafter Weise handhabte.[6])

Unter den poetischen Leistungen Bissels gelten als die bedeutendsten der Cliens Marianus, die Deliciae veris (Ingolstadt 1638) und die Deliciae aestatis (München 1644).[7]) Das erstgenannte Werk[8]) enthält eine Sammlung von Dichtungen zum Preise der hehren Gottesmutter, die jedoch nur zum Teil von Bisselius stammen, der nach einer Notiz bei Sothwell die vierte Auflage besorgte und dabei einige von seinen eigenen Gedichten hinzufügte.[9]) — Dem Umstand, daß Bisselius längere Zeit seine jüngeren Ordensgenossen in das tiefere Verständnis der lateinischen und griechischen Klassiker einzuführen hatte, verdanken wir die Erstlingsfrüchte seiner Muse, seine Frühlings- und Sommerlieder, denen Wester-

1) Rixner, Geschichte der Studienanstalt Amberg 152.
2) M. R. Jes. 199.
3) Sommervogel, Bibliothèque I 1517.
4) IV 373.
5) Geschichte der Universität Dillingen 342.
6) Rixner, Geschichte der Studienanstalt Amberg 154.
7) Specht, Geschichte der Universität Dillingen 342.
8) 4. Aufl. München 1634.
9) Sommervogel I 1513.

mayer „viel Naturwahrheit und Anmut“ nachrühmt.[4]) In der Tat offenbart hier Bisselius viel Sinn und Verständnis für die Schönheit der Gottesnatur. Im Sonnenglanz wandelt der Dichter durch blumige Auen und grünende Saaten, durch die dunklen Eichenwälder und die wogenden Kornfelder, er lauscht dem Trillern der Lerche und dem weichen Schlag der Nachtigall und zankt mit der Schwalbe, die ihn durch ihr lautes Zwitschern in seinen Studien stört. Anmutig schön ist die Schilderung von dem Mahl der Schnitter auf dem Felde[5]). Übertroffen wird es vielleicht von dem „Frühstück des Hirtenknaben“[6]). Müde, durstig und hungrig nach dem langen Marsch durch die heiße Julisonne läßt er sich mit seiner Herde unter dem schattigen Dach einer alten, knorrigen Eiche nieder. Trefflich mundet das einfache Frühmahl, bestehend aus Radi, Salz, Käse und Schwarzbrot. Der kühle Quell, der leise murmelnd zwischen den Wurzeln hervorspringt, gewährt erquickenden Labetrunk.

Jedes der beiden Bändchen enthält drei Bücher „Elegien“. Es sind jedoch nicht ausschließlich Naturschilderungen. Nahezu die Hälfte aller Gedichte bringt Stoffe aus der biblischen Geschichte, der Heiligenlegende, der Sagenwelt und dem Festkreise des Kirchjahres z. B. Ruth, Jesus am Jakobsbrunnen, Joh. der Täufer, St. Bernhard, Ignatius, Aloysius, Palmsonntag, Ostern, Pfingsten, die Eroberung Roms durch einen Hasen[1]) usw. Schon in diesen Gedichtsammlungen offenbart sich die Schwäche des Dichters für abenteuerliche Wunder- und Hexengeschichten, denen er nur allzu unkritisch und leichtgläubig gegenüberstand. Charakeristisch ist in dieser Beziehung die Elegie vom „Bäcker im Mehl“ (Pistor in farina).[2]) Wenn wir das Novi olim und die Bezeichnung historica [elegia] wörtlich nehmen dürfen, hätten

---

4) Allgemeine deutsche Biographie II 682.
5) Deliciae aestatis, lib. III eleg. 8 p. 291.
6) Ibid. l. I. eleg. 12. p. 127.
1) Nach Horatius Tursellini.
2) Deliciae veris lib. III. eleg. 10. p. 170.

wir hier ein Ereignis aus dem Leben des Dichters vor uns. Ein Bäckergeselle hat öfters bemerkt, wie sich seine Meisterin vor der nächtlichen Luftfahrt mit Hexensalbe einreibt. Als er eines Abends angetrunken nach Hause zurückkehrt und wahrnimmt, daß seine Meisterin bereits zum Hexentanz gefahren ist, überkommt ihn die Versuchung, auch einmal die Wirkung des Zaubermittels zu erproben. Eiligst nimmt er die Salbenbüchse aus dem offenen Schrank und reibt damit seine Glieder ein. Den Zauberspruch kennt er zwar nicht, aber in dem Glauben, daß irgend ein Spruch in fremder Sprache die gleiche Wirkung habe, rezitiert er einen Memorierversaus der lateinischen Grammatik des Emmanuel Alvarez, der ihm, dem verunglückten Studenten, noch im Gedächtnis geblieben ist. Und wirklich, noch ist er nicht ganz fertig, da beginnen schon die Glieder in die Höhe zu streben. Unsagbare Angst erfaßt ihn. Er stürzt sich in den mit Mehl gefüllten Backtrog, um die Teufelssalbe wieder abzureiben. Umsonst. Pfeilgeschwind trägt eine magische Kraft ihn samt dem Backtrog durch den Backofen und den Kamin hindurch hoch in die Lüfte. Der oberste Teil des Schornsteins wird beschädigt und Stücke fallen auf des Nachbars Haus. Immer weiter und weiter treibt es ihn. Da, in der größten Not kommt ihm ein rettender Gedanke. Er ruft den Namen Jesus an. Kaum hat er ihn ausgesprochen, da verliert die Salbe ihre Kraft, und er stürzt aus der Höhe in einen tiefen Sumpf, aus dem er sich glücklich ans Ufer rettet. Er tritt nun eine lange Bußfahrt an. Zurückgekehrt klagt er seine Meisterin der Zauberei an. Sie gesteht ihr Vergehen und bekennt auch ihre Mitschuldigen. Diese — natürlich sind es wieder Frauen — leugnen; lange ist die Sache in der Schwebe. Aber der lodernde Scheiterhaufen macht das endgiltige Urteil der Richter kund.

Bissels nächstes Werk, das Argonauticon Americanorum (München 1647), ist eine Bearbeitung der Schrift Su naufragio y peregrinacion en la costa del Piru, welche den spanischen Jesuiten Govea de Viktoria zum Ver-



fasser hat. Als Bisselius mit den beiden Grafen Maximilian und Ferdinand Lorenz von Wartenberg im Bade Ladis im Engadin weilte,[1]) hatte er das eben genannte Buch als Reiselektüre mitgenommen. Er fand solches Gefallen daran, daß er sofort die drei ersten Bücher ins Lateinische übertrug. Die übrigen Teile vollendete er in München und Landsberg.[2]) Als dreizehnjähriger Knabe hatte Viktoria seiner verwitweten Mutter die Erlaubnis abgerungen, in die Neue Welt segeln zu dürfen. Nach einem heftigen Kampfe mit den Engländern bei den Antillen durchquerte er mit seinen Genossen die Landenge von Panama. Schon glaubte er am Ziele seiner Sehnsucht, dem Goldlande Peru, zu sein, da zerschmetterte ein heftiger Orkan ihr Schiff an der Küste. Nach abenteuerlichen Kreuz- und Querfahrten durch den Stillen Ozean, die ihn nach Kalifornien und bis zu den Philippinen brachten, gelangte er endlich unter unsäglichen Strapazen nach Lima. Aber gerade hier erfaßte ihn ein solcher Überdruß an dem Abenteurerleben, daß er sich nach einigen Tagen der Zurückgezogenheit entschloß, Jesuit zu werden (1597). Im Jahre 1610 kehrte P. de Viktoria in seine spanische Heimat zurück, wo er die Schilderung seiner Erlebnisse veröffentlichte (1610). Eine in Ingolstadt erschienene ungenaue deutsche Übersetzung bildet die Grundlage für Bissels lateinische Ausgabe.[3]) Wegen des fesselnden Inhaltes fand das Büchlein großen Anklang und wurde vielfach nachgedruckt.[4])

Über die homiletischen Leistungen Bissels fällt Westermayer folgendes Urteil: „Seine phantasievollen Kanzelreden behandeln mitunter die seltsamsten Themata aus dem Ge-

1) Wahrscheinlich 1642/43, für welches Jahr er als valetudinarius im Katalog verzeichnet ist. M. R. Jes. i. g. 199.

2) Epistula dedicatoria.

3) Sommervogel III 1642. Bissel klagt selber darüber in einem dem Werke vorgedruckten Briefe an Joh. Samson.

4) Die Ausgabe von 1647 enthält auch eine Karte von Nord- und Südamerika.

biete der Sage und Legende."[1]) Sie dürften wohl von allen literarischen Erzeugnissen Bissels dem heutigen Geschmack am wenigsten entsprechen, obwohl sie seinerzeit großen Beifall fanden und der Verfasser in den Vorreden versichert, er veröffentliche die Predigten auf den dringenden Wunsch seiner Zuhörer. Es sind Fastenpredigten oder Fastenexempel, wie sie damals üblich waren. Der Redner pflegte irgend eine Geschichte zu erzählen, aus der er dann praktische Nutzanwendungen für das sittliche Leben seiner Zuhörer zog. In der ersten Sammlung De pestiferis peccatorum mortalium fructibus exempla tragica (Dillingen 1652) schildert Bisselius an einigen drastischen Beispielen die traurigen Wirkungen der Todsünde. Soweit dieselben den zeitgenössischen Missionsberichten entnommen sind, erwecken sie den Eindruck der Glaubwürdigkeit, obwohl es auch da nicht ganz an abenteuerlichen Zügen fehlt. Wie Bisselius in der Vorrede mitteilt, pflegte er seine Predigten lateinisch abzufassen, aber deutsch vorzutragen.[2]) Eine zweite Sammlung von Fastenexempeln veröffentlichte Bisselius 1666 in Dillingen unter dem Titel: Digitus Dei humana corda tangens: Das ist herzberührender Finger Gottes. Nach einer schönen Einleitungspredigt über den Wert und die Wirkungen der göttlichen Gnade zeigt er die Wirkungen der Gnade bezw. das Verhalten der Menschen zur Gnade an einigen Beispielen, die teils der Kirchengeschichte (Heinrich VIII. von England, Erzbischof Cranmer), teils der älteren Erbauungsliteratur entnommen sind. Gerade gegenüber mittelalterlichen Erzählungen mit ihrem derb massiven Teufelsglauben läßt es Bissel nur zu oft an Kritik fehlen, wie die Geschichte von der Büßerin Aleydis zeigt, die er dem Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach entnommen hat.[3])

Bezeichnend für die Wertung der deutschen Muttersprache

1) A. D. B. II 682.

2) Vorrede (o. Seitenzählung).

3) Dist. III cap. 13 (ed. Strange, Colon. 1851) p. 125 ssq.

in jener Zeit ist die Widmungsvorrede an den Abt Dominikus von Weingarten, aus dem Geschlecht der Laymann von Liebenau, einem Blutsverwandten des Moralisten Paul Laymann S. J. Lange, so erzählt Bissel, sei er mit sich zu Rate gegangen, ob es sich gezieme, einem Reichsprälaten ein nichtlateinisches Werk zu widmen „in Bedenken sonderlich, daß wohl etliche (bevorderst aber des unverständigen Pöbels wie dann auch der Naswitzigen), wo mit Dero Hochw. und Gnaden, doch ihnen selbsten die Gedanken machen würden oder möchten, als wäre gegenwärtiger teutscher Aufzug Ihro Hochw. Gnaden so reputierlich nit". Da man jedoch allgemein der Ansicht sei, seine Predigten würden in der Muttersprache mehr Nutzen stiften, und da auch andere „berühmte Skribenten" ihre deutschen Werke Reichsfürsten gewidmet hätten, so hoffe er, der Abt werde in seiner bekannten Demut und Bescheidenheit „unserer Landsprach Niderträchtigkeit nit ausschlagen".[1]) Die Sprache Bissels ist volkstümlich und das deutsche Sprichwort verwendet er mit viel Geschick, doch überschreitet er in seiner schwäbischen Derbheit oft die Grenzen des Erlaubten. Erträglich ist es noch, wenn er z. B. in dem Exempel von dem blutschänderischen Ritter Fingus sagt: „In dieser Anweisung aber will mir gleichwohl nit wenig verdächtig sein, daß vermeldt wird, die Mutter habe die Tochter unterrichtet in guten Büchern. Ist recht, wenn sie wahrhaftig gute und katholische Bücher waren, aber den Amadis, die Schäfereien und ungebührliche Lieder soll man den Töchtern aus den Händen, Truhen, Kasten und Winkeln reißen, wo man immer kann, und die Läus nit an ihre Beltz setzen, sie kriechen ohne das oft ungeladen daran."[2]) Eine unziemliche Anpassung an den Ton der untersten Volksschichten ist es jedoch, wenn er sagt, beim Tode eines lasterhaften Menschen sei den Umstehenden zu Mute, „als wann ein Hund verreckt oder ein Schwein gestochen wird".[3])

1) Vorrede (o. S.). 2) S. 197 f. 3) Mortes patheticae S. 6.



Wenige Wochen vor seinem Tode gab Bisselius zwei Sammlungen von Fastenexempeln heraus,[1]) die er schon 1666 und 1667 in Dillingen gehalten, deren Drucklegung er jedoch wegen anderer Arbeiten immer wieder hinausgeschoben hatte. Auf Drängen seines Verlegers entschloß er sich zur Veröffentlichung, „damit solche doch in der langen Truhen nit noch mehr veraltete und verläge".[2]) Das erste Büchlein — Incolarum alterius mundi phaenomena historica d. i. der Innwohneren der andern Welt sichtbarliche Erscheinungen — ist, wie schon der Titel erraten läßt, eine Zusammenstellung von allerhand Geistererscheinungen, die uns Bisselius von seiner schwächsten Seite zeigen. Als erstes Exempel figuriert die Geschichte des Rattenfängers von Hameln, nach Bissels Ansicht ein leibhaftiger Teufel, der sich in einen Pfeifer verwandelt hatte, wie er ein andersmal in Neapel sich zum Diener eines hohen Herrn erniedrigte und sich als Lohn dessen Seele ausbedang. In einem eigenen Anhang glaubt Bisselius die Katholiken verteidigen zu müssen, als ob sie derartige Erscheinungen erdichteten.[3]) Die häufige Berufung auf Delrios' Disquisitionum magicarum libri sex (Löwen 1599 ff.) läßt zur Genüge ahnen, aus welch trüben Quellen Bisselius seine Beispiele schöpfte.

Ein Gegenstück zu der ebengenannten Sammlung sollen die gleichzeitig erschienenen „Mortes patheticae oder Anmütige Todt-Fähl" bilden. Gleich in der Einleitungspredigt beruhigt Bisselius seine Zuhörer mit der Versicherung, daß er „nicht von lauter schröcklichen Sachen handeln werde, durch welche die Zuhörer melancholisch werden".[4]) Zu bedauern bleibt immerhin, daß Bisselius keinen Anstoß daran nahm, neben drei schönen Vorträgen über Leben und Tod Maria Stuarts auch eine so schlüpfrige Erzählung wie Romeo und Julie als Predigtthema auf die Kanzel zu bringen. In diesem Zusammenhang versteht man jene Be-

1) Dillingen 1682. 2) Vorrede (D. 3.)
3) S. 196 ff. 4) S. 13.

merkung, welche sich im Schematismus der oberdeutschen Provinz vom Jahre 1664/65 hinter Bissels Namen findet: Habet conciones in nostro templo, quae non sunt propriae pro discipulis.[1])

Verkehrt wäre es, von diesen Fastenexempeln einen Schluß auf Bissels übrige Predigten zu machen, von denen uns leider nur eine Leichenpredigt erhalten ist. Auch die wenigen Einleitungspredigten zu den Fastenexempeln verraten ein gutes oratorisches Talent. Die Heilige Schrift wußte Bissel mit Geschick und Salbung zu handhaben und durch seine klaren, kernigen, volkstümlichen Ausführungen die Zuhörerschaft zu fesseln und zu packen, wenn er sich auch nicht immer von Geschmacklosigkeiten fern zu halten verstand.

(Schluß folgt.)

III.

„Volkswirtschaft und Krieg."

Von Dr. Fritz Gerlich, K. Kreisarchivassessor.

Am 4. Januar 1915 hat der Münchener Handelshochschulprofessor Dr. Edgar Jaffé im Polytechnischen Verein in Bayern einen Vortrag über: „Volkswirtschaft und Krieg" gehalten[2]), in dem er sich zu der Ansicht bekennt, daß sich in Deutschland im Augenblicke eine tiefgehende Änderung unseres Wirtschaftslebens in der Richtung des Sozialismus anbahnt. Die wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen ergäben einen vollständigen „Neuaufbau unseres Wirtschaftslebens",

1) M. R. Jes. i. g. 199. Auch die Zensoren tadeln an Bissels Schriften seine auffallende Breite bei erotischen Szenen. M. R. Jes. in g. 389.

2) Abgedruckt im Bayer. Industrie- und Gewerbeblatt, Jahrg. 47, 1915 S. 3 ff.; auch gesondert erschienen bei J. C. B. Mohr in Tübingen.

der „sich auf weitgehender Ausschaltung des Prinzips der wirtschaftlichen Selbstbestimmung aufbaut und somit unverkennbar staatssozialistisches Gepräge trägt". Diese leitende These sucht er durch eine Reihe von Hinweisen auf Vorgänge der Gegenwart und Vergangenheit zu belegen. Seine Ausführungen haben schon seinerzeit die Öffentlichkeit stark beschäftigt und zu Auseinandersetzungen in der Münchener Handelskammer geführt. Damit jedoch noch nicht genug, auch im Ausschuß der bayerischen Reichsratskammer haben jüngst sowohl der Referent, wie der Vertreter der Staatsregierung sich zu ihnen geäußert. Es erscheint daher wohl nicht als Überwertung der Jaffé'schen Gedanken, wenn wir sie hier einmal nach ihrer historischen und theoretischen Seite hin untersuchen, umsomehr als wir ihnen schon in der dem Vortrag folgenden Diskussion widersprachen. Wir beschränken uns dabei, wie gleich eingangs bemerkt sei, auf eben diese historische und theoretische Seite. Denn wir sind der Ansicht, daß die praktischen Folgerungen sich wesentlich nach dem Ausgang des Krieges und der kommenden Machtverteilung richten müssen. Sie aber sind heute noch niemand bekannt, eine Erörterung ihrer wirtschaftlichen Folgen also noch verfrüht. —

Wir können nach Jaffé schon vor Ausbruch des jetzigen Krieges zahlreiche Erscheinungen in unserem Wirtschaftsleben feststellen, die dem individualistischen Wirtschaftsprinzip des freien Spiels der Kräfte im Streben nach größtmöglichem Gewinn widersprechen. So die Koalitionsbestrebungen der Arbeitgeber und -nehmer, den Schutzzoll, das soziale Versicherungswesen 2c. Alle diese Maßnahmen schließen in sich die Voraussetzung, daß das einzelne Wirtschaftssubjekt sich nicht mehr als isoliertes Wesen, sondern als Glied einer Gemeinschaft betrachtet und auch von dem Staat so betrachtet wird. Dieses Gemeinschaftsgefühl hat durch den Krieg selbst eine außerordentliche Steigerung erfahren und uns eine Reihe wirtschaftlicher Maßnahmen gebracht, die diese neue Auffassung in ganz unzweideutiger Weise zum



Ausdruck bringen. So die Darlehenskassen, Kriegskreditbanken, die staatliche Einflußnahme auf die Löhne und Warenpreise, die Kriesrohstoffgesellschaften mit ihren Bemühungen um Regelung des Konsums und vieles mehr.

Alle diese Erscheinungen, von denen wir hier nur einige beispielsweise nennen, wurden bisher zumeist nur als Ausnahmeerscheinungen, veranlaßt durch den Krieg, gewertet. Das ist aber nach Jaffé ein Irrtum. Nach seiner Ansicht sollten sie „als das erkannt werden, was sie wirklich sind, notwendige Wegweiser zu einem bestimmt ergriffenen und klar bezeichneten Ziel. Dieses Ziel können wir formulieren als jenen Zustand der wirtschaftlichen Organisation, in dem alle Glieder des Volkes verwachsen sind zu einer organischen Einheit, jeder an seinem Platze eingeordnet als dienendes Glied einer Gemeinschaft, die zuletzt auch ihm selber dient, die ihm nicht nur äußerlich ein menschenwürdiges Dasein sichert, sondern auch seiner Arbeit die letzte Würde verleiht, weil sie nicht individuelle Zwecke verfolgt, sondern Dienst ist für die Allgemeinheit. —" (l. c. S. 9 bezw. 28.)

Jaffé führt dann des weiteren aus, wie er auf Grund dieser Erkenntnis sich die Wege zur Erreichung dieses Zieles denkt. Dieser Teil seiner Ausführungen wird uns späterhin beschäftigen, er steht und fällt mit der Richtigkeit der soeben zitierten Schlußfolgerung. Diese aber ist abhängig von den beiden anderen Gliedern seines Schlusses. Jaffé's ganzer Beweisversuch hat folgende Formel: Es lautet sein Obersatz: Schon im Verlaufe des 19. Jahrhunderts ist eine Abwendung von der individualistischen Wirtschaftsweise bemerkbar. Untersatz: Diese Abwendung hat während des Kriegszustandes eine außerordentliche Steigerung erfahren. Schlußfolgerung: Folglich haben wir für die Zukunft eine andere Wirtschaftsweise anzunehmen, als sie in der Vergangenheit bestand.

Daß ein Krieg, wie der gegenwärtige, auf die Wirtschaft des deutschen Volkes den einschneidendsten Einfluß ausüben muß, ist ohne weiteres selbstverständlich. Jaffé selbst bekennt: „Ein Krieg, wie Deutschland ihn heute zu führen genötigt



ist, bedeutet eine vollständige Verschiebung so gut wie aller bisherigen Lebensverhältnisse; eine Umwandlung, die umso einschneidender wirkt, als sie ganz plötzlich und mit der unausweichbaren Forderung an uns herantrat, alle anderen Rücksichten vor der nationalen Verteidigung in den Hintergrund zu stellen.“ (l. c. S. 3).

Damit aber nicht genug! Wir wissen aus den Äußerungen unserer Gegner, daß sie den Krieg geradezu zu dem Zwecke führen, unsere Wirtschaft zu vernichten. Als Mittel unserer Niederzwingung dient ihnen dabei die Aushungerung. Das bedeutet, daß die Gefahr für Leib und Leben in diesem Kriege sich nicht nur auf die Kämpfer und die im örtlichen Bereich der Kämpfe Befindlichen erstreckt, sondern auf jeden Bewohner des Deutschen Reiches ausgedehnt werden soll, auch denjenigen, der nie in Reichweite der Waffen des Gegners gelangt. Das heißt mit anderen Worten, das gesamte Gebiet der Deutschen Reiches ist in den Zustand einer belagerten Festung verwandelt.

Nun stelle ich gegenüber Jaffé die Frage: Ist es angängig, aus jenen Maßnahmen, die in einer Festung seitens der Festungsverwaltung während der Belagerung ergriffen werden, Rückschlüsse zu ziehen auf das Wirtschaftsleben der Festungsbewohner nach Aufhebung der Belagerung, wenn der Kriegszustand beseitigt ist und wieder friedlicher Verkehr herrscht?

Diese Frage stellen, heißt sie verneinen! Man kann aus Gleichem nur auf Gleiches schließen, aber nicht auf Verschiedenartiges. Der jetzige Kriegszustand gibt uns zweifelsohne Lehren für einen ferneren Kriegszustand. Er zeigt uns, auf welche Verhältnisse wir im außerordentlichen Fall, das ist Krieg, vorbereitet sein müssen. Daher ist es wohl möglich, aus heutigen Verhältnissen das Ergebnis zu entnehmen, daß wir einen „Juliusturm“ für Getreide und sonstige Rohstoffe anlegen müssen, um stets für mögliche Kriegsfälle genügend Rohstoffe im Lande zu haben. Aber es ist nicht angängig, die Maßnahmen der Regelung des

Lebensmittel- 2c. Konsums — wie sie jeder Kommandant einer belagerten Festung als etwas ganz Selbstverständliches vornimmt — als normgebend für eine zukünftige Friedenszeit zu betrachten.

Jaffé verkennt unserer Ansicht nach vollständig das eine Moment: das Ziel des Krieges. Wir verteidigen in diesem Kriege nicht nur unsere derzeitige nationale Daseinsform, ja nicht einmal unsere Wirtschaft, sondern darüber hinaus die Voraussetzungen der wirtschaftlichen Arbeit überhaupt, wie sie bei Kulturvölkern sich entwickelt haben. Wir suchen durch unsere militärischen Anstrengungen die in Frage gestellte Gültigkeit der fundamentalsten Rechtsnormen wiederherzustellen, das heißt durch den Zwang der Waffen wieder zu Rechtszuständen zu gelangen, die ein wirtschaftliches Arbeiten in der Kulturform des 19. Jahrhunderts überhaupt erst ermöglichen. Dieser Angriff auf den Rechts- und tatsächlichen Schutz von Leben und Eigentum aber trifft alle Volksgenossen gleichmäßig. Alle miteinander werden in jenen Voraussetzungen verletzt, auf die sich das Kulturleben gründet. Diese allen gleiche Gefahr ist es, welche die in der Friedenszeit vorhandenen Interessenunterschiede beseitigt und an ihre Stelle die gemeinsame Anstrengung zum Schutze und zur Wiederherstellung der gefährdeten Lebens- und Arbeitsvoraussetzungen setzt.

Sehen wir uns die einzelnen Maßnahmen, die während der Kriegszeit entstanden, noch kurz genauer darauf an, ob sie alle dieser Zielsetzung entsprechen! Daß die Maßnahmen, die unsere Nahrungsmittel strecken sollen, um dadurch die Aushungerung zu verhindern, es tun, ist so selbstverständlich, daß es keines weiteren Wortes bedarf. Das Gleiche gilt von den Maßnahmen bei all jenen Rohstoffen, die für die Kriegführung notwendig sind: Metalle für Kriegsfahrzeuge, Geschütze und Geschosse, Chemikalien für Munition, Wolle für Soldatenkleidung, Benzin und Gummi für Kriegsautos usw. usw.

Komplizierter schon wird die Beziehung bei den Dar-



lebenskassen und Kriegskreditbanken. Man darf aber nicht übersehen, daß eine ruhige Weiterführung des täglichen Lebens und die Aufrechterhaltung der bisherigen bürgerlichen Zustände schon psychisch ein gewaltiges Kriegsmittel gerade bei einem Volksheer ist. Zusammenbruch der wirtschaftlichen Verhältnisse vieler Tausender von Volksgenossen würde eine außerordentliche Unruhe in die Bevölkerung tragen, die gerade jetzt am wenigsten zu wünschen ist, wo das ganze Volk sich im Willen zur Abwehr zusammenfinden soll. Des weiteren würden dadurch viele Produktionen unterbunden, die teils im dringlichen Interesse der eigentlichen Kriegsführung, teils im Interesse der Volksernährung 2c. gelegen sind. Man darf eben nicht übersehen: Zur Kriegführung gehört notwendigerweise nicht nur die Sicherung der materiellen Existenz des kämpfenden, sondern ebensosehr auch die des nichtkämpfenden Volksteiles. Das gilt auch von der Einflußnahme auf die Lebensmittelpreise.

Aus diesem Gedanken, verbunden mit der Idee vom sozialen Burgfrieden, entspringt auch die Einflußnahme der Militärbehörden auf die Lohn- bezw. Gehaltsverhältnisse der Arbeitnehmer. Bekanntlich nehmen die militärischen Verwaltungsbehörden in die Lieferungsverträge, die sie mit den verschiedenen Unternehmern abschließen, Bedingungen über die Höhe der vom Unternehmer an seine Arbeiter und Angestellten zu zahlenden Löhne auf. Die Staatsverwaltung bezweckt dadurch, Konfliktsmöglichkeiten zwischen den einzelnen Erwerbsständen aus dem Wege zu räumen. Streiks könnten — siehe England — die Produktion ganz oder teilweise unterbinden und damit den Ersatz notwendiger Kriegsmittel wie Geschütze, Munition, Proviant, Kleidung 2c. unmöglich machen. Derartige Arbeitseinstellungen aber könnten geradezu den militärischen Zusammenbruch auf dem Kriegsschauplatz zur Folge haben. Streiks können daher von der Militärbehörde auf keinen Fall geduldet werden. Damit ist den Arbeitern ihr wirksamstes Mittel im Kampfe um die Lohnhöhe genommen. Nun wäre es an sich denkbar, Meinungs-

verschiedenheiten über Löhne an Schiedsgerichte, bezw. Arbeitsämter zu verweisen, aber Streitereien wären dadurch nicht ausgeschlossen. Unruhe und Zwietracht würde auch so in die Bevölkerung dringen, wie die Erfahrungen Englands zeigen, und die wünschenswerte Einheit und Brüderlichkeit in den Anstrengungen zur Abwehr des Feindes stören. Daher schien auch dieser Ausweg ungeeignet. Es ist aber unbestreitbar, daß diese Art der Wahrung der nationalen Interessen die Interessen eines Großteiles des Volkes, nämlich die Bewegungsfreiheit der Arbeiterschaft in ihrem Streben nach angemessenen Löhnen, stark beeinträchtigt. Da nun der Mißbrauch dieser Bindung der Arbeiterschaft durch das Unternehmertum an sich keineswegs ausgeschlossen ist und eventuell zu gewaltsamen Reaktionen führen könnte, verlangte sowohl das Prinzip der Gerechtigkeit wie das Interesse der nationalen Verteidigung, daß wirksame Maßnahmen zum Schutze der gefährdeten Arbeiterinteressen getroffen wurden. Sie boten sich in den erwähnten Lohnklauseln.

Am schärfsten zeigt sich die Rücksichtnahme auf das nationale Verteidigungsinteresse bei den Maßnahmen über die Ausfuhr. Man hat bekanntlich Ausfuhrverbote erlassen. Und zwar zunächst über jene Waren, in denen bei uns Mangel eintreten könnte, der wiederum Störungen der Verteidigung oder der Fortführung des bürgerlichen Lebens zur Folge hätte. Man hat aber auch darüber hinaus die Ausfuhr solcher Waren verboten, die den Gegnern bei der Verteidigung oder der Aufrechterhaltung ihrer wirtschaftlichen Arbeit von Nutzen sein könnten. Natürlich ist es aber Niemand eingefallen, bei den Artikeln, die zur Ausfuhr freigelassen wurden, der Erzielung von Gewinn beim Verkauf Schwierigkeiten zu bereiten. Ebensowenig hat man überhaupt in der Heimat selbst das Gewinnstreben an sich unterbunden. Niemand hat z. B. bei Waren, die den alten oder nur mäßig erhöhten Preis beibehalten haben, staatliches Eingreifen in die Preishöhe verlangt, obwohl man wußte, daß auch bei dieser alten Preishöhe Gewinne erzielt wurden. Höchstpreise

sind nur dort festgesetzt worden, wo spekulative Preistreibereien vorgekommen sind. Aber auch die Höchstpreise lassen noch sehr stattliche Gewinne zu, denn ihr Ziel ist nicht, den Gewinn an sich zu beschränken, etwa in dem Sinne, daß man ihn auf das Maß des standesgemäßen Unterhaltes festsetzt. Ihr Ziel ist nur, einen augenblicklich — das heißt in Anbetracht der ganzen Verhältnisse des Kriegszustandes — das Staatswohl gefährdenden Mißbrauch zu verhindern. Dieses Moment gerade sollte bei Beurteilung dieser Vorgänge ja nicht außer Acht gelassen werden, denn es führt zu Mißverständnissen schlimmster Art, wenn man die Bekämpfung der mißbräuchlichen Anwendung eines Prinzips mit Bekämpfung des Prinzips selbst verwechselt.

Das sind im Wesentlichen die Vorgänge, aus denen Jaffé die Folgerung zieht, wir könnten „uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß der so ins Werk gesetzte Neubau unseres Wirtschaftslebens auf weitgehender Ausschaltung des Prinzips der wirtschaftlichen Selbstbestimmung sich aufbaut und somit unverkennbar staatssozialistisches Gepräge trägt." (l. c. S. 5, bezw. 11 f.)

Nun ist es überhaupt die Eigenart der Kriegführung einer Nation, die die allgemeine Wehrpflicht hat, daß sie die Selbstbestimmung ihrer Angehörigen weitgehend ausschaltet und auch solche Personen zum Heeresdienst heranzieht, die aus wirtschaftlichen und anderen Gründen an sich ihm fern bleiben würden. Es tut sich da ein großer Unterschied gegenüber Staaten mit Söldnerwesen auf, in denen die wirtschaftlichen Momente oft geradezu die Teilnahme des Einzelnen, die ihm ganz ins Belieben gestellt ist, veranlassen. Deshalb ist der Fürsorge-Gedanke eigentlich eine notwendige Begleiterscheinung der Wehrpflicht.

Übrigens bietet uns die Geschichte durchaus eindeutige Beweise für unsere Behauptung, daß die jetzigen Maßnahmen mit prinzipieller Änderung der Wirtschaftsweise absolut nichts zu tun haben. Es ist, trotz allgemeiner Meinung, der gegenwärtige Krieg keineswegs der erste Versuch Englands



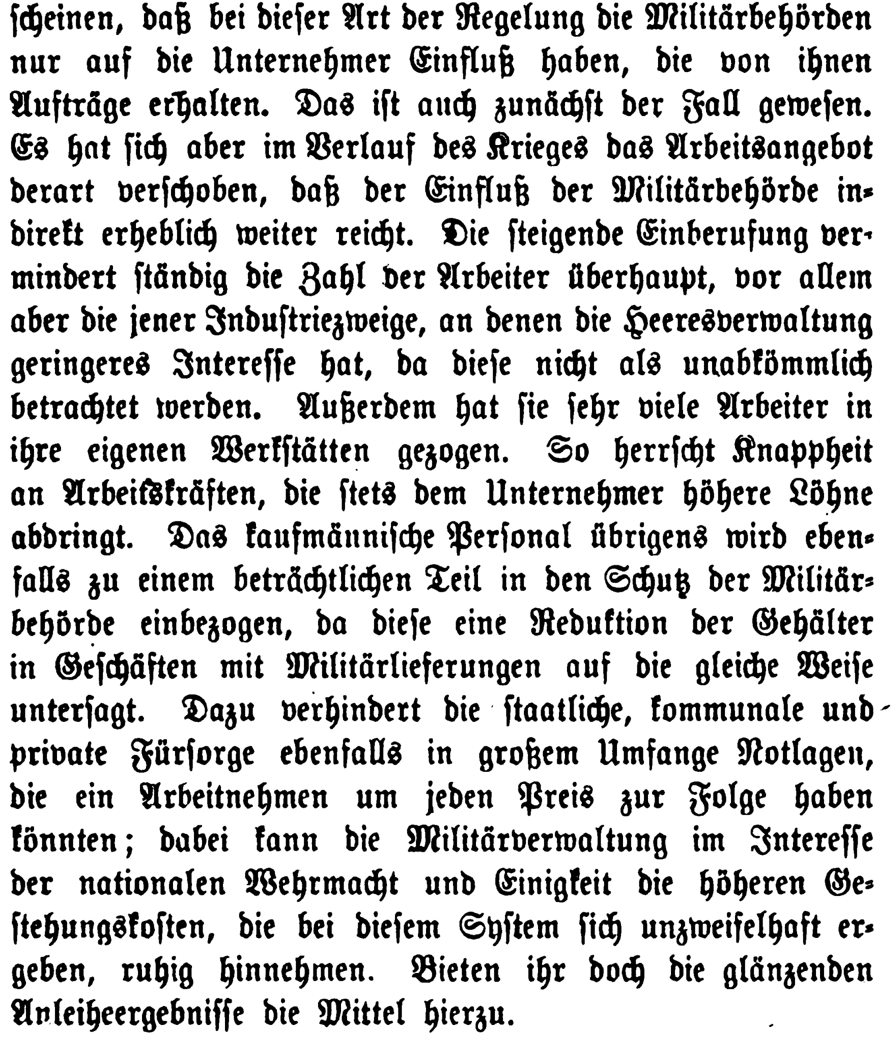
eine Kontinentalmacht durch Aushungerung zu zwingen. In einem größeren Aufsatz in den Süddeutschen Monatsheften (Maiheft 1915, München und Leipzig) habe ich jüngst darzulegen versucht, wie England diesen Gedanken zum ersten Male schon im Jahre 1589 gegen Spanien verfolgt und dann 1793 gegen Frankreich wieder aufnimmt. Es gelang ihm sogar, Frankreich in die gleiche Verlegenheit zu bringen wie uns. Auch in Frankreich wurde das Getreide knapp. Frankreich aber schützte sich dagegen auf dieselbe Weise wie wir, indem es ebenfalls durch Staatsmaßnahmen das Getreide beschlagnahmte und den Brotverbrauch regelte und beschränkte. Ähnliche Maßnahmen, wie wir jetzt, traf sogar schon früher die kurfürstlich bayerische Regierung anläßlich der großen Getreidenot infolge Mißernte in den Jahren 1770—1772. Auch damals wurden die Getreidevorräte von Staatswegen aufgenommen und zahlreiche Anweisungen und Maßnahmen zur Regelung des Verbrauchs versucht. Die einzelnen Verordnungen ähneln den heutigen zum Teil aufs Haar. (Vergl. Böhmländer und Gerlich: „Kriegsbrot und Teuerung in Bayern vor 145 Jahren“, in „Das Bayerland“, München 1915, Heft 31 und 32). Niemand aber ist es eingefallen, in diesen Maßnahmen prinzipielle Änderungen der Wirtschaftsweise zu sehen. Sie alle geschahen auch, ohne daß eine sozialistische Partei mit ihrer Propaganda den Boden geebnet hätte, wie man heute vermeint. In der Tat ist auch keine solche Änderung im Anschluß um sie eingetreten. Die ganzen Maßnahmen waren eben Abwehrmaßregeln gegen außerordentliche und überraschend erfolgende Bedrohungen des gesamten Volkes, sonst weiter nichts.

So gründen sich alle jetzigen Kriegsmaßnahmen auf den einen leitenden Grundgedanken: Was erfordert das Interesse der Wehr- und Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkes in militärischer, psychologischer und allgemein wirtschaftlicher Beziehung? Es besteht durchaus kein Grund für die Annahme, daß über den Rahmen dieser mit und ohne Sozialismus gleicherweise gegebenen Notwendigkeiten hinaus in



unserer Wirtschaft eine prinzipielle Änderung vor sich gegangen ist. Hätte Jaffé, als er diese Behauptung aufstellte, sich nicht nur mit der Aufzählung der wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen begnügt, sondern auch untersucht, ob sie überhaupt in sich die Möglichkeit haben, die besonderen Verhältnisse des Kriegszustandes zu überdauern, so hätte er sicherlich erkannt, daß weder Wille noch Mittel dem von ihm angenommenen Ziel entsprachen. Wir können hier angesichts des beschränkten Raumes nicht alle Maßnahmen nach dieser Richtung hin beleuchten, sondern begnügen uns mit einem Beispiel, nämlich der staatlichen Einflußnahme auf die Lohnhöhe.

Die Militärbehörde hat, wie wir schon darlegten, in ihre Verträge Lohnklauseln aufgenommen. An sich kann jeder Auftraggeber, der private ebenso wie irgend eine Behörde, derartige Bedingungen bei Lieferungsverträgen stellen. Der ganze Vorgang bleibt ja überhaupt in den Grenzen des Privatrechts; das Mittel, die Erfüllung zu erzwingen, nämlich Rücktritt vom Vertrage, kann sich auch jeder private Vertragskontrahent von seinem Vertragsgegner zugestehen lassen. Nur wird er einen derartigen Einfluß auf das Selbstbestimmungsrecht des anderen Kontrahenten wohl nur in den seltensten Fällen zugebilligt erhalten. Es würde ihm wohl höchstens dann gelingen, wenn er über so große Auftragsbestände verfügt, daß seine Aufträge für die Weiterführung irgend eines Industriezweiges von entscheidender Bedeutung sind. Aber auch dann könnte er diesen Schritt nur wagen, wenn ihm der Welthandelspreis der Ware keine Grenzen setzt. Das heißt, wenn ihm die Gestehungskosten in gewissen Grenzen gleichgültig sind. In Friedenszeiten besitzt nicht einmal der Staat diese Höhe wirtschaftlicher Machtstellung. Anders im Kriege. Hier hat der Staat die Geschäftslage auf seiner Seite. Große Teile von Industrie und Handel würden ohne Militäraufträge ihre Betriebe überhaupt nicht offen halten können und nehmen daher die Bedingungen der Militärbehörden an. Es könnte nun



scheinen, daß bei dieser Art der Regelung die Militärbehörden nur auf die Unternehmer Einfluß haben, die von ihnen Aufträge erhalten. Das ist auch zunächst der Fall gewesen. Es hat sich aber im Verlauf des Krieges das Arbeitsangebot derart verschoben, daß der Einfluß der Militärbehörde indirekt erheblich weiter reicht. Die steigende Einberufung vermindert ständig die Zahl der Arbeiter überhaupt, vor allem aber die jener Industriezweige, an denen die Heeresverwaltung geringeres Interesse hat, da diese nicht als unabkömmlich betrachtet werden. Außerdem hat sie sehr viele Arbeiter in ihre eigenen Werkstätten gezogen. So herrscht Knappheit an Arbeitskräften, die stets dem Unternehmer höhere Löhne abdringt. Das kaufmännische Personal übrigens wird ebenfalls zu einem beträchtlichen Teil in den Schutz der Militärbehörde einbezogen, da diese eine Reduktion der Gehälter in Geschäften mit Militärlieferungen auf die gleiche Weise untersagt. Dazu verhindert die staatliche, kommunale und private Fürsorge ebenfalls in großem Umfange Notlagen, die ein Arbeitnehmen um jeden Preis zur Folge haben könnten; dabei kann die Militärverwaltung im Interesse der nationalen Wehrmacht und Einigkeit die höheren Gestehungskosten, die bei diesem System sich unzweifelhaft ergeben, ruhig hinnehmen. Bieten ihr doch die glänzenden Anleiheergebnisse die Mittel hierzu.

Sowie aber der Krieg vorüber ist, ist's auch mit der jetzigen Stellung der Militärbehörde im Wirtschaftsleben vorbei. Ihr Auftragsbestand sinkt rapid sowohl an Menge wie Art der Bedürfnisse. Damit sind viele Industriezweige wieder gezwungen, sich der Arbeit für den Export zuzuwenden. Auf diesem Gebiet aber ist vor allem der Welthandelspreis normgebend für die Warenpreise und damit auch in hohem Grade für die Lohnhöhe. Außerdem stellt sich auf dem Arbeitsmarkt infolge der Entlassung der zur Zeit im Heere dienenden Arbeitskräfte und nach Ausgleich der Verluste das alte Verhältnis des Angebotes allmählich wieder ein. Diese und zahlreiche andere Momente ergeben automatisch



die Wiederkehr der alten Wirtschaftsverhältnisse und beseitigen damit die heutige Einflußnahme des Staates auf die Lohnhöhe. In der Art der gewählten Mittel steckt also ebenfalls ein Beweis für unsere Behauptung, daß diese Maßnahmen nur aus den Kriegsverhältnissen heraus und nur für sie geschaffen sind.

Es scheint, als habe Jaffé selbst gefühlt, daß die Vorgänge während des Krieges seine Ansicht nicht eindeutig und zwingend erweisen würden. Um ihnen nun höhere Beweiskraft zu geben — wohl auch um dem Einwand auszuweichen, eine Theorie ad hoc konstruiert zu haben — setzt er die Kriegsmaßnahmen in einen genetischen Zusammenhang mit Vorgängen in der dem Krieg vorausgegangenen Zeit, indem er behauptet, der Krieg habe nur das zur Reife und Entwicklung gebracht, was schon vorher im Werden begriffen war. Sicherlich würde diese Verknüpfung der Kriegsvorgänge und der vorausgehenden Ereignisse zu einer Entwicklungskette die Jaffé'sche These von der prinzipiellen Änderung der Wirtschaft außerordentlich stützen. Sie würde uns nötigen, viele Vorgänge doch anders zu beurteilen, als wir es in den bisherigen Darlegungen getan haben. Vorbedingung ist aber, daß es Jaffé gelingt, diesen Beweis zu führen; mit anderen Worten, daß Jaffés Ansicht von der Entwicklung des 19. Jahrhunderts auch wirklich den tatsächlichen Vorgängen entspricht. Die Vollständigkeit des Gegenbeweises verlangt also, daß wir auch diesen Teil seiner Aufstellungen einer Prüfung unterziehen. Die Frage, wie Jaffé sich die wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts vorstellt, ist der Punkt, von dem wir bei dieser Nachprüfung auszugehen haben.

Jaffé nimmt mit der communis opinio an, daß das Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts mit seinem Streben nach Gewinn, dem „Gewinnprinzip" (l. c. S. 8 bezw. 25 und sonst), dem „wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrecht", der „möglichst vollkommenen Entfesselung des Erwerbstriebes auf allen Gebieten" eine der vorausgehenden Epoche gegen-



über prinzipielle neue Erscheinung ist. Soweit die Vorgänge als äußerliche Befreiung von Hemmungen durch das geltende Recht und die Staatsverwaltung bezw. Politik aufgefaßt werden, trifft diese Ansicht zweifellos zu. Nicht hierauf aber legt Jaffé den Nachdruck, vielmehr bezeichnet er selbst als „charakteristische Züge" des neuen Systems nicht „irgendwelche technischen oder sonstigen äußeren Merkmale und Hilfsmittel", sondern den „Geist und die Gesinnung", das ist das Streben nach Gewinn.

Jaffé's Darlegungen sind hier, wie überhaupt, so vieldeutig und unbestimmt, daß sich sofort die Frage erhebt, wessen Geist und Gesinnung gemeint sei, der der Staatsleitung oder der der Wirtschaftssubjekte, der Kaufleute, Handwerker, Bauern, Arbeiter ꝛc. Die Staatsleitung der Periode vor 1800 hatte zweifellos die „Gesinnung", daß die ihr unterstehenden Wirtschaftssubjekte kein Recht zur Betätigung eines von jeder Fessel vollkommen entbundenen Strebens nach Gewinn haben. Wie aber stand es mit den Wirtschaftssubjekten? Fehlte ihnen dieses Streben auch wirklich oder konnten sie es nur nicht zur Geltung bringen?

Eines an dieser Ansicht ist sicher richtig. Die Fähigkeit und der Wille der großen Maße sich anzustrengen um Gewinn zu erstreben, ist zumeist erschöpft, wenn die Lebensnotdurft verdient ist. Das war aber nicht nur im 18. Jahrhundert der Fall, das ist heute noch keineswegs anders. Neben ihr aber gibt es die für das Wirtschaftsleben stärker disponierten Geister. Und da fragt sich's, besaßen auch sie kein Gewinnstreben? Nehmen wir einmal an, es sei so gewesen, auch jene seien frei von Gewinnstreben gewesen. Dann hätten wir den psychologisch ganz einzigartigen Fall, daß die Aufhebung von Gesetzbestimmungen plötzlich in ein und derselben Menschengeneration eine Vermehrung der menschlichen Psyche um eine neue, in ihr bisher nicht vorhandene Eigenschaft herbeiführt. Diese Ungeheuerlichkeit wird niemand annehmen wollen und deshalb belehrt man uns dahin, daß diese Änderung nicht plötzlich eintrat, sondern sich im Laufe



des 18. Jahrhunderts allmählich vorbereitete. Gegen das Ende dieser Zeit war dann die neue Gesinnung ausgebildet. Die Aufhebung jener Bindungen aber stellt nur den Zeitpunkt dar, von dem an sie sich im Staatsleben zur Geltung bringen konnte.

Nun entwickelt sich zwar im Verlaufe allen menschlichen Geschehens seit den ersten Zeiten, die uns geschichtlich erfaßbar sind, stets nur unsere Empirie. Richtiger gesagt, sie entwickelt sich nicht, sondern mehrt sich und mit dieser Mehrung erfahren alle Verstandesleistungen — Begriffe, Vorstellungen, technische Errungenschaften — eine ständige Umbildung. Nirgendwann und wo aber ändert sich in dieser Zeit der Bestand der menschlichen Psyche (siehe Gerlich Fritz, Geschichte und Theorie des Kapitalismus, München und Leipzig, 1913), weshalb diese Behauptung von der Entwicklung eines neuen „Geistes und Gesinnung" höchst problematisch ist. Aber selbst wenn wir die Behauptung annehmen, daß im 18. Jahrhundert sich eine neue Gesinnung entwickelt, so wären noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Die Geschichte lehrt uns nämlich die merkwürdige Tatsache, daß von dieser Zeit rückwärts durch viele Jahrhunderte ständig eine Reihe Großunternehmer gelebt haben, die von ausgesprochenem Gewinnstreben beherrscht waren. Auch die sich ständig wiederholenden Wucherverbote z. B. des Mittelalters, die Preisfestsetzungen aller Art zeugen nicht dafür, daß diesen Zeiten jedes Gewinnstreben ferne war. Es muß also stets zumindest Ausnahmemenschen mit Gewinnstreben gegeben haben. Diese Tatsache hat ja wie bekannt auch schon zu dem Ergebnis geführt, die Geburtsstunde des Kapitalismus bis in die Zeit um 1200 nach Christi Geburt zurückzuverlegen (Sombart). Die Entwicklung und Entstehung des kapitalistischen Geistes mit seinem Gewinnstreben um 1800 herum in Deutschland und 1750 herum in England, wie Jaffé vermeint, ist also äußerst bestritten.

So ergeben sich bei der Jaffé'schen Ansicht, daß das Gewinnstreben erst dem 19. Jahrhundert angehöre, schwere

Widersprüche mit den historischen Tatsachen. Sie finden zwanglos ihre Lösung, wenn wir eine von Jaffé übersehene Unterscheidung anwenden und festhalten, daß die Arbeit beziehungsweise Gesinnung der Wirtschaftssubjekte und die Tendenzen der die Wirtschaftsordnung bestimmenden Staats- rc. Verwaltung, dann der kirchlichen Obrigkeiten sich nicht immer zu decken brauchen. Wenn wir uns jetzt die von Jaffé aufgezählten Ereignisse am Beginn des 19. Jahrhunderts näher ansehen, nämlich die Befreiung der bäuerlichen Bevölkerung von ihrer Gebundenheit, Aufhebung des Flurzwanges, Auflösung des Gemeindebesitzes, Mobilisierung des Grundes und Bodens, Beseitigung des Zunftzwanges und Einführung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit, Aufhebung fast aller behördlichen Ordnung und Überwachung des Erwerbslebens, so sehen wir, daß es sich hier überall nur um Fragen der Rechtsordnung, d. h. der staatlichen Einflußnahme auf das Wirtschaftsleben, das ist also der Wirtschaftspolitik, handelt. Jaffé fühlt das auch unklar durch, denn er schließt seine obige Aufzählung: „Mit einem Wort: die möglichst vollkommene Entfesselung des Erwerbstriebes auf allen Gebieten.“ Wo etwas entfesselt wird, muß aber etwas da sein. Also besaß schon das 18. Jahrhundert den Erwerbstrieb, das 19. Jahrhundert „entfesselte“ ihn nur, bot ihm nur größere Möglichkeit des Sichauswirkens. Damit aber gibt Jaffé unbewußt selbst zu, daß die Neuerung um 1800 nicht das Entstehen eines neuen Geistes, sondern das stärkere zur Geltungkommen des alten Geistes ist. Wenn nun der Geist des neuen, des kapitalistischen Wirtschaftssystems der des Strebens nach Gewinn ist, so muß er auch im 18. Jahrhundert der Inhalt des Erwerbstriebs gewesen sein, da nach Jaffé's eigenen Worten er nur der „entfesselte“ alte Geist ist. Betrachten wir jetzt, wie nach Jaffé dieser „Geist“ sich auswirkt!

Die Freiheit des Erwerbstriebes beherrschte das neunzehnte Jahrhundert zunächst uneingeschränkt. So wurde z. B. der Betrug für nicht strafbar erktärt, da das



freie Spiel der Kräfte keinen „Betrug“ sondern nur geistige Überlegenheit annahm. Bald aber zeigte sich, daß sie auch sehr unerwünschte Folgen hatte. Weil sie auf dem reinsten Individualismus aufbaute, brachte sie unserem Volke „die Gefahr völliger Atomisierung“. Sie zerstörte alle überkommenen Gemeinschaftsverbindungen, stellt jeden auf sich selbst und brachte ihn dabei in „latenten Gegensatz zu allen anderen“. Kurz es zeigte sich, daß sie auf die Dauer in ihrer Reinheit nicht mehr haltbar war und sich Einschränkungen gefallen lassen mußte, als deren wichtigste Jaffé die folgenden aufzählt:

1. Eingriffe des Staates, nämlich Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung und Schutzzoll.
2. Beschränkungen, die das wirtschaftliche Leben aus sich heraus schuf, nämlich:
a) die Organisation der Arbeiter in Gewerkschaften und Genossenschaften.
b) Organisation der Produzenten in Kartellen und Syndikaten.
c) Organisation des Mittelstandes in den Genossenschaften der Bauern und Handwerker.
d) Organisation der Konsumenten in Konsumvereinen, Baugenossenschaften und anderes mehr.

Jaffé spricht an dieser Stelle nur davon, daß diese Neuerungen im kapitalistischen Wirtschaftssystem dem „wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrecht“ widersprechen. Nehmen wir das zunächst als richtig an. Wir erinnern uns aber dabei, daß Jaffé als das Neue an dem kapitalistischen Wirtschaftssystem — das Gegensätzliche zur vorausgehenden und zur nachfolgenden Wirtschaftsperiode — den „entfesselten Erwerbstrieb“, das „Gewinnstreben“ bezeichnet. Es würde uns nun interessieren, ob die Neuerungen auch zu dieser, von Jaffé als die wichtigste bezeichneten, Seite des kapitalistischen Wirtschaftssystems im Gegensatz stehen.

Wir wollen nicht lange mit Fragen spielen, sondern gleich rund heraus erklären:

Alle jene Neuerungen, welche das Wirtschaftsleben aus sich heraus schuf, wie Jaffé sich ausdrückt, oder welche die Wirtschaftssubjekte sich direkt ohne den Weg über die Staatsmaschine schufen, wie wir sagen wollen, sind nicht Gegensätze, sondern Ausfluß des Gewinnstrebens. Wir greifen zunächst die Konsumvereine heraus.

Die Konsumvereine beruhen auf der Erkenntnis der Tatsache, daß man die Lebenshaltung nicht nur durch Erhöhung des Einkommens sondern auch durch billigere Beschaffung der Lebens- und Wirtschaftsbedürfnisse verbessern kann (Hans Crüger in Handw. der Staatswiss. 3. Aufl. Bd. 6, S. 151). Eine Anzahl Menschen hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß der Großeinkäufer die gleiche Ware pro Einheit erheblich billiger erhält wie der Kleinkäufer. Würde dieser die Ware zum Großpreis bekommen, so würde sich seine Lebenshaltung erheblich verbilligen. Dem einzelnen Kleinkäufer aber ist es ganz unmöglich sich diesen Vorteil zu erringen, da er für jene Mengen, bei denen die großen Rabatte gewährt werden, keine Verwendung hat. Anders ist die Sachlage, wenn mehrere Kleinkäufer zusammen ihren Bedarf decken, dann können sie derartige Mengen erwerben, weil sie diese verteilen können. Ist nun ihr Gewinnstreben so stark, daß es die mancherlei Unbequemlichkeiten des Konsumvereins überwindet, so tun sie sich zum Verein zusammen, den sie zu einem Rechtssubjekt mit der Eigenschaft des Großkäufers machen. Sie suchen die möglichst zweckmäßige Form sich zum Vorteil zu verschaffen, die der Großkäufer aus seiner Eigenart heraus in Anspruch nehmen kann. Da ihre Eigenschaft als Kleinkäufer diesem Streben nach Vorteil widerstrebt, mußten sie erst diese Eigenschaft verwandeln. Sie mußten sich in irgend einer Weise in die Eigenschaft des Großkäufers überführen. Das geschieht in dem Zusammenschluß zum Konsumverein! Der Konsumverein also ist nicht nur keine Aufgabe des Gewinnprinzips, sondern gerade im Gegenteil das Ergebnis eines zweckmäßig betätigten Gewinnstrebens. Seine Eigenart ist bedingt durch



die Eigenart der Wirtschaftssubjekte, die in ihm ihr Gewinnstreben verwirklichen.

Im Prinzip ganz gleich geartet sind die Kartelle. Der Gedanke an Kartellierung eines Industrie- 2c.-Zweiges taucht immer erst dann auf, wenn die gegeneinander gerichtete Konkurrenz der ihm angehörenden Unternehmer die Gewinnmöglichkeit eines Großteils derselben sehr stark vermindert hat. Um jedem einen möglichst hohen und ständigen — wohl stets einen höheren als den zur Zeit erreichten — Gewinn zu sichern, vereinigt man sich, legt sich Beschränkungen in der Konkurrenz auf, normiert die Preise usw. Die Warenverkäufer machten dasselbe, was die Arbeitverkäufer von ihrem Standpunkt aus in den Gewerkvereinen[1]) tun. Den Arbeitverkäufern hat die Erfahrung gezeigt, daß der Preis durch steigendes Angebot sinkt. Ihr Gewinnstreben aber ist darauf gerichtet, einen möglichst hohen Preis für die angebotene Arbeit zu erzielen. Da sie aus ihrer wirtschaft-

---

1) Die Tendenz der deutschen Gewerkschaften „geht wie die der englischen und diejenige anderer Länder darauf, Arbeitskämpfe auf das geringstmögliche Maß einzuschränken, und sucht die Besserung der Arbeitsbedingungen durch Verwirklichung des Konstitutionalismus in der Fabrik. Zu diesem Zweck suchen sie die lohnempfangende Arbeiterklasse von Gewerbe zu Gewerbe korporativ zu organisieren. Indem sie ihre Mitglieder, falls sie arbeitslos werden, unterstützen, geben sie dem Lohnarbeiter bei Wahrnehmung seiner Interessen den Rückhalt, welchen andere Interessenten im Besitze eines Vermögens finden. Somit sind die Gewerkschaften zu definieren als Interessentenverbände, bestehend aus Lohnarbeitern eines und desselben Gewerbes, welche die Interessen ihrer Mitglieder, insbesondere beim Abschluß des Arbeitsvertrages, wahren, indem sie für sie Fürsorge treffen bei Arbeitslosigkeit, gleichviel ob diese in schlechter Marktlage oder in mangelnder Übereinstimmung von Arbeitgebern und Arbeitern über die Arbeitsbedingungen ihren Grund hat. Selbstverständlich erstreben sie daneben, genau so wie andere Interessenverbände, die Gesetzgebung und Verwaltung im Interesse der Arbeiter zu beeinflussen, wo es sich um Fragen handelt, die ihr Interesse berühren!" (Lujo Brentano in Handw. der Staatsw. III. Aufl., Bd. 4 S. 1107.)

lichen Lage heraus jeder für sich in der Isolierung dieses Gewinnstreben infolge Konkurrenz, geringer Mittel usw. nicht mit Erfolg verwirklichen können, haben sie sich in Verbänden zusammengefunden, welche die das Gewinnstreben schädigenden Einflüsse der freien Konkurrenz ausschaltet und durch gemeinsame Vertretung beim Abschluß des Arbeitsvertrags (Tarifvertrags) für den einzelnen einen höheren Preis der angebotenen Arbeit — also höhere Gewinne — erzielen, als dieser in der Isolierung zu erreichen vermöchte.

(Schluß folgt.)

IV.

Botha und die Wahlen in Südafrika.

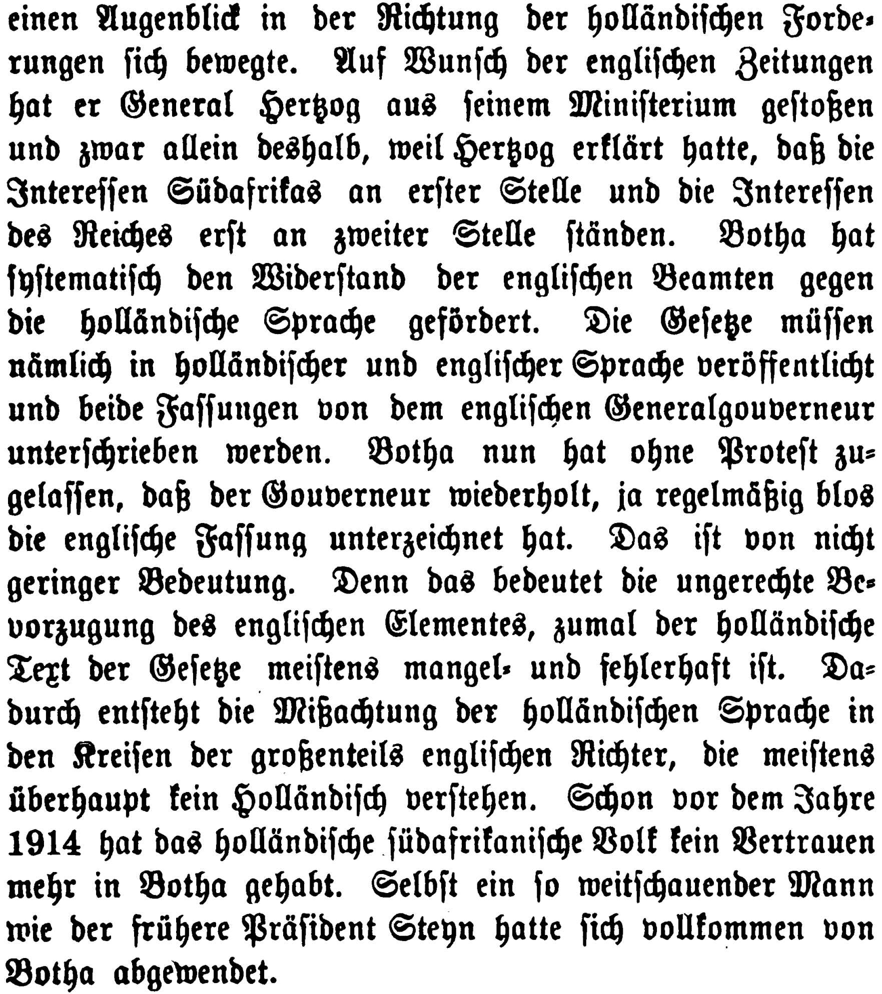
Endlich sind die südafrikanischen Blätter in Europa angekommen. Die Möglichkeit ist nun gegeben, über die Bedeutung der südafrikanischen Wahlen ein abschließendes Urteil zu bilden. Sie hatten dieses Mal auch für Deutschland große Bedeutung. Aus ihrem Ausfall geht hervor, daß das holländische Element in Südafrika gar nicht deutschfeindlich ist, die englandfreundliche imperialistische Politik verurteilt und von der Person Bothas nichts wissen will. Das holländische südafrikanische Element hat bekundet, daß es zur großen germanischen Familie gehört. Mit den Holländern und den Flämen kämpft es für seine Rechte! Selbstverständlich hat sich nicht das ganze holländische Volk in Südafrika von Botha und seiner verderblichen Politik abgewendet. Die Ursachen dieser Erscheinung sollen unten untersucht werden. Sie sind äußerlicher Natur.[1])

1) Das Material, das diesem Artikel zu Grunde liegt, ist den südafrikanischen Blättern (vor allem dem ‚Volksstem' und dem ‚Burger')

Um die Lage in Südafrika richtig zu verstehen, ist es notwendig, daß wir uns kurz mit der Person des Generals und ersten Ministers Botha beschäftigen. In der Zeitschrift „Dietsche Stemmen" hat Bodenstein die „Entartung Bothas" beleuchtet. Der Botha vom Jahre 1914 ist nicht mehr derselbe wie der aus dem Jahre 1907. In der südafrikanischen Verfassung wird bestimmt, daß die Beamten der Union die zwei Sprachen, die englische und die holländische, kennen müssen. Botha, der im Jahre 1907 für die Rechte der holländischen Sprache tapfer eingetreten ist, hat seitdem eine ganz andere Haltung angenommen. Er ernennt oft Beamte, die blos englisch sprechen, und gegen Beamte, die die holländische Sprache bekämpfen, wagt er nicht aufzutreten; er hat sogar ein Gesetz erlassen, wodurch die Anstellung von Beamten, die blos eine Sprache beherrschen, nicht länger ausausgeschlossen ist. Selbstverständlich hat dieses Gesetz den Unwillen des holländischen Volksteiles herausgefordert. Botha hat höhere Schulbeamte nicht entlassen, die auf ungesetzliche Weise die Kinder dazu gezwungen haben, in der Schule blos englisch zu sprechen, die in den ihnen unterstellten Schulen systematisch Lehrer angestellt haben, die überhaupt kein Holländisch kennen, trotzdem das Gesetz vorschreibt, daß die Kinder in ihrer Muttersprache unterrichtet werden müssen. Seit den sieben Jahren der Regierung Bothas ist nichts für die Entwicklung der holländischen Gymnasien und Realschulen getan werden. Botha hat selbst eine Hochschule gründen wollen, in welcher die holländische Sprache blos eine äußerst untergeordnete Stellung einnehmen sollte; glücklicherweise ist diese Gefahr durch den Widerspruch der holländischen Bevölkerung abgewendet worden. Botha hat immer nach den Wünschen der englischen Zeitungen regiert und sich von diesen sofort einschüchtern lassen, wenn seine Politik einmal

---

entnommen und ist großenteils gesammelt aus den verschiedensten Aufsätzen des Dr. Bodenstein, Professor im südafrikanischen Recht an der Universität Amsterdam.



einen Augenblick in der Richtung der holländischen Forderungen sich bewegte. Auf Wunsch der englischen Zeitungen hat er General Hertzog aus seinem Ministerium gestoßen und zwar allein deshalb, weil Hertzog erklärt hatte, daß die Interessen Südafrikas an erster Stelle und die Interessen des Reiches erst an zweiter Stelle ständen. Botha hat systematisch den Widerstand der englischen Beamten gegen die holländische Sprache gefördert. Die Gesetze müssen nämlich in holländischer und englischer Sprache veröffentlicht und beide Fassungen von dem englischen Generalgouverneur unterschrieben werden. Botha nun hat ohne Protest zugelassen, daß der Gouverneur wiederholt, ja regelmäßig blos die englische Fassung unterzeichnet hat. Das ist von nicht geringer Bedeutung. Denn das bedeutet die ungerechte Bevorzugung des englischen Elementes, zumal der holländische Text der Gesetze meistens mangel- und fehlerhaft ist. Dadurch entsteht die Mißachtung der holländischen Sprache in den Kreisen der großenteils englischen Richter, die meistens überhaupt kein Holländisch verstehen. Schon vor dem Jahre 1914 hat das holländische südafrikanische Volk kein Vertrauen mehr in Botha gehabt. Selbst ein so weitschauender Mann wie der frühere Präsident Steyn hatte sich vollkommen von Botha abgewendet.

Bodenstein meint, daß Botha im Anfange seiner politischen Laufbahn überhaupt nicht englandfreundlich gewesen sei. Er habe sich loyal gezeigt, aber in seinem Herzen sei er ein wirklicher Sohn seines Volkes gewesen. Er habe öffentlich zeigen wollen, daß die Buren loyal sein wollten. Aber Loyalität ist für die Engländer ein anderer Begriff als die einfache Erklärung der Treue von der Seite der Buren. Seit im Jahre 1907 die Buren ihre erste Verfassung bekommen hätten, habe er nur mehr die Edelmütigkeit der Engländer zu loben gewußt und die früheren Feinde ebenso beweihräuchert, wie die Engländer es sich selbst tun. Die europäische englische Presse habe wiederholt versichert, daß sie Botha vertraue; die südafrikanische englische Presse aber

habe immer wieder geschrieben, daß all die schönen Worte Bothas nur leeres Gerede seien und er seine Treue mit der Tat beweisen müsse. Botha habe das nicht ertragen können — vor allem weil er das englische Element für seine Politik nötig gehabt habe — und dem König von England zum Beweise seiner wirklichen Treue den bekannten Cullinandiamant geschenkt. Kurze Zeit habe nun die englische Presse ihn in Ruhe gelassen, aber, wenn Botha den gerechten Forderungen des holländischen Elementes habe entgegenkommen wollen, sofort Lärm geschlagen und ihn als Verräter und untreuen Minister hingestellt. Kein Mensch empfinde es angenehm, wenn er als Lügner bezeichnet wird. Auch Botha nicht. Er hätte seine Haltung erklären müssen, das habe er aber nicht getan, sondern immer mehr den schreienden Jingos Zugeständnisse gemacht. Damit sei er auf den gefährlichen Weg geraten.

Selbstverständlich trägt Botha selbst die Schuld. Es war sehr unpolitisch, von der Edelmütigkeit der Engländer zu sprechen. Jedes Kind kann verstehen, daß er dadurch ganz in die Macht der englischen Blätter geraten mußte. Denn diese konnten einem Mann, der nicht allein erklärt hatte, daß er loyal sei, sondern auch anerkannt hatte, daß das Volk, dem gegenüber er zur Loyalität verpflichtet war, auch ein edelmütiges sei und die Buren mit Wohltaten überhäuft habe, schließlich alles zumuten und zuschreiben. Wie viel ehrlicher und würdiger und weniger gefährlich wäre seine Haltung gewesen, wenn er sich auf den Standpunkt gestellt hätte, daß dasjenige, was die Engländer den Buren gegeben, nichts anderes war als das, was ihnen zukam, und daß die Buren jetzt auch ihrerseits ihr Wort halten würden. Dann hätte er seine Freiheit behalten, die er jetzt verloren hat.

Ebenso unglücklich erging es der Aussöhnungspolitik Bothas. Aussöhnung besagt ebenso wenig und ebenso viel wie Loyalität. Es ist kein fest umschriebener Begriff mit für beide Parteien scharf bezeichneten Verpflichtungen und



Beschränkungen. Botha bezweckte zwar Gutes mit dieser Aussöhnung, aber sie wurde eine Waffe in der Hand Englands. England legte diesen Begriff auf seine Weise aus. Botha wurde die englische Auffassung aufgedrängt. Seine ganze Politik trägt darum das Bestreben, den Engländern doch nicht die Gelegenheit zu geben, ihn des Rassenhasses zu beschuldigen. Dazu kommt noch, daß Botha schlau geworden war. Er kannte sein Volk und war der Anschauung, daß er mit den Buren machen könne, was er wollte. Sie blieben ruhig und nur dann und wann traten sie gegen ihn auf. Aber er verstand es, ihnen die Überzeugung beizubringen, daß er vorläufig den Engländern gegenüber Treue heucheln müsse und zwar zum schließlichen Vorteil der Buren selbst. Die holländische Presse hatte er vollkommen in seiner Hand. Er war der Meinung, daß die Buren mit ihm durch Dick und Dünn gehen würden, selbst wenn er im Widerspruch mit ihren Interessen handelte. Er hat einfach das Vertrauen seines Volkes schändlich mißbraucht.

Fraglich ist noch immer, ob Botha sich bewußt gewesen ist, daß er einen Weg ging, der unvermeidlich zum Untergange des holländischen Elementes führen mußte. Er hat anscheinend die Bedeutung der idealen Interessen seines Volkes nicht eingesehen. Er ist nun einmal ein Mann ohne wissenschaftliche Entwicklung und geistige Bildung, und infolgedessen ist es ihm unmöglich, das große Interesse, das das holländische Element hinsichtlich der Erhaltung seiner Sprache hat, richtig zu bewerten. Er versteht anscheinend nicht, daß die Sprache ein Volk erst zu einer wirklichen völkischen Einheit macht! Es scheint, daß General Smuts, der mehr Einsehen hat, für Botha ein schlechter Ratgeber gewesen ist. Er hat es so dargestellt, als ob die Sprachefrage bloß eine Gefühlssache und eine Manie weniger Hitzköpfe sei. Bodenstein meint, daß man diese Erklärung wohl annehmen müsse, weil Botha auf anderen Gebieten doch sehr viel Gutes für das holländische Volk getan habe.

Dann kommt noch hinzu, daß dieser seit 1912 auf General Hertzog eifersüchtig geworden ist. Hertzog hat immer seine Freiheit hochgehalten. Er hat nie mit seiner Loyalität geprahlt und nie für die Aussöhnungspolitik geschwärmt. Er blieb auf dem Boden der Wirklichkeit und hielt allein eine Politik für richtig, die sich auf die vollkommene Gleichheit der beiden Elemente gründete. Er meinte, daß Friede und Einigkeit in Südafrika nur möglich seien, wenn beide Elemente dieselben gesetzlichen Rechte und Vorrechte hätten. Solange Hertzog nur ein Freistaater war, hatte Botha mit ihm keine Schwierigkeiten. Das wurde aber anders, als Hertzog nach der Unifikation ein Südafrikaner geworden war. Nichts in seiner politischen Vergangenheit verpflichtete ihn zu etwas, und deshalb konnte er in jeder Beziehung für die Buren eintreten. Und das hat er auch wirklich getan. Er wurde selbstverständlich als Rassenhasser und Untreuer hingestellt, aber das ließ ihn gleichgültig, weil er, wie er selbst gelegentlich der Debatten über den Feldzug gegen Deutsch-Südwest im Parlament sagte, nie versöhnlich und ganz loyal gewesen sei. Sogar die Engländer waren gezwungen, anzuerkennen, daß Hertzog ein ehrlicher Gegner war. Schnell eroberte er den ersten Platz in den Herzen seines Volkes und untergrub dadurch die Stellung Bothas. Das hat dieser ihm nicht verziehen, und daher stammt denn auch das Mißtrauen, das er gegen Hertzog empfand und noch empfindet.

Die Beziehungen zwischen Botha und den Engländern wurden immer enger. Botha war je länger je mehr davon durchdrungen, daß das Landesinteresse zwingend sein Bleiben an der Regierung forderte. Wenn er im Jahre 1914 es abgelehnt hätte, gegen Deutsch-Südwest ins Feld zu ziehen, hätte er abtreten müssen, und das hat er anscheinend für unmöglich gehalten. Aber das war noch nicht alles. Dann wäre er im ganzen britischen Reiche als ein Verräter, ein Lügner, als jemand, der in glücklichen Zeiten loyal, in unglücklichen Zeiten aber illoyal ist, hingestellt worden. Weil

er immer zu loyal gewesen war, konnte er keine Erklärung abgeben, die ihn von der Beteiligung am Kriege hätte befreien können. Dazu kommt noch, daß, wenn er den Engländern keine Unterstützung gewährt hätte, seine jahrelange Arbeit vernichtet worden wäre. Dann wäre sein Lieblingsgedanke, die Aussöhnung zwischen den beiden sprachlichen Elementen für immer begraben gewesen. Die Engländer hätten nie mehr Vertrauen zu ihm gehabt, und er wäre als Staatsmann für sie unmöglich geworden.

Er war nicht groß genug, sich zu Gunsten seines Volkes zu opfern. Er hatte keinen Mut, sich dem Fluch und Haß der Engländer auszusetzen. Die Engländer hätten auch wirklich das Recht gehabt, ihm zu fluchen und ihn zu hassen. Denn er hat mit großen Worten gespielt und nie genügende politische Einsicht gehabt, die Tragweite seiner England bewundernden Worte abzusehen. Er mußte nicht zwischen seinem eigenen Volk und dem englischen Volk wählen, sondern zwischen den Interessen seines Volkes und seinen eigenen, die ihn antrieben, sich als Staatsmann im Sattel zu halten. Er übersah, daß die Aussöhnungspolitik kein Ziel, sondern bloß Mittel war, denn sonst hätte er nicht zu Gunsten der Engländer Haß und Zwietracht in den Reihen seines Volkes gesät.

Als Botha dann schließlich den Feldzug gegen Südwest anfing, zeigte es sich, daß ein großer Teil der Buren sich von ihm abwendete. Es brach ein bewaffneter Ausstand aus. Aber davon soll hier nicht die Rede sein: die Stimmung des südafrikanischen Volkes hat sich unzweideutig in dem Ausfall der Wahlen kundgegeben.

Den Reuterberichten über die Wahlen war nicht zu trauen und deshalb mußte man abwarten. Die südafrikanischen Blätter und Privatbriefe haben nun die Lage genügend geklärt. Nie ist in Südafrika ein Wahlkampf leidenschaftlicher geführt worden.

Botha war im Dienste Englands gegen Deutsch-Südwest ins Feld gezogen, obwohl er wußte, daß der größte Teil

des Volkes nichts lieber verlange, als friedlich und ruhig zu leben, viel lieber als zu kämpfen für diejenigen, die sie vor zwölf Jahren so schwer hatten leiden lassen. Botha führte aber eiue Gewaltpolitik. Das Volk trat gegen ihn auf. Er siegte aber und warf die Edelsten des Volkes ins Gefängnis. Für diese Politik hatte Botha sich bei den Wahlen zu verantworten.

Die Afrikaner erkennen zwar dankbar die liberale Politik, die ihnen zuteil wurde, an, aber sie erachten diese Politik nur als eine Pflicht, zu der England sich bekannt hatte. Hätten die Afrikaner ihr wirkliches Empfinden geäußert, dann hätten sie sich nie am Kriege beteiligt. Nie hat man einen Krieg aus mehr materiellen Gründen angefangen als den Krieg gegen Südwest, sagt Bodenstein. Es ist deshalb zu verstehen, daß die Buren von diesem Kriege nichts wissen wollten. Die Gründe, die England angab, hätten für sie gar keine Bedeutung. Sie sahen gar nicht ein, weshalb das englische Reich noch vergrößert werden sollte, und ebenso wenig sahen sie die Notwendigkeit ein, ihre Streitkräfte im Tausch für den Schutz durch die englische Flotte zu geben, denn sie hatten diese Beschützung nicht erbeten, im Gegenteil, diese wurde ihnen aufgedrängt.

Es gab noch einen anderen wichtigen Grund, sich nicht am Kriege zu beteiligen; man wußte nämlich, daß diese Beteiligung zur Spaltung und Zwietracht, ja selbst zum Bürgerkrieg führen würde.

Für die Buren gab es überhaupt keine dringende Notwendigkeit ins Feld zu ziehen. Das war aber wohl der Fall bei Botha, der seit dem Jahre 1906, oft zum Ärgernis der Buren, England gegenüber seine Treue immer aufs Neue ins Licht gerückt hatte. Durch diese Äußerungen hat er eine gefährliche Waffe gegen sich selbst geschmiedet. Er hatte, wie gesagt, nie erklärt, was eigentlich unter dem Begriff Loyalität verstanden werden müßte, und mußte sich deshalb wohl der englischen Auslegung dieses Begriffes unterwerfen, wenn er wenigstens nicht für einen Lügner gehalten werden wollte. Die



englische Auslegung dieses Begriffes hieß aber Mitbeteiligung Südafrikas am Kriege. Selbstverständlich freuten sich die Engländer außerordentlich über die Politik Bothas. Die Buren aber waren durch diese Politik sehr verstimmt geworden. Diese Verstimmung ist in dem Ausfall der Wahlen deutlich zum Ausdruck gekommen.

Im Ganzen sind 130 Abgeordnete gewählt worden, von denen 27 der nationalen Partei Hertzogs und 54 der Partei Bothas angehören. Natal wählte 11, Transvaal 22 und die Kapkolonie 21 Anhänger Bothas. In Natal wohnen fast gar keine Buren, sodaß es von selbst klar ist, daß Botha in dieser Provinz sehr stark von den Engländern unterstützt worden ist. Natal schickt 17 Abgeordnete in den Volksrat; bloß in diesem Bezirk hat also Botha eine Mehrheit auf sich vereinigt. Auch in den anderen Bezirken ist er von den Engländern unterstützt worden. In Transvaal hätte er ohne die englische Unterstützung sicher 12 oder 15 Sitze weniger bekommen und in der Kapkolonie sicher 7. Ohne die Wahlhilfe der Engländer hätte er im Ganzen nicht mehr als 15 oder 18 Sitze bekommen (meint Bodenstein) und hätten die Nationalisten sicher 49 oder 52 Sitze erobert. Diese Zahlen sind noch optimistisch für Botha!

Es ist also Tatsache, daß das holländische Element deutlich Botha gegenüber sein Mißtrauen zum Ausdruck gebracht hat. Ohne die englische Unterstützung wäre die südafrikanische Partei, d. h. die Partei Bothas nicht die stärkste im Parlamente der Union. Auf die Anhänger Bothas sind 95000, auf die Nationalisten 78000 Stimmen abgegeben worden. Von den 95000 für Botha aufgebrachten Stimmen stammen wenigstens 50000 von Engländern und Farbigen. Daraus geht hervor, daß kaum ein Drittel der Holländer Botha treu geblieben ist. Diese Zahl ist aber eigentlich noch viel zu groß. Bodenstein untersucht, welche Ursachen diese Erscheinung hat: „Das rührt daher, weil die meisten Buren ganz einfache Leute sind, die nichts von der hohen Politik wissen und die alles glauben, was ihre Führer ihnen er-



zählen. Als Botha von der deutschen Gefahr sprach, war es zu verstehen, daß viele Buren die Waffen ergriffen und in Folge dessen die Haltung von Beijers und De Wet mißbilligten. Dann waren auch viele Staatsämter, mittels welcher Botha die Leute für sich gewinnen konnte, zu vergeben. Ich glaube aber nicht, daß Botha Leute umgekauft hat oder sich selbst hat umkaufen lassen. Sein Fehler ist gewesen, daß er sich früher zu eng mit England verbunden hat."

Der größte Teil des holländischen Volkes hat also Botha gegenüber sein Mißtrauen deutlich gezeigt. Es wird nicht länger seinem schönen Gerede Glauben schenken. Diese Wahlen haben das holländische Volk in Südafrika aufgeweckt und es wird nicht leicht wiederum sich einschläfern lassen. Fraglich ist, ob Botha aus dem Ausfall der Wahlen etwas gelernt hat; aber wenn er auch nichts gelernt hat, er wird doch in seinem eigenen Interesse den Forderungen der Buren entgegenkommen müssen.

Die Stellung Bothas ist jetzt äußerst schwierig. Er ist nicht länger der Führer der Holländer, vielmehr der Führer der Engländer. Das kann ihm sehr gefährlich werden. Denn nach dem Kriege (während der Dauer des Krieges wird Bothas imperialistische Politik in England wohl keine Bekämpfung finden) haben die Engländer es in ihrer Macht, ihn in eine bestimmte Richtung zu treiben, wodurch er noch mehr holländische Anhänger verlieren wird. Dann muß Botha Partei ergreifen und er wird sich von selbst an die Nationalisten wenden müssen. Diese werden aber von ihm fordern, was wirklich gefordert werden muß, und werden sich nicht länger mit schönen Worten abspeisen lassen.

Viele Holländer sind Botha treu geblieben, weil sie aus religiösen Gründen das Auftreten von Beijers und De Wet mißbilligten oder wegen Verletzuug der Neutralität Belgiens durch Deutschland deutschfeindlich gesinnt waren. Liebe für England oder für Botha bedeutet aber die Haltung dieser Buren keineswegs.



Wir haben hingewiesen auf die Stimmenzahl, die Botha in Natal, Transvaal und in der Kapkolonie bekommen hat. Wir sprachen noch nicht vom Oranje Vrijstaat. Dieser Bezirk hat Botha keinen einzigen Sitz gegeben. Die Freistaater sind eben nationaler und selbstbewußter als die Buren aus den anderen Bezirken. Bodenstein schreibt dieser Erscheinung die Tatsache zu, daß die Freistaater sich einfach der Leitung des Generals Hertzog unterworfen hätten und vollkommen unter dem Einflusse des Präsidenten Steijn und De Wets ständen. In der Kapkolonie und im Transvaal hätten alle bekannten Führer an der Seite Bothas gestanden, so daß in diesen Bezirken homines novi, die bis dahin nicht politisch bekannt geworden seien, gegen einflußreiche und bekannte Männer ankämpfen müßten.

Die „Nieuwe Rotterdams Courant“ schreibt: „Ohne Zweifel hat der Mangel an einflußreichen Führern in der Kapkolonie und Transvaal Einfluß auf das Schicksal der Nationalisten ausgeübt. Auch die Tatsache, daß in dem Freistaat weniger Engländer wohnen, wirkte zu Gunsten der Nationalisten. Aber doch bleibt es wahr, daß die Freistaater nationaler und selbstbewußter als die übrigen Buren sind. Das geht nicht blos aus diesen Wahlen hervor. Der Widerstand gegen die imperialistische Politik des Ministeriums Botha ist in dem Freistaate stärker gewesen als irgendwo anders. Auch im Burenkriege hielten die Freistaater am längsten aus. Von diesen Freistaatern nun ist das Heil Südafrikas zu erwarten. Sie sind im großen und ganzen gebildeter als die Transvaler Buren, und — was von der größten Bedeutung ist — in ihrem Lande finden sich keine Diamanten und Gold und infolgedessen nur wenige Ausländer. In dem Freistaat herrscht noch die ursprüngliche Einfachheit der Sitten. Selbst England gibt zu, daß der Freistaat eine kleine Musterrepublik gewesen sei.“

Botha hat kurz nach den Wahlen eine Rede gehalten, aus der hervorgeht, daß er tatsächlich nichts gelernt hat und sich noch immer aufs hohe Roß setzt. Er mißbilligte die Haltung der Nationalisten, die gewußt hätten, daß sie nicht

siegen könnten und darum Zwietracht gesäet hätten. Es wäre besser, wenn sie damit aufhielten. Die Zeit sei da, mit vereinten Kräften die Zukunft des vergrößerten Landes aufzubauen. Die südafrikanische Partei (Partei Bothas) habe die Ehre des Landes hochgehalten. Hätte sie das nicht getan, könnte man nicht länger in Ehre und Frieden in Südafrika leben. Der Aufstand müsse scharf verurteilt werden. Amnestie könne noch nicht verliehen werden. Große Milde habe gewaltet, aber nie habe er ein Wort des Dankes gehört. Ein neues Ministerium könne nicht gebildet werden. Die jetzige Regierung habe aufs neue eine Mehrheit erhalten und müsse also weiter regieren. (Früher verfügte Botha über eine holländische Mehrheit!) Wenn die Regierung eine ernstliche Niederlage erlitte, würde sie zurücktreten. Afrikaner und Engländer würden auch in der Zukunft ganz gleich (?!) behandelt werden. Die alten Phrasen also.

Selbstverständlich versuchte Botha auch auf Umwegen eine Aussöhnung zustande zu bringen. Diese schlaue Methode wird ihm wenig helfen. Kurz nach den Wahlen erschien in dem Bothafreundlichen Blatte „Volksstem" ein Artikel von der Hand eines alten Afrikaners. In diesem Artikel wurde erklärt, daß keine der vier Parteien (Südafrikanische Partei, Nationalpartei, Unionisten [Engländer] und Arbeiterpartei) den Sieg davon getragen hätte. Die Regierung müsse erhalten werden und deshalb sei eine Aussöhnung zwischen Bothaanhängern und Nationalisten notwendig: „Alle Meinungsverschiedenheiten, Erbitterung und Mißtrauen müssen beseitigt werden und die zwei großen Parteien müssen sich vereinigen. Beide Parteien haben Fehler begangen. Die Zeit ist nun da, sich gegenseitig die Bruderhand zu reichen". Selbstverständlich lehnten die Nationalisten auch diesen schlau inszenierten Annäherungsversuch entschieden ab.

Die wahre Gesinnung der Nationalisten geht aus einem Artikel hervor, der unter der Aufschrift „Ein unabhängiges Südafrika" in der Zeitschrift „Spektator" in Pretoria er-

schienen ist. Der Inhalt dieses ausgezeichneten Artikels, der von einem der hervorragendsten Führer der Buren stammt, möge den Schluß meiner Ausführungen bilden.

Der republikanische Gedanke war nie tot im südafrikanischen Volke; immer lebte noch die Hoffnung, daß der Tag der Freiheit einmal anbrechen würde Durch die Ereignisse des letzten Jahres ist das republikanische Empfinden stärker geworden als je. Die Tradition der südafrikanischen Geschichte ist diese, daß die holländischsprechenden Afrikaner immer versucht haben, eine Republik zu gründen. Sie haben derer viele gegründet. Wer bekämpfte und unterdrückte immer dieses Ideal? England und England allein. Als die Republiken unterjocht wurden und sie den Frieden von Vereeniging annehmen mußten, geschah das unter Protest. Die Führer der Buren erklärten, sie seien gezwungen, Frieden zu machen, weil das Land ausgemordet worden sei. Das Volk mußte sich beugen, aber der republikanische Gedanke verschwand dadurch keineswegs. Stets erhoffte man den Tag der Befreiung. Botha und Smuts machten von dieser Stimmung einen schlauen Gebrauch und bekamen dadurch großen Einfluß.

Als nun im Parlamente beschlossen wurde, Deutsch-Südwest anzugreifen, empfanden die wenigen, die den Einfall ablehnten, daß Botha und Smuts ein gefährliches Spiel spielten. Sie empfanden, daß durch diese Tat das starke republikanische Gefühl, das noch im Volke lebte, vernichtet würde. Die meisten holländischsprechenden Afrikaner waren sich bewußt, daß die alten treuen Führer Recht hätten, nämlich daß die sicherste Politik diese war, bloß die Union gegen Angriffe zu schützen und sich nicht am Kriege zu beteiligen. Wenn England dann siegreich aus dem Weltkriege hervorträte, würde nichts geschehen. Der status quo ante bellum bliebe bestehen. Wenn England eine Niederlage erlitte, könnte Südafrika ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, das alte Ideal, die republikanische Regierungsform, aufs neue verwirklichen. Dazu kommt noch, daß das Volk keineswegs für England kämpfen wollte. Durch den Zwang, den Botha und Smuts ausübten, und vor allem durch Bothas

Theorie, Südafrika könne nicht neutral bleiben, wenn England im Kriegszustande sich befinde, wurden Tausenden die Augen geöffnet. Man sah die große Gefahr, in der Südafrika schwebte. Und der republikanische Gedanke wurde wiederum stärker und bewußter. Die Engländer fürchten dieses republikanische Empfinden und versuchen, die Buren auf die verschiedenste Weise einzuschüchtern.

Fortwährend weist man von englischer Seite darauf hin, daß Südafrika dankbar sein müsse, weil die britische Flotte das Land beschütze. Größeren Unsinn gibt es nicht. In Friedenszeiten droht gar keine Gefahr. Es gibt keine internationalen Seeräuber mehr. Als Landräuber haben die Südafrikaner nur die Engländer kennen gelernt! Man kann selbst weitergehen und behaupten, daß gerade die Verbindung mit England für den südafrikanischen Handel und die südafrikanische Volksexistenz eine große Gefahr ist. Das beweisen klipp und klar die jüngsten Ereignisse. Wenn die Theorie Bothas, Südafrika könne nicht neutral bleiben, wenn England Krieg führe, richtig ist, dann wird Südafrika nolens volens in jeden Krieg, den England zu führen gedenkt, mithineinbezogen und dann können die südafrikanischen Schiffe auf dem Meere von jeder Macht, die dazu stark genug ist, erbeutet werden. Wenn Südafrika unabhängig wäre, könnte es jetzt seine Waren auf neutralen Schiffen nach Europa schicken, während wir jetzt nichts verschicken können, weil England machtlos ist, Südafrika Schiffe für den Versand seiner Waren zu senden.

Die Engländer billigen heutzutage den amerikanischen Aufstand, weil England ohne Zustimmung Amerikas Amerika Steuern auferlegte. Aber ist der heutige imperialistische Gedanke nicht weit schlimmer? Südafrika muß sich an den imperialistischen Kriegen beteiligen und nicht allein Steuern zahlen (die Expedition gegen Deutsch-Südwest hat 16 000 000 Pfund gekostet!), sondern auch sein Blut dafür opfern.

Von Südafrika fordert man nicht bloß Geld wie seiner Zeit von Amerika, sondern auch Menschenleben. Wenn Amerika also das Recht gehabt hat, sich frei zu erklären, weil es keine

Steuern mehr zahlen wollte, dann hat Südafrika ein doppeltes Recht, das zu tun. Es gibt bloß einen einzigen Ausweg. Südafrika muß das Recht für sich fordern, sich in jedem Kriege neutral zu erklären. Wenn England aber dazu seine Zustimmung gibt, dann hat die Verbindung Südafrikas mit dem britischen Reiche keine Bedeutung mehr. Denn in diesem Falle kann England ebenso gut die Unabhängigkeit Südafrikas anerkennen. Es hat dann den Vorteil davon, daß es für immer auf die Dankbarkeit und Freundschaft Südafrikas rechnen kann.

Weiter weisen die Engländer immer auf die japanische Gefahr. Das ist aber noch viel unsinniger. Es gibt in Südafrika kein Dutzend Japaner. Wenn Japan sich vergrößern will, wird es die ersten hundert Jahre hindurch reichlich Mühe mit China, Indien, Australien usw. haben. Es ist undenkbar, daß Japan nach Südafrika kommen wird, denn es hat in Südafrika gar keine Interessen.

Dann weisen die Engländer noch darauf hin, daß Südafrika die Freiheit habe, seine eigenen Geschäfte unter der britischen Flagge zu regeln. Unter eigener Flagge wird Südafrika noch mehr Freiheit haben, denn dann würde das theoretische Vetorecht des englischen Königs gleichfalls verschwinden. Die englische Bevölkerung fürchtet, daß nach einer Wiederherstellung der Republiken ihre Rechte gefährdet würden. Kein verantwortlicher Mann denkt daran. Wenn die Republiken wiederum hergestellt worden sind, werden beide Völker gleiche Rechte haben, genau so wie in Amerika.

Die Buren haben die feste Überzeugung, daß bloß dann Ruhe und Friede in Südafrika wiederkehren werden, wenn das Streben von mehr als hundert Jahren verwirklicht worden ist. Sie hoffen auch auf die Hilfe der Völker, die auf der nächsten Friedenskonferenz vertreten sein werden, ihnen dieses Glück teilhaftig werden zu lassen. Sie nehmen vor allem England selbst beim Wort, das sich in der letzten Zeit rühmt, der Beschützer kleiner Nationen zu sein. Daher erwarten sie, daß England die Unabhängigkeit Südafrikas anerkennen und den Buren das





zurückgeben wird, was es ihnen ein Jahrhundert hindurch mit Gewalt vorenthalten hat. Es wird für England vorteilhaft sein, wenn es mannmutig die Fehler der Vergangenheit eingesteht. Es wird dann von den anderen Völkern respektiert werden und Südafrika zu einer freundschaftlichen und dankbaren Nation machen. Das hätte für die Zukunft größeren Nutzen, als wenn es unfreiwillig ein Teil des Reiches bleiben müßte.

Blutige Ironie! England denkt gar nicht einmal daran, den von ihm unterjochten kleinen Nationen die Freiheit zu geben. Es wird in der Zukunft dazu gezwungen werden müssen. Ein südafrikanisches Blatt zitiert in dieser Beziehung mit Recht das bekannte Wort von Lord Cremer: „Die ägyptische Regierung ist vollkommen frei, zu tun oder zu lassen, was sie wünscht, ausgenommen wenn England es nicht billigt.“ In derselben Lage ist Südafrika. Aber die Buren sind aufgewacht und warten einstweilen ungeduldig ihre Zeit ab.

Ich schließe mit einem Worte Bodensteins: „Ich bin davon überzeugt, daß der holländische Stamm in Südafrika voll Lebenskraft und Lebensdrang ist. Ein Volk, das sich selbst will sein, wird und kann nie vergehen!“

Amsterdam. Wenzel Frankemölle.



V.

Bulgarisch-türkisch-deutsche Wirtschaftsinteressen.

Die geographische Lage Deutschlands brachte es mit sich, daß das deutsche Reich bei Kriegsausbruch von seinen Kolonien und dem Seeverkehr überhaupt alsbald abgeschnitten war, daß zu der politischen Einschließung sich die wirtschaftliche sofort hinzugesellte. Mit der Eroberung Serbiens und der dadurch herbeigeführten Öffnung des Donaustromes und der Wiederherstellung des Eisenbahnweges Berlin-Konstantinopel ist der Anschluß Deutschlands und seines treuen Verbündeten Österreich-Ungarn an den Weltverkehr mit einem Schlage wieder angeknüpft worden. Der offene Übertritt Bulgariens auf die Seite der Mittelmächte hat im Bunde mit der schon befreundeten Türkei vollends eine politische, militärische und wirtschaftliche Konstellation geschaffen, deren Tragweite für Deutschlands Weltmachtstellung heute noch gar nicht völlig übersehen werden kann. Die deutsch-türkisch-bulgarischen Waffen arbeiten noch an der Befestigung dieses zukünftigen Staatenbundes. Heute aber schon steht fest, daß wir einen ungehinderten Anschluß an den Orient durch den Weltkrieg gewonnen haben. Diese neue Lage hat außer einer gewaltigen Verschiebung der politischen Gesamtkonstellation für uns Deutsche, sowie für unsere neuen Waffengenossen auch außerordentlich bedeutsame Veränderungen und Vorteile in wirtschaftlicher und verkehrspolitischer Beziehung gebracht. Diesen gegenseitigen Interessen soll im Folgenden kurz unser Augenmerk geschenkt sein, um in großen Zügen Klarheit über diese Vorteile zu gewinnen, vor allem aber um übertriebenen Hoffnungen die Spitze umzubiegen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß auf den wirtschaftlichen Austausch der drei Länder aus dem Grunde große Hoffnungen gesetzt werden dürfen, weil Bulgarien und die



Türkei vorwiegend agrarische Länder sind, von welchen Deutschland einen erheblichen Teil seiner landwirtschaftlichen und kolonialen Bedürfnisse wird beziehen können, während Bulgarien und die Türkei in industrieller und technischer Beziehung von Deutschland großen Nutzen schöpfen können. Eine kleine wirtschaftsgeographische Umschau mag diese Verknüpfung der Wirtschaftsinteressen näher vor Augen führen.

Bulgariens Zukunft ist durch den glücklichen Umstand charakterisiert, daß es den Schlüssel und die Verbindung mit der neuen Weltverkehrsstraße bilden wird, die durch die Namen Berlin—Wien—Sofia—Konstantinopel—Bagdad—Basra gekennzeichnet wird. Orient und Occident werden sich künftig über Bulgarien die Hände reichen.

Bulgarien hat mit 44,9 Einwohnern auf den Quadratkilometer eine bescheidene Bevölkerungsdichtigkeit. Die Tendenz seiner Volksvermehrung ist jedoch eine sehr rasche, indem es im Durchschnitt 1905—10 auf den Quadratkilometer um 1,39 vom Hundert zugenommen hat. Bulgarien ist in überwiegendem Maße ein Bauernstaat. Den landwirtschaftlichen Berufszweigen gehörten im Jahre 1905 77,04 %, den industriellen 8,94 %, dem Handel und Verkehr 5,71 % an. Bulgarien ist ein Land des Kleingrundbesitzes mit ziemlich gleichmäßiger Verteilung, während der Großgrundbesitz fast gar keine Rolle spielt. Die Technik des Ackerbaues ist vielfach noch sehr primitiv; der hölzerne Pflug kann nur langsam durch den eisernen verdrängt werden; künstliche Düngung und Bewässerung lassen noch viel zu wünschen übrig. Die Wirtschaftsmethode trägt vielfach noch einen extensiven Charakter; doch hat seit 1909 die Einführung landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen einen erkennbaren Aufschwung erfahren. Vor allem sind die Ebenen, namentlich die Maricaniederung so fruchtbar, daß Getreide und Mehl mehr als $^2/_3$ der Gesamtausfuhr darstellen. Im Jahre 1911 erzeugte Bulgarien 1314381 t Weizen, 777042 t Mais, 269767 t Gerste, 228414 t Roggen und 151264 t Hafer. Fast bedeutungslos ist der Anbau von Kartoffeln,



da der Bulgare als Zuspeise Weizenbrot, die Paprikaschote und Tomate bevorzugt. Ferner zeichnet sich Bulgarien durch seinen Gemüsebau aus. In den mit Bachwasser bewässerten Gärten werden etwa 30 Sorten Gemüse gebaut. Auch als Wandergärtner gehen die Bulgaren in die übrigen Balkanländer, auch nach Ungarn, selbst bis in die Umgebung von Wien. Von den Öl- und Industriepflanzen sind Raps mit 15800 ha und Tabak mit 12100 ha im Jahre 1911 angepflanzt gewesen. Der Außenhandel mit Tabak hat sich sehr gehoben. Auch der Anbau der Zuckerrübe (1911 3000 ha) scheint aussichtsvoll zu sein. Die Regierung fördert den Zuckerrübenbau sehr und hat die Errichtung von Zuckerrübenfabriken an fünf Orten des Landes veranlaßt, weil dem Landwirt durch die Zuckerrübenindustrie höhere Gewinne in Aussicht stehen als beim Getreidebau. Eine Besonderheit Bulgariens ist seine Rosenzucht im Süden des Landes, in Ostrumelien. Am bekanntesten ist die Rosenölindustrie von Kazanlik, von wo aus jährlich einige tausend Kilogramm Rosenöl auf den Weltmarkt gelangen. Ferner läßt die Regierung der Seidenraupenzucht und den Maulbeerpflanzungen eine eifrige Förderung angedeihen, indem sie die Kontrolle der Raupeneier übernimmt zum Schutze gegen Ansteckungsgefahren durch kranke Eier. Schon im Jahre 1905 wurden 1857009 kg Seidenkokons im Werte von 4,8 Millionen Franken erzeugt. An Wein beträgt die Gesamtproduktion jährlich rund eine Million Hektoliter. Die Obstzucht erstreckt sich in erheblichen Mengen auf Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Kastanien und Mandeln.

Die Viehzucht ist noch sehr verbesserungsfähig, indem z. B. die Schafzucht allein rund zwei Drittel des Viehbestandes umfaßt. Staatliche Maßnahmen zur Veredelung der Rassen, Einrichtung von Zuchtanstalten, Gestüten, Genossenschaftsmolkereien, Prämiengewährung, Wettbewerbe haben in den letzten Jahren die Viehzucht auf eine Bahn der Aufwärtsentwicklung gehoben.

Gewerbe und Industrie spielten lange eine unter-

geordnete Rolle. Von den 266 vorhandenen industriellen Betrieben dienten allein 100 Fabriken der Nahrungs- und Genußmittelerzeugung. Die Textilindustrie wies 61, die chemische Industrie 25, die Lederindustrie 22, die Metallindustrie 19, die Papierindustrie 3 Betriebe auf. Diese Betriebe beschäftigen zusammen 13 231 Arbeiter, darunter 2786 Frauen. Ihre Jahresproduktion stellte sich 1909 auf 78 Millionen Fr. Wert, sie verkauften an Waren im Inlande für 58 Mill. Fr., im Auslande für 15 Mill. Fr. Das investierte ausländische, vor allem belgische Kapital belief sich auf 22,75 % des Gesamtkapitals.

Was die Einfuhr anlangt, so stehen an erster Stelle Textilstoffe und aus solchen hergestellte Waren. Eine besondere Steigerung erfuhren in neuerer Zeit Metalle und Metallwaren, vor allem Maschinen, Instrumente und Apparate. In tausend Franken ausgedrückt führten im Jahre 1911 an Werten ein: Österreich-Ungarn 48 216, Deutschland (1886: 2 117) 39 837, England 30 034, Frankreich 24 927 und die Türkei 15 986. Deutschland hat sonach seinen Wertanteil von 1886 bis 1911 absolut nahezu verzwanzigfacht, während sich die Gesamteinfuhr Bulgariens in diesem Zeitraum nur reichlich verdreifacht hat. Hauptausfuhrartikel ist das Getreide. Dann folgen Nahrungsmittel tierischen Ursprungs, lebende Tiere und Textilstoffe. Es wurden im Jahre 1908 in Millionen Fr. an Wert ausgeführt: Getreide 65.6, Hülsenfrüchte 4.1, Obst 0.2, Gemüse 0.05, Öl- und Industriepflanzen 2.07. Der bedeutendste Abnehmer des bulgarischen Getreides war bisher Belgien. Deutschland war bisher der weitaus bedeutendste Abnehmer der bulgarischen Eierausfuhr, die 1911 einen Gesamtwert von 13.6 Mill. Fr. darstellte. Hievon bezog Deutschland allein für 10.8 Mill. Fr. Als Abnehmer von Blättertabak kommt Deutschland mit 622,000 Fr. gleich hinter der Donaumonarchie. Ferner ist Deutschland ein Hauptabnehmer für Rosenöl, von dem es 1911 für 2.7 Mill. Fr. aus Bulgarien einführte. Außerdem bezog Deutschland u. a. 1911 noch für 833,000 Fr.

Kleie- und Mengfutter und für 641,000 Fr. Lamm- und Zickleinfelle.

Das ist in den Hauptzügen die wirtschaftliche Gestaltung Bulgariens. Es darf ohne weiteres angenommen werden, daß die Volkswirtschaft Bulgariens nach Kriegsschluß einen großen Aufschwung nehmen wird. Diese wirtschaftliche Blüte wird einerseits durch den gesteigerten Wirtschaftsverkehr mit Deutschland und Österreich-Ungarn stark befruchtet werden, andrerseits wird Bulgarien in den neueroberten mazedonischen Gebieten ein Bergwerksland vorfinden, das an Antimon, Silber, Kupfer, Mangan, Asbest und Marmor, vor allem aber an Heilbädern und Tafelwässern und sonstigen Bodenschätzen eine sehr reiche Ausbeute gestatten wird.

Was die Türkei anlangt, so sind es in erster Linie politische Interessen, die Deutschland zur Einsetzung seiner Kraft für die Stärkung der Türkei bewogen haben. Die wirtschaftlichen Interessen kommen erst an zweiter Stelle. Obwohl die Türkei als agrarisches Produktionsgebiet weit wertvoller ist als Bulgarien, stehen einer intensiven gegenseitigen Beeinflußung doch erhebliche Schwierigkeiten im Wege, die geeignet sind, unsere wirtschaftlichen Hoffnungen auf die Türkei vor allzu hochgeschraubten Erwartungen abzuhalten. Professor Curt Wiedenfeld weist in seinem Werkchen über die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten (München, Duncker u. Humblot 1915) darauf hin, daß schon die Transportmöglichkeiten zwischen der Türkei und Deutschland nicht gerade vorteilhaft liegen, da der Meeresweg, die wichtigste Beförderungsader der Gegenwart für alle größeren Entfernungen, für uns die Türkei in den Hintergrund stellt und der Landweg über die Donau und den Balkan wirtschaftlich längst nicht mehr entscheidende Bedeutung hat. „Wohl aber wird die Gemeinsamkeit der politischen Ziele, Deutschlands Interesse am Freihalten des Landweges zum Indischen Ozean hin, uns noch stärker als bisher dazu führen, daß wir auch wirt-

schaftlich die Türkei nach Kräften stärken und in die Lage bringen, auf der eigenen Wirtschaftskraft ein starkes, allen Angriffen gewachsenes Staatswesen zu errichten. Der Weg wird nach wie vor wirtschaftliches, das Ziel aber politisches Gepräge tragen."

Zunächst fällt eine wichtige Tatsache in die Augen, wonach im Seeverkehr der türkischen Haupthäfen fast überall bisher England an erster Stelle war, während Deutschland weit zurückstand. In dieser Beziehung wird nach dem Kriege ohne Zweifel ein günstigeres Verhältnis sich herausbilden. Ebenso wird der Güteraustausch zwischen Deutschland und der Türkei im Außenhandel eine Steigerung erfahren, da er bislang eine wirklich wesentliche Größe nicht erreicht hat. Einer Einfuhr nach Deutschland aus der Türkei in Höhe von 70 Millionen Mark stand im Jahre 1913 eine Ausfuhr von 98 Millionen gegenüber; im Jahre 1911 waren es 70 und 113 Millionen Mark gewesen. Das bedeutet nach Wiedenfeld gegenüber einer Gesamteinfuhr von 10—11 Milliarden Mark in diesen Jahren nicht mehr als einen Anteil von je etwa 0,7%, gegenüber der Gesamtausfuhr von 8—10 Milliarden einen Anteil von 1.4—1%. In der Ein- und Ausfuhr der Türkei stand bis jetzt bei weitem Großbritannien an der Spitze, Österreich hatte in der Einfuhr, Frankreich in der Ausfuhr ebenfalls erhebliche Positionen inne, während Deutschland die vierte Stelle einnahm.

Das wichtigste Produkt, das uns die Türkei liefert, ist ganz regelmäßig Rohtabak; für 24 Millionen Mark ist davon in den letzten Jahren eingeführt worden. Wir haben ferner eingeführt um 9—10 Millionen Mark Rosinen, um 9 Millionen Teppiche, um 2—3 Millionen getrocknete Feigen, Haselnüsse, Opium, und Valonea (Wallonen, Gerbmittel), um 1—2 Millionen kleinasiatische Rohbaumwolle. Die Ausfuhr Deutschlands nach der Türkei besteht in der Hauptsache aus feineren Wollgeweben und wollenen Wirkwaren, Eisenbahnmaterial, Artikeln der Eisenindustrie und Teerfarbstoffen. Jedoch fehlt

es in der deutschen Ausfuhr vollkommen an einem wirklichen Massenartikel, wie er England in der Kohle und den gewöhnlichen Baumwollwaren, Österreich und Rußland im Zucker zur Verfügung steht. England lieferte überwiegend derbe Baumwollwaren. In der Lieferung von Eisenbahnmaterial ist Deutschland an erster Stelle, während im übrigen Belgien im wesentlichen den türkischen Markt beherrschte. Farbstoffe und Chemikalien liefern wir ganz überwiegend. Unser Handelsverkehr mit der Türkei war sonach bisher als mittelmäßig zu bezeichnen. Seine Ausgestaltung nach dem Kriege ist schon heute einer größeren Aufmerksamkeit wert.

(Schluß folgt.)

VI.

Ausblick am Jahresschluß.

Die Äußerung des Staatssekretärs im Reichsschatzamt Dr. Helfferich: — „daß der Friede, wie es sich auch mit den Kriegsindemnitäten verhalten mag, neue Steuern bringen wird“ — ist schwerlich irgend jemandem überraschend gekommen, Vielmehr erörtert man schon seit geraumer Zeit die Wege, welche die kommende Steuerpolitik betreten wird und die Schwierigkeiten des Problems befinden sich unzweifelhaft unter den Faktoren, welche dem Staatssekretär sein neues Amt aufgeladen haben. Als Mitglied der bedeutendsten deutschen Finanzgruppe an die Behandlung von Finanzproblemen gewöhnt, vor dem Krieg in Fühlung mit den internationalen Finanzgruppen, mochte er für den schweren Posten bestimmt erscheinen. Handelte es sich um einfache Aufgaben der Steuerpolitik, so würde ein aus der Staatsroutine hervorgegangener Beamter wohl die Aufgabe übertragen erhalten haben. In

den schwierigen Finanzlagen Preußens nach den napoleonischen Kriegen hat der Minister und Präsident der Seehandlung, von Rother, sich ausgezeichnet bewährt und trotz der abweichenden Stellung der preußischen Regierung von den Plänen des damals die englische und französische Finanzpolitik fördernden Hauses Rothschild, sich die Sympathien und den Beistand der von diesem geleiteten Finanzgruppen zu sichern verstanden; bekannt ist die Anerkennung, welche Nathan Rothschild ihm ausgesprochen hat. Indessen liegen die Verhältnisse heute so verwickelt, daß nicht nur ein tüchtiger Finanzminister und Diplomat nötig erscheint, sondern eine Persönlichkeit, welche inmitten der Anschauungen der internationalen Finanzkreise seither gestanden ist.

Die zukünftige Steuerpolitik stellt nur eine Seite des Problems dar. Die Diskussion über direkte und indirekte Steuern, die Theorie, daß diese den Bundesstaaten, jene dem Reich gehören sollen, sind unabhängig von der Person dieses oder jenes Leiters der Finanzen und Steuern. Auch die Monopole, die wir erhalten werden, lassen sich ohne die Personalfrage erörtern. Aber in dem zunächst wichtigsten Punkt der finanziellen Voraussetzungen eines Friedensschlusses wird die Ansicht der Finanzgruppen ein entscheidendes Wort sprechen. Die Summen, um welche es sich dabei handeln wird, sind so bedeutend, daß die Aufgabe durch einseitige und einfache Verträge nicht bewältigt werden kann. Die zukünftigen Friedensverträge erheischen in ihrem finanziellen Teile das Zusammenwirken der internationalen Finanzgruppen, als deren Führer sich die Banken in den verschiedenen Ländern darstellen. Die französische Kriegsentschädigung im Jahre 1871 betrug fünf Milliarden; eine damals für unerschwinglich gehaltene Summe. Sie ist nach Ablehnung der von royalistisch-konservativer Seite gemachten Vorschläge, die auf eine französisch-nationale Obligationen-Anleihe hinaus wollten, bekanntlich von Thiers durch Anleihe- und Wechsel-Operationen an den Börsen der ganzen Welt aufgebracht worden. Ähnliches werden auch wir zu erwarten haben, aber die Beteiligung

der Hauptbörsen der Welt an dem Krieg stellt ihrem Zusammenwirken bei und nach dem Friedensschluß große Hindernisse in den Weg. Um diese Hindernisse fortzuschaffen, wird es der Hand geschäftserfahrener Männer bedürfen, und vielleicht wird der persönliche Kontakt, der Geist des Milieu noch schwerer wiegen als Routine und Erfahrung. Denn wo will man ein Vorbild so gigantischer Geldgeschäfte suchen?

Man erinnert sich der Operationen, mit welchen der französische Finanzier Ouvrard, der deutsche Bankier Parish und das englische Haus Baring auftraten, um die Finanzlasten des französisch-englischen Friedensschlusses zu beseitigen. Unter anderem enthielten diese Operationen die Verwertung der Warensendungen von Amerika nach Europa unter Zuhilfenahme von ingeniösen Wechseltressierungen und der Arbitrage. Man wird damit rechnen müssen, daß bei der zukünftigen Ordnung und Verteilung der Kriegsentschädigungen wie bei der Herstellung der Finanzen der Staaten ähnliche Vorschläge eine Rolle spielen werden. Die Edelmetalle, die wichtigen Stapelartikel Kupfer, Baumwolle, Wolle, viele andere, auch Petroleum bieten die Handhabe. Ausführbar erscheinen solche Operationen nur, wenn man eine oder mehrere internationale Trust-Gesellschaften in Rechnung stellt, in deren Händen Berechnung und Abwicklung sich vollziehen. Das wäre also eine Art von internationalem Clearing-Haus zur finanziellen und wirtschaftlichen Liquidation des Krieges. Der Italiener Luzatti, früherer Finanzminister und als Autorität geltend, hat vor Jahren vorgeschlagen, eine Zentral-Goldbank zu schaffen, in welcher alles Gold der Welt deponiert werden solle. Die Zahlungen zwischen den verschiedenen Ländern sollten durch Übertragung in den Büchern der Zentralbank vollzogen werden. Banktechnisch schien der Vorschlag verlockend genug, aber die politischen Rivalitäten unter den Mächten drängten auf die Abweisung a limine. Mit gutem Grund, wie man aus der Geschichte dieses Krieges sieht.

Eine finanzielle Liquidation dieses Krieges erscheint, wie man auch die Dinge ansehen mag, kaum möglich ohne inter-



nationale Organisationen, die demselben Ziele zustreben. Deshalb ist es wahrscheinlich, daß die Friedensverhandlungen, wenn sie kommen, für den finanziellen Teil die gleichzeitige Verständigung unter den Finanzgruppen der verschiedenen Länder mitbringen. In diesen Kreisen wird, man darf es annehmen, der Wunsch nach Verständigung stark sein. Die zunächst noch auftretenden Friktionen unter den Nationalitäten wird man wohl damit zu überwinden suchen, daß man dem New-Yorker Platz die Führung übertragen will. Ein internationaler Trust zur Liquidation des Krieges mit dem Hauptsitz in New-York, das ist eine der Möglichkeiten der Zukunft. So oder so, die Finanz- und Steuerfragen, welche dieser Krieg bringt, werden ohne Zweifel der Geldmacht in den verschiedenen Ländern einen Einfluß und ein Prestige verleihen, wovon die Entwicklung nach den napoleonischen Kriegen in Europa und nach dem Sezessionskrieg in Amerika nur schwache Vorbilder geben.

Die Erörterung dieser Perspektiven leitet zu der Betrachtung der Friedensaussichten. Der Reichskanzler hat die deutsche Bereitwilligkeit zu einem die Sicherheit und die Interessen Deutschlands verbürgenden Frieden, aber nur zu einem solchen, ausgesprochen; er mußte hinzufügen, daß die Feinde noch immer an unsere Vernichtung denken.

Dennoch mag man dessen gewiß sein, daß es in Rußland, England, Italien und Frankreich nicht an Männern von Bedeutung und Ansehen fehlt, welche den Frieden diesem verheerenden und mörderischen Krieg vorziehen. Wohl sprechen sie nicht darüber, aber sie erwarten die Stunde zum Handeln. Der französische Finanzminister Ribot würde wahrscheinlich mit Eifer protestieren, wollte man ihn vor der Öffentlichkeit zu diesen Männern rechnen. Er hat bis in die letzten Jahre vor dem Krieg den Wunsch nach einer Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich zu erkennen gegeben, und wenn er dem „großen Ministerium" beitrat, dem in der ersten Zeit des Jahres 1914 die Sammlung aller Franzosen anvertraut werden sollte, das aber

schon am zweiten Tag durch die Sozialisten gestürzt und durch das Ministerium Viviani ersetzt wurde, so schloß dieser patriotische Eifer keinen besonderen Gegensatz zu Deutschland ein. Auch der Minister Méline gehört zu den Staatsmännern, die objektiver Würdigung der Sachlage sich nicht unter allen Umständen verschließen. Der Kreis dieser Männer ist überhaupt größer, als man denkt. In England führt der Sohn des verstorbenen, Deutschland wohlgesinnten Lord Salisbury, Robert Cecil, zur Zeit eine stark deutschfeindliche Sprache. Ein guter Teil dieser Manifestationen ist für die Galerie berechnet, und dasselbe kann man von den Worten der Lords Landsdowne und Northcliffe sagen.

Alles erwägend kommt man zu dem Schluß, daß die Waffen heute und morgen entscheiden, daß jedoch die Diplomatie, die offizielle wie die andere, ihre Stunde erwarten mag, um nach der Palme des Friedens zu greifen.

VII.

Brief aus Holland.

Tatsächlich spielen in diesem Weltkrieg Lug und Trug eine gewaltige Rolle und üben einen verhängnisvollen Druck aus auf eine große Menge wohlgesinnter Geister in den neutralen Ländern. In noch stärkerem Maße gilt dies des Öfteren von manchem Schlagworte, das in der Regel ansteckend wirkt und gar leicht der Wahrheit Abbruch tut. Man wäre versucht, auf manches Schlagwort den Vers in Göthes Faust anzuwenden: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten.“ Die englischen Minister kennen zur Zeit kein dankbareres Thema für ihre Verteidigung und Kriegshetze, als den Hinweis der leichtgläubigen Menge auf



den deutschen Militarismus, der die ganze zivilisierte Welt mit Untergang bedrohe. In ihrer Verblendung sehen sie nicht ein, daß sie damit in konsequenter Weise ihren eigenen Marinismus verurteilen. In ihrem Volksliede: Britania rules the Waves huldigen sie ihrem Vaterland als dem alleinigen Herrscher der Weltmeere. Die Geschichte lehrt uns, daß der Reihe nach alle Staaten, die eine größere Seemacht herangebildet hatten, wie Holland, Spanien, Frankreich und Dänemark von den Engländern vergewaltigt wurden. Der Wahrheit zum Trotze findet jetzt das Schlagwort „Militarismus" bei den Ententemächten den richtigen Resonanzboden. Wundern muß man sich allerdings, daß viele Neutrale auf diesen Köder angebissen haben. In Holland scheut man sich in vielen Blättern nicht, den Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien und die angebliche Verletzung der Neutralität als die Folge des Militarismus auszuposaunen. Geht man dieser Anschuldigung auf den Grund, dann kann man sie zusammenfassen in den beiden Anklagen: Deutschland besitzt die größte Militärmacht auf der Welt und bedroht somit den Frieden. Die Offiziere sind durchschnittlich anmaßend gegen die Soldaten und die Zivilbevölkerung. Stellt man einen Vergleich an zwischen der Anzahl der Militärpflichtigen in den Staaten Europas im Verhältnis zur Einwohnerzahl, dann dürfte sich wahrscheinlich herausstellen, daß Frankreich mit seiner geringeren Bevölkerung verhältnismäßig in der Anzahl der Truppen Deutschland übertrifft. Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht kann man für unser Land eine gleiche Schlußfolgerung machen. In jedem Falle würde eine Abweichung von der Verhältniszahl der Bevölkerung gering sein. Es soll nicht geleugnet werden, daß die strenge Disziplin im deutschen Heere gelegentlich Härten erzeugte. Doch es wäre ungerecht und wahrheitswidrig, die Ausschreitungen einzelner weniger dem ganzen Offiziersstande in die Schuhe zu schieben. Er ist sich seiner verantwortlichen Stellung wohl bewußt. Die englische Regierung sucht eben nach einem Vorwande, um die Schuld ihrer verbrecherischen Kriegserklärung von sich abzu-



wälzen, und erwartet selbstredend die volle Zustimmung ihrer Bundesgenossen, die gern gewährt wird. Die Großmacht der Weltpresse, sowie die überseeischen Kabel, die bekanntlich im Solde Englands arbeiten, verstehen meisterhaft die neutralen Staaten zu beeinflussen und in ihre Netze zu fangen. Allerwärts schreibt man, der deutsche Militarismus, der Feind der wahren Kultur, muß zerschmettert werden. Und alle Feinde klatschen freudigen Beifall. Indessen bestätigt die Weltgeschichte, daß die Deutschen im Gegensatze zu den Franzosen und Engländern nur selten erobernd auftraten. Dahingegen besitzen die Engländer und Russen den dritten Teil unseres Planeten, und noch genügt er nicht ihrem Landhunger, während die Franzosen in ihrer Revancheverblendung Elsaß und Lothringen verlangen, die sie in früheren Jahren zum größten Teile dem geschwächten Deutschland geraubt hatten. Welch eine Logik!

Der stetige Zuwachs der deutschen Bevölkerung, sowie die starke Entwickelung der Industrie, die neue Absatzquellen verlangte, führte zur Gründung von verhältnismäßig kleinen Kolonien im stillen Ozean, in Afrika und China: darüber hat man in England einen gewaltigen Lärm geschlagen, der bei der Marokko-Frage vor einigen Jahren ganz Europa in Schrecken setzte und ein Vorspiel bildete für die frivole Entfesselung des kommenden Weltkrieges. Also ein wahrer Hohn wird stets bleiben die verbrecherische Anklage von Grey und Asquith, daß der deutsche Militarismus diesen schrecklichen Weltbrand gezeitigt habe. Nein, der Neid, welcher das erste Menschenpaar verführte und seine Nachfolger ins Elend stürzte, hat die englische Regierung in den entsetzlichen Weltkrieg getrieben. —

Mit Spannung verfolgt man hier die Kriegslage in den Balkanstaaten. Sie hat vieles geklärt zu Gunsten der Zentralmächte. Die denkwürdigen Worte des früheren österreichischen Gesandten in Berlin: Die Entscheidung liegt im Osten, scheint sich mehr und mehr zu bestätigen. Die Mordtat in Serajewo ist gerächt. Das arme serbische Volk muß schrecklich büßen für die Schandtaten seiner Regierung. Nach



langem Zögern sind die Bulgaren auf dem Kampfplatze erschienen und haben den Zentralmächten die Hand zum Bunde gereicht. Sie haben sich als äußerst tapfere Streiter erwiesen. Mit ihrer Hilfe gehen die serbischen Truppen ihrer vollständigen Auflösung entgegen. Griechenland, obschon heftig von den Ententemächten bedrängt, wird wohl neutral bleiben. Sein Fürst handelt klüger als der belgische König, der leider in vollem Vertrauen auf Englands Hilfe und Frankreichs Macht die Bitte des Deutschen Kaisers um freien Durchmarsch gegen jeglichen Schadenersatz zurückwies. Der Hellenen-König will sein Volk vor den Schrecken des Krieges bewahren und huldigt keinem falschen Patriotismus.

Die Welt ist wiederum um die Erfahrung reicher geworden, daß leider die Ansichten von hervorragenden Katholiken bei der Beurteilung von politischen Fragen großer Tragweite bedenklich auseinandergehen, und was noch schlimmer ist, sich eines unbegreiflichen Widerspruchs und der Inkonsequenz schuldig machen. Bei der sogenannten Verletzung der belgischen Neutralität haben die meisten katholischen Blätter Hollands einen gewaltigen Lärm geschlagen und wollten die Notwehr Deutschlands als keine gerechte Entschuldigung gelten lassen. Heute, wo die Franzosen und Engländer in der schamlosesten Weise Griechenlands Neutralität verletzen und die Grenzen überfluten, ist unsere Presse zurückhaltend in ihrem Urteile, wahrscheinlich aus Rücksicht für die Entente; dahingegen die Deutschen des Chauvinismus, sogar des Barbarismus zu beschuldigen, scheut man sich nicht bei passender und unpassender Gelegenheit. Welch eine traurige Verwirrung herrscht da unter unseren eigenen Glaubensbrüdern. I. W. B.

VIII.

Johannes Bisselius, ein bayerischer Dichter und Geschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Eine Mittelstellung zwischen Geschichte und Predigt nimmt Bissels umfangreichstes Werk ein: Illustrium ab orbe condito ruinarum decas I – IV (Amberg und Dillingen 1656—1665), in dem Rixner eine Art Geschichtsphilosophie erblicken möchte.[1]) Die Definition der Geschichte als cognitio singularium, quorum memoriam conservari utile sit ad bene beateque vivendum[2]) dürfte in diesem Werke am konsequentesten durchgeführt sein. Die ausgewählten Beispiele sollen das Walten der göttlichen Vorsehung in der Geschichte aufzeigen, welche Fürsten und Völker wegen ihrer Frevel straft und die Sünden der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Geschlecht. In der Widmung der ersten Dekade erklärt Bisselius, sein Bestreben gehe dahin, zu zeigen, daß Gott zwar langmütig und reich an Erbarmen ist, aber auch beharrlich in der Vollziehung der Urteile seiner Gerechtigkeit, daß er den übermütigen Tyrannen vom Throne stürzt, und den Bedrücker der Unschuld selber bedrückt, daß er oft die Strafe lange hinausschiebt, aber am Ende über alle seine Feinde und Widersacher triumphiert.[3]) Kurz läßt sich die

1) Geschichte der Studienanstalt Amberg 154.

2) Vossius, Ars historica (Leyden 1623) 16.

3) S. 4 ff.

Tendenz der Illustres ruinae mit dem bekannten Worte wiedergeben: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Ausgehend von dem Sündenfall der Engel schildert Bisselius der Reihe nach die großen Katastrophen der Weltgeschichte bis zum Tode des Pompejus, je zehn (Dekade) in einem Bande vereinigt. Die Stoffe der ersten Bände sind vorzugsweise der Hl. Schrift entnommen: Fall der Stammeltern, Kain, Sündflut, Untergang Sodomas und Gomorrhas, Tod Helis, Sturz des Königs Saul, des Hauses David usw. Die orientalischen Völker sind mit Zoroaster, Semiramis, Busiris von Ägypten, dem „Magier" Orpheus, Sennacherib u. a. vertreten. Aus der griechisch-hellenistischen Geschichte seien Phalaris, Philipp von Mazedonien, die Ptolemäer und Seleuziden erwähnt, während die römische Geschichte nur mit den Königen von Alt-Latium und dem Untergang der römischen Republik vertreten ist. Je weiter der Verfasser in der Geschichte voranschreitet, desto umfangreicher gestalten sich seine Abhandlungen. Im Interesse der Studenten, denen die Beschaffung des ganzen Werkes zu kostspielig war, ließ Bisselius den Teil über den Untergang der römischen Republik auch separat erscheinen unter dem Titel Reipublicae Romanae veteris ortus et interitus. (Dillingen 1664.) In 36 Kapiteln erzählt er die Geschichte Roms von seiner Entstehung bis zur Schlacht bei Pharsalus. Nachdem er im ersten Kapitel die römische Königsgeschichte kurz gestreift hat, beginnt er sofort mit der Geschichte des römischen Freistaates. Die älteren Zeiten werden ziemlich kurz, das letzte Jahrhundert, etwa von der Zeit der Gracchen an, sehr ausführlich behandelt. Der Kultur- und Sittengeschichte Roms sind nicht weniger als sieben Kapitel gewidmet.[1]) Abgesehen von der stellenweise moralisierenden Darstellung haben wir es hier mit einer beachtenswerten Bearbeitung der römischen Geschichte zu tun, zu der Bissel von seinen philologischen Studien her gründliche Vorkenntnisse mitbrachte.

1) Kapitel 7—13 einschl.



Die Illustres ruinae sollen in erster Linie der Belehrung und Erbauung dienen. Darum wird die Darstellung gegen Ende jeden Abschnittes meist sehr rhetorisch und schwungvoll. Bissel vergißt nie die praktischen Folgerungen und Nutzanwendungen für seine Leser zu ziehen. So gibt ihm der Sturz des Hohenpriesters Heli Anlaß, die Eltern zur rechten Kinderzucht zu mahnen und den Priestern einen Sittenspiegel vorzuhalten. Berücksichtigt man den Zweck, den sich Bisselius bei Abfassung des Werkes gesetzt hatte, so läßt sich wenig dagegen einwenden. Mehr Widerspruch fordert die leichtgläubige Verwendung einiger Anekdoten heraus, die er zur Illustrierung seiner Mahnungen einflicht, wie jene Erzählung aus den Dialogen des hl. Gregor von einem fünfjährigen Knaben, der in Gegenwart und mit stillschweigender Duldung seines Vaters Gotteslästerungen ausstößt und zur Strafe dafür von einer unzähligen Schar schwarzer Teufel in die Hölle hinabgezerrt wird, obwohl er sich mit Händen und Füßen dagegen sträubt.[1]) Es bleibt zu bedauern, daß ein Mann wie Bisselius, der verschiedene Ausgaben von Lukan vergleicht, um festzustellen, ob Photinus oder Pothinus die richtige Lesart sei, derartigen Teufelsgeschichten mit der naiven Gläubigkeit eines Kindes gegenübersteht.

Da die Illustres ruinae zugleich eine Art Exempelbuch für den Prediger sein sollten,[2]) gibt der Verfasser am Schlusse jeden Abschnittes die Quellen- resp. Literaturbelege an, damit der Leser bei aufsteigenden Zweifeln selber nachprüfen und der Prediger bei Benützung der Ruinae die angeführten Autoritäten genau mit Kapitel und Vers zitieren könne, weil das einen tieferen Eindruck auf die Zuhörer mache. Dem gleichen Zweck dient ein eigener Registerband, der außer den vorkommenden Namen auch ein nach homiletischen Rücksichten geordnetes Sachregister bietet. Gerade die Quellen- und Literaturangaben bekunden Bissels aus-

1) II. 520 f. 2) I. 7.

gebreitete Kenntnisse in der biblischen und Profangeschichte, obwohl er sich mit Rücksicht auf seinen Leserkreis eine gewisse Maßhaltung auferlegen mußte. Die großen Kirchenlehrer und Kirchenschriftsteller von Klemens von Alexandrien bis zu Gregor dem Großen, die mittelalterlichen Theologen von Beda Venerabilis bis zu Thomas von Aquin, die neueren Theologen und Exegeten wie Suarez, Bellarmin, Kornelius a Lapide, Menachius usw. sind ihm ebenso bekannt, wie die griechischen und römischen Geschichtsschreiber der klassischen und nachklassischen Zeit und ihrer Kommentatoren, aus denen nur Calvisius, Lipsius, Rosinus, Schildius, Arnoldus Montanus und Isaak Casaubonus genannt seien. Auch die Hilfswissenschaften finden bei Bisselius genügende Berücksichtigung. Die Lexika von Suidas und Stephanus, die geographischen Werke von Abraham Ortelius, Jodokus Hondius, Tilemannus Stella, Claes Jans Vischer, die Chronologie von Christoph Clavius zieht er oft zur Lösung von Schwierigkeiten heran. Selbst Jean Bodins Methodus ad facilem historiarum cognitionem (Paris 1566) ist ihm nicht unbekannt geblieben. Angesichts dieser staunenerregenden Belesenheit dürfte das Lob eines „guten Archäologen“, das Ritter von Lang ihm spendet, seine volle Berechtigung haben.[1])

Im Anschluß an die Illustres ruinae gab Bissel auch einen Leitfaden der Geographie Palästinas heraus.[2]) Bei der Schilderung der Kämpfe Sauls hatte Bisselius zum besseren Verständnis der Kriegsereignisse eine kurze Beschreibung des hl. Landes einfügen wollen. Allein der Stoff war ihm unter den Händen so gewachsen, daß er sich genötigt sah, die Schrift separat erscheinen zu lassen. Mitbestimmend dabei war — und das ist charakteristisch für Bissels Auffassung von Geschichte —, daß sich bei den trockenen geographischen Aufzählungen nicht die Eleganz der Diktion er-

1) Geschichte der Jesuiten in Bayern 168.

2) Palaestinae seu Terrae Sanctae topothesia. Amberg 1659.

reichen lasse wie bei historischen Schilderungen.[1] Eine erschöpfende Darstellung will das Büchlein nicht bieten, es soll nur ein Abriß sein, für die Leser der Illustres ruinae und etwa noch den Theologen als Hilfsmittel beim Studium der Exegese dienen. Eigene Forschungen hat Bissel natürlich nicht gemacht; er stützt sich auf die Arbeiten anderer, besonders auf Reisebeschreibungen von Palästinapilgern.[2] Sein Hauptgewährsmann ist der wohlunterrichtete Predigermönch Felix Fabri von Zürich.[3] Während das erste Kapitel über Anlaß und Zweck des Büchleins Aufschluß gibt, enthalten die drei folgenden Kapitel eine kurzgefaßte Beschreibung des Hl. Landes und seiner physikalischen, politischen und ethnographischen Verhältnisse. Zur Erläuterung dienen zwei Karten, von denen eine aus Tilemannus Stella stammt.

Ein Gegenstück zu den Illustres ruinae bildet das andere große Geschichtswerk Bissels: Aetatis nostrae gestorum eminentium medulla historica (Amberg 1675—1677).[4] In der Vorrede[5] erzählt der Verfasser, seine Geschichte des Altertums hätte solchen Anklang gefunden, daß er nach deren Erscheinen von verschiedenen Seiten, meist höheren Staatsbeamten aufgefordert worden sei, nun auch die Ruinae der jüngsten Vergangenheit zu schreiben und dann rückwärtsschreitend die Geschichte des Mittelalters und der römischen Kaiserzeit in Angriff zu nehmen. Auf seine Weigerung hin hätten ihm einige geschmollt, andere ihm gar die Freundschaft aufgekündigt. Sein Hauptbedenken sei immer gewesen,

1) S. 8 f.

2) Bei Röhricht, Bibliotheca geographica Palaestinae (1890) fehlen folgende von Bisselius zitierte Reisebeschreibungen: Johannes, Graf von Solms, Alexander, Pfalzgraf bei Rhein, Joh. Werlinus, Baron von Zimmern. Von Felix Fabri zitiert Bisselius eine zweite Auflage der Frankfurter Ausgabe in Folio.

3) Tobler, Bibliotheca geographica Palaestinae (1867) 53 f.

4) Nach Rixner (57) erlebte die Medulla historica 1724—1729 eine zweite Auflage in Amberg.

5) I. 11 ff.

daß viele an dem Titel Ruinae Anstoß nehmen würden, sobald von ihrem Lande oder ihrer Dynastie die Rede sei. Auch könnten sich die überlebenden Verwandten derer, die in solche Katastrophen verwickelt waren, beleidigt fühlen. Nach langem Überlegen habe er sich entschlossen, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, aber unter einem weniger anstößigen Titel. Mit dem Jahre 1601 beginnend, wolle er die Zeitgeschichte in Abschnitten von je sieben Jahren (Septennium) behandeln. Tatsächlich gelangte er bis zum Jahre 1620. Zwar hatte Bisselius sein Material schon lange vorher gesammelt und vorbereitet;[1]) trotzdem verrät es eine erstaunliche Schaffensfreudigkeit und Produktivität, daß er sich in seinem hohem Alter — er zählte beim Erscheinen des ersten Bandes 74 Jahre — noch an ein solches Unternehmen heranwagte.

Zunächst gibt er bei jedem Jahr eine kurze, allgemeine Übersicht über die Hauptereignisse des betreffenden Jahres, ähnlich der Jahres- und Weltrundschau, wie wir sie heutzutage noch in Kalendern und Zeitschriften finden. Aus der Reihe der Ereignisse hebt er dann das eine oder andere ihm wichtiger erscheinende heraus und widmet ihm eine ausführlichere Abhandlung. Häufig ist es der Tod eines Fürsten, der ihm Gelegenheit bietet, dessen Leben und Regierung zu beschreiben, wie der Tod Elisabeths von England, Mahumed III., die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich und des Woiwoden Michael von der Wallachei. Von dem Tode des Kardinals Baronius nimmt er Anlaß, Leben und Verdienste dieses „Vaters der christlichen Geschichtsschreibung" zu erzählen und ihn gegen die Angriffe seiner protestantischen Gegner zu verteidigen. Weniger gelungen ist ihm die Biographie Scaligers, in dem er nur den Gegner sieht, ohne den verdienstvollen Gelehrten zu würdigen. Von den kriegerischen Ereignissen seien nur die Eroberung von Ostende und der böhmische Aufstand genannt. Auch Natur-

1) I. 7.

ereignisse, wie das Erdbeben vom 27. September 1601 und der Komet des Jahres 1618, finden seine Beachtung. Hauptsächlich sind es aber die kirchlichen und kirchenpolitischen Vorgänge, die seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, z. B. der Streit der Arminianer und Gomaristen, die Hinrichtung Jans van Barneveldt, der Übertritt des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg zum Katholizismus, die Christenverfolgungen in Japan usw. Zuweilen ist es auch nur eine „Mordgeschichte" wie die Hinrichtung eines französischen Offiziers, der ein Mädchen entführt und grausam ermordet hatte. Der Umfang dieser Monographien ist sehr verschieden. Zwei derselben, die wegen ihrer Länge nicht mehr als Abhandlungen gelten konnten und wegen ihres Inhaltes eine weitere Verbreitung erwarten ließen, erschienen als selbständige Bücher. Das erste ist eine apologetisch gehaltene Biographie der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart, deren Gefangenschaft und Tod eine besonders ausführliche Schilderung erfährt.[1]) Anlaß dazu bot das Epitaphium, welches Jakob I. im Jahre 1614 seiner Mutter setzte. Das zweite Buch ist der Leo galeatus, über den weiter unten zu berichten sein wird.

Eigentümlich muten den Historiker von heute die lateinischen Gedichte an, in denen Bisselius am Schlusse jeder Monographie deren Inhalt wiedergibt.[2]) Auch in diesem Werke ist er seiner früheren Gewohnheit treu geblieben, am Ende jeder Abhandlung seine Quellen anzugeben. Es ist eine stattliche Zahl. Spondanus, Cluverus, Thuanus, Batereius, Sleidan und seine Fortsetzer, Meteranus Beyrlinckh, Joh. Marius von Freisingen, Rittershusius sind nur einige

1) Mariae Stuartae viventis ac morientis acta. Amberg 1675.

2) Boethius war hierin sein Vorbild. Vorrede I 15. Schon Gryphius fand diese Gedichte und den rhetorischen Stil sehr auffallend, obwohl er sich sonst anerkennend über den Bisselius äußert: Vellem tamen, ut affectibus temperasset non illepidus alias auctor, quod cuivis librum evolventi clarissime apparebit. Apparatus 23.

von den vielen dort vertretenen Namen. Als Ratgeber in geographischen Fragen benutzte er die vorhin genannten Hondius, Ortelius und Tilemannus Stella. Für die Monographien pflegte der Verfasser auch die einschlägige Spezialliteratur heranzuziehen. So benutzte er z. B. für das Leben Maria Stuarts die Geschichte Schottlands von Buchanan.

Bissels letzte und zugleich reiffste historische Schrift ist sein Leo galeatus (Amberg 1677, nicht 1676 wie Sommervogel irrtümlich angibt), von dem Westermayer urteilt: „Von seinen geschichtlichen Werken möchte die Darstellung des böhmischen Feldzugs vom Jahre 1620 auch heute noch Wert haben.“ [1]) Wie die fortlaufende Überschrift zeigt und Bissel in einem kurzen Vorwort ausdrücklich betont, ist die Schrift als ein Teil der Medulla historica gedacht, der nur wegen seines großen Umfanges separat erscheinen mußte. Die ersten neun Kapitel bringen geschichtsphilosophische Betrachtungen über das Walten der göttlichen Vorsehung und die Auswirkungen der ewigen Gerechtigkeit im Gange der Weltereignisse. Überall hat Gott seine Instrumente, um die Frevler zu züchtigen. Bald sind es die Elemente Wasser, Luft, Feuer und Erde, bald sind es wilde Tiere oder die Menschen selber, insofern Gott ein Volk als Geißel zur Züchtigung eines andern benutzt. Unter biblischen Anspielungen auf Panther und Löwen, die Jahwe zur Bestrafung gottloser Völker geschickt, zeigt Bisselius, wie Gott den bayerischen Löwen (Maximilian) zur Züchtigung der böhmischen Rebellen und Sektierer gesandt habe.

In der Medulla historica hatte Bisselius bereits den Anlaß und ersten Verlauf des böhmischen Aufstandes geschildert. Der Leo galeatus soll nur eine Fortsetzung sein und vor allem den Anteil der Bayern und ihres großen Heerführers zur Darstellung bringen. Mit der Eroberung von Drosendorf beginnend schildert er den Verlauf des Feldzuges bis zur Rückkehr Maximilians nach Bayern. Zwischen

1) A. D. B. II. 682.

die Beschreibung der Eroberung Prags und des Einzugs in München schiebt Bisselius eine längere Digression (Kap. 51—63) ein über Joh. Hus, Joh. Nepomuk und den Martyrerkönig Wenzeslaus. Durch die ganze Darstellung zieht sich die unausgesprochene, aber offensichtliche Tendenz, den Bayernherzog als die Seele des ganzen Feldzugs hinzustellen, dem in erster Linie der glückliche Ausgang des Unternehmens zu danken sei. In dem Kriegsrat zu Horn ist es des Bayernfürsten Ansicht, die durchdringt. Er ist es auch, der mehrmals dem kaiserlichen Feldherrn Buquoy zu Hilfe eilt, seine Armee vor dem drohenden Verderben errettet und den siegreichen Ausgang des Treffens entscheidet. Nur einmal kommt Buquoy dem bayerischen Heere zu Hilfe. Die Vermutung liegt nahe, daß Bisselius durch diese Darstellung den üblen Eindruck, den die Schrift seines Ordensbruders Henry Fitzsimon[1]) am Münchener Hofe gemacht hatte, zu verwischen und zugleich dem Wittelsbacher Fürstenhause den Tribut der Dankbarkeit zu entrichten beabsichtigte. Wenn Bissels Darstellung des böhmischen Feldzuges auch heute noch als eine der besten gilt, so dürfte die Ursache in dem Umstand zu suchen sein, daß er die „wertvollste Quelle für den Feldzug von 1620 . . ., die offiziöse bayerische Darstellung, die in dem Ober- und Nieder-Ennserischen, auch Böhmischen Journal vorliegt",[2]) seiner Schrift zu Grunde legte. In einer Schlußnote bemerkt er, er stütze sich hauptsächlich auf jenes Diarium castrense, das bald nach der Schlacht am Weißen Berg im Druck erschienen sei und den Beifall aller gefunden, die den Feldzug mitgemacht oder gar geleitet hätten.[3]) Eine Erläuterung zu dieser Andeutung bietet eine Stelle im 19. Kapitel, wo Bisselius versichert, er folge in seinem Buche jenem

1) Buquoy quadrimestre iter . . . auctore Constantio Peregrino (Wien 1621), worin dem kaiserlichen Feldherrn das Hauptverdienst an dem ganzen Feldzuge und die Rettung Österreichs zugeschrieben wird. Vgl. Duhr, Geschichte der Jesuiten II. 2, 406 ff.

2) Riezler, Kriegstagebücher aus dem ligistischen Hauptquartier S. 94.

3) S. 561.



Diarium, das von einem Kriegsteilnehmer geschrieben und vom Kurfürsten Maximilian selber revidiert und approbiert worden sei.[1]) Als seine zweite Hauptquelle nennt der Verfasser das Werk des Weihbischofs Johannes Pessina von Czechorod: Phosphorus seu Stella matutina septem radiorum, das ihm während der Ausarbeitung zuging, und das er namentlich für den letzten Teil seines Buches (Schlacht bei Prag) sehr stark benutzte.[1]) Aber auch die anderen Quellen, welche Bisselius für diese Arbeit heranzog, gehören mit zu den besten Darstellungen dieser Periode. So die Historia nostri temporis des Adolf Brachelius, „eine für ihre Zeit ganz außergewöhnliche Leistung",[2]), Cluvers Epitome, die Laurea Austriaca des Nikolaus Bellus, Eberhard Wasserberg und andere. Eine eingehende Untersuchung über die Art und Weise, wie Bisselius seine Quellen benutzt, liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit. Das darf gesagt werden, daß er dabei mit einer lobenswerten Vorsicht zu Werke geht. Er sucht die Quellen gegenseitig zu ergänzen und die Widersprüche auszugleichen. Wo dies nicht angeht, weist er wenigstens in Anmerkungen darauf hin. Kann Bissels Werk auch nicht als Originalquelle angesehen werden, so steht es doch auf streng urkundlicher Grundlage und besitzt den großen Vorzug, daß die große Masse von Quellenstoff in angenehm fesselnder Darstellung zusammengefaßt wird. Kein Wunder, daß das Buch großen Anklang bei seinen Zeitgenossen fand und drei Auflagen erlebte.

---

1) S. 73: „Diarium, inquam, non quodvis obvium aut e trivio raptum, sed traditum, rebus etiam num recentissimis, a viro, qui vidit et interfuit, revisione vero magni Ducis ipsiusmet auctoratum." Als Verfasser dieses, gewöhnlich Mändl zugeschriebenen Journals nennt Bisselius (S. 206) Georg Teysinger, wohl weil derselbe das Mändlsche Diarium fortsetzte und die Drucklegung besorgte.

2) Vgl. Leo galeatus 561 ff.

3) Roos, Die Historia nostri temporis des Adolphus Brachelius (Würzburg 1899) 46.

Als P. Bisselius sich am 9. März 1682 zur letzten Ruhe niederlegte, konnte er auf ein arbeits- und erfolgreiches Leben zurückblicken. Neben seiner Haupttätigkeit in der Schule und auf der Kanzel hatte er eine großartige schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. 19 Werke waren aus seiner Feder hervorgegangen, zum Teil von recht beträchtlichem Umfang. Gewiß eine anerkennenswerte Leistung, die um so mehr unsere Bewunderung verdient, als er sich eigentlich nie einer kräftigen Gesundheit erfreute und zweimal vor dem völligen Zusammenbruch seiner Kräfte stand.[1]) Nur eiserner Fleiß, zähe Energie und apostolischer Arbeitsdrang ließen ihn immer wieder zur Feder greifen, die er erst drei Tage vor seinem Hinscheiden aus der Hand legte.[2]) Die biographischen Angaben haben wohl zur Genüge erwiesen, daß er sich infolge seiner Vorbildung zur historischen Arbeit berufen fühlen durfte. Genaue Kenntnis der Schriftsteller des griechischen und römischen Altertums und ein ausgebreitetes geschichtliches Wissen eigneten ihm in hohem Maße. Sein ungewöhnliches Wissen suchte er durch planmäßige und konsequente Lektüre fortwährend zu erweitern, wobei er fast alle Bücher von Anfang bis zu Ende durchzugehen pflegte.[3]) Auch Andersgläubige zollten seiner Gelehrsamkeit hohe Anerkennung. In seinem Nachruf wird berichtet, daß viele Protestanten, selbst aus Sachsen, den bedeutenden Mann zu sehen wünschten. Andere Gelehrte standen mit ihm in regem Briefverkehr und gaben ihrer Hochachtung offen Ausdruck. Einer ging in seiner Begeisterung so weit, daß er sich von einem berühmten Maler heimlich Bissels Bild anfertigen ließ.[4])

Was Bissels religiösen Standpunkt anbelangt, so ergibt sich derselbe aus seiner geistlichen Berufsstellung von selbst. Von gehässigen Ausfällen gegen Andersgläubige hält er sich

1) 1642/43 und 1662/63 wird er im Katalog als valetudinarius bezeichnet. M. R. Jes. i. g. 199.

2) Litterae annuae 1682 p. 113 ff. M. R. Jes. i. g. 84.

3) Ebd. 4) Ebd.

fern, wenn er sich auch manchmal zu einseitigen Urteilen und kleinlichen Nörgeleien verleiten ließ. Obwohl er an das Tun und Lassen seiner religiösen Gegner einen strengeren Maßstab anlegt, so geht er doch nicht so weit in seiner Einseitigkeit, daß er, wie z. B. Brachelius,[1]) alle gegnerischen Schriftsteller samt und sonders für verdächtig gehalten hätte. Wo Andersgläubige zuständig seien, erklärt er in einer seiner Vorreden, da trage er kein Bedenken, dieselben als Gewährsmänner anzuführen.[2]) Die häufige Berufung auf dieselben zeigt, daß er ihre Werke nicht nur kennt, sondern sie auch bei seiner Darstellung verwertet. Wo er ihren Ansichten nicht beipflichten zu können glaubt, macht er wenigstens auf ihre abweichende Darstellung aufmerksam. Nachdem er erzählt hat, die Königin Elisabeth von England sei nach Angabe mehrerer Autoren in größter Unruhe und unter schweren Gewissensbissen gestorben, bemerkt er, Cluver erzähle, sie sei sanft und friedlich hinübergeschlummert.[3]) Der Wundersucht und dem Hexenwahn hat Bisselius gleich vielen seiner Zeitgenossen in reichlichem Maße Tribut gezollt. Der Grund hiefür dürfte zum großen Teil in der Erziehung im Elternhause zu suchen sein. Mehrere schwere Kinderkrankheiten schrieb die Mutter den Nachstellungen von Hexen und bösen Geistern zu.[4]) Doch wäre es unbillig, ihn nach dem Maßstab unserer Zeit beurteilen zu wollen und ihm deswegen jede historische Urteilsfähigkeit abzusprechen. Sein zurückhaltendes Urteil

1) Roos, Die Historia nostri temporis des Adolphus Brachelius S. 37.

2) Medulla historica I 34.

3) Medulla historica I 225.

4) Huic[Deo] certe debere se fatetur infestissimas lamiarum, quibus ad extremam usque perniciem vexabatur in cunis, incursationes, voto a matre ad divos auxiliatores concepto, depulsas, ne periret infans. Litterae annuae 1682, p. 113. Anormale Zustände bekundet auch die Bemerkung, er habe während seiner Studienzeit zwei Jahre lang heftige Versuchungen zur Blasphemie gehabt. Lit. an. 1682.

über den Kometen des Jahres 1618 zeugt von seiner nüchternen Auffassung.[1]) Der Stil Bissels wurde von jeher gerühmt, schon bei seinen Zeitgenossen stand er im Rufe eines guten Dichters und eines gewandten Prosaschriftstellers.[2])

Bei Würdigung der geschichtlichen Arbeiten Bissels ist vor allem der Zweck zu beachten, den er sich gesetzt hatte. Nicht für Fachgelehrte wollte er schreiben, sondern für den weiten Kreis der Gebildeten. Seiner Zeit wollte er dienen, und für ihre Bedürfnisse schreiben. Daß er den richtigen Ton für seine Zeitgenossen getroffen, beweisen die zahlreichen Neuauflagen und Nachdrucke seiner Werke. Auch von ihnen kann das Wort Bernheims[3]) gelten: „Das Bedürfnis, welchem die nicht entartete Pragmatik entspricht, ist gleich dem der referierenden Stufe ein bleibendes: immer wird der praktische Staatsmann, der Mann der Wissenschaft und Kunst Belehrung für sein Fach aus der Geschichte schöpfen wollen, immer wird für die heranwachsende Jugend und die große Menge des Volkes die Geschichte ein bildender Lehrstoff sein. Daher wird es zu allen Zeiten Werke geben müssen, welche diesen Bedürfnissen vorwiegend Rechnung tragen."

1) Medulla historica III 562 ff.

2) „Ses constantes occupations ne l'avaient pas empêché de cultiver les lettres et il jouissait en Allemagne de la réputation d'un bon poète et d'un prosateur élégant et poli." Biographie universelle IV 373.

3) Lehrbuch der hist. Methode (1908) 31.

IX.

Bausteine zu einer Biographie des Bischofs J. M. v. Sailer.[1])

Von Anton Döberl.

5. Sailer und Döllinger.

Sailer und Döllinger sind neben Görres wohl die beiden bedeutendsten Persönlichkeiten, die die Geschichte der katholischen Bewegung in Bayern im 19. Jahrhundert am nachhaltigsten beeinflußt haben: Sailer, der „zu einer Zeit, wo alle kirchlichen Anstalten zertrümmert und verkümmert waren, die Hauptstütze der katholischen Kirche in Bayern war“, Döllinger, in dem Jahrzehnte lang das katholische Deutschland einen seiner ersten und entschiedensten Vorkämpfer erblickte. Und doch auch welcher Gegensatz zwischen beiden so bedeutungsvollen Persönlichkeiten: Sailer, diese Johannisseele von tiefinnerlicher Frömmigkeit und milder Liebe, Döllinger zeitlebens ein Mann des Kampfes; Sailer zu allen Zeiten treu ergeben seiner Kirche, noch als Greis mit jugendlichem Eifer mit immer neuen Plänen für das Aufleben der Kirche tätig[2]) und Döllinger, der von der Höhe seines Verdienstes und Ruhmes zu dem tiefschmerzlichen Ausgang herabsank.

Als Döllinger ins öffentliche Leben eintrat und die ersten Proben seines Geistes und seines Eifers ablegte, konnte Sailer als ein Greis von nahezu 80 Jahren auf eine ebenso lange wie gesegnete Wirksamkeit zurückblicken. Der greise Bischof und der jugendliche Professor sind wiederholt in Beziehung zu einander getreten und gerade in einer für Döllinger entscheidungsvollen Wende hat sich der milde, vielvermögende Bischof des noch ungestümen Professors angenommen und, wie es scheint, wurde Döllinger nur auf

1) Vgl. Bd. 155 S. 153 ff.

2) Vgl. meinen Aufsatz: Sailers dreieiniges Interesse in: der Katholik, 1915. 4. Heft S. 237.

Sailers Fürsprache aus peinlicher Lage befreit. Zwei bisher unveröffentlichte Briefe ergänzen, was Friedrich in seiner Biographie Döllingers über eine Episode aus dem Leben des jugendlichen Professors erzählt; sie sind auch deshalb bemerkenswert, weil sie ein Urteil Sailers über Döllinger sowohl als die theologische Fakultät an der Münchener Universität enthalten.

Döllinger war in auffallend jungen Jahren zu einer Professur gelangt. Er hatte zuerst nicht einmal daran gedacht, sich auf das Lehramt vorzubereiten. Sein Ideal war anfangs „eine Pfarrei auf dem Lande, das Pfarrhaus in der Nähe des Waldes stehend und mit soviel Einkünften versehen, um sich eine Bibliothek ansammeln und in aller Stille, frei von Sorgen und Abhaltungen, ganz dem Studium hingeben zu können." Nachdem er kaum 23jährig, am 22. April vom Bischof von Würzburg zum Priester geweiht, war er ein Jahr lang, vom November 1822 bis November 1823, als Kaplan in dem „reizenden" Markt Scheinfeld tätig. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er aber schon damals aus der Stille seines abgelegenen Postens die Zeichen der Zeit und namentlich die Wiener Jahrbücher, das Organ der Romantiker wie Schlegels, Adam Müllers u. a. scheinen auf den juugen Kaplan nicht ohne Einfluß geblieben zu sein.

Es war der Vater, der den Lebenslauf des jungen Kaplans in andere Bahnen lenkte. „Daß ich Professor geworden, das hat mein Vater veranlaßt, der es ohne mein Wissen mit dem Präsidenten abgemacht hat." Am 21. November 1823 ging ihm eine kgl. Entschließung vom 13. November zu, welche ihn zum Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts in Aschaffenburg (mit 700 fl. Gehalt) ernannte. So ward denn der noch nicht Fünfundzwanzigjährige zum Lehramt berufen.

In Aschaffenburg entfaltete Döllinger eine eifrige Tätigkeit nicht bloß als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller und Publizist. Hier fertigte er seine erste Schrift: „Die Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten. Historisch-theologische



Abhandlung." (Mainz 1826, in Kommission bei Sterz), die ihm sofort einen Namen machte. Von Aschaffenburg aus trat er in Beziehung zum Mainzer katholischen Kreis wie zu dem Philosophen Baader, der jetzt auf der Höhe seines Ruhmes stand. Döllinger schrieb für den „Katholik" einen Artikel über die Thierschischen Schulschriften und pflegte regen Briefwechsel mit Räß. Über die Aschaffenburger Wirksamkeit Döllingers besitzen wir ein interessantes Urteil aus der Feder Sailers: „Der junge Döllinger ist mir aus Aschaffenburg von guter Hand zwar als ein fähiger, aber auch als ein ungemein hoffärtiger, eitler Mensch geschildert worden." [1]) Von wem diese Schilderung stammt, läßt sich nicht mehr feststellen.

Gerade zu der Zeit, wo Döllinger seine Schrift über die hl. Eucharistie veröffentlichte, stand ein für die bayerischen Gelehrtenkreise wichtiges Ereignis bevor, die Reorganisation und Verlegung der Universität Landshut nach München. Döllinger verstand es, die Zeit zu nützen und legte seine eben genannte Schrift der theologischen Fakultät in Landshut zur Erlangung der Doktorwürde vor, welche ihm auch am 3. Juni 1826 (in absentia) erteilt wurde. Damit hatte er die letzte Bedingung für eine Berufung nach München erfüllt, nachdem Sailer bereits am 9. Mai seine Ernennung zum Privatdozenten dem Vorstand des obersten Kirchen- und Schulrates, Herrn von Schenk, empfohlen hatte: Am 2. August 1826 konnte Döllinger seinem Freunde Räß mitteilen, „daß er zum Professor extraordinarius an der neuen Münchener Universität ernannt sei und er in ein paar Wochen von Aschaffenburg abreisen werde".

In München wartete des neuen Professors keine leichte Aufgabe. Er hatte im ersten Jahr über Kirchengeschichte, Patrologie zugleich mit Erklärung der Bücher vom Priestertum des hl. Chrysostomus und des Commonitoriums des hl. Vinzentius von Lerin, spezielle Dogmatik mit Dogmen-

1) Sailer an Schenk, 9. Mai 1826.

geschichte, Kirchenrecht zu lesen, in zusammen 19 Stunden wöchentlich. Im Sommersemester 1827 hatte er neben Kirchengeschichte und Kirchenrecht auch noch den Römerbrief wöchentlich dreimal zu exegetisieren. Der Herbst 1827 brachte für Döllinger eine Beförderung. An Stelle des zum Domkapitular in München ernannten bisherigen Professors Hortig trat Döllinger als ordentlicher Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht „in würdigender Anerkennung seiner bisherigen Leistungen im Lehramt . . . jedoch ohne Gehaltsvermehrung".[1]) Noch wichtiger wurde das Jahr 1827 für Döllinger dadurch, daß Hortig ihm die Fortsetzung seiner Kirchengeschichte abtrat, ein Werk, das Döllinger mit jugendlichem Eifer in Angriff nahm und in der unglaublich und wohl auch zu kurzen Zeit von einem Jahr abfaßte und veröffentlichte.

Aber nicht bloß wissenschaftlich, auch publizistisch trat Döllinger eifrig hervor, namentlich in der „Eos", die er durch Artikel, u. a. gegen Heine, sowie durch Beischaffung der Betriebsmittel rege unterstützte. Die Teilnahme an den Kämpfen der „Eos" brachte ihm ein gerüttelt Maß an ihren Bedrängnissen ein. Hormayr, der gegen die „Eos" agitierte, nahm sich vor allem Döllinger aufs Korn, in dem er einen der Führer der „Eos" nicht mit Unrecht vermutete. Er wußte Döllinger beim Könige ins Unrecht zu setzen, insbesondere indem er Döllinger beschuldigte, die Bartholomäusnacht verteidigt zu haben. Die Intriguen des Extirolers hatten zur Folge, daß Döllinger in Ungnade fiel. Er sollte diese Ungnade zu fühlen bekommen.

Am 28. August 1829, also in der Zeit der schärfsten Kämpfe der „Eos", bot der preußische Minister Altenstein

1) „Zugleich wurde sein „Anerbieten genehmigt, neben den Vorlesungen über obige Lehrfächer auch noch exegetische Vorlesungen über die Schriften des N. T. zu halten". Friedrich, Döllinger I, 194. Sailer meinte dazu in einem Brief an E. v. Schenk, 9. Dezember 1827: „Daß Buchner die Dogmatik, Aman die Moral, Döllinger die Exegese lehren, ist für die theol. Fakultät von großer Bedeutung."



durch ein Schreiben aus Kissingen Döllinger eine Breslauer Professur mit 800 Talern auf Herbst 1829 an. Döllinger dachte nicht daran, diesen Ruf anzunehmen, aber er wollte diese Gelegenheit benützen, um eine Gehaltserhöhung zu erreichen[1]) und richtete in diesem Sinne eine Bittschrift an das Ministerium. Am 14. Oktober erging darauf ein Ministerialreskript an die Universität: „Dem ordentlichen Professor der Theologie Dr. Döllinger ist auf seine unter Beifügung des erhaltenen Rufes nach Breslau überreichte und Sr. Majestät alleruntertänigst vorgelegte Eingabe zu eröffnen, daß in Folge allerhöchsten Signats vom 9. d. M. Seine Majestät auf das hiedurch motivierte Gehaltserhöhungs-Gesuch nicht eingehen, und dem Bittsteller überlassen, von der ihm zugekommenen Vokation geeigneten Gebrauch zu machen." Der Bescheid brachte Döllinger in arge Verlegenheit. Hieß er: Döllinger könne bleiben oder fortgehen? oder war er die Weisung, daß er gehen solle? Döllinger überreichte am 28. Oktober eine Vorstellung, um die Zurücknahme des Signats zu erzielen. Vergeblich, das Ministerialreskript vom 1. November blieb auf dem Wortlaut und dem Sinn der früheren Entschließung bestehen. In dieser Verlegenheit wurde Sailer Vermittler. An ihn hatte sich Döllinger am 14. Oktober gewandt. Sein Brief sowie das Schreiben Sailers an Schenk — einige Wendungen dieses Schreibens lassen vermuten, daß es vor allem für den König bestimmt war — sind ein wertvoller Beitrag für jene kritische Episode.

Der Brief Döllingers an Bischof Sailer lautet:

Hochwürdigster Bischof!
Gnädiger Herr!

Die gütige Teilnahme, welche Ew. Bischöflichen Gnaden mir mehrmals bewiesen haben, gibt mir den Mut, Hochdieselben von einer Sache in Kenntnis zu setzen, welche für mich von

1) Der Gehalt Döllingers setzte sich zusammen aus 720 fl. in Geld, 2 Schäffel Weizen und 5 Schäffel Roggen in Naturalien = 800 fl. insgesamt.

höchster Wichtigkeit, aber wohl auch von allgemeiner Bedeutung ist; und ich wage dies um so eher, da mich Hr. Domkapitular Schwäbl ausdrücklich aufgefordert hat, mich diesfalls an Ew. B. G. zu wenden.

Vor einigen Wochen erhielt ich von Seite des Preußischen Ministeriums den Antrag, eine Professur an der katholisch-theologischen Fakultät in Breslau zu übernehmen. Ich war keineswegs gesonnen, diesem Rufe Folge zu leisten; denn meine Familienverhältnisse sowohl als noch manche andere Rücksichten mußten es mir höchst wünschenswert machen, in meiner hiesigen Stellung zu bleiben; weil ich aber ein ungewöhnlich geringes Gehalt (800 fl.) beziehe, so glaubte ich, wie das gewöhnlich geschieht, diesen Ruf zur Verbesserung meiner hiesigen Lage benützen zu können; wie denn auch Prof. Allioli kurz zuvor einem solchen Rufe nach Freiburg die Erhöhung seines Gehaltes verdankt hatte. Ich gab daher eine Bittschrift ein, und legte, ohne eine Bedingung oder irgend eine bestimmte Forderung zu machen, den Brief des Preußischen Ministeriums bloß zur Unterstützung meines Bittgesuches bei. Der Bericht des hiesigen Ministeriums fiel, wie ich nach den Versicherungen des Hrn. Ministers und des Hrn. Oberkirchenrats Deutinger nicht zweifeln darf, ganz zu meinen Gunsten aus. Wider alles Erwarten erfolgte aber darauf ein königliches Signat, welches mir nicht nur meine Bitte abschlug, sondern auch die Erklärung enthielt, daß man mich nicht hindern wolle, dem Rufe nach Breslau zu folgen. Da ich in meiner Supplik nicht im geringsten einer Neigung, jenen Ruf anzunehmen, erwähnt hatte, so liegt darin ein förmliches Wegschicken, und ich kann offenbar, wenn es bei diesem Signat sein Bewenden hat, hier nicht mehr Professor bleiben. Ich habe nun mit Gewißheit die Ursache dieser allerhöchsten Entscheidung zu erfahren: man hat mich Seiner Majestät schon früher und nun abermals als einen ultramontanistisch- und jesuitisch-Gesinnten denunziert; man hat mich namentlich beschuldigt, ich hätte in meinem Handbuch der Kirchengeschichte die Bartholomäus-Nacht verteidigt; ich sei ein Hauptteilnehmer an der Zeitschrift Eos, welche hier bei Vielen



sehr verhaßt ist; ich hätte die Jesuiten in Schutz genommen und dergl. mehr. Diese Insinuationen, welche man durch einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Stellen meines Buches belegte, haben die obengedachte für mich so kränkende Wirkung hervorgebracht.

Der Hr. Minister will nun einen neuen Antrag an Seine Majestät stellen und durch denselben wo möglich eine Zurücknahme jenes Signats bewirken; und Herr Domkapitular Schwäbl meint, daß Ew. Bischöfl. Gnaden durch einen an den König oder auch an den Minister gerichteten ostensiblen Brief auf eine günstige Entscheidung dieser Sache sehr nachdrücklich einwirken könnten. Sollten Ew. B. G. einen solchen Schritt für mich — und ich darf wohl hinzusetzen, für das theologische Lehramt überhaupt — zu tun gesonnen sein, so würde ich nur noch die untertänigste Bitte beifügen, es sobald als möglich zu tun, da jede Verzögerung in dieser Sache sehr nachteilig für mich ausfallen könnte, und ich mich auch gegen die Preußische Regierung in der kürzesten Frist erklären muß. Hr. Domkapitular Schwäbl wird übrigens noch besonders in dieser Sache an Hochdieselben schreiben.

Genehmigen Ew. Bischöfl. Gnaden den Ausdruck der tiefsten Verehrung, mit der ich stets verharre

Ew. Bischöfl. Gnaden
untertäniger Diener
J. Döllinger,
München, 14. Oktober 1829. Prof. der Theologie an d. Univ.

Bischof Sailer schickte alsbald diesen Brief an Schenk mit einem in mehrfacher Hinsicht (Beurteilung Döllingers, der theologischen Fakultät, der Kämpfe für und wider die Eos) bemerkenswerten Schreiben, das folgenden Wortlaut hat.

Eure Exzellenz!
Verehrter Freund!

Ich bin so frei, Ihnen in der Anlage einen gestern erhaltenen Brief des Professors Döllinger jun. zur Einsicht mitzuteilen, worin er mir seine Verlegenheit schildert und die un-



angenehme Lage, darein ihn das von Sr. M. dem Könige, auf seine durch einen Ruf nach Breslau veranlaßte bescheidene Bitte um Gehaltsvermehrung, erlassene allerhöchste Signat versetzt hat.

Zwar kenne ich den Professor Döllinger, den ich persönlich nur ein paarmal gesehen habe, bloß aus seinen Schriften und aus dem öffentlichen Urteile über ihn; in jenen habe ich ihn als einen talent- und kenntnisreichen jungen Mann gefunden, der, eben weil er den angefochtenen Katholizismus mit Nachdruck, vielleicht manchmal mit etwas jugendlichem Eifer verteidigt, bei dem katholischen Publikum sich Achtung und Vertrauen erworben, dagegen aber bei einigen, vielleicht auch für ihre Sache zu einseitig eifernden Protestanten sich verhaßt gemacht hat. So spricht sich auch die öffentliche Meinung über ihn aus; und allerdings ist es auch in dieser kampfbewegten Zeit sehr schwer, wenn nicht unmöglich, in Verteidigung der Wahrheit ohne Anstoß durchzukommen, zumal für den, der als öffentlicher Lehrer dasteht; wie ich dies selbst mein ganzes Leben lang genugsam erfahren habe. Auf jeden Fall beweist Döllingers Ruf nach Breslau, daß man ihn auch im Auslande, wo man ihn doch nur aus seinen Schriften kennt, und zwar in Preußen, wo man doch auf den Katholizismus so eifersüchtig und wachsam ist, als einen tüchtigen, brauchbaren Mann anerkennt; und an solchen haben wir leider! eher Mangel als Überfluß, und gerade die theologische Fakultät an der Münchener Hochschule ist leider! sehr schwach besetzt.

Allein es ist weniger noch die Rücksicht auf Döllingers Person als auf das katholische Publikum, die mich antreibt, in dieser Sache Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Es ist nämlich ungemein viel daran gelegen, daß die wahre, großartige Gesinnung Sr. M. des Königs und seiner Regierung in Hinsicht auf Religions- und Kirchensachen nicht mißkannt, sondern vielmehr der allerhöchste entschiedene Wille, jeder Konfession innerhalb ihrer Grenzen ihre freie Bewegung und ihre wissenschaftliche Begründung und Selbstverteidigung zu überlassen, allgemein anerkannt werde.

Nun würde aber die Entlassung eines allgemein geachteten



eifrigen Lehrers, unter Umständen, die sie als eine förmliche Verweisung erscheinen lassen, in den Augen des katholischen Publikums als ein Sieg der protestantischen Partei um so mehr gelten, weil man weiß, daß Döllinger gerade wegen seiner entschieden ausgesprochenen katholischen Gesinnung derselben verhaßt ist. Ein solcher Schein von Parteilichkeit, wie sehr er auch ein bloßer Schein sei, würde aber eine allgemeine Sensation erregen, deren Vermeidung, meines Erachtens, höchst erwünscht sein muß.

Vielleicht, wenn Se. M. der König diese Rücksichten zu erwägen geruhten, und wenn dann Prof. Döllinger über die ihm vorgeworfenen Übertreibungen eine genugtuende Erklärung abgäbe, und zugleich in einer neuen bescheidenen Bittschrift vorstellte, daß er gar nicht gesonnen gewesen, den Ruf nach Breslau anzunehmen, sondern nur gewünscht habe, seinen allerdings sehr geringen Gehalt von 800 fl. bei dieser Gelegenheit um ein paar hundert Gulden zu einer anständigen Subsistenz erhöhet zu sehen, — vielleicht, sage ich, würden Se. M. der König die Gnade haben, jenes Signat zurückzunehmen, und den Prof. Döllinger gegen das ernste Versprechen, sich des allerhöchsten Vertrauens stets würdig zu zeigen, auf seiner Lehrstelle zu belassen.

Diesen Wunsch darf ich vor Ihnen um so aufrichtiger aussprechen, da Sie wissen, wie sehr mir daran gelegen ist, daß die hohe Gerechtigkeitsliebe unseres besten Königs von jedermann so helle anerkannt werde, wie sie uns, die wir Ihn näher zu kennen das Glück haben, einleuchtet.

Ihrer Einsicht und Seiner Weisheit sei alles Übrige anheimgestellt.

Mit bekannter Liebe und Verehrung

Barbing, den 17. Oktober 1829. Ihr aufrichtiger Freund
Bischof Sailer.

Dieses Schreiben Sailers hatte, wie das Ministerialreskript vom 1. November beweist, nicht sofort Erfolg.

Noch am 2. November reichte Döllinger ein Schreiben beim Rektorat der Universität ein, in welchem er bemerkte, daß er in die Lage versetzt sei, die Entlassung von der bis-



her bekleideten ordentlichen Professur zu erbitten. Am 4. November aber schrieb er an das Rektorat, er sei veranlaßt worden, um Rückgabe der unter dem 2. November gemachten Eingabe zu ersuchen. Dieser Wink ist vermutlich von Schenk an Döllinger ergangen. Döllinger war nach dieser Aufregung wieder ruhiger geworden und kündigte nunmehr seine Vorlesungen an. Daß aber die Angelegenheit in dieser Weise geordnet worden, ist ohne Zweifel der Vermittlung Sailers zuzuschreiben, der, wie Ringseis in der Senatssitzung vom 7. November äußerte, dem Professor Döllinger das rühmlichste Zeugnis gab. Die Gehaltserhöhung erreichte Döllinger am 8. August 1832, indem sein Gehalt von 800 fl. auf 1000 fl. erhöht wurde. —

X.

Bulgarisch-türkisch-deutsche Wirtschaftsinteressen.

(Schluß.)

In Anbetracht der geringfügigen Handels- und Verkehrsbeziehungen Deutschlands zur Türkei hat sich in den ersten Jahrzehnten der modernen Türkei auch deutsches Kapital nur in geringem Umfang an der türkischen Entwicklung beteiligt. In den 90er Jahren änderte sich dieses Verhältnis und das neue Jahrhundert hat den Anteil Deutschlands sehr bedeutend in die Höhe geschraubt. Ende 1912 war Deutschland bereits an die zweite Stelle unter den Gläubigern des türkischen Staates getreten, indem es mit 29 Millionen Lt. = 20% hinter einem französischen Anteil von 80.5 Millionen Lt. = 57% steht. Die Anlagen deutschen Kapitals in türkischer Staatsschuld betrugen Ende 1912 dem Kurswert nach rund eine halbe Milliarde Mark mit einem



deutschen Verzinsungs- und Tilgungsanspruch in der Höhe von jährlich rund 20 Millionen Mark.

Zu diesen Anlagen deutschen Kapitals in türkischer Staatsschuld treten sodann noch die großen Unternehmungen hinzu, welche mit dem Namen der Anatolischen Bahn und der Bagdadbahn verbunden sind, an welchen Bahnlinien die Türkei ein starkes militärisch-politisches und wirtschaftliches Interesse hat. In den Finanzkonsortien beider Bahnen nimmt bekanntlich die Deutsche Bank eine überragende Stellung ein. Die deutsche Kapitalanlage bei diesen Eisenbahnunternehmungen belief sich Ende 1912 auf rund 200 Millionen Mark. An dem türkischen Staats- und Wirtschaftsleben ist außer der Deutschen Bank noch die Deutsche Orientbank in der ganzen Levante interessiert, die allenthalben im türkischen Reiche ihre Filialen und Agenturen eingerichtet und im Jahre 1914 die Deutsche Palästinabank in sich aufgenommen hat. Für die Zwecke des Baumwollanbaues und -exportes, sowie für die Einfuhr landwirtschaftlicher Maschinen sind die Deutsch-Levantinische Baumwollgesellschaft und die Anatolische Industrie- und Handelsgesellschaft tätig. Ferner beruhen die Untergrundbahn Konstantinopels und die elektrische Straßenbahn Stambul—Pera auf deutschem Kapital. Private deutsche Handelsfirmen spielen sodann im wichtigen Teppichgeschäft in allen größeren Städten der Türkei eine führende Rolle. Im ganzen kann man den Umfang der deutschen Kapitalinvestierungen in der Türkei auf höchstens eine Milliarde Mark veranschlagen, wovon etwa eine halbe Milliarde auf den Besitz an Staatsschuldverschreibungen und rund 225 Millionen auf den Eisenbahnbau entfallen.

Mit dieser Milliarde steht Deutschland erheblich hinter den Kapitalanlagen Frankreichs in der Türkei zurück. Das ganze Eisenbahnnetz Syriens — mit Ausnahme der staatlichen Hedschasbahn —, die Hafeneinrichtungen in Konstantinopel, Smyrna, Beirut sind französisch. Ferner herrscht der französische Einfluß durchaus vor im Kohlenbergbau. Einschließlich der französischen Gelder in den türkischen

Staatsanleihen darf man das französische Kapital in der Türkei auf $2^1/_4$ bis $2^1/_2$ Milliarden Franken schätzen, also reichlich das Doppelte des deutschen Kapitals. England steht hinter Frankreich und Deutschland zurück. Es besitzt vor allem einige gewaltige Privatunternehmungen wie die große Teppichtrustgesellschaft, die von Smyrna aus einen großen Teil der kleinasiatischen Handknüpferei, rund 40,000 Arbeiter in Hausindustrie und eigenen Fabriken beherrscht und mit 1 Million £ finanziert ist, ferner die Vereinigung der Feigenexporteure Smyrnas. In Smyrna, Aleppo und erst recht in Bagdad ist der englische Kaufmann stärker vertreten als der deutsche und gar als der französische.

Deutschland hat in der Hauptsache bis zur Stunde bei den staatlichen Finanzbedürfnissen und beim Ausbau der Eisenbahnen der Türkei seine Hilfe geliehen, hat dagegen im privatwirtschaftlichen Leben sich nicht stark vorgedrängt. Die deutschen Absichten waren mehr politischer als wirtschaftlicher Natur. Da springt nun sofort die Frage hervor, ob es sich lohnt, nach dem Kriege auch im wirtschaftlichen Leben eine stärkere Verknüpfung der deutsch-türkischen Interessen herbeizuführen.

In der öffentlichen Meinung erblickt man einen Hauptvorteil der türkisch-deutschen Freundschaft in dem zu erwartenden größeren Absatze der deutschen Produkte in den Ländern der Türkei. Diese Erwartungen müssen von vorneherein allzu optimistischer Hoffnungen entkleidet werden. Man muß zunächst die große Genügsamkeit des Türken in Betracht ziehen. Ferner ist die Tendenz der Bevölkerungsentwicklung ins Auge zu fassen. Nach Schätzungen beträgt die Dichtigkeit der Bevölkerung in der europäischen Türkei etwa 67 pro qkm, in Anatolien 21, in Armenien und Kurdistan 13, in Syrien und Mesopotamien 8, in Türkisch-Arabien ohne Wüstengebiet 2 pro qkm. In Deutschland entfallen auf den qkm 120, in Frankreich 74, im europäischen Rußland 24 Menschen. Die Bevölkerungsdichtigkeit der Türkei ist also sehr gering, was in An-



betracht der fortgesetzten Unruhen, Aufstände und Kriege leicht begreiflich ist. Der Krieg ist in der Türkei des 20. Jahrhunderts der regelmäßige Zustand gewesen. Die Armeniermetzeleien und die stark verbreitete Syphilis — ganze Ortschaften im Vilajet Castamuni sind kinderlos — haben ebenfalls zur Verminderung der Bevölkerungsdichtigkeit ihren Teil beigetragen. Nur die Armenier und Griechen haben eine reichliche Kinderzahl aufzuweisen, während diese bei den Osmanen abgenommen hat. Die Türkei braucht also zunächst einige Jahre ruhiger wirtschaftlicher Entwicklung; ferner eine planmäßige Volkshygiene, Volksfürsorge, eine bessere Versorgung mit Ärzten. „An Energie", schreibt ein vortrefflicher Kenner, Fr. C. Endres, in seinem Buche über die Türkei (München, C. H. Beck) „fehlt es der Regierung nicht, wohl aber noch an geschultem Personal, an verständiger Mitarbeit der Masse der Beamten und des Volkes und wohl auch an Geld." Sodann müssen alle diejenigen Kreise, die in der Türkei ein Paradies für deutsche Absatzprodukte erkennen zu können glauben, sich vor Augen halten, daß die Türkei für alle absehbare Zeit vorwiegend ein Bauernstaat sein und bleiben muß, der auf eine möglichst hohe Stufe der Entwicklung gehoben werden muß. Das ist das Lebensinteresse der Türkei, sowie unser Hauptinteresse an ihrer künftigen Entwicklung.

„Wer es vermag", urteilt Endres, „die landwirtschaftliche Leistung der Türkei auf eine der Bodenkraft entsprechende Höhe zu bringen und die Abtransportverhältnisse so zu gestalten, daß die Exportpreise konkurrenzfähig bleiben, der macht aus der Türkei ein reiches, glückliches Land. Der schafft zugleich uns in dem neuen Bundesgenossen einen Handelsfreund, der uns mit der unermeßlichen Menge seiner Rohprodukte versorgen kann und der seinerseits durch den großen landwirtschaftlichen Betrieb eine Reihe neuer und eine Reihe gesteigerter alter Bedürfnisse haben wird, die wir befriedigen. Damit wird die Türkei ein ausgezeichneter Abnehmer der Fertigprodukte fast aller unserer Industrien. Ich halte diese Entwicklung für die entscheidende



und glaube, daß hierin die Zukunft wirtschaftlicher Verbindungen der Türkei und des Deutschen Reiches zu suchen ist."

Was nun zunächst den Ackerbau anlangt, so ist er in den einzelnen Landstrichen der Türkei von den Bedingungen des Klimas und der verschiedenartigen Beschaffenheit des Bodens abhängig. Im Ganzen kann die Behauptung aufgestellt werden, daß die natürlichen Verhältnisse noch eine ganz gewaltige Ausdehnung der bisherigen Ackerbautätigkeit erlauben. Die Ackerbautechnik steht noch auf sehr niedriger Stufe. Nicht bloß im Innern des Landes, sondern sogar noch in den Küstenstrichen wird der einfache Hakenpflug benützt, der den Boden nur anritzt und nicht wirklich umgräbt und dabei den Acker nur sehr unregelmäßig ausnützt. Nur in den Ebenen von Adana und Conia steht der europäische Pflug allgemeiner in Anwendung. Die Saat wird einfach der Natur überlassen ohne weitere Pflege. Auf dem Felde wird dann gedroschen mit dem Dreschschlitten, wobei viel Korn vernichtet wird. In den von der Anatolischen Bahn berührten Gebieten, wo Absatzmöglichkeit, bessere Bodenbearbeitung und Erntetechnik Hand in Hand gingen, haben sich die Getreidezehnten von 1890/91 auf 1910/11 von 170000 Lt. auf rund 440000 Lt. gehoben, ein Beweis von der gewaltigen Steigerungsmöglichkeit des Ertrags.

Auf einer niedrigen Stufe steht auch noch die Viehzucht, die in der Hauptsache sich auf Schafe und Ziegen (berühmt ist das Produkt der Ziege, die Mohairwolle) erstreckt. Die Schafhaltung spielt im Haushalt der Bewohner eine beträchtliche Rolle. Der Schafpelz dient als Kleidungsstück; aus Schafwolle werden die Sommerzelte der Nomaden verfertigt, werden Teppiche geknüpft. Außerdem ist der Hammel fast ausschließlich die Fleischnahrung in Vorderasien. Im Zusammenhang mit der Schaf- und Ziegenhaltung steht auch die große Waldarmut der Türkei, indem diese Tiere, die das Land durchweg bevölkern, jede Aufforstung verhindern. Man kann nach Endres in der Gegend von Conia zehn Stunden mit der Bahn fahren, ohne auch nur einen Busch



zu sehen. Dabei ist der Boden ausgezeichnet und würde schon in wenig Jahren Baumpflanzungen reichlich lohnen. Die türkische Regierung kämpft energisch gegen das sinnlose Ausholzen und Vernichten der Wälder, soweit es noch solche gibt, und bringt auch der Aufforstung hohes Interesse entgegen. Wenn es ihr gelingt, das wirtschaftliche Vertrauen in die Zukunft und die persönliche Sicherheit namentlich gegenüber aussaugerischen Beamten im Volke zu stärken, dann wird auch die türkische Waldwirtschaft eine Bedeutung erlangen.

Von den landwirtschaftlichen Erzeugnissen steht Weizen an erster Stelle, der nach Endres hier neben Amerika die vorteilhaftesten Wachstumsbedingungen hat. Gerste dient als Pferdefutter und ist noch in ziemlichem Maße Brotfrucht für den Menschen. Ein menschliches Hauptnahrungsmittel ist sodann Mais, der erstaunlich hohe Ernteresultate (200- bis 800fach die Saat) ergibt. Zahlreich sind sodann Reispflanzungen. Der Kartoffelanbau ist unbedeutend. Sehr erfreuliche Ergebnisse zeigt der Weinbau in der Türkei. Die Türken verwenden die Trauben hauptsächlich nur als Beeren in Form von Rosinen und Sultaninen. Dagegen treiben die orientalischen Griechen, die Levantiner und Armenier ausgiebig Weinbau, ebenso wie die christlichen Syrier, württembergische Bauern, und die Juden in Syrien und Palästina. Endres hält die Türkei für das traubenreichste Land der Welt. Er ist der Ansicht, daß „durch eine rationelle Weinveredelung in der Türkei bei gleichzeitiger starker Herabsetzung der Ausfuhrzölle der französische mittlere rote Bordeaux, namentlich aber der weiße Bordeaux und Burgunder in Deutschland leicht ersetzt werden könnten. Mit einer Reihe von Marken ist das heute schon der Fall. Die italienischen Weine sind ohne weiteres durch türkische zu ersetzen". Überaus groß ist der Obstreichtum der Türkei. „Besonders köstlich sind die Feigen Smyrnas, die Orangen Palästinas, die Datteln Arabiens und die Melonen, die überall auf das Prächtigste gedeihen,



ebenso die ausgezeichneten Oliven." Vortreffliche Gemüsekulturen finden sich im ganzen Lande, da der Türke sich fast ausschließlich von Gemüsen nährt. Aus alledem ist ersichtlich, daß ein Aufschwung der türkischen Landwirtschaft sehr wohl möglich ist. Derselbe würde einerseits die türkischen Staatsfinanzen sehr kräftigen und andererseits für Deutschland eine erfreuliche Bezugsquelle von Nahrungsmitteln bilden, die für die wechselseitigen Beziehungen von größtem Nutzen wäre.

Das Gewerbe in der Türkei ist im ganzen noch ein Anhängsel der Landwirtschaft und bildet keinen selbständigen Teil des Wirtschaftslebens. Namentlich ist für eine größere Verwendung von Maschinen noch kein Raum, da Kinder und Frauen die Hauptarbeitskräfte im Gewerbe sind. Eine große Bedeutung im türkischen Industrieleben hat die Tabak- und Zigarettenfabrikation, die seit 1883 monopolisiert ist. Griechische Großkaufleute führen den Tabak aus den großen Tabakorten Samsun, Bafra und Trapezunt aus in die ganze europäische Welt. Von großer Bedeutung ist sodann die türkische Teppichmanufaktur. „Schöne Smyrnateppiche, die in Smyrna, Uschak und Gördes von den nomadisierenden Yürüken gefertigt werden, haben bei dauerhaftester Qualität ebenso hohe künstlerische Werte." Die Teppichindustrie ist hauptsächlich Hausarbeit bei jammervollen Lohnbezügen der Teppichweberinnen. Leider hat der abendländische und amerikanische Geschmack und die Parole „billig" sehr zerstörend gewirkt, indem die wundervollen alten Pflanzenfarben von Anilin- und Alizarinfarben verdrängt wurden und die Qualität auf Kosten der Massenherstellung gelitten hat. „Von höchstem Werte und fähig, die moderne französische und belgische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, sind ferner die armenischen Stickereien und Spitzenarbeiten, die in Europa viel zu wenig bekannt sind." Hervorragend ist sodann das Gerbereigewerbe in Konstantinopel, Brussa und in Syrien vertreten und zwar im Kleinbetrieb, denn außer in der Tabakfabrikation und der



Olivenölerzeugung finden sich in der Türkei keine Ansätze zur Großindustrie. Erwähnung verdient noch das Metallgewerbe in Damaskus und die Herstellung von Fayencewaren in Kutahia, die heute noch sowohl in den Formen, wie in der Zartheit der aufgetragenen und eingebrannten Farben zum schönsten gehören, was überhaupt auf diesem Gebiete des Kunstgewerbes erzeugt wird. In der Industrie der Steine und Erden kommen die Kohlenminen an der Küste des Schwarzen Meeres und in der Nähe von Konstantinopel in Betracht, welche die Schiffahrt Konstantinopels und den Hausbrand der Stadt mitversorgen. Für das Kunstgewerbe hat der Meerschaum bei Eskischehir — der einzigen Stelle der Erde, wo er sich findet —, der in äußerst primitiven Handbetrieben gewonnen wird, eine Bedeutung. Überhaupt wäre die Verwertung der türkischen Bodenschätze der Anfang einer zukünftigen Industrie, da nach dem Urteile Endres' die Türkei buchstäblich alles aufzuweisen hat, nicht nur Kohle, sondern auch Ton, Blei, Eisen, Kupfer, Nickel, Silber und sogar Gold. Alle sonstigen neu zu schaffenden Industrien müssen aber in engem Zusammenhang stehen mit der Hebung der landwirtschaftlichen Betriebe, für deren Gestaltung es charakteristisch ist, daß die Türkei Getreide und Häute ausführt, Mehl und Leder aber regelmäßig einführen muß.

Im Zusammenhange mit der primitiven Ackerbau- und Gewerbetechnik steht naturgemäß auch das Fehlen von Transport- und Handelsgelegenheiten. Auf das riesige Gebiet der asiatischen Türkei, die man mit rund 1760 Mill. qkm annehmen kann, trifft ein Eisenbahnnetz von 7400 km, wobei die Bagdadbahn in der Hauptlinie als fertig angenommen ist. Internationale Eifersüchteleien, sowie die Unruhen des Landes haben den systematischen Ausbau von Eisenbahnen bisher verhindert. Außerdem beschränkt sich die türkische Schiffahrt fast ausschließlich auf die Segelschiffahrt an der Küste, während sie für große Fahrten fast keine Frachtdampfer besitzt. Nach dem Welt-

krieg, wenn wieder gesichertere Verhältnisse kommen, werden sich bei der Unternehmungslust der jetzigen türkischen Regierung diese Dinge ändern. Die Technik des Seeverkehrs erfordert große Neuschaffungen, Hafenbauten, Umschlagplätze usw., damit nicht bei unruhiger See alle Verkehrsmöglichkeit aufhört und der Seeverkehr unberechenbar dem Zufall der Natur überlassen bleibt. Der Wert der Zeit ist eben im türkischen Wirtschafts- und Kulturleben noch eine unbekannte Sache. „Es kann noch", bemerkt Wiedenfeld, „als der Gipfel der Unhöflichkeit gelten, selbst bei einem rein geschäftlichen Besuch alsbald mit dem Zweck herauszukommen. Einige Täßchen Kaffee und so manche Zigarette müssen erst genossen sein, ehe man von der Sache anfängt — kein Fahrplan drängt zur Eile und Pünktlichkeit."

Unsere in kurzen Zügen gehaltene Beschreibung des türkischen Wirtschaftslebens hat erkennen lassen, daß die Türkei heute eine nennenswerte Wirtschaftsmacht nicht darstellt. Die Technik der Produktion und des Transports steht fast überall auf primitiver Stufe, nur die Eisenbahnen haben da und dort neuzeitliches Leben aufgeweckt. Auffallend dabei ist, daß das Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung trotz des europäischen Interesses und der europäischen Kapitalien nur langsam vor sich geht. Nach Wiedenfeld trägt hieran der Umstand die Schuld, daß „von jenen achtziger Jahren an, in denen das Osmanische Reich Deutschland wie für seine militärische Reorganisation, so auch für seinen wirtschaftlichen Neuaufbau zu Hilfe gerufen hat, nichts der Türkei mehr geschadet hat als die Tatsache, daß die anderen europäischen Mächte nunmehr ihr Interesse an einer wirtschaftlichen Hebung des türkischen Reiches vollständig verloren und ihr Verhältnis zum Osmanentum ausschließlich unter politischen Gesichtspunkten zu betrachten pflegen. Namentlich im neuen Jahrhundert, genau vom Regierungsantritt Eduards VII. von England (1902) an, tritt für die westeuropäischen Mächte der Gedanke, in der Türkei einen Freund Deutschlands wirtschaftlich und damit auch politisch schwach



zu halten, ganz und gar in den Vordergrund und seit der Zusammenkunft Eduards mit Nikolaus II. in Reval (1908) kommt gar die Absicht der Aufteilung zu entscheidendem Gewicht. Jede Maßnahme, welche die Türkei zur Hebung ihrer Kräfte in Angriff nahm, wie den Ausbau der Hedschasbahn, die Erhöhung der Zölle, die Aufhebung der Kapitulationen und mit ihnen die Steuerfreiheit der Ausländer, findet seitdem den schärfsten Widerspruch der nichtdeutschen Mächte. Es zeigt sich immer deutlicher, daß ausschließlich Deutschland an einer wirtschaftlich starken Türkei Interesse nimmt." Die Zukunft der Türkei hängt ab von der Ausschaltung dieser politischen Hemmnisse, sodann aber auch von der Rechtsgestaltung des Osmanenreiches, von der hygienischen Hebung des Volkes, von der Schulbildung und sonstigen wichtigen Faktoren. Wiedenfeld zählt eine Anzahl von Entwicklungsmöglichkeiten der Türkei auf, deren Anbahnung der Türkei große Zukunftsgewinne und der deutschen Tatkraft viele gewinnreiche Arbeit bringen wird.

Zu diesen Vorbedingungen einer erfolgreichen türkischen Zukunft gehört vor allem die Bewässerung bei Conia, wobei bereits durch den Staat so große Anlagen geschaffen worden sind, daß eine Fläche von 50000 ha dem Sumpf und der Steppe abgerungen und besiedelt worden ist; ferner sind erforderlich solche Anlagen in der Ebene von Adana, wo etwa 500000 ha dem Anbau von Baumwolle gewonnen werden können; ferner Anlagen in den Ebenen des Mäander und Hermos und vor allem im südlichen Mesopotamien, wo es sich gleich um Millionen von Hektaren handelt, die wieder zu ihrer früheren Fruchtbarkeit gebracht werden sollen. Hand in Hand damit muß eine Aufforstung größeren Stils erfolgen, die freilich abgesehen von der finanziellen Seite sehr mit dem Widerstand der kleinviehhaltenden, ackerbaufremden Bevölkerung zu rechnen haben wird. Immerhin sind die durch rationelle Bewässerung zu gewinnenden Flächen so groß, daß Baumwolle und überhaupt subtropische Gewächse in großem Maße erzielt werden können, sodaß wir im Not-

falle des Krieges uns kolonialwirtschaftlich zu einem erheblichen Bruchteile unseres Bedarfes von der Türkei versorgen lassen können.

Ein großer Krebsschaden der türkischen Landwirtschaft ist das Vorhandensein von ausgedehnten *Latifundien* im Besitze des Sultans, der Kirche und milder Stiftungen, sowie der Gemeinden, die ihren Landbesitz meist als Rentenquelle behandeln. Dieses Pachtverhältnis ist nicht dazu angetan, die Intensivierung des türkischen Landwirtschaftsbetriebes herbeizuführen. Eine nennenswerte Produktionssteigerung in der Türkei ist demnach von einer nachhaltigen *Agrarreform* abhängig, die ebenso notwendig ist wie eine Reform der *Steuerverfassung*, wobei die Steuer in natura als Zehnt an die privaten Steuereinnehmer verpachtet ist und man ausgerechnet hat, daß der Zehnt allein etwa 12—15 % vom Rohertrag der Ernte dem Bauer entzieht. Hiezu kommt noch, daß infolge der sogen. *Kapitulationen* die Fremden steuerfrei gewesen sind. Nun sind aber fast alle größeren gewerblichen Unternehmungen in der Hand fremder Unternehmer, sodaß die bäuerlichen Betriebe fast ganz allein die Steuerlasten zu tragen hatten. Seit Kriegsbeginn hat die Türkei diese Kapitulationen aufgehoben, sodaß ihr jetzt neben dem Ausbau staatlicher Monopole neue Steuerquellen zur Verfügung stehen, die die Landwirtschaft zu entlasten imstande sind. Eine weitere Notwendigkeit zur Hebung der Landwirtschaft ist die Fürsorge für die persönliche Sicherheit der Ackerbaubevölkerung und für die Sicherheit der Ernte gegen räuberische Überfälle der benachbarten Beduinen und Kurden. Hier können Eisenbahnen wesentliche Erleichterungen bringen. Dagegen wird auf absehbare Zeit wohl nicht daran gedacht werden können, die räubernden Nomadenstämme etwa durch Seßhaftmachung von ihrem Handwerk abzubringen.

Ein überaus wichtiges Moment für eine günstige Aufwärtsentwicklung in der Türkei ist die *Bevölkerungsfrage*, die namentlich in Kleinasien mit seinem starken Bevölkerungsrückgang große Sorge macht, da dieses Land in erschreckender





Weise von Geschlechtskrankheiten schlimmster Art erfüllt ist. Der Syphilis hier Herr zu werden, schreibt Wiedenfeld, ist eine wahre Herkulesarbeit, die nur durch die Ausbreitung moderner Heilmethoden durch ein dichteres Eisenbahnnetz einigermaßen eine Lösung verspricht. Wiedenfeld faßt die notwendigen Reformen für einen landwirtschaftlichen Fortschritt in die Aufgaben zusammen: Reform des Besitzrechtes und der Steuerverhältnisse, sowie Herstellung sicherer Lebens- und Produktionsmöglichkeiten. Dann kann Deutschland kapitalhelfend eingreifen, um Bewässerungsanlagen zu schaffen und die Anschaffung landwirtschaftlicher Maschinen herbeizuführen. Die wichtigste Aufgabe aber bleibt die Fürsorge für einen zahlreichen Menschennachwuchs, der naturgemäß auch bei den gewerblichen Betrieben von größter Wichtigkeit ist. Für Landwirtschaft, Industrie und Handel aber ist es gemeinsam von größter Bedeutung, daß die Türkei vor allem ihr Straßen- und Eisenbahnnetz gehörig ausbaut und ihre Seehäfen tüchtig verbessert, ohne welche Arbeiten eine wirtschaftliche Kräftigung der Türkei nicht durchgeführt werden kann.

Wenn wir nochmals kurz die Zukunftsaufgaben der Türkei ins Auge fassen, so stellt sich als wichtigste Arbeit die Agrarreform uns entgegen, von deren Lösung die Arbeitsfreudigkeit der Bauernbevölkerung abhängt. Deutschland kann die Erfahrungen seiner Agrarreform beratend zur Verfügung stellen, während ein pflichtgetreues türkisches Staatsbeamtentum der Träger dieses Reformwerkes sein muß. Deutschland muß sich bei all seinen Unternehmungen und Kapitalinvestierungen in der Türkei stets von dem Gesichtspunkte leiten lassen, daß die politische Kräftigung der Türkei unser Hauptziel, daß alle wirtschaftlichen Maßnahmen nur Mittel zu diesem Zwecke sein dürfen. Wir müssen der Türkei daher in erster Linie Produktionselemente zuführen, die sie selber nicht oder nur in geringem Maße besitzt: „in erster Linie Produktivkapital in der Gestalt von Eisenbahnmaterialien, industriellen und landwirtschaftlichen



Maschinen, Hafenanlagen und anderen derartigen Dingen mehr, und dazu dann jene Menschen, welche die Türken die technische Handhabung dieser Produktionselemente zu lehren haben; nicht zuletzt weitsichtige Unternehmer, welche deutsche Organisationskunst und deutsche Tatkraft den wirtschaftlichen Interessen der Türkei widmen." Dagegen müssen wir der Türkei entsprechend hohe Zölle auf einfache Verbrauchsartikel, vor allem auf die Baumwollgewebe des Massenkonsums einräumen, damit das türkische alteinheimische Gewerbe wieder aufblühen kann. Die Türkei muß uns vor allem Baumwolle, Tabak und Teppiche liefern, ebenso Rosinen, Feigen, Haselnüsse. Eine Getreideeinfuhr nach Deutschland wird aus dem Grunde keine große Aussichten haben, weil das türkische Klima einen Weizenanbau erfordert, der für die Bereitung von Maccaroni, Nudeln und Oblaten sehr gut geeignet ist, aber kein Mehl nach westeuropäischem Geschmacke ergibt — ist doch stets die Lieferung von syrischem und von Kubankaweizen im Berliner Börsenterminhandel ausgeschlossen gewesen.

Die wirtschaftliche Arbeit Deutschlands in der Türkei muß sonach mit beträchtlicher Vorsicht unternommen werden. Es dürfen nur solche Absatzmöglichkeiten ins Auge gefaßt werden, die keine türkischen Interessen schädigen. Auch dürfte die Erwartung, in der Türkei einen Tummelplatz für den verringerten sonstigen Auslandsabsatz erblicken zu können, zu schweren Enttäuschungen führen. Ein letztes Hauptziel der deutschen Interessen muß dann der Einfluß Deutschlands auf das Schulwesen sein, durch welches ein kräftiger Mittelstand herangezogen wird, der imstande ist, die Errungenschaften deutscher moderner Technik und Kultur in breite Volksschichten hineinzutragen. Deshalb muß in den türkischen Schulen die deutsche Sprache als wichtigste Fremdsprache zur Einführung gelangen.

Das sind in großen Zügen die Entwicklungslinien der deutsch-türkischen Zukunftsinteressen. Mit dem politischen Zusammenschluß Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens



und der Türkei beginnt in der Weltgeschichte ein neues Zeitalter. Die vorwiegend politische Verknüpfung muß von einer gegenseitigen wirtschaftlichen Wechseldurchdringung begleitet sein. Wir haben die Aussichten und Schwierigkeiten der türkischen Volkswirtschaft kurz kennen gelernt und haben damit eine notwendige Ergänzung unseres Wissens und unserer Beziehungen zur Türkei gewonnen: Dinge wirtschaftlicher Art, denen neben der politischen Gestaltung in Zukunft stets vollste Aufmerksamkeit gewidmet werden muß.

XI.

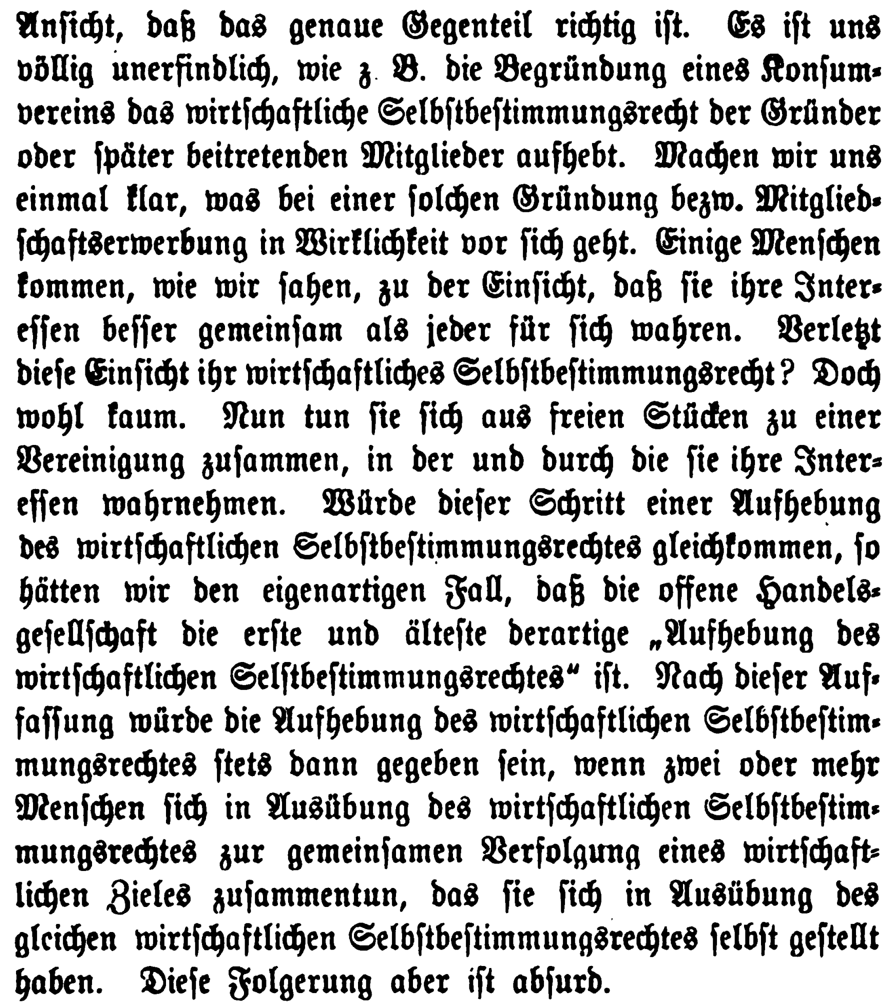
„Volkswirtschaft und Krieg."

Von Dr. Fritz Gerlich, K. Kreisarchivassessor.

(Schluß.)

Schon diese wenigen Darlegungen zeigen deutlich, daß die Beschränkungen, die das „wirtschaftliche Leben aus sich herausschuf", nämlich die Organisation der Arbeiter in Genossenschaften und Gewerkschaften, die Organisation der Produzenten in Kartellen und Syndikaten, die Organisation des Mittelstandes in den Genossenschaften der Bauern und Handwerker und die Organisation der Konsumenten in Konsumvereinen, Baugenossenschaften und anderes mehr keineswegs eine Aufgabe, sondern nur eine Anwendung des Gewinnprinzips der Beteiligten auf ihre speziellen Verhältnisse darstellen. Es fragt sich nun, wie sie zu dem zweiten von Jaffé zitierten Wirtschaftsprinzip des Kapitalismus — dem wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechte — stehen. Jaffé hatte sie als hiermit im Widerspruch stehend bezeichnet. Wir selbst hatten oben zunächst diese Frage offen gelassen, wollten aber damit keineswegs die Richtigkeit der Jaffé'schen Ansicht zugestanden haben. Ganz im Gegenteil sind wir vielmehr der




Ansicht, daß das genaue Gegenteil richtig ist. Es ist uns völlig unerfindlich, wie z. B. die Begründung eines Konsumvereins das wirtschaftliche Selbstbestimmungsrecht der Gründer oder später beitretenden Mitglieder aufhebt. Machen wir uns einmal klar, was bei einer solchen Gründung bezw. Mitgliedschaftserwerbung in Wirklichkeit vor sich geht. Einige Menschen kommen, wie wir sahen, zu der Einsicht, daß sie ihre Interessen besser gemeinsam als jeder für sich wahren. Verletzt diese Einsicht ihr wirtschaftliches Selbstbestimmungsrecht? Doch wohl kaum. Nun tun sie sich aus freien Stücken zu einer Vereinigung zusammen, in der und durch die sie ihre Interessen wahrnehmen. Würde dieser Schritt einer Aufhebung des wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes gleichkommen, so hätten wir den eigenartigen Fall, daß die offene Handelsgesellschaft die erste und älteste derartige „Aufhebung des wirtschaftlichen Selstbestimmungsrechtes" ist. Nach dieser Auffassung würde die Aufhebung des wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes stets dann gegeben sein, wenn zwei oder mehr Menschen sich in Ausübung des wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes zur gemeinsamen Verfolgung eines wirtschaftlichen Zieles zusammentun, das sie sich in Ausübung des gleichen wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes selbst gestellt haben. Diese Folgerung aber ist absurd.

Die Konsumvereine können also keineswegs als Beispiele für die Aufhebung des Prinzips des wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes angesehen werden und mit ihnen überhaupt alle Produktions- und Konsumgenossenschaften. Sie sind das Produkt von Anwendungen des freien Selbstbestimmungsrechts der Teilnehmer, das seine Eigenart aus den wirtschaftlichen Verhältnissen eben dieser Teilnehmer erhält, denen es dienen soll. Genau so ist die Sachlage bei den Gewerkschaften der Arbeitnehmer. Da unsere Behauptung der landläufigen Ansicht widerspricht, wollen wir um des besseren Verständnisses willen auch hier den ganzen Prozeß des Entstehens aufrollen. Die Arbeitnehmer befinden sich von einem Kreis wirtschaftlicher Bedingungen umschlossen,

den sie sich nicht frei gewählt haben, sondern in den sie hineingeboren sind. Sie bezw. ihre Erzeuger haben wenig oder keine Mittel, wenig Wissen und Bildung. Das geistige und materielle Kapital, das sie im Wirtschaftsleben mitbringen, ist also gering. Es geht über ihre körperliche Kraft und einige mehr oder weniger allgemein verbreitete Kenntnisse und Fähigkeiten nicht hinaus. Dazu tritt als weitere Bedingheit ihrer Stellung im Wirtschaftsleben der Umstand, daß sie in zahlreichen Exemplaren vorhanden, also in hohem Grade „vertretbar", sind, ein Umstand, der wesentlich aus dem geschilderten geringen geistigen und materiellen Besitz resultiert. Geht man von diesen Besonderheiten der Voraussetzungen aus, so ergibt sich als erste Erkenntnis, daß die große Zahl und damit die Ersetzbarkeit des einen Arbeiters durch den andern eine Erschwerung der Erlangung des wirtschaftlichen Zieles, das ihnen gesetzt ist, nämlich des auskömmlichen Lebensunterhaltes, ist. Die erste Anwendung des wirtschaftlichen Selbstbestimmungsrechtes für diese Art Arbeitnehmer, soweit sie rational, das heißt aus ihren Bedingtheiten heraus zweckmäßig zu denken vermögen, muß also diese sein, durch Anschlußnahme und Vereinigung mit in der gleichen Lage befindlichen Personen die Bedingungen des Daseinskampfes günstiger zu gestalten. Der Weg ist der Verein zur Verbesserung der Bedingungen für die Verwertung ihres einzigen Besitzes, nämlich ihrer Arbeitskraft (Gewerkverein). Selbstverständlich ist bei ihnen, wie bei der offenen Handelsgesellschaft, den Konsumgenossenschaften, kurz jedem Verein, daß das Bestimmungsrecht des Einzelnen nicht mehr von ihm ohne Rücksichtnahme auf die Genossen, sondern nur mehr in dem für diesen Zweck geschaffenen Gesellschafts- bezw. Vereinsorganen, das ist den Generalversammlungen und deren ständigen Vertretungen, den Ausschüssen, ausgeübt werden darf.

Die Eigenart der Gewerkschaften schafft eben für die Mitglieder Aufnahmebedingungen — d. h. die Mitgliedschaft ist gebunden an die Erfüllung bestimmter Verpflichtungen

auch solcher, die der landläufige Verein nicht kennt, wie die Nichtannahme von minderbezahlter Arbeit 2c. Sie ergeben sich, wie übrigens bei jedem Verein, aus dem Zweck, zu dem er gegründet ist.

Die formal-logische Natur ebenso wie der Inhalt aller dieser Erwägungen, denen die Gewerkschaften ihre Entstehung verdanken, aber bringt es mit sich, daß sie stets mit dem Anspruch auf eine gewisse, mehr oder weniger weitreichende, Allgemeingültigkeit auftreten. Betrachten wir zunächst ihren logischen Aufbau, so ergibt sich, daß sie von Verhältnissen, das ist von einer Tatbestandsfeststellung ausgehen, die einer Mehrzahl von Menschen, nämlich einem Stand oder einer Klasse eigentümlich sind. Ihr Ziel ist, wie alles Ziel, Willensakt bezw. Werturteil, in unserem Falle eine bestimmte Meinung von dem Recht auf Lebenshaltung 2c. Sie sollen dem Arbeiter „den vollen Arbeitsertrag“ zuführen. Die Mittel selbst werden aus den Verhältnissen heraus errechnet. Allen rationalen Überlegungen aber ist der Anspruch eigen, daß sie für jeden, der unter gleichen Verhältnissen lebt, gültig seien. So kommen auch die Überlegungen, auf denen sich der Gewerkschaftsgedanke aufbaut, zu der Behauptung, ein jeder Arbeiter, der zu denken vermöge, müsse zur Anerkennung dieser Gedankengänge kommen, sofern er sich nur von Verstandesmomenten, nicht aber von Grundwertsurteilen oder vorgefaßter Meinung bezw. üblem Willen leiten lasse. Von der Tatsache, daß alle rationale Betrachtung des Lebens intolerant ist, weil der Verstand nur eine Richtigkeit anerkennen kann, macht die rationale Betrachtung des Nutzens der Arbeiter keineswegs eine Ausnahme. Schon aus dieser logischen Struktur heraus erhebt daher der Gewerkschaftsgedanke den Anspruch für jeden Arbeiter gültig und zwar zwingend zu sein. Dabei nimmt er dem Arbeiter nach seiner Ansicht nicht das freie Selbstbestimmungsrecht. Denn jeder Arbeiter wird, sobald er diese Probleme durchdenkt, zu seiner Anerkennung kommen müssen, da diese Anerkennung das einzig Mögliche, weil seiner Meinung nach einzig logisch Richtige ist. Der



Gewerkschaftsgedanke will durch Gründe zwingen, wie jeder rationale Gedankengang.

Dieser Anspruch auf Allgemeingültigkeit, der sich also von selbst aus der logischen Natur dieses Gedankenganges ergibt, wird aber noch durch seine inhaltlichen Ergebnisse verstärkt. Ergebnis der Betrachtung der Verhältnisse der Arbeiterschaft ist ja, daß jedem Arbeiter nur dann zu einer gewinnbringenden Verwertung seiner Arbeitskraft verholfen werden kann, wenn alle Arbeiter sich vereinigen, d. h. ein Kartell zur Verbesserung der Bedingungen für die Verwertung der Arbeitskraft gründen. Beim Konsumvereinsgedanken dagegen ist die Verwirklichung des Zieles keineswegs davon abhängig, daß alle Angehörige eines Standes den Vereinen beitreten, ihm genügt irgend eine Vielheit. Daher tritt er nicht mit dem Anspruch auf, alle Genossen eines Standes umschließen zu wollen und zu müssen.

So ergibt sich für die Gewerkschaftsidee die logische Formel, daß die Angehörigen einer Klasse auf Grund von Überlegung ihrer Verhältnisse durch einen freien Willensakt zu dem Entschluß kommen, ihr freies Selbstbestimmungsrecht inskünftig nicht mehr unmittelbar, sondern mittelbar durch ein Organ — Versammlung des Gewerkvereins — auszuüben. Was für die Gewerkschaften zutrifft, gilt aber ebenso für die Trusts, Kartelle 2c.

In Parenthese sei hier bemerkt, daß es für den der Gewerksvereinsidee zu Grunde liegenden Denkakt gleichgültig ist, ob er erstmals von einem Angehörigen der Klasse selbst gedacht ist, oder von einem Nichtangehörigen, also nicht direkt Berührten, der Klasse nahegebracht wurde. In letzterem Falle haben wir es mit einem Produkt humanitärer, religiöser, politischer oder sonstiger Anschauungen zu tun, die einen Menschen veranlaßten, sich in die Lage von Nichtklassengenossen hineinzudenken. Seine für die Klasse bestimmten Erwägungen gehen daher auch in diesem Falle von den besonderen Bedingtheiten der Klasse aus.

Die zweite der Jaffé'schen Behauptungen über die Wirt-



schaftsentwicklung des 19. Jahrhunderts — Aufgabe des Selbstbestimmungsrechtes seitens der Wirtschaftssubjekte — entspricht also ebensowenig der Wirklichkeit, wie die erste: Preisgabe des Gewinnstrebens. Dem hier zitierten Erscheinungskreis liegt in Wirklichkeit der gleiche Vorgang zu Grunde, wie im ersten Fall: Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes auf besondere neu entstandene Verhältnisse mit der daraus sich notwendig ergebenden Folge, daß die Erscheinungsformen dieser neuen Anwendungen von den früheren abweichen.

Damit kommen wir zur dritten Behauptung unseres Autors, in diesen Erscheinungen habe sich ein neues staatliches Gemeinschaftsgefühl angebahnt. Wie Jaffé diese Behauptung aus den Tatsachen rechtfertigen will, ist mir völlig unerfindlich. Die Zusammenschließung der Angehörigen der einzelnen Stände bezw. Berufsarten zu wirtschaftlichen Organisationen war alles andere eher als eine Erziehung zum Gemeinschaftsgefühl als Staats- bezw. Volksgemeinschaft. Im Gegenteil, diese neuen „Gemeinschaftsorganisationen" haben die Volksgemeinschaft geradezu zu sprengen gedroht. Die Angehörigen verschiedener Völker aber einer Klasse, das internationale Proletariat, die internationalen Trusts usw., sie haben sich oft genug in Gegensatz zur Volksgemeinschaft gestellt und sind bewußt darauf ausgegangen, die auf Grund tatsächlich oder fiktiv gemeinsamer Wirtschaftsinteressen sich ergebende Annäherung nicht nur neben, sondern über die Volksgemeinschaft zu setzen. Der Zusammenbruch dieser Phantastereien im August des Jahres 1914 gibt, so erfreulich er war, doch keine Veranlassung, sie gleich im Glorienschein des Erziehers zu dem erhebenden Gemeinschaftsgefühl des Kriegsjahres 1914/15 erscheinen zu lassen. Die Geschichtsschreibung hat keine Advokatenpflichten, deshalb müssen wir ruhig und offen gestehen: Nicht wegen dieser neuen Organisationen, sondern trotz ihrer und teilweise im Kampfe mit ihnen entstand das neue Gefühl der Volksgemeinschaft. Nationalgefühl und Geschlossenheit eines ganzen



Volkes kommt aus ganz anderen Quellen, wie schon der bloße Hinweis auf Preußen im Jahre 1813 beweist.

Damit kommen wir zu dem springenden Punkte, von dem aus das Jaffé'sche Mißverständnis sich leicht lösen läßt. Wir müssen uns die Frage vorlegen, was denn jene Erscheinungsformen des Lebens bedingte, die wir im Verlauf der Geschichte vor sich gehen sehen. Wir können da — natürlich nur in gröbsten Strichen — folgendes Bild zeichnen. Einmal ist es das Bedürfnis nach Befriedigung jener Summe von Trieben usw., die im Menschen als Art stecken, jener Eigenschaften, die den Begriff Mensch konstituieren. So des Hungertriebes, des Geschlechtstriebes, des Triebes nach Geltung, Anerkennung, Machtmehrung, Gewinn usw. usw. (cfr. Schmoller, Grundriß I, S. 20 ff.). Kurz aller jener Triebe, die im menschlichen Leben wirksam sind. Andererseits aber wird die Lebensführung bestimmt durch die Anschauungen, die jeweils eine Menschengeneration vom Menschen selbst, seinem Daseinszweck und den Aufgaben und Zielen seiner Person bezw. Gemeinschaft (Staat) hat. Aus der Wechselwirkung beider Faktoren und gleichzeitig der mit der Entwicklung sich vollziehenden Änderung der Anschauungswelt baut sich wesentlich der Verlauf der Geschichte auf.

Übertragen wir diese Feststellung auf das uns vorliegende engere Gebiet, so ergibt sich für die Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts etwa folgendes geschichtliche Bild.

Das 18. Jahrhundert war beherrscht von der Staatsidee des aufgeklärten Absolutismus. Der Staat betrachtete seine Angehörigen als der Erziehung bedürftige Kinder und bemühte sich aufs eifrigste sie in jeder Weise anzuleiten und zu fördern. Es war jene bekannte Weise, sich in alle, auch die privatesten Angelegenheiten der Untertanen hineinzumengen und sie mit mehr oder weniger sanfter Gewalt durch unzählige Verordnungen, Verbote und sonstige Maßnahmen glücklich zu machen. Nur eines gestand man ihnen nicht zu: die Mündigkeit. Es ist kein Zweifel, daß vieles von den Absichten des aufgeklärten Absolutismus gut ge-



meint war und auch das geistige und materielle Wohl der Untertanen gefördert hat.

Diese Periode wurde, in den meisten Staaten gewaltsam abgelöst durch eine völlig gegenteilige Auffassung von den Aufgaben des Staates gegenüber dem Wirtschaftsleben. Es brach die Zeit der liberalen Auffassung an, die man nicht zu unrecht auf die Formel laissez faire, laissez passer gebracht hat. War der Staatsbürger in der vorausgehenden Periode ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse aus Prinzip als unmündig, abhängig und der Leitung bedürftig betrachtet, so mußte er jetzt ebenso prinzipiell mündig, unabhängig und selbständig sein. Was war natürlicher, als daß bei der Durchführung dieser weltfremden Theorie sich Kollisionen mit der Wirklichkeit ergaben. Große Teile des Volkes gelangten nicht zu der erwarteten Freiheit und wirtschaftlich guten Situation, sondern im Gegenteil in eine solche Bedrückung und Notlage, daß der Staat, der eben erst in gutem Glauben diese Freiheit eingeführt hatte, sehr bald seine vitalsten Interessen durch sie gefährdet sah. Anfangs zögernd und mit innerem Widerstreben, dann allmählig immer bewußter und energischer brachen die leitenden Staatsmänner mit der Theorie vom Freihandel und freien Spiel der Kräfte. Der Übergang zum Schutzzoll und zur Sozialgesetzgebung bedeutet den Übergang zu einer neuen Auffassung von den Aufgaben des Staates gegenüber dem Wirtschaftsleben: dem Staate wurde wieder eine aktive fürsorgende Rolle zugewiesen (Friedrich List).

Was ist nun eigentlich das Wesen jener Maßnahmen, die Jaffé als „Eingriff des Staates" ins Wirtsschaftsleben bezeichnet? Der Staat wird in der Sozial- und Wirtschaftspolitik zweifellos nicht vom Gewinnstreben geleitet. Will man alle jene Maßnahmen auf den „Nutzen" des Staates zurückführen, so muß man stets im Auge behalten, daß hier unter „Nutzen" auch alle Annäherung an ethische, humanitäre rc. Ideale mit verstanden werden muß. Der Staat verfolgt natürlich mit diesen Maßnahmen gewisse Zwecke und

sein Streben wird daher darauf gerichtet sein, seine Handlungen so einzurichten, daß sie die Zwecke fördern, die er anstrebt. Die Zwecke selbst aber werden ihm gesetzt durch die jeweils die Staatsleitung beherrschende Ansicht von den Aufgaben, die der Staat im Leben zu lösen hat. Der Aufgabenkreis des Staates ist aber ein außerordentlich vielseitiger und keineswegs immer nur ein wirtschaftlicher.[1]) Aus der Tatsache, daß der Staat ein perennierendes, die Einzelgenerationen überdauerndes Wesen ist, entnimmt er ein Interesse an der Aufrechterhaltung einer Reihe von Eigenschaften seiner Untertanen. Z. B. verlangt die Wehrfähigkeit möglichste Gesunderhaltung der Bevölkerung. Man sollte auch nie übersehen, daß die Sozialgesetzgebung des 19. Jahrhunderts schon im 18. Jahrhundert Vorläufer hat. Das preußische Regulativ vom 9. März 1839 über die Beschäftigung von Kindern und Jugendlichen in Bergwerken, Fabriken ꝛc. ferner war bekanntlich nicht zum wenigsten Besorgnissen über Schädigung der Wehrfähigkeit breiter Volksmassen entsprungen. Ganz das gleiche Motiv — Sorge für die militärischen Interessen des Staates — hatte schon im 18. Jahrhundert zu sozialpolitischen Maßnahmen einiger deutscher Staaten geführt, nur bezogen sie sich hier auf den Bauerstand und wandten sich gegen das Bauernlegen. „Der Staat brauchte die Bauernwirtschaften, weil er aus ihnen mit Vorliebe seine Rekruten holte. Ihre

1) Für den Begriff des Staates ist das „entscheidende, daß die vielen zu einer dauernden Lebensgemeinschaft verbunden sind, die nicht erlischt mit dem Tode der einzelnen Mitglieder, sondern sich in der Reihenfolge der Generationen erhält, zu einer wirklichen Lebensgemeinschaft, die eben darum auch Organe dieses gemeinsamen Lebens und wegen der Einheitlichkeit desselben ein oberstes Organ des Gemeinschaftslebens besitzt. In diesem obersten Organ findet der Wille der Gesamtheit seinen Ausdruck, der nicht auf das gehen kann, was jeder einzelne für sich erstrebt, sondern auf das gerichtet ist, was der Gesamtheit als solcher frommt und der eben darum und im Interesse der Gesamtheit die Norm des Gemeinschaftslebens vorschreibt". (Georg Freih. v. Hertling, Recht, Staat und Gesellschaft, Kempten 1906, S. 62 f. und sonst).

Stallungen und Gebäude, die dem Gutsherrn eine Last waren, konnte der Kriegsherr für seine Einquartierungen nicht entbehren. Der preußische und österreichische Bauernschutz wurde durch militärische Rücksichten gefordert.“ (Heinrich Sieveking, in Meisters Grundriß der Geschichtswissenschaft II, 27, 44.) Der Staat verbietet daher die die völkische Gesundheit besonders schädigende Kinderarbeit, führt überhaupt Arbeiterschutzbestimmungen ein. Als positive Gegenwirkung gegen Schädigung der Gesundheit schuf er die Krankenversicherung. Die Sorge für eine gewisse Möglichkeit des materiellen Lebens, die auch in der schon uralten Armenfürsorge zum Ausdruck kommt, veranlaßte die Invaliditäts- und Altersversicherung. Der Aufrechterhaltung der Sittlichkeit dienen weitere Maßnahmen. Im Schutzzoll hinwiederum benützt er ein Mittel zur Schaffung einer Industrie, die von der Auslandsversorgung unabhängig macht und zur Aufrechterhaltung der Getreideproduktion in Deutschland und damit Unabhängigkeit vom ausländischen Markt und Lebensmittelversorgung im Falle eines Krieges. (S. hierzu List, Oldenberg, Wagner, Schmoller.)

So sucht die Wirtschaftspolitik eben durch Rechtssätze und Verwaltungseinrichtungen auch auf dem Gebiete der Wirtschaft jene Zwecke zu verfolgen, die der Zeitauffassung nach Aufgabe und Nutzen des Staates sind. Verändern sich die Staatsform oder sonstige Bedingungen der Wirtschaft, so verändern sich natürlich auch die Maßstäbe und damit auch die Einzelziele. Der Gesamtzweck, das Wohl des Staates, das ist der Gesamtheit, wie sie in Erscheinung tritt, bleibt natürlich. Dieser Zweck schuf im Mittelalter die Zunftverfassung. Als die Bedingungen und Anschauungen sich änderten und man mit ihnen das freie Spiel der Kräfte für den Maßstab der Wirtschaftspolitik hielt, kam die veränderte wirtschaftliche Gesetzgebung. Und als dann wiederum die Bedingungen sich änderten, wurde der Schutz der nationalen Arbeit und die soziale Fürsorge Aufgabe der Wirtschaftspolitik.

Die Mittel zur Erreichung des bleibenden Zweckes, die Förderung des Wohles der Gesamtheit, ändern sich also nach dem Wechsel der Bedingungen. Der Zweck, eben dieses Staatswohl zu fördern, aber bleibt, und mit ihm bleibt die Methode, hiefür möglichst zweckmäßige Maßregeln zu treffen. (Vergleiche: Gerlich Fritz, Geschichte und Theorie des Kapitalismus, S. 386 ff., insbesondere S. 392.)

Unsere Ausführungen über die Wirtschaftsentwicklung des 19. Jahrhunderts nähern sich ihrem Abschluß. Wir sahen, daß Jaffé durchaus im Unrecht ist, wenn er alle Erscheinungen dieser Zeit auf das Entstehen eines neuen Gemeinschaftsgefühles und Abkehr von der vorausgehenden Wirtschaftsgesinnung zurückführt. Eine genauere Betrachtung dieser Vorgänge zeigte uns im Gegenteil, daß die wirtschaftliche Gesinnung und Denkmethode durchaus die gleiche geblieben ist. Nur in den Erscheinungsformen dieser Geistesarbeit zeigen sich Veränderungen. Wollten wir aber unsere Betrachtungen hiermit schließen, so würde eine Frage offen bleiben, welche die ganze Darlegung unbefriedigend ausklingen ließe. Der Leser würde sich — und zwar ganz mit Recht — fragen: Was ist denn die Ursache der Veränderungen, wenn die Denkweise die gleiche geblieben ist? Deshalb seien einige wenige Zeilen noch dieser letzten Frage gewidmet.

Jaffé hatte behauptet, das kapitalistische Wirtschaftssystem, das uns vor hundert Jahren aus England überkommen sei, erhalte seine charakteristischen Züge nicht durch irgendwelche technischen oder sonstigen äußeren Merkmale und Hilfsmittel, sondern durch den Geist und die Gesinnung, die ihm zu Grunde liegen. Das ist letzten Endes ein großer Irrtum. Das Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts erhält seine charakteristischen Züge ganz im Gegenteil gerade durch die Änderung der technischen Hilfsmittel. Die Theorie des wirtschaftlichen Liberalismus, die in Adam Smith ihren klassischen Begründer gefunden hat, ist noch durchaus ohne Berücksichtigung der technischen Unwälzungen gedacht, die das 19. Jahrhundert gesehen hat. Aus der Kraftmaschine



als Arbeitsfaktor in der Produktion ergibt sich der technische Großbetrieb, der die Theorie vom freien Spiel der Kräfte in der Praxis zu Schanden machte, und dieselbe Kraftmaschine schuf die modernen Verkehrsmittel, deren Leistungen die freihändlerischen Kornproduzenten in Schutzzöllner verwandelten. Schon diese beiden Beispiele zeigen, wie „charakteristisch" und bedeutsam die technischen Umwälzungen für die Wandlungen im Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts sind. Die Erschaffung einer wirtschaftlich rentablen Kraftmaschine zog die Entstehung der modernen Industrie nach sich und mit ihr die des industriellen Proletariats. Dieses hinwiederum machte die staatliche Sozialpolitik notwendig. Geht man den Ursachen der Veränderungen im Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts nach, so findet man fast überall am Endpunkt eine Leistung der Naturwissenschaft und ihrer Anwendung, der Technik. Von 1780—1850 erfuhren die technischen Hilfsmittel der Wirtschaft eine ungeheure Veränderung. Damit aber ergab sich für die Wirtschaftssubjekte ganz natürlich die Notwendigkeit ebenfalls Veränderungen vorzunehmen. Alte Zweckmäßigkeiten wurden jetzt zu Unzweckmäßigkeiten (unrentabel) und mußten neuen Schöpfungen zweckmäßigen Strebens weichen, denn es ist ganz selbstverständlich, daß gerade die alte Denkmethode — das möglichst zweckmäßige Streben nach möglichst hohem Gewinn — bei veränderten Vorbedingungen und Hilfsmitteln auch andere Wege suchen, andere Organisationsformen finden lassen mußte, die zu völliger Veränderung der äußeren Verhältnisse führten.

Diese Veränderung der äußeren Verhältnisse aber brachte notwendig eine Reihe neuer Fragestellungen für die Wirtschaftspolitik. Die Wirtschaftspolitik, die Einflußnahme des Staates auf das Wirtschaftsleben, aber muß, wenn wir die geschichtliche Entwicklung richtig verstehen wollen, als etwas von der Wirtschaft der einzelnen Subjekte selbst grundsätzlich Verschiedenes aufgefaßt werden. Die Wirtschaftspolitik bezweckt Förderung des Staatswohles. Sie ist also stets

beherrscht von den Auffassungen über Zweck, Aufgabenkreis und Zukunftsziel des Staates. Und zwar nicht nur des Begriffes „Staat“ überhaupt, sondern sehr konkreter Erscheinungsformen dieses Begriffes, nämlich der lebenden Staatbildungen deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Frankreich usw. Bleiben wir bei dem uns zunächst liegenden, dem deutschen Reiche. Alle Eigenarten dieses deutschen Reiches, seine geographische Lage als Kontinentalmacht, die von allen Seiten angreifbare Grenzen besitzt und daher notgedrungen Militärmacht sein muß, seine starke Mehrung an Menschenzahl und die darin beschlossene Tendenz zur Weltmacht, kurz das ganze politische Problem Deutschlands, sind mit die wesentlichsten konstituierenden Faktoren für Ziel und Richtung der deutschen Wirtschaftspolitik. Dazu kommt ferner die deutsche, aus den Gedanken der Humanität und einer tiefgefaßten christlichen Religion geborene Auffassung von Menschenrecht und Menschenwürde, also eine sittliche Idee, die im Verein mit der nationalen Idee die Grundpfeiler unserer Sozialpolitik bildet. Je nachdem diese Probleme von dem einzelnen Menschen bezw. von Gruppen von Gesinnungsgenossen (Parteien) aufgefaßt werden,[1]) je nachdem wird auch ihre Auffassung, ihr Programm, von der Wirtschafts- und Sozialpolitik sein. Wirtschafts- und Sozialpolitik sind Willensakte zur Umgestaltung bezw. Beeinflussung des Wirklichen nach normativen Grundsätzen d. h. nach völkischen, staatlichen, sittlichen, religiösen Idealen.

Überblicken wir an dieser Stelle das Ergebnis unserer Untersuchung der Jaffé'schen Darlegungen, so müssen wir feststellen, daß weder seine Ansicht vom Wesen der Wirtschaft während des Kriegszustandes noch die von der Entwicklung

1) Man vergleiche den in der oben zitierten Darlegung von Brentano angegebenen Versuch der Gewerkvereine „die Gesetzgebung und Verwaltung im Interesse der Arbeiter zu beeinflussen“. Das Gleiche geschieht natürlich auch seitens der anderen Interessenten. Aus dem Ringen aller dieser Faktoren entsteht dann die Sozial- und Wirtschaftspolitik.

des 19. Jahrhunderts mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen ist. Die logische Folge dieser Feststellung ist, daß auch seine Schlußfolgerung nicht mehr zu halten ist: Eine prinzipielle Änderung des Wirtschaftslebens in der Gegenwart vollzieht sich nicht.

Vom Standpunkt der historischen Untersuchung aus wäre die Kritik der Jaffé'schen Theorie damit abzuschließen. Wir dürfen aber nicht verkennen, daß Jaffés Darlegung ihre Werbekraft durchaus nicht nur geschichtlichen Tatsachen entnimmt. Sie führt in gleich hohem Maße Werturteile und Stimmungen vor, mit denen sie den Leser zu gewinnen sucht. Was anderes kann denn sonst der Hinweis, daß dem Gewinnstreben „die volle Würde" menschlicher Arbeit fehle, in einer Untersuchung über Tatsächlichkeiten bezwecken? Gerade diese an sich merkwürdige Hereinziehung moralisierender Expektorationen aber zeigt uns, was die Jaffé'sche Theorie im Grunde ist und will.

Ich glaube, wir verstehen die Jaffé'sche Theorie am besten, wenn wir uns ihr Ziel vergegenwärtigen. Sie will die verstandesmäßige Begründung einer zur Zeit in Deutschland weit verbreiteten stimmungsmäßigen Bewertung der wirtschaftlichen Arbeit sein. Die Stimmung der Zeit ist gegen den nach Gewinn strebenden Unternehmer gerichtet. Jaffé tastet direkt den Unternehmer selbst nicht an, wie wir hier gleich von vornherein feststellen wollen. Aber er wendet sich gegen das der heutigen wirtschaftlichen Arbeit zu Grunde liegende Prinzip des Gewinnstrebens und disqualifiziert es moralisch. Und um dieser Disqualifizierung der heutigen wirtschaftlichen Arbeit den Charakter des rein ethischen, weltanschauungsmäßigen Werturteils zu nehmen, stellt er seine Ausführungen in einen historischen Zusammenhang, den er aber, wie wir sahen, sehr willkürlich auffaßt.

Liegt in dieser Verquickung mit Grundwerturteilen ethischer Natur auch in historischer und logischer Beziehung die Schwäche der Jaffé'schen Theorie, so liegt andererseits gerade darin ihre werbende und überzeugende Kraft. Denn diese ethische





Nüancierung entspricht der Stimmung der Zeit. Es bleibt dem Kritiker daher nichts anderes übrig, als Jaffé auch auf dieses Gebiet zu folgen. Im Hinblick auf das praktische Leben und seine Stimmungen genügt die historische und logische Widerlegung allein nicht. Gehen wir daher auf seine Ausführungen etwas genauer ein.

Jaffé's Ausführungen sind getragen von ethischer Mißbilligung des Gewinnstrebens. Hätte er sich auf die Bekämpfung des notorisch vielfach geübten Mißbrauchs beschränkt, so würde niemand gegen seine Ausführungen etwas einzuwenden haben. Am allerwenigsten ich selbst. Denn ich habe mich schon in meiner 1913 erschienenen Arbeit über Geschichte und Theorie des Kapitalismus über die Notwendigkeit ethischer, völkischer 2c. Normen für das Wirtschaftsleben ausgesprochen. Jaffé aber schießt weit über das Ziel hinaus. Er bekämpft das Gewinnstreben an sich als verwerflich, richtiger gesagt der vollen sittlichen Würde entbehrend. Wer aber so radikal einen der bisher im Kulturleben am stärksten wirksamen Faktoren ablehnt, wäre gezwungen gewesen, sich und uns vorher über Natur und Bedeutung desselben und die Ursachen seiner schädlichen Wirksamkeit bezw. seines Mißbrauchs Rechenschaft zu geben, denn nur wenn der Mißbrauch vom Gebrauch nach historischer Erfahrung untrennbar ist, rechtfertigt sich die Ablehnung. Andererseits kann nur eine genaue Untersuchung der Rolle, die das Gewinnstreben im Leben der Menschen gespielt hat, uns in den Stand setzen, zu beurteilen, ob es überhaupt ersetzbar ist, und im besonderen, ob die Jaffé'schen Vorschläge diese Ersetzbarkeit gewährleisten.

Ohne uns diese Untersuchung, ja ohne überhaupt Bausteine dazu zu bieten, will Jaffé das Stimulans des Gewinns durch das der Leistung für die Allgemeinheit ersetzen. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir darunter eine soziale Bewertung der Leistungen für die Allgemeinheit und Auszeichnung durch sie verstehen. Ehe wir auf die Bedeutung der sozialen Anerkennung eingehen, müssen wir uns aber

doch die Frage stellen, ob denn die kapitalistischen Unternehmer nicht so ganz nebenbei auch schon stets Leistungen für die Allgemeinheit getan haben.

Wir bringen einige Beispiele: Der Suezkanal ist aus Spekulation erbaut durch eine Aktiengesellschaft. War das keine Leistung für die Allgemeinheit? Die Brennerbahn, überhaupt alle älteren Eisenbahnen, die Rheedereien (Hapag, Norddeutscher Lloyd), die Werften (Blohm und Voß, Vulkan), die Kruppschen Unternehmungen, die A. E. G., Siemens-Schuckert, die Badische Anilin- und Soda-Fabrik, Höchster Farbwerke, aber auch die Banken, die die Mittel hierzu beschafften 2c., sie alle entstanden durch Menschen, die aus Gewinnstreben an ihre Gründung gingen. Sind sie nicht trotzdem Leistungen für die Allgemeinheit und zwar ganz ungeheuere? Also wo bleibt der Gegensatz Gewinnstreben — Leistung für die Allgemeinheit? Es ist doch eine Binsenwahrheit des Wirtschaftslebens, daß nur die Unternehmung blüht, das heißt Gewinn abwirft, deren Leistung ein allgemeines Bedürfnis befriedigt.

Aber das ist nicht das einzige Moment, das Jaffé entgegen gehalten werden muß. Das zweite ist das, daß in weiten Gebieten des Wirtschaftslebens der einzige Maßstab für die Leistung eben nur der Gewinn ist. Das ist der Handel. Wie vermag man denn zu erkennen, daß der einzelne Kaufmann, also der Vermittler des Warentausches, etwas leistet, außer durch den Gewinn? Während in der Industrie noch technische Maßstäbe für Fabrikation und Produkt ein gewisses Messen außerhalb des Gewinns zulassen, fällt dieses Moment im Handel vollständig fort. Der Handel z. B. mit Getreide, der mit Altmaterialien, Eisen, Kupfer, alten Kleidern — nota bene ein Handel, der für die restlose Ausnützung der Materie im Dienste des Menschen von größter Wichtigkeit ist — bietet für die Leistung des sich ihm widmenden Wirtschaftssubjekts absolut keinen anderen Maßstab als den Gewinn.

Noch ein Weiteres: durch was konnten denn die von Jaffé zitierten Krupp, Siemens, Kirdorf, Ballin die Höhe



der Leistungen erklimmen, wenn nicht durch den Gewinn? Vermögen, also Gewinn der vorausgehenden Generation war die Voraussetzung der Gründung. Die Gründung eines Unternehmens selbst aber ist für die Wirtschaft das Gleiche wie das Experiment für die Naturwissenschaft. Auch dort kann man nicht nur erfolgreiche Experimente machen. Nun glückt in gewissen Fällen das wirtschaftliche Experiment, d. h. es leistet für die Allgemeinheit, indem es ein hier vorhandenes Bedürfnis befriedigt. Der Gewinn, der die Folge der Leistung ist, ist aber zugleich das Mittel zur Steigerung der Leistung. Er ermöglicht neue Experimente. Man kann, wenn man etwas gewonnen, auch kühner experimentieren und schließlich häuft sich technischer Fortschritt. Technischer und wirtschaftlicher Fortschritt aber ist fast ausnahmslos das Produkt rastloser Arbeit, die aus ihm resultierenden Gewinne für den Arbeitenden sind daher doch unmöglich so ohne weiteres moralisch zu disqualifizieren.

Ebenso bedenklich aber sind Jaffés Ausführungen vom ethischen Standpunkt. Die Ethik wird sich bei seinen Thesen über den moralisch höheren Wert jener Arbeit, die für die Allgemeinheit geleistet wird, sehr erstaunt fragen, seit wann denn die moralische, bezw. ethische Bewertung eines Dienstes davon abhängig ist, für wen dieser Dienst geleistet wird. Die Ethik kennt nur die Frage des „Wie" bei der Dienstleistung, das heißt die Frage, ob die Berufserfüllung eine pflichtgetreue, ehrliche ist. Der neueren Ethik ist eine Würde der Arbeit, die daran gebunden ist, wem diese Arbeit zugute kommt, völlig unbekannt. Sie kennt nur eine ehrliche Arbeit und eine unehrliche Arbeit. Die Arbeit, die im Interesse des Nutzens des Arbeitenden ausgeübt wird, genießt die gleiche „Würde", wie die im Interesse eines anderen. Oder ist der Staatsbahnarbeiter, der Schlosser einer Eisenbahnbetriebswerkstätte in seiner Arbeit von „höherer Würde", wie der Schlosser in seinem Laden? Jaffé trägt in die Gegenüberstellung Gewinnstreben — Volksdienst die ganze bei uns in Deutschland übliche gesellschaftliche Bewertung



hinein. Die letztere wertet allerdings den Beamten des öffentlichen Dienstes höher, verleiht seiner Arbeit mehr „Würde“ als der des privaten Unternehmers. Aber doch auch nur mit Unterschieden. Der staatliche Latrinenreiniger genießt auch bei uns nicht mehr Arbeitswürde als der Großindustrielle oder Großkaufmann. Also ist auch diese Bewertung nur sehr cum grano salis der Jaffé'schen Darlegung entsprechend.

Neben alldem aber hätte Jaffé sich auch fragen müssen, ob denn der Gewinn nicht auch zu ethisch höchst lobenswerten Zwecken erstrebt wird. Wir weisen nur auf die eine Tatsache hin, daß sehr viele Menschen den Gewinn verwenden zur Hebung ihrer Familie, besseren Erziehung ihrer Kinder, materiellen Sicherstellung der Existenz ihrer Angehörigen und Nachkommen. Ich persönlich vermag wenig zu bezeichnen, das ethisch sozial und national höher zu bewerten wäre als diese Fürsorge für die eigene Familie. —

Schon diese wenigen Einwände dürften zeigen, daß Jaffé's Darlegungen über die ethische Orientierung der neuen Wirtschaftsgesinnung auf nicht minder irrtümlichen Voraussetzungen beruhen als die historische Auffassung, aus der er ihre Existenz und Notwendigkeit begründete. Daher können wir unsere Nachprüfung jetzt als abgeschlossen betrachten.

Jaffé ergeht es mit seiner Theorie, wie es Sombart erging, dem er den Grundgedanken von der Änderung der Wirtschaftsgesinnung in den aufeinanderfolgenden Wirtschaftsperioden entnimmt, auch er scheitert daran, daß ihm die jeweiligen Wirtschaftstheorien einer Epoche identisch sind mit der wirtschaftlichen Wirklichkeit derselben. Die natürliche Folge dieses Irrtums ist seine wirklichkeitsfremde Konstruktion des geschichtlichen Verlaufes.

XVI.

Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg.

Zu den beklagenswertesten Begleiterscheinungen des Weltkrieges gehört die Tatsache, daß nicht nur nationale, politische und wirtschaftliche Interessen gegeneinander aufgestachelt wurden, sondern daß der Kampf der Waffen auch zu einem Kampfe auf geistigem und kulturellem Gebiete ausgedehnt wurde. Gelehrte Körperschaften schlossen angesehene Berühmtheiten aus ihrem Kreise aus, sodaß aus Gründen der Selbstachtung deutsche Gelehrte ihre wissenschaftlichen Ehrungen und Titel niederlegen mußten. Die häßlichste Form dieses Kampfes entfachten die Franzosen, als sie den Krieg auch auf das Gebiet der Religion übertrugen. Im April 1915 erschien das Buch „La Guerre Allemande et le Catholicisme", herausgegeben von einer „Elite französischer Katholiken", unter denen zwei Kardinäle und neun französische Bischöfe sich befanden. Die Art des französischen Angriffes auf unser religiöses Leben und seine Leistungen, sowie die verschiedenartigen Verdächtigungen nötigten zur Abwehr. Diese liegt nun in einem umfangreichen Buche vor, das Universitätsprofessor Georg Pfeilschifter in Verbindung mit einer stattlichen Reihe von bedeutenden katholischen Gelehrten unter dem obigen Titel herausgegeben hat. (Freiburg, Herder VIII u. 494 S. 5 geb. 6 M.) Um das Echo dieser beweiskräftigen deutschen Antwort in alle Welt hinauszutragen, wird auch eine englische, französische, holländische, italienische, portugiesische und spanische Übersetzung des Buches erscheinen. Trotz des traurigen Anlasses dürfen sich die deutschen Katholiken von Herzen dieses wertvollen Buches freuen, denn das Buch ist weit mehr als eine Abwehr und eine Verteidigung. Es ist vielmehr ein wuchtiges glänzendes Dokument der religiösen Gesinnung und der kulturellen Kräfte, die im katholischen Volke Deutschlands Wurzel



und Leben haben. Das Buch ist ein positiver Nachweis des geistig-religiösen Höhenstandes der deutschen Katholiken im Weltkrieg. Es ist eine streng wissenschaftliche Klärung des katholischen Weltanschauungsstandpunktes im Rahmen der deutschen Kultur und des geistigen Lebens. Diese Eigenschaften machen das Buch auf Jahre hinaus zu einem sehr wertvollen Orientierungsmittel für den künftigen Kampf der Geister. Wenn die deutschen Katholiken sich mit ganzem Herzen über die Überlegenheit unserer militärischen Waffen freuen, so dürfen sie sich ebenso herzlich über die konkrete Darstellung der guten Lage des Katholizismus freuen, der im Zusammenhalt mit der deutschen Kultur gegenüber den französischen Anwürfen von den sachkundigen Bearbeitern des Buches eine glänzende Rechtfertigung erfährt, die die sittliche und kulturelle Überlegenheit über den französischen Katholizismus unwiderleglich beweist. Bei der dokumentarischen Bedeutung des vorliegenden Werkes ist ein kleiner Streifzug durch seinen Inhalt von großem Nutzen.

Universitätsprofessor Dr. Mausbach in Münster eröffnet den Inhalt des Buches mit dem einführenden Aufsatz über „die literarische Kriegserklärung der französischen Katholiken". Mausbach weist auf die Pflicht hin, daß die deutschen Katholiken angesichts ihrer glorreichen Vergangenheit namentlich seit dem Kulturkampf in dieser gewaltigen Zeitenwende gegenüber dem Vorwurfe der religiösen Erschlaffung und des sittlichen Niederganges nicht stumm sein dürfen. Nach der Vorrede des französischen Buches ist Deutschland der „theoretische und praktische Gegner des Katholizismus und häufig genug des ganzen Christentums". Diesem ungeheuerlichen Vorwurf gegenüber will unser Buch in apologetischer, nicht in polemischer Weise Antwort geben. Mausbach kann mit Recht hervorheben, daß alle namhaften katholischen Gelehrten, geistliche und weltliche, die persönlich Gedanken und Reden über den Krieg veröffentlicht haben, in objektiver Ruhe, ohne Haß und Ingrimm geschrieben haben. „Wer in späteren Zeiten die theologische Kriegsliteratur unserer Tage, die Hirtenbriefe, Broschüren, Vorträge, Zeitschriftenaufsätze in Deutschland und Frankreich vergleicht, dem wird der



stärkste Gegensatz in die Augen springen: hier ein leidenschaftlicher, ins Religiöse überströmender Chauvinismus, dort eine innerlich beherrschte, von sachlichen Gesichtspunkten und religiöser Friedensliebe geleitete Denk- und Gefühlsweise." Auch die Tagespresse hat die Franzosen ritterlich behandelt und ihren Ingrimm gegen England entladen. Mausbach gibt sodann eine kurze Übersicht über das Schuldkonto, das in dem französischen Buche gegen Deutschland aufgerollt wird, und knüpft daran die Bemerkung, daß es eine sittliche Pflicht gewesen wäre, solche Verdächtigungen vorher einer scharfen Kritik zu unterziehen. Dann hätten die französischen Verfasser die zahlreichen Selbstwidersprüche ihres Buches erkannt, dann hätten sie sich vorher die Frage vorlegen müssen: „Wenn es wirklich zuträfe, daß Deutschland Schuld an dem entsetzlichen Kriege ‚für jedes gesunde Denken evident' wäre, wie könnte man es erklären, daß das ganze deutsche Volk, auch Süddeutschland und Österreich, daß die katholischen Fürsten in Österreich, Bayern und Sachsen, das Zentrum, der deutsche Klerus und die religiösen Orden felsenfest vom sittlichen Rechte der deutschen Kriegserklärung überzeugt sind? Wie wäre es verständlich, daß nicht nur die deutsche Schweiz und das nüchterne neutrale Schweden, sondern auch das katholische Spanien, ja speziell das katholische Spanien, dem deutschen Volk und seinem glorreichen Waffengang ihre Sympathien zuwenden; daß auch in Italien das Widerstreben, sich dem Kriege wider Deutschland anzuschließen, umso stärker gewesen ist, je reiner und lebendiger das katholische Bewußtsein in der Bevölkerung war?"

Nach dieser ruhig und sachlich gehaltenen Einführung Mausbachs untersucht Universitätsprofessor Dr. H. Finke in Freiburg „Recht und Notwendigkeit des Krieges", indem er sorgfältig und gewissenhaft die historisch feststehenden Tatsachen der Vorgeschichte und der politischen Stimmung des letzten Jahrzehnts darlegt, aus denen der Wille zum Kriege bei den Ententestaaten klar hervorleuchtet.

Ein trauriges Kapitel von Haß und Verblendung behandelt Universitätsprofessor Dr. H. Schrörs in Bonn: „Ist der Krieg



ein Religionskrieg?" Zu einem solchen wollen die Franzosen ihn stempeln, wenn sie schreiben, daß Deutschland in religiöser Hinsicht für die Katholiken fremder Länder ein Giftmischer sei, „ganz geschwollen von einem Gifte, das er selbst in sich hervorbringt", daß „dieser Krieg auf die Zerstörung der katholischen Kirche, ihrer Autorität und ihrer Lehren, auf die Zerstörung jeglicher Religion geht", daß dieser Krieg hervorgeht aus „religionsfeindlichem Sadismus, einem Jucken nach Sakrilegien, purem antireligiösen Fanatismus, einem antikatholischen Fieber", und wie die sonstigen Anklagen alle lauten. In köstlicher Ironie und mit der Überlegenheit des geschulten Historikers zerpflückt Schrörs die überaus schwache Beweisführung der französischen Ankläger. Er erinnert daran, daß in Deutschland 24 Millionen Katholiken wohnen, treu ihrer Kirche und voll heißer Liebe zu dem Oberhaupte auf St. Peters Stuhl; mit uns streitet in einer Schlachtlinie das katholische Österreich; sein ehrwürdiger tiefreligiöser Kaiser ist der Bundesgenosse Wilhelms II. An der Seite Frankreichs, das wähnt, jetzt das „Rittertum Christi" für die katholische Kirche darzustellen, schreitet waffenklirrend das protestantische England. „Der Henker des katholischen Irlands mit ein Verteidiger des Katholizismus! Noch nicht allzu lange ist es her, daß in den Straßen Londons No Popery gegen Rom gebrüllt, Papst und Kardinäle in effigie an den Galgen gehängt wurden und anglikanische Bischöfe und Staatsminister dazu ihren Segen gaben, weil es in England wieder katholische Bischöfe geben sollte. Als jüngst die englische Regierung, dem politischen Interesse gehorchend, einen Gesandten beim apostolischen Stuhle beglaubigte, regte sich der alte Geist wieder. Nun auf einmal erscheint dieses Volk im Verein mit Frankreich als Retter gegen den Protestantismus. Wie ging dieses Wunder zu? Oh, während des Krieges sind „Tausende seiner Söhne in Berührung mit der katholischen Bevölkerung Flanderns, mit ihren französischen Kameraden, mit den Priestern" usw. gekommen; so fielen die Vorurteile und stieg die Gunst für das Katholische." Schrörs weist auch auf das schismatische Rußland hin und auf das unglückliche Galizien. „Das Land war



noch nicht gewonnen, sondern nur militärisch besetzt, und sofort wurden die unierten Ruthenen durch List und Gewalt zum Abfall von ihrem katholischen Glauben gebracht und wurde ihr Metropolit als Gefangener in das innere Rußland abgeführt, während ein Schismatiker von des Zaren Gnade sich auf seinem Sitz niederließ .... Alles, was seit den Tagen, da Abend- und Morgenland sich kirchlich trennten, an Feindschaft gegen den Primat Roms aufgehäuft ist, lebt im Moskowitertum weiter, und für seine Träger gehört zu den letzten Zielen dieses Krieges die Säuberung des Ostens vom Katholizismus und damit die Erschütterung der Weltstellung der katholischen Kirche. Das ist das Ziel des Kampfgenossen, auf den das katholische Frankreich stolz ist." Wahrlich Schrörs hat Recht, wenn er im Hinblick auf die Behauptung vom Weltkrieg als Religionskrieg an die Worte Dr. Faust's: „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer" erinnert, und die französische Verläumdung ein unendlich trauriges Bild nationalistischer Verblendung und unchristlicher Ehrverletzung nennt.

Das sich anschließende Kapitel über „die Gottesverehrung im deutschen Volke" aus der Feder des Jesuitenpaters Peter Lippert ist eine feinsinnige Studie über Gottesglauben und Frömmigkeit im deutschen Volke, woran auch die Theorien einzelner Philosophen nichts zu ändern vermögen. An der Hand von Aktenstücken und in strenger juristisch-historischer Beweisführung untersucht sodann Universitätsprofessor Dr G. J. Ebers in Münster „Belgiens Neutralität und ihr Untergang" und kommt zu dem einwandfreien Ergebnis, daß Belgien seine Pflicht, allen Staaten gegenüber Neutralität zu wahren, schon lange vor Ausbruch des Krieges verletzt, Belgiens Ehre an England verkauft und Belgiens Unabhängigkeit politisch und militärisch zu Englands Gunsten aufgegeben hat.

Die französische Anklageschrift hat auch für Deutschlands „Gewaltpolitik" den Geist der deutschen Philosophie angerufen, und nichts geringeres behauptet, als daß die deutsche Philosophie jede übergeordnete sittliche Lebensnorm leugne. Professor Dr. Fr. Sawicki in Pelplin ist in seinem Beitrage „Die deutsche



Philosophie und der Weltkrieg" in der Lage zu zeigen, daß die große Mehrzahl der bedeutenderen Philosophen Deutschlands in ihrer Lebensanschauung an sittlichen Normen festgehalten hat und daß ein starker sittlicher Idealismus in der deutschen Philosophie lebt.

Die auffallende Verlogenheit und die phantastischen Greuelaussagen bei unseren Gegnern legten den Wunsch nahe, den Inhalt dieses Lügensystems, sowie seine psychologische Erklärung einigermaßen kennen zu lernen. Diesen Aufgaben unterziehen sich mit großem Geschick die Universitätsprofessoren Dr. A. Meister in Münster und Dr. W. Switalski in Braunsberg in ihren Beiträgen „Der Krieg und die Lüge" und „Zur Psychologie der Greuelaussagen". In der künftigen Geschichtsschreibung des Weltkrieges wird die Lüge als Bestandteil der Kriegsmittel, sowie als psychische Erscheinung des Krieges überhaupt keine geringe Rolle spielen. Meister sucht für die französische Unwahrhaftigkeit, wie sie uns aus der Anklageschrift entgegentritt, eine innere Begründung und findet sie in folgenden Erwägungen. Der Franzose ist von Haus aus ein großer Optimist. Für ihn stand es fest, daß diesmal seine Heere in Berlin einziehen würden. Für die Spekulationsjournalistik der Zeitungen war das natürlich ein günstiger Boden; sie kann mit einer uns unbegreiflichen Leichtgläubigkeit ihrer Leserwelt rechnen. Bei der Phantasie und Sensationssucht der Bevölkerung wurden die Schauermären und Greuelgeschichten über das deutsche Heer und das am Hungertuch nagende deutsche Volk gerne geglaubt. Wir müssen nun annehmen, „daß die militärischen Mißerfolge, das Bewußtsein, daß so wertvolle Gebiete vom Feinde besetzt sind und trotz ungeheuerer blutiger Opfer ihm nicht mehr entrissen werden konnten, dort eine Gemütsverfassung erzeugt haben, die beim Gegner bereitwillig Gewalttat und Roheit voraussetzt. Dazu kommt der drohende ökonomische und finanzielle Ruin, die Zerfahrenheit der parteipolitischen Verhältnisse, der Niedergang der Religiosität und des Gottvertrauens in der Männerwelt und besonders in den politischen Kreisen, der Rückgang der Bevölkerungsziffer — das alles läßt die Lage und die nächste Zu-



kunst Frankreichs so düster erscheinen, daß das Empfindungsleben der Nation auf das äußerste gereizt sein muß ... Die dämmerde Erkenntnis, daß ein großer Zusammenbruch die Folge des Krieges sein wird, muß entsetzlich sein für ein Volk, dessen hervorstechender Zug eine maßlose Eitelkeit ist. So ist sein Seelenzustand jetzt in höchster Aufregung, in verwirrender Ungewißheit und Verzweiflung. Das bietet uns eine Erklärung dafür, daß die Lügen dort so groß und so verbreitet sind."

Zu den wuchtigsten Anklagemomenten der Franzosen sollte die mutwillige Zerstörung von Kunstdenkmälern durch die deutschen Truppen gehören. In dem Aufsatz „Kunst und heilige Stätten" im Kriege hat nun Universitätsprofessor Dr. J. Sauer in Freiburg ein ausgezeichnetes Material gesammelt, das diese Anklagen spielend entkräftet und allen objektiv urteilenden Lesern im In- und Auslande die französische Scheinheiligkeit erkennen läßt. In musterhafter Weise prüft Sauer den Tatbestand, namentlich bei der Reimser Kathedrale. In prinzipieller Beziehung stellt er fest, daß Kunstdenkmäler und Gotteshäuser von dem Augenblick an ihren sakrosankten Charakter und ihre Unantastbarkeit verlieren, wo sie, wie das der Fall war, zu Kriegszwecken ausgenützt werden. „Die Fragen, ob ein Bauwerk wie die Kathedrale von Reims oder eine Kunstschöpfung wie Leonardos Mona Lisa nicht ganze Generationen von Menschen aufwiege, ist ebenso müßig und rein akademischer Art wie das Gegenstück dazu, ob nicht ein einfacher Bauernsohn unendlich viel wertvoller sei als das herrlichste Gebilde der Kunst." Sauer erinnert sodann an den Mordbrennerzug des Sonnenkönigs durch die Pfalz und die beiden Markgrafschaften Baden, wo die blühendsten Gefilde erbarmungslos und vollständig niedergebrannt wurden. Keine politische Not und keine militärische Notwendigkeit zwang zu diesen vandalischen Greueln. Sodann weist Sauer darauf hin, in welch' unverantwortlicher Weise die Franzosen seit dem Trennungsgesetz ihre Gotteshäuser in Stadt und Land herunterkommen lassen, sodaß auf Tausenden von Altären die Vögel nisten und Glockentürme in öffentliche Bedürfnisanstalten umgewandelt wurden. Sehr schlecht zu der französischen Entrüstung



paßt auch die Zerstörung zahlreicher elsaß-lothringischer Kirchen, die Bombenwürfe auf Kultus- und Kunstgebäude in Freiburg, Karlsruhe, und namentlich auf die Porta nigra in Trier. Die französische Anklageschrift verliert auch kein Sterbenswörtchen über die grauenhaften Verwüstungen in Ostpreußen, Galizien (auch das kunstreiche Görz käme jetzt dazu), wo die russischen Bundesgenossen wertvolle und köstliche Schätze aus allen Stilphasen unrettbar vernichtet haben. Ferner verschweigt die französische Anklageschrift auch alles, was von deutscher Seite zur Erhaltung der Kunstschätze in Feindesland positiv geschehen ist, worüber Sauer eine Menge von Zeugnissen anführt. Der umfangreiche Aufsatz Sauers gehört überhaupt zu den wertvollsten des Buches und es gewährt eine große innere Befriedigung, zu sehen, wie der Verfasser in der glücklichen Lage ist, von Fall zu Fall die französischen Verleumdungen zu zertrümmern und die Haltung der deutschen Heeresführung in allen Punkten zu rechtfertigen.

Von diesem traurigen Kapitel hinweg führt uns Universitätsprofessor Dr. G. Pfeilschifter in Freiburg zu dem herzerhebenden Thema „Seelsorge und religiöses Leben im deutschen Heere". Als wesentliches Motiv all der angeblichen Greuel und Gewalttaten der Deutschen bezeichnet die Anklageschrift den antikatholischen Haß der Deutschen, die nicht bloß antikatholisch, sondern selbst antichristlich und antireligiös seien. Pfeilschifter zeigt in konkreter Weise, daß dieser Vorwurf sowohl bei den katholischen wie bei den protestantischen Soldaten eine psychologische Unmöglichkeit ist. „Das religiöse Gefühl scheint mir, der ich nicht kirchengläubig bin, die stärkste Kraft des deutschen Heeres in diesem Kriege zu sein", schrieb der Italiener Cabasino-Renda im Giornale d'Italia. Die Geschichtsschreibung des Weltkrieges wird dereinst die religiöse Erhebung als eine wesentliche Erscheinung desselben beachten müssen. Pfeilschifters von jeder Übertreibung sich ängstlich freihaltenden, in ihrer positiven Beweisführung aber umso überzeugenderen Darstellungen gehören zu den erfreulichsten und erhebendsten Dingen dieses Weltkrieges.

Einen sehr lehrreichen Vergleich zwischen „deutschen und



französischen Kriegshirtenbriefen" zieht Universitätsprofessor Dr. A. Knöpfler in München, indem er die Leidenschaftlichkeit und die Selbstüberhebung zahlreicher französischer Hirtenbriefe der Ruhe, Gottergebenheit und Religiosität der Schreiben der deutschen Bischöfe gegenüberstellt und in überlegener Weise die französischen nationalistischen Überschwenglichkeiten zurückweist. Wenn der Erzbischof von Cambrai schreibt: „Die französischen Soldaten fühlen mehr oder weniger ausdrücklich, aber bestimmt, daß sie Soldaten Christi und Mariä sind, Verteidiger des Glaubens", so antwortet Knöpfler mit einem Zitate aus dem Buche des Leutnants Schrönghammer-Heimdal (Kriegssaat und Friedensernte): „Weiberkichern im Schützengraben drüben beim Feind! Sehnige Zuaven, kraftvolle Alpenjäger, die Elitetruppen der Franzosen und Weiber dabei! Und während drüben der leichtgeschürzte, faunische Gott sein prickelndes Blendwerk trieb, entfachten unsere Landwehrleute in ihren Unterständen ein Kerzenstümplein und ließen die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Das ist ein Wesensunterschied zwischen hüben und drüben." Wenn der Bischof von Versailles schreibt: „Frankreich, das katholische Frankreich ist das auserwählte Volk Gottes, der Freund Christi, die erstgeborene Tochter und treue Dienerin der heiligen Kirche", so weist Knöpfler hin auf die furchtbaren Schläge durch die Freimaurerregierung, auf die rohe Trennung der Kirche vom Staat, auf die systematische Entchristlichung des Volkes, auf die Verbannung des Religionsunterrichts aus den Schulen, auf das Verbot der Anbringung von Kruzifixen, auf die Aufhebung der Klöster und die Verjagung der Mönche, auf die Säkularisierung und Profanierung der Gotteshäuser. Gar vollends die kurzen Auszüge aus den Hirtenbriefen der deutschen Bischöfe mit ihrem Geiste der Liebe und Mahnung, des Trostes und der Friedfertigkeit lassen zur Genüge erkennen, daß „die deutschen Waffen auch auf diesem Gebiete jenen der Gegner überlegen sind".

Die französische Anklageschrift enthält auch die kaum glaubliche Behauptung, „der Weltkrieg von 1914/15 sei nichts anderes als die Fortsetzung des deutschen Kulturkampfes der sieb-

ziger und achtziger Jahre und bezwecke die Vernichtung der katholischen Kirche" (Goyau). Diesen Anwürfen, die bei klar urteilenden Menschen nur Kopfschütteln erregen können, tritt Oberlehrer Dr. H. Platz in Düsseldorf in einer feinsinnigen Studie entgegen, indem er den „französischen und den deutschen Kulturkampf in ihren Ursachen und Folgen" auf der Grundlage eines erschöpfenden Beweismaterials einander gegenüberstellt. Die beste Antwort auf die Hereinziehung des Kulturkampfes ist die Prüfung des Erfolges. Platz kann auf die tieftraurige Lage der katholischen Kirche heute in Frankreich hinweisen, während er von Deutschland schreiben kann: „Wie ein Mann erhoben sich Klerus, Adel und Volk, katholische Beamte und katholische Parlamentarier und ließen sich durch keinerlei Bedrängung und Bestrafung abhalten, für die Freiheit ihrer Kirche zu kämpfen, bis der Kulturkampfgeist an dem festen Wall glaubensstarker Männer erlahmte. Und was damals an Glaubensmut und Glaubenskraft, an Begeisterungsfähigkeit und Disziplin, an Kirchentreue und Organisationssinn errungen wurde, das ist bis heute der Stolz und die Zierde der deutschen Kirche."

Die Franzosen sind auch mit der Verdächtigung hervorgetreten, daß die deutschen Katholiken durch den Protestantismus angesteckt seien. Diese Behauptung hat Domdekan Dr. F. X. Kiefl in Regensburg in einer ausgezeichneten Arbeit über „Katholizismus und Protestantismus im gegenwärtigen Deutschland" unter die Lupe genommen. Kiefls Studie ist weit mehr als eine Abwehr. Die Katholiken Deutschlands besitzen in ihr eine überaus klare Auseinandersetzung zwischen den beiden christlichen Konfessionen, die das prinzipiell Trennende historisch und dogmatisch scharf gegenseitig abgrenzt, aber auch zwischen den einigenden Momenten in Versöhnlichkeit und Friedensliebe Brücken schlägt. Der geistreiche und sachlich wertvolle Aufsatz Kiefls rechtfertigt ein kurzes Eingehen auf wesentliche Punkte. Kiefl wendet sich zunächst gegen den Vorwurf des bekannten französischen Historikers Goyau, der in den Büchern der Theologen, Historiker, Publizisten und Politiker Preußens im 19. Jahrhundert auf „allen Seiten eine systematische Gleichung zwischen



Protestantismus und Deutschtum" gefunden haben will. Der Protestantismus aber, den Goyau im Auge hat, hat seit der Kulturkampfzeit in Deutschland in seiner inneren Verfassung tiefgreifende Veränderungen durchgemacht. Das dogmatische System Luthers war Jahrhunderte lang für die individuelle Auffassung des Christentums in protestantischen Kreisen maßgebend und bildete die Grundlagen der konfessionellen Polemik. Der neuere Protestantismus hat dagegen die freie Forschung zu seinem Prinzip erkoren, unter Beibehaltung einer grenzenlosen Verehrung der Persönlichkeit Luthers, und hat dadurch die Mehrheit des protestantischen Laientums rasch erobert. Die Emanzipation von der Glaubenslehre Luthers hat die herrschende liberale Richtung dazu geführt, auf dogmatischem und historischem Gebiete eine Menge von Vorurteilen gegen die katholische Kirche aufzugeben, die ihrer Natur nach mit dem spekulativen System Luthers stehen und fallen. Dadurch mußte der Kampf des deutschen Protestantismus gegen die katholische Kirche an Schärfe verlieren. Diese veränderte dogmatische Auffassung des Protestantismus hatte auf allen Gebieten des Glaubens- und Kulturlebens eine günstigere Schätzung des Katholizismus zur Folge. Der größte protestantische Theologe der Gegenwart Harnack befürwortete eine Reihe von katholisierenden Forderungen, die seit der Reformation in der protestantischen Literatur unerhört waren, z. B. den Gedanken der Katholizität, die Anbetung, die Idee des Opfers in der Messe, den Gedanken des Mönchtums. Harnack wendet sich energisch gegen den modernen Vorschlag, Religion und Kirche und namentlich den Katholizismus aus dem öffentlichen Leben überhaupt auszuschalten. Inbezug auf die Frage der Rechtfertigung aus dem Glauben allein, dem Punkte, an welchem die Kirchenspaltung einsetzte, meint Harnack, kein evangelischer Christ würde heute den Satz beanstanden, daß nur der Glaube einen Wert hat, der sich in der Liebe bewährt. Auch die Anwesenheit Petri in Rom gilt für Harnack als eine gutbezeugte Tatsache. Kiefl zeigt noch hin auf die Wertschätzung des Mittelalters, der Scholastik, der Philosophie des heiligen Thomas, der Mystik, der Hagiographie durch protestantische



Theologen und Gelehrte. Aus diesen Darlegungen geht eine Verschiebung im Verhältnisse der Konfessionen in Deutschland hervor, die auch eine bedeutsame Abmilderung der konfessionellen Polemik im Gefolge hat. Im ganzen aber ergibt sich „die Falschheit der Grundthese des französischen Kriegsbuches, daß der heutige Protestantismus noch mit dem nämlichen Prestige der Alleinberechtigung auf deutsche Kultur auftreten würde wie in der Kulturkampfzeit nach 1870". Und der protestantische Theologieprofessor Dunkmann in Greifswald hat den Satz geschrieben, es könne keine Rede mehr davon sein, „daß die siegreichen Zentralmächte siegreich durch den protestantischen Geist geworden seien". Diese Zugeständnisse protestantischer Gelehrter sind theologisch-wissenschaftlicher Art. Trotzdem kann von einer inneren dogmatischen Einigung der Konfessionen heute weniger denn je gesprochen werden. Der Katholizismus hält an den Fundamenten und Dogmen des Christentums unerschüttert fest, während der Protestantismus in seiner überwältigenden Mehrheit heute das Heil des Christentums im Entwicklungsgedanken erblickt. Diesen trennenden Momenten steht die Notwendigkeit der gemeinsamen Verteidigung christlicher Grundwahrheiten im Kampfe gegen das beide Konfessionen schwer bedrohende Freidenkertum gegenüber. Ebenso müssen die beiden Konfessionen auf dem Gebiete der Schule und der sozialen Frage einmütig zusammenarbeiten. Kiefl schließt seine vorzüglichen Ausführungen mit den Sätzen: „Der französische Katholizismus, dem man die christliche Schule entrissen hat, der durch das Gesetz von 1889 die Priesterrekrutierung erhielt und, wie Delbrel jetzt rührend in den „Etudes" klagt, mit der Einberufung des Klerus alles verloren hat, was seit Generationen auf religiösem Gebiete gearbeitet wurde; der es ertragen mußte, daß im amtlichen Staatsanzeiger der Glaube an Gott als töricht erklärt wurde (6. Dez. 1907), dieser französische Katholizismus sollte nicht vergessen, daß wir in der Minorität so herrliche Erfolge errungen haben, daß Goyau sein Werk „Bismarck et l'Eglise" mit den Worten einleitet, der französische Katholizismus könne nur Hoffnung schöpfen, wenn er sich die wirklichen Millionen wirklicher Katho-



liken in Deutschland zum Vorbild nehme, welche in langer Arbeit sich gewöhnt haben, ihre Kirche innerlich zu erkennen und zu lieben."

In einem weitern Abschnitt rückt Dr. K. Hoeber in Köln das Zerrbild, das die Anklageschrift über „Reich, Kaiser und Parität" entworfen hat, in das Licht der Wahrheit und der Tatsachen. Er enthüllt aus Worten und Taten unseres Kaisers ein unantastbares Bild der religiösen Gesinnung Kaiser Wilhelms und seiner wohlwollenden Haltung den Katholiken gegenüber. Hinsichtlich der Parität beschränkt sich Hoeber auf einige prinzipielle Bemerkungen. Bei näherem Eingehen auf die Paritätsverhältnisse hätte er freilich einige düstere Striche anbringen müssen.

Der Beschuldigung des Strebens nach der „deutschen Weltherrschaft" tritt Universitätsprofessor Dr. H. von Grauert in München von hoher historischer Warte aus entgegen. Grauert bietet eine Entwicklungsgeschichte des Weltherrschaftsgedankens in seinen Idealen und in seiner Verwirklichung, um an der Politik Bismarcks und der heutigen leitenden Staatsmänner zu zeigen, daß das gegenwärtige Deutschland keine uferlose Weltherrschaft anstrebt und daß selbst in einem künftigen mitteleuropäischen Staatenbunde eine deutsche Weltherrschaft keine Verwirklichung finden wird.

Eine geistvolle Studie finden wir sodann in dem Aufsatze des Freiburger Privatdozenten Dr. Goetz Briefs über „Staat, politische Freiheit und Militarismus in Deutschland". Die Schlagworte vom Militarismus und den damit verbundenen üblen Vorstellungen, von der politischen Unfreiheit des Volkes und dergleichen mehr, zerbröckeln alle vor den klaren, staatsphilosophischen Ausführungen des Verfassers, aus denen das Ideal des deutschen Wesens „nach vernünftigen Zwecken in Freiheit bewußt gestaltender Wille von organisierten Massen" hell hervorleuchtet, aus denen der enge Lebenszusammenhang zwischen unserem kulturellen Volkstum und unserem Heerwesen in zwingender Logik hervorgeht.

Deutschland sei „der Herd eines neuen sozialen Anarchismus" ist in der französischen Schmähschrift zu lesen. Hat da



nicht kurz vor Kriegsausbruch der Vorkämpfer der englischen Sozialreform Schatzsekretär Lloyd George dem deutschen Volke den Dank der zivilisierten Welt ausgesprochen für dessen Vorangehen in den Versicherungs- und Schutzgesetzen, welche die Existenz der unteren Schichten erst auf eine menschenwürdige Höhe gehoben haben? Generaldirektor Dr. A. Pieper in München-Gladbach kann daher auch in dem Beitrage „Deutsche Soziale Kultur" ein glänzendes Bild von der Ausgestaltung des sozialen Lebens Deutschlands in Staat, Gemeinde und Berufsorganisationen entwerfen und dabei den hervorragenden Anteil der deutschen Katholiken betonen, sodaß auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß der Präsident Professor Baumgarten in Kiel es anerkannt hat, daß die katholische Kirche für soziale Organisation die größten und unvergeßlichsten Vorbilder geschaffen hat.

Nachdem Professor Karl Muth in München in einem gedankenreichen Aufsatz über „Das Allgemeinmenschliche in deutscher Art und Kunst" ohne polemische Ausfälle auf die französische Zivilisation das Streben des deutschen Idealismus gekennzeichnet hat, fügt der geistreiche und gedankentiefe Bischof von Speyer, Michael von Faulhaber eine Studie über „Unsere religiöse Kultur" bei, die alle Äußerungen des katholischen Lebens bei den deutschen Katholiken wie in einem Brennspiegel auffängt und in apologetischer Weise wiedergibt. Die positiven allseitigen Nachweisungen des federgewandten und hochbegeisterten Bischofs wirken wie Keulenschläge auf die haltlosen französischen Anschuldigungen. Nicht in Schönfärberei, sondern durch eine Fülle konkreter Momente beweist der Bischof die ersprießliche Arbeit der Katholiken auf allen Gebieten des religiösen, sozialen und kulturellen Lebens und schildert dadurch die Kulturkraft des Katholizismus in Deutschland in solch' farbenkräftiger und überzeugender Weise, daß dieses Kapitel allein schon genügen würde, bei Neutralen und überhaupt allen Menschen, die eines guten Willens sind, die Verdächtigungen der französischen Anklageschrift in ein Nichts aufzulösen.

Schließlich schildert im letzten Beitrag Universitätsprofessor Dr. Schmidlin in Münster in einem frohen, weil berechtigten

Optimismus „das katholische Deutschland und die Heidenmission", indem er den Aufschwung des deutschen Missionswesens in Wissenschaft und praktischer Opferliebe unter uneingeschränkter Anerkennung der französischen Leistungen auf diesem Gebiete darlegt.

In größter Befriedigung legt man das Buch aus der Hand, in welchem so zahlreiche und bedeutende katholische Gelehrte ein wuchtiges Dokument des katholischen deutschen Geistes- und Kulturlebens aufgerichtet haben. An diesem harten Felsen der Tatsachen, den strenge Wahrheitsliebe geschaffen hat, werden alle Angriffe und Verleumdungen der französischen Kriegsschrift erbarmungslos zerschellen. Ist das französische Buch die Ausgeburt einer krankhaften hysterischen Erregung, so ist das deutsche Buch ein Denkmal solider deutscher Arbeit und eine prächtige wohlgelungene Verwahrung gegen die französische Anklageschrift, die nach dem Urteile Bischofs Faulhabers eines der traurigsten Dokumente der Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts bleiben wird.

XIII.

Kürzere Besprechung.

Das Gesellschaftsleben der Ameisen. Das Zusammenleben von Ameisen verschiedener Arten und von Ameisentermiten. Gesammelte Beiträge zur sozialen Symbiose bei den Ameisen von E. Wasmann, S. J. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. I. Bd. mit 7 Tafeln und 16 Figuren im Texte. Münster i. W. 1915, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung IX + 413 SS. Preis 12 *M*.

Wasmann bietet hier im I. Teil des vorliegenden Bandes die 1891 erschienene Schrift: „Zusammengesetzte Nester und gemischte Kolonien" in zweiter Auflage und im II. Teil die in der Zeitschrift für Entomologie 1901—02 erschienenen Abhandlungen wesentlich vermehrt unter dem Titel: „Neues über die zusammengesetzten Nester und die gemischten Kolonien der Ameisen". Da Wasmann in diesen Schriften nicht bloß viel neues Tatsachenmaterial beibringt, sondern auch allenthalben tierpsychologische Fragen berührt, darf auch der Philosoph, insbesonders der Tierpsycholog an diesen gesammelten Beiträgen nicht achtlos vorbeigehen. Sie sind in der Richtung gehalten, die aus den zahlreichen tierpsychologischen Schriften Wasmanns bekannt ist.

Würzburg. Stölzle.





XIV.

Bausteine zu einer Biographie des Bischofs J. M. v. Sailer.

Von Anton Döberl.

6. Zur Geschichte des Schulplans vom Jahre 1829.

Die Ordnung der mittleren und höheren Schulen bildete eine der vordringlichsten und wichtigsten Fragen, womit sich die bayerische Regierung in den ersten Jahren König Ludwigs I. zu befassen hatte. Die Schulreform vom Jahre 1829 bezeichnet ebenso einen für die innere Entwicklungsgeschichte Bayerns hervorragenden Markstein, als ein Neuaufleben des alten Gegensatzes zwischen der konservativen und der der Aufklärung huldigenden Richtung. Die „Eos", die zunächst nur doktrinär ihre „katholisch-politischen Gedanken" dem „Zeitgeiste" gegenüber gestellt hatte, erblickte alsbald in der Neuordnung des Schulwesens nach kirchlichen Grundsätzen ihr erstes praktisches Ziel; sie folgte damit einer Bahn, die bereits in den verschiedenen Konkordatsentwürfen seitens der Kirche von den Jahren 1806 bis 1817 gewiesen war; in diesen Entwürfen war ja die Unterstellung des gesamten Schulwesens in religiöser Hinsicht unter die Leitung der Kirche gefordert worden.

Die Stellung der kirchlichen Kreise zu den einzelnen Fragen, die sich an die Schulreform knüpfen, läßt sich noch nicht erschöpfend darstellen. Immerhin bieten sowohl die damaligen Preßäußerungen als auch die Saileriana des Regensburger Ordinariatsarchivs Streiflichter zur Beurteilung



dieser Frage, die uns in die Anfänge der katholischen Bewegung in Bayern zurückführt.

I.

Der Verfasser von „Friedrich Thiersch's Leben" schildert, freilich nur in kurzen Zügen, die Vorgeschichte des Lehrplans. Darnach konnte die Reform des Schulwesens unter Montgelas nicht befriedigen. „Nirgends bewies es sich handgreiflicher als auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts, wie wenig jener Zeit und jener Richtung ein Beruf zur Gesetzgebung innewohnte." (1. Bd. S. 285.) Der „Lehrplan für alle churpfalzbayerischen Mittelschulen" vom Jahre 1804 versuchte die Realien zu fördern auf Kosten der alten Sprachen, welche ehedem in den klösterlichen Anstalten immer die Hauptsache gewesen waren. Der die Regierung auch in den übrigen Zweigen der Verwaltung leitende Utilitarismus war somit auf das Schulwesen übertragen. Der Versuch mißlang, die Regierung mußte sich nach einem neuen Mittel zur Reform umsehen.

Niethammer wurde für das Schulwesen berufen. Er hatte in Tübingen Theologie, in Jena kantische Philosophie studiert, war mit Fichte und Schiller befreundet. „Seine Schrift über den Streit des Humanismus und Realismus, 1808, der Königin Karoline gewidmet, ist ein Erzeugnis des Fichte'schen Idealismus, die geistvollste und beredteste Schutzrede für ideale Studien gegen jene, die den Unterricht der Jugend zum Materiellen und Nützlichen herabziehen wollen." Besonderen Einfluß scheint jedoch diese Schrift auf das Verhalten der Regierung in der Schulreform nicht ausgeübt zu haben. „Das Allgemeine Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten in dem Königreiche Bayern" ordnete wohl eine Realschule an, aber das „Gymnasium kam doch nicht zur Kraft, indem es neben den klassischen Studien immer noch mit fremdartigen Stoffen überladen blieb." Neue Verordnungen von 1816 verkürzten die Unterrichtszeit und den Unterrichtsstoff (der Unterricht

in der Philosophie wurde ganz abgeschafft), aber eine für die Entwicklung des Mittelschulwesens gedeihliche Reform war damit noch nicht geschaffen. Am wenigsten aber waren damit die Wünsche kirchlicher Kreise erfüllt.

In dem bekannten Gutachten[1]) haben die Professoren der Landshuter theologischen Fakultät u. a. in beachtenswerter Weise sich über den Zustand und die Reform des Mittelschulwesens geäußert. „Die gegenwärtigen Schulen zeigen zwei Gebrechen: Dürftigkeit in den Lehrgegenständen und Mechanismus in der Unterrichtsmethode. Infolge dieser Gebrechen wurde unsere Jugend geistloser, irreligiöser, unsittlicher. Insbesondere werden die Realien zu stark betont. Die Religion ist jetzt nur ein Lehrfach. An die Stelle der Religion ist eine lahme, bestandlose Moral getreten, die den Schülern nichts bietet als die Mahnung: „Seid gut!" Während man Jahre mit der Technik alter Sprachen vertändelt, vernachlässigt man die Bildung zur Humanität." Als Mittel zur Schulreform bezeichnete das Gutachten: Wiedererrichtung der aufgelösten Gymnasien und Lyzeen, religiöse Durchdringung des ganzen Unterrichts, Studium der lateinischen und griechischen Sprache, strenge Schuldisziplin und Klassenlehrersystem.

Das Gutachten der theologischen Fakultät stimmt mit den Gedanken Niethammers überein in der Wertschätzung der humanistischen Studien; die Erlernung der alten Sprachen dient jedoch nur als Mittel, bei Niethammer vorzüglich durch das Studium der Klassiker zur Geistesnahrung, bei den Landshuter Professoren besonders zur Charakterbildung. Das Gutachten schließt die Realien nicht aus, läßt aber Angaben über Art und Behandlung derselben vermissen. Das Gutachten unterscheidet sich von dem Lehrplan Niet-

1) Freimütige Darstellung der Ursachen des Mangels an katholischen Geistlichen. Nebst den sichersten Mitteln zur Abhilfe. Ein Gutachten der theologischen Fakultät zu Landshut. Unterzeichnet von Direktor Schneider, den Prof. Zimmer, Sailer, Mall und Roider. Ulm 1817, eingefordert durch Allerh. Reskr. vom 7. Juni 1816.



hammers durch die Forderung, daß die Religion kein bloßes Lehrfach sein dürfe, sondern den ganzen Unterricht durchdringen müsse.

Sailer hat ähnliche Gedanken in einem Brief an Weiß, Hofmeister in Nürnberg, vom 15. Januar 1821 geäußert:

„Ich eile, Ihnen das Vertrauen, womit Sie mir Ihren Lehr- und Erziehungsplan zur Prüfung zugesandt haben, mit Darlegung meiner Gedanken zu erwidern. Ich habe das Manuskript mit besonderer Aufmerksamkeit und gleicher Freude gelesen. Die religiöse Richtung, die das ganze Lehr- und Erziehungswesen durchdringen soll und sich wirklich als Seele ihres Planes kund tut, das Gewicht, das sie auf Sprachen, besonders auf die lateinische, legen, die Art, womit Sie Mathematik und Geschichte zum Fortbildungsmittel machen, daß Sie Gebet und Gesang wieder in die Schule einführen, bürgt mir, daß ihrer Absicht zufolge alles profane Wesen an der Anstalt ausgeschlossen sein werde. Was die Darlegung des Entwurfes betrifft, so hätte ich hie und da dem Worte mehr Bestimmtheit, einige Ausdrücke weniger hart gewünscht. Die Blättchen, die ich einlegte, werden Ihnen sagen, was ich meine. Auch ließe ich das Absolute weg, denn viele Eltern dürften in dem Nachhalle dieses Wortes Verderbliches für ihre Kinder finden. Eine Vorrede zu Ihrem Plan zu machen, würden Sie mir sicherlich nicht zumuten, wenn Sie in mein Gemüt hinein und meine Lage durchsehen könnten. Ich glaube nebenbei, daß Unternehmungen dieses Geistes am besten gedeihen, wenn sie sich den schönsten Charakter des häuslichen Lebens zu eigen machen, daß Kraft und Stille ihr Walten und Wirken sei.

Daß Sie bei der Wahl des katholischen Religionslehrers darauf sehen werden, den Mann zu finden, der mit der Orthodoxie die Lehrgabe und das Zutrauen katholischer Eltern verbindet, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Gott gebe nur allen Arbeitern an diesem Institute Einheit des Sinnes und beharrendes Zusammenstehen!“

Ein dritter Anlauf zur Schulreform wurde im Jahre 1824 unternommen. „Unseren Schulen“, so schrieb am



21. Juli 1824 Thiersch an Jakobs, „stehen Reformen bevor, ich glaube, zum Guten. Das nächste ist, daß nach Aufhebung der Progymnasien die Gymnasien zu fünf Klassen erweitert werden und über sich einen einjährigen Lyzealkursus (was Sie Selekta nennen) bekommen, in dem eben alte Sprachen fortgehen. Dann Anordnung und Unterrichtsgegenstände, dann Verbesserung der Lehrerstellen, quod Deus bonum faustumque fecit![1]) Aber auch diesmal blieb es beim Wollen.

II.

Mit dem Regierungsantritt König Ludwigs I fanden die Hoffnungen der Schulreformfreunde in beiden Lagern neue Bestärkung. Niethammers Ideen vertrat nun Friedrich Thiersch, der schon unter der Regierung Max I. in der Akademie starken Einfluß ausgeübt und als Lehrer der vier königlichen Prinzessinnen (seit 1811) am Hofe in Gunst stand. Thiersch begann bereits 1825 sein umfassendes Werk „über gelehrte Schulen". Nach ihm entwickelt sich der gelehrte Unterricht in drei Stufen, der Lateinschule, dem Gymnasium und der Universität. Das Ziel der Lateinschule besteht vorzüglich in der Erlernung des Lateinischen und Griechischen. „Die Schwierigkeiten der zwei alten Sprachen sollten schon in der Lateinschule besiegt werden, damit der Knabe, wenn er mit 14 Jahren in das Gymnasium eintritt, angeleitet werden könne, an dem Inhalt der edelsten alten Schriftsteller sich zu erfreuen und zu bilden." „Das Gymnasium umfaßt vier Klassen und soll die Schüler in die Hauptgebiete der alten Literatur einführen, in die Werke der Poesie, der Geschichtschreibung, der Beredtsamkeit und der Philosophie. In der höchsten Klasse schließt sich an die Lesung der Alten die Einleitung in das Studium der Philosophie, bestehend aus einem Unterricht in der althergebrachten formalen Logik und in den Hauptmomenten der Geschichte der griechischen Philosophie. Für den Unterricht in der Geschichte ,genügt

---

1) Thiersch's Leben. I. Bd. S. 274.

tabellarische Übersicht und Einprägung der Hauptsachen ins Gedächtnis'; freie Aufsätze sind vom Übel, dagegen angemessen Aufsätze und Reden, in denen gegebene Stoffe aus den Alten reproduziert werden. In Beziehung auf Mathematik werden die Forderungen mäßig gestellt, vielleicht zu mäßig. Für die Disziplin wird strenge Zucht mit Schonung für die Eigentümlichkeiten des Knaben und Jünglings verlangt."

Für die Universität forderte Thiersch vor allem Aufhebung des Kollegienzwanges, insbesondere Beseitigung des allgemein wissenschaftlichen Bienniums, und Gewährung der Korporationsrechte in ihrem vollen Umfang.

„In den Lyzeen sah Thiersch Schmarozerpflanzen, welche den rechtmäßigen Instituten, Gymnasium und Unisität, die besten Kräfte entziehen und nichts Entsprechendes leisten können."

Der Schulplan Thiersch's, dessen Wert in der Betonung der humanistischen Studien und der Heranbildung eines tüchtigen Lehrerstandes liegt, dessen Schwäche sich in der Behandlung der Geschichte und des Unterrichts im Deutschen ohne weiteres kundgibt, begegnete reichlichen Widerspruch im konservativ gerichteten Lager. Hier erhob man dagegen zunächst kirchliche, dann technische, und endlich sachliche Bedenken.

Es gab unter den Konservativen solche, die die konfessionelle Trennung auch für die Mittelschule verlangten, so Baader, der in einer früher mitgeteilten[1]) Eingabe an den Kronprinzen Ludwig vom 26. März 1825 ziemlich deutlich konfessionelle Schul- und Lehrbücher verlangte; so auch Pfeilschifter, der bei Besprechung der Kämpfe der Augsburger Katholiken um die Wiederherstellung des katholischen Gymnasiums im „Staatsmann" meinte: „Eines der unseligsten der Natur und dem Rechte gleich sehr widerstehenden Attentate auf die Ordnung ist der Versuch, die Schulen und Erziehungsanstalten der Protestanten und

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter 155. S. 57.



Katholiken zusammen zu werfen;"[1]) so auch der geistliche Rat von Schrank und der Rektor des Lyzeums, Meilinger;[2]) so wohl auch Klemens Brentano, der „Archivauszüge in Hinsicht der alten Schuleinrichtungen fertigte". [3]) Ob aber alle konservativen Schulreformfreunde die konfessionelle Trennung der Mittelschulen forderten, läßt sich nicht klar erkennen.[4]) Sicher aber ist, daß alle diese der Religion eine bevorzugtere Stellung im Lehrplan gewahrt wissen wollten, als es von Thiersch geschah. Der Dekan Vögele unterzog den Entwurf eines Lehrplanes einer abfälligen Kritik in der Ständeversammlung. „Auf was bisher nicht gesehen wurde und vor allem hätte sollen gesehen werden, ist, daß bei dem Lehrplan die Religion obenan stehen müsse. Für einen vollständigen Unterricht in der Religion muß von der Dorfschule an durch alle Klassen der Progymnasien, der Gymnasien, Lyzeen, Universitäten gesorgt werden."[5]) Auch Eduard von Schenk, der gleich nach der Thronbesteigung König Ludwigs I. lebhaft an Plänen zur Neuordnung beteiligt war, „kam in seinen Ideen von Restauration des Schul- und Studienwesens überall auf Religion als Grundbildung zurück." In diesen Denkschriften Eduards von Schenk soll die allmähliche Wiederübertragung des Unterrichts an

1) Bergsträßer, Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei, S. 202.

2) Thiersch's Leben, I. Bd., S. 301.

3) Histor.-polit. Blätter, Bd. 152, S. 610.

4) So ist nicht klar ersichtlich, ob Schwäbl in seinem Brief an Sailer vom 20. Dez. 1827 nur von den Volksschulen oder auch von Mittelschulen rede. Dieser Brief lautet: „Was ein Protestant selber in der Ständeversammlung 1825 sagte: Wir protestantischen Väter sind um den Trost unseres Alters und Todes gebracht, solange unsere Schulen mit den katholischen vermischt sind, was der prot. Schulrat Schamberger in Übereinstimmung mit all seinen Kollegen selbst will, dagegen sträubt sich das Ministerium, weil a) das Privatinteresse eines prot. Scholarchen (Wagner) den Präsidenten und die Regierung des Oberdonaukreises gewonnen hat; b) weil man fürchtet, das Ministerium werde in öffentlichen Blättern des Rückschritts bezichtigt."

5) Bergsträßer, a. a. O. S. 61.



geistliche Korporationen, wahrscheinlich die Benediktiner, vorgesehen gewesen sein.[1]) In Wirklichkeit war aber nicht die ausschließliche Verwendung, sondern die Heranziehung und Mitbeteiligung geistlicher Korporationen zu den Zwecken des Mittelschulwesens als erreichbares Ziel ins Auge gefaßt. Wohl hat Döllinger in einer Rezension von Thiersch's Schrift „Über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern" („Katholik" 1826 Heft 19 u. 20) die Übertragung des gelehrten Unterrichts an einen geistlichen Orden als sein Ideal bezeichnet, aber eben nur als Ideal. Jeder kluge Realpolitiker mußte sich mit dem erreichbaren Ziel begnügen, und das war die stärkere Betonung der Religion im Unterricht und die Heranziehung geistlicher Korporationen, soweit es auf Grund des Konkordats erreichbar war. Ein von Sailer im Dezember 1825 an Schenk gerichtetes Schriftstück („Zugabe"): Von dem Einflusse des Staates auf Belebung der Religion gibt darüber einen lehrreichen Einblick.[2]) Sailer wollte die Religion wie an den Mittelschulen, so an der Universität gefördert sehen. Kirchliches Gepräge soll schon die Eröffnung der Münchener Universität tragen; ein eigener Universitätsprediger soll auf die Studierenden in religiöser Hinsicht einwirken.[3]) Im übrigen äußert er sich: „Die Statuten der Hochschulen sind mir nicht zu freiheitlich."[4])

Kirchlicherseits erhob man ferner technisch-organisatorische Bedenken gegen den Studienplan Thiersch's.

„Ein großer, viele verderbliche Folgen befürchten lassender Übelstand", so urteilte ein Mitglied der sogen. Kongregation, „ist der Einfluß, welchen Thiersch durch der Neigung und Ansicht des Königs schmeichelnde Redekünstelei im Kabinette gewonnen hat. Der bessere Zustand der Schul- und Studienanstalten ist dadurch entsetzlich gehemmt, indem, was die Schul-

1) Lempfrid, a. a. O. S. 24.

2) Ich werde es in anderem Zusammenhange veröffentlichen.

3) Vgl. Anhang.

4) Sailer an Schenk, 9. Dezember 1827.

sektion sowie das Ministerium bereits beschlossen hatten, noch der Revision dieses, alle in Bayern bestandenen Institutionen verderben, dagegen nordteutsche Verfassung überall substituieren wollenden, stolzen und anmaßenden Mannes unterstellt wird. Man besorgt, es sei auf Beseitigung der Lyzeen (die der Nordteutsche nicht kennt) abgesehen, indem mit den Gymnasien eine philosophische Klasse verbunden und von da auf die Universitäten übergegangen werden soll. Das hieße der Theologie und den noch bestehenden Hoffnungen für bessere und zweckmäßige Klerikalbildung (die nach den neuesten Erfahrungen hier wenig gedeihen will) den Todesstoß geben. Seien Sie ja dafür und gebe Gott, daß unsere Lyzeen eher vermehrt als gemindert werden!"[1]) Sailer ist denn auch in entscheidender Stunde erfolgreich für den Fortbestand der Lyzeen eingetreten.[2])

Auch gegen andere organisatorische und sachliche Bestimmungen des Lehrplanes von Thiersch äußerte Sailer sein Urteil:[3])

„Über den Schulplan, die Gymnasien betreffend, der bereits an das Kabinett abgegeben sein soll."

1. Nach genauer Prüfung ward es mir klar, daß auch dieser neue Schulplan, soweit er im Publikum laut geworden, das doppelte Gebrechen an sich habe, das der ehemalige Oberstudienrath Niethammer in die Gymnasien einführte und das er itzt hinter dem Vorhange durch seine gleichgesinnten Freunde wieder geltend machen zu wollen scheint.

Das doppelte Gebrechen besteht darin, daß nach unten die Ausscheidung eines wesentlichen Gymnasialstoffes und nach oben die Hinzusetzung eines ganz heterogenen Stoffes in Vorschlag gebracht wird.

a) Was nach unten ausgeschieden werden soll, ist die Rudiment und Grammatik alten Stils, die jedem vollständigen Gymnasium wesentlich ist, und nun in die lateinischen Vor-

1) Schwäbl an Sailer, 27. Nov. 1827.
2) Sailer an Schenk, 24. Sept. 1829. Der Brief ist veröffentlicht in: Histor.-polit. Blätter Bd. 151, S. 810.
3) Ohne Datum, wohl aus dem Jahr 1829.



bereitungsschulen hinunter verwiesen wird, und noch obendrein nicht mehr von den eingezogenen Stiftungen oder dem Ärar, sondern von den schon gar sehr belasteten Stadtgemeinen und Magistraten unterhalten werden soll.

b) Was dem Gymnasium fremd, und zum letzten Bestandteil des Gymnasiums gemacht werden soll, ist die Propädeutik für das Studium der Philosophie, die eine wahre Halbheit ist und die Tendenz zu haben scheint, die Lyzeen, das Kleinod der baierischen Institutionen, durch unsern weisen, frommen Regenten, als überflüssig zu erklären und vi consequentiae zu Grabe zu bringen.

Die eigentliche Propädeutik zur Philosophie ist schon das Gymnasium an sich, ohne Hinzuflickung einer neuen Einleitung in dieselbe.

2. Der Umstand, daß die so vielen Vorbereitungsschulen erst durchgemacht werden müssen, ehe die Jugend in das Gymnasium treten darf, wird dem Bürger und Bauer (deren Söhne fast ausschließlich in den geistlichen Stand treten) den Kitzel vertreiben, ihre Kinder studieren zu lassen, und so muß die katholische Kirche in Baiern noch lange und vielleicht auf immer am Priestermangel leiden — etwas, das man sich zum Zwecke gemacht zu haben nicht bloß scheint.

3. Daß diese Gymnasialform von Nordteutschland auf Baiern und von dem protestantischen Teutschland auf das katholische Baiern verpflanzt werden soll, macht den neuen Schulplan nicht bloß antinational, sondern wird bei dem ungleich größeren Teile der Nation, bei den katholischen Bürgern nämlich furchterregend, daß für die katholische Kirche nie genug Kandidaten des Priesterstandes gewonnen werden können. S.

III.

Nachdem wir die Vorgeschichte des Lehrplans sowie die gegensätzliche Auffassung der beiden Richtungen in der Schulreform kennen gelernt, brauchen wir die Geschichte des Lehrplans vom Jahre 1829 und dessen Revision nur kurz streifen. Der König ernannte eine 10gliedrige Kommission, in der



H. von Schenk den Vorsitz führte. In dieser Kommission kam es zur Spaltung. Der Gegensatz bewegte sich nicht in der Richtung der alten Sprachen, deren Wert als „Hauptmittel der Jugendbildung" auch von der konservativ gerichteten Partei anerkannt wurde. Die Wiederherstellung der alten Jesuitenschulen scheint in der Kommission nicht gefordert worden zu sein. Dagegen gab es im Lehrplan Thiersch's Bestimmungen, denen Grandauer, Öttl und Deutinger nicht zustimmen wollten: „Die Lyzeen sollten verschwinden, das Gymnasium in vier Klassen bestehen, lateinische Schulen mit 6 Klassen sollten in allen Städten von mehr als 3000 Einwohnern errichtet werden." In dieser ersten Kommission wurde Grandauers Referat verworfen und ein von Thiersch verfaßter Entwurf angenommen, der am 8. Februar 1829 durch das königliche Publikationspatent die Genehmigung erhielt. Thiersch faßte das als Niederlage der „Episkopalen", wie er die Minderheit charakterisierte, auf und war des Lobes voll über den aufgeklärten König.

Die beschlossene Reform fand auf zwei Seiten Widerspruch: von den Gesinnungsverwandten der in der Kommission unterlegenen Minorität und von den Anhängern realistischer Bildung. Wir haben bereits dessen gedacht, wie Sailer für die von Thiersch verpönten Lyzeen eintrat und welche Bemerkungen organisatorischer Art er zu dem Schulplan, die Gymnasien betreffend, machte. Die Folge der publizistischen Erörterungen sowie insbesondere der von Sailer gemachten Einwendungen war die Revision des Lehrplans.[1]) In einer neuen Kommission von sieben Mitgliedern entwarf nicht Thiersch sondern der Gymnasialprofessor Freudensprung, ein konservativ gerichteter Geistlicher, den Plan. Mit Thiersch stimmte er überein in Hervorhebung der alten

1) Lempfrid, a. a. O. S. 144–147; Thiersch's Leben, I. S. 365; darnach war die Stellung des Ministers Schenk wieder befestigt (durch Sailer!), Hormayr in den (verdienten) Mißkredit gesetzt.



Sprachen, aber Thiersch's Forderungen waren ihm zu hoch, er zog einen späteren Anfang des Lernens vor. In der Oberklasse des Gymnasiums war die philosophische Propädeutik nach Sailers Rat beseitigt, die Lateinschule auf vier Jahre beschränkt. Die Lyzeen blieben — und dafür müssen wir heute noch Bischof Sailer danken — erhalten. Daß die Gehaltsaufbesserung der Lehrer vereitelt wurde, geschah gegen den Antrag der Kommission. Dieser neue Schulplan nun wurde am 13. März 1830 veröffentlicht.

„Auch der neue Schulplan von 1830", meint Heinrich Thiersch, „hatte noch seine Vorzüge durch das, was aus dem früheren Plan gerettet war." Ich könnte hinzufügen, er hätte noch mehr Vorzüge als der Plan Thiersch's gehabt, wenn die Wünsche, die M. Freiberg, ein Mitglied der zweiten Kommission, hatte, durchgedrungen wären.[1]) Der Schulplan von 1829/30 ist seitdem in vielen Punkten überholt, insbesondere durch die Forderungen, daß der Unterricht in Geschichte und Geographie wie das Studium der Klassiker der Erforschung der kulturellen Zustände alter und neuer Zeit dienen solle. Die Forderung aber, die Sailer zur Schulreform stellte, die Betonung der Religion, die religiöse Durchdringung des Unterrichts, oder wie Freiberg sagte, die „Entwicklung des christlichen Charakters", ist heute so aktuell wie damals.[2]) —

Anhang.

1. Über die Eröffnung der neuen Universität.

Lieber Freund!

Was in dem letzten Regierungsblatte über die Einrichtung der Universität bekannt gemacht worden, hat die Sehnsucht nach der Vollendung der ganzen Sache neuerdings angeregt.

1) Vgl. den Brief Freibergs an Sailer vom 17. Januar 1830, von mir mitgeteilt in: Histor.-polit. Blätter, Bd. 155, S. 60.

2) „Die Aufgabe der deutschen Jugend von heute wird es sein, die sittlichen und religiösen Kräfte im Volke lebendig zu erhalten." Mackensen an den Klassenlehrer Habel, 13. Mai 1915.



Damit im Gedränge der Geschäfte nicht Einiges Ihrer Aufmerksamkeit sich entziehe oder Ihrem Gedächtnisse entfalle, erlaube ich mir folgende unmaßgebliche Winke und Andeutungen.

1. Da S. M. der König nicht bloß auf das Gedeihen der Wissenschaft, sondern auch vorzüglich der Religion bedacht sind, so ist es dieser Gesinnung entsprechend, daß eine eigene Kirche zur Universitätskirche bestimmt werde, und zwar diejenige, welche dem Universitätsgebäude am nächsten und übrigens zu diesem Zwecke passend ist.

2. In dieser Kirche werde jeden Sonntag, wo nicht ein Hochamt, doch wenigstens eine Messe gelesen, welcher die Studierenden und die Professoren katholischer Religion beiwohnen. Schön wäre es, wenn die Musikfreunde unter den Studenten sich zur Aufführung einer angemessenen Kirchenmusik vereinigten.

3. Alle 14 Tage werde nach oder vor der Messe von einem mit Umsicht zu wählenden geistl. Professor eine religiöse Rede gehalten. (Ich selbst habe dieses Amt in Landshut viele Jahre versehen. Es war dort für den Redner eine jährliche Gratifikation von 40 fl. ausgesetzt.)

4. Vor allem müßte die Eröffnung der Universität mit einer angemessenen Feierlichkeit verbunden werden. Es müßten sich zu diesem Zwecke sämtliche Professoren in ihrem Kostüme gekleidet an der Universität versammeln und in einem vom Rektor (mit seinen Insignien angetan) eröffneten Zuge sich in die Universitätskirche begeben, woselbst ein feierliches Hochamt mit vorgehendem Veni sancte spiritus und nachfolgendem Te Deum und darauf eine passende Rede über den Zweck der Universität gehalten werden würde. Diese Feierlichkeit müßte durch die Anwesenheit hoher Personen, z. B. des Kronprinzen, des Ministers, des Schul- und Kirchenrats, vermehrt werden. Nach dem Gottesdienste müßten, mit allerhöchster Erlaubnis, sämtliche Professoren sich nach Hof begeben, um S. M. in corpore aufzuwarten, wo S. M. ihnen dann Allerhöchst Ihren Sinn und Willen über die neue Anstalt, über Zucht und Ordnung 2c. gewiß mit gesegnetem Erfolg in nachdrücklichen Worten aussprechen könnten. Darnach würden sie vom Vorstande des



Oberstudienrates zur Universität zurück und in dieselbe förmlich eingeleitet usw.

Ich habe diese Gedanken nur so hingeworfen; Sie werden, sobald Sie nur darauf aufmerksam geworden sind, das Geeignete selbst am besten zu erfinden und zu veranstalten wissen. Ziemlich möchte es noch sein, daß über diese Feierlichkeit ein kurzes lateinisches Programm verfaßt und einige Tage zuvor dem Publikum und den auswärtigen Universitäten mitgeteilt würde.

Seiner Majestät und dem ganzen K. Hause die devotesten Glückwünsche zur glücklichen Zurückkunft.

Meine heißesten Gebete für den König und den Kronprinz Max

am Maximilians (uns Baiern ein heiliger Name!!) Festtage

Bischof Sailer.

2. Über die Gehaltserhöhung der theologischen Professuren.

Die lebendigsten Wünsche für das Gedeihen der neu zu errichtenden Universität München, welche so frohe Erwartungen im Vaterlande und so große Aufmerksamkeit im Auslande anregt — und insbesondere die innigste Besorgnis für den Flor der theologischen Fakultät, worauf die schönsten Hoffnungen der katholischen Kirche Bayerns sich gründen, bewegen mich, einen Gegenstand in Anregung zu bringen, der, wenn gleich von untergeordneter Art erscheinend, doch in wesentlicher Beziehung mit dem Ganzen steht: ich meine die Besoldung der theologischen Professoren, ein Gegenstand, über welchen ich durch meine frühere 50jährige Amtsverwandtschaft um so eher ein Wort zu sprechen mich aufgefordert fühle.

Es ist gewiß, daß Männer, welche als Repräsentanten der Wissenschaft und Kunst, als Träger des Lichtes und der Bildung, das Reich derselben in einem Lande auszubreiten berufen sind — und als solche stehen die Lehrer an einer Hochschule da — daß solche Männer, sage ich, eine Stellung verdienen und bedürfen, die ihnen in der bürgerlichen Gesellschaft eine möglichst ehrenvolle und in Rücksicht auf die Bedürfnisse



des Lebens eine durchaus sorgenfreie, ja eine bequeme, anständige Existenz sichert.

So sehr diese Wahrheit seither in Bayern in Hinsicht auf alle anderen Fakultäten anerkannt und betätiget wurde, so wenig ist sie hinsichtlich der theologischen Fakultät geltend gemacht und in Ausübung gebracht worden.

Als Beweis möge des Schreibers dieses eigenste Erfahrung dienen.

Viele Jahre hindurch stand ich an der Universität Ingolstadt und Landshut als Professor der Moral, Pastoral, der allgemeinen Religionslehre und der Pädagogik, also als Lehrer für 4 Fächer, und bezog einen jährlichen Gehalt von nicht mehr als 400 fl.; erst in späterer Zeit erhielt ich, auf dringende Vorstellungen, allmählig einige Zulagen, so gering jedoch, daß sich in den letzten Jahren bis zu meinem Abtreten von der Professur mein ganzer Gehalt nicht höher als auf 900 fl. belief. Ein gleiches Loos teilten mit mir die übrigen theologischen Professoren, worunter doch Männer des ausgezeichnetsten Verdienstes, ein Zimmer ꝛc., sich befanden.

Während dessen wurden Professoren anderer Fakultäten, und die oft nur ein einzelnes Fach zu lesen hatten, mit Tausenden, bis zu drei Tausenden besoldet. „Die Pfaffen", hieß es damals, „können sich durch Messelesen nebenbei genug verdienen!" Wie höchst unwürdig einer Regierung ein solcher Ausspruch sei, darf ich nicht erst sagen; daß er aber auch höchst unbillig sei, beweist sich dadurch: daß gerade den Professoren der Jurisprudenz und der Medizin, ersteren durch Erteilung juridischer Gutachten ꝛc., letzteren durch ihre Amtspraxis, eine ergiebige Quelle von Nebenverdiensten offen steht, während die Subsidien, die dem Priester die Meßstipendien gewähren, aufs höchste anderthalb (hundert?) Gulden jährlich betragen können.

Bringt man bei den weltlichen Professoren den Unterhalt einer Familie in Anschlag, so bedenke man, daß im höheren Sinne auch der Priester eine noch zahlreichere Familie zu unterstützen habe, die Armen nämlich, die auf die Wohltätigkeit der Geistlichen eine Art rechtlichen Anspruches machen, und beson-



ders die Dürftigen unter den Studierenden selbst, die ja bei den Theologen immer die Mehrzahl ausmachen; man bedenke zugleich, daß der theologische Lehrer, weil er vor allen anderen seine Schüler nicht nur der Wissenschaft, sondern auch und vorzüglich einem höheren religiösen Leben gewinnen soll, eben darum in ein engeres, mehr väterliches Verhältnis zu denselben treten muß, ein Verhältnis, welches durch nichts so leicht als durch hülfleistende Liebe geknüpft wird.

Einen besonderen Anlaß nun und einen Grund, den Gehalt sämtlicher und vorzüglich theologischer Professoren zu erhöhen, gibt die Verlegung der Universität von Landshut nach München. Unstreitig werden die Bedürfnisse, die Ausgaben eines Professors sehr vermehrt durch den Aufenthalt in der Hauptstadt, wo Wohnung, Nahrung, Kleidung ungleich kostspieliger sind als in einer Provinzialstadt. Darum möchte ich darauf antragen, daß der Gehalt eines Professors der Theologie künftig auf 1200, allermindestens auf 1000 fl. fixiert und dabei eine angemessene Erhöhung vorbehalten werde für solche Männer, welche sich durch Eifer und Verdienste besonders auszeichnen.

Dadurch wird man dann auch zu erkennen geben, daß man das inländische auf heimischen Boden gewachsene Talent und Verdienst nicht minder wie das ausländische anerkenne und belohne, und was noch mehr ist, daß man diejenige Wissenschaft, welche die Gebrechen der Seelen heilen und die menschlichen Gesetze als göttliche ansehen und erfüllen lehrt, nicht minder achtet als die, welche mit Erklärung der Gesetze und ihrer Übertretungsfälle, mit der Heilung körperlicher Gebrechen sich beschäftiget.

Auch wird man dann nicht mehr zu besorgen haben, daß die theologischen Lehrer, gedrückt durch kümmerliche Subsistenz und häusliche Sorgen und in der Liebe und dem Eifer für ihren Beruf erlahmend, nur immer darauf sinnen, wie sie durch Erlangung einer Pfarrei oder Pfründe den unversüßten Beschwerden des Lehramtes entgehen, und durch ein reichlicheres Einkommen für ihre künftigen alten Tage sich eine Ruhestätte sichern mögen.



Ich glaube durch diese Darstellung die Wichtigkeit des Gegenstandes und die gegründeten Motive meines Antrages sattsam gezeigt zu haben, um den Vorstand der obersten Kirchen- und Schulsektion dringend auffordern zu dürfen, daß er auf die Realisierung desselben sorgfältig Bedacht nehme und sich in seinen diesfallsigen gerechten Forderungen durch keine Nebenrücksichten auf die etwaige Beschränktheit des Fonds zurückscheuen lassen möge.

XV.

Holland 1807—1810.

Von Karl Frhr. v. Hertling.[1])

(Fortsetzung.)

Das Interesse der Diplomaten wendete sich inzwischen ganz besonders den Ereignissen in Spanien zu. Hertling beruft sich in seinen Berichten, die er hierüber erstattet, auf angeblich authentische Nachrichten, die ihm aus England zugekommen seien, und wenn er einräumt, daß sie ab und zu übertrieben sein könnten, so beruft er sich andererseits auch auf Privatbriefe aus Paris, durch welche die englischen Nachrichten bestätigt würden. Diese Nachrichten aber befassen sich mit einer fortlaufenden Reihe von Mißerfolgen der Franzosen in Spanien, und es ist bemerkenswert, daß der Ton der Berichte sich auch nicht ändert, nachdem König Max Josef an Hertling geschrieben hatte, daß die in Holland verbreiteten Gerüchte über Erfolge der spanischen Insurrektion übertrieben seien. In diesem Schreiben finden sich auch die ersten Mitteilungen über die Rüstungen Österreichs, denen aber schon am 22. August weitere Mitteilungen über Gegenrüstungen Bayerns, Württembergs und Sachsens folgen.

1) S. Bd. 156 S. 675 ff.



Am 29. berichtete Hertling, in seiner Umgebung halte man den Krieg mit Österreich für unvermeidlich. Der österreichische Geschäftsträger habe ihm gesagt, es sei ihm von seiner Regierung offiziell mitgeteilt worden, daß in der Gegend von Wels ein Lager von 80000 Mann gebildet werde, er solle aber erklären, seine Regierung habe keinerlei feindliche Absichten, und es handle sich nur um eine Vorsichtsmaßregel. Etwas später wird berichtet, in Holland vermute man, Napoleon habe weitere Gebietsabtretungen von Österreich verlangt und dadurch dessen drohende Haltung und die Aufnahme einer Anleihe von drei Millionen Pfund Sterling veranlaßt. Im gleichen Sinne, berichtet Hertling, habe sich der französische Botschafter ihm gegenüber ausgesprochen, indem er sagte: Um nicht fortwährend dem Mangel an Aufrichtigkeit seitens Österreichs ausgesetzt zu sein, sehe sich sein kaiserlicher Herr in die Notwendigkeit versetzt, dessen Kräfte zu vermindern, einige Provinzen abzutrennen und die Grenzen weiter zurückzuschieben. Aber trotz dieser auffallenden Drohungen glaubte man doch, daß infolge des Ultimatums, das Napoleon am 23. August dem Wiener Hofe hatte zustellen lassen, alles ohne Blutvergießen könne geordnet werden.

Am 2. September wurde das Geburtsfest des Königs in ganz Holland mit Zeichen herzlicher Anhänglichkeit gefeiert. Bei Hof fand festlicher Empfang statt und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten gab ein großes Diner für die Diplomaten und höchsten Würdenträger, aber Hertling konnte nicht teilnehmen, da er sich wegen eines ernsten Unwohlseins schon seit 14 Tagen zu Hause halten mußte. Er hatte den Minister gebeten, auch dem König von seiner Entschuldigung und seinem Bedauern Mitteilung zu machen, worauf Seine Majestät sofort einen Pagen in das Hotel, wo Hertling hätte absteigen sollen, sandte, um bei dem dort wohnenden Gesandtschaftssekretär Erkundigungen nach dem Befinden des Gesandten einzuziehen.

In den letzten Tagen des September berichtete Hertling, in Amsterdam habe man Nachrichten aus Spanien, die den



offiziellen Berichten der französischen Zeitungen direkt widersprächen. Die Insurgenten seien wieder im Vorteil. In diesem Berichte fährt er dann weiter fort:

„Es scheint wieder die größte Mißstimmung zwischen dem Kaiser der Franzosen und seinem Bruder, dem König von Holland, zu herrschen. Es scheint, daß man dem letzteren vorwirft, er wandle nicht aufrichtig auf der ihm vorgeschriebenen politischen Richtlinie und entfalte gegenüber dem gemeinsamen Feinde nicht die volle Energie, die man von ihm erwarte. Es heißt, in allernächster Zeit seien wieder sehr strenge Maßregeln zu erwarten, um jede Möglichkeit eines Verkehrs zwischen England und Holland abzuschneiden. Tatsächlich war dieser allerdings bisher ziemlich frei. Ferner behauptet man, es sei die Rede von der Errichtung drei neuer Königreiche, eines in Portugal zugunsten des Prinzen von Ponte Corvo (Bernadotte), eines zweiten zugunsten des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin und eines dritten zugunsten des Fürsten von Neufchatel (Berthier). Das letztere solle aus den Herzogtümern Berg, Osnabrück und Münster gebildet werden. Damit schwinde alle Hoffnung auf eine Vergrößerung Hollands, und es würden sogar Befürchtungen für die künftige Unabhängigkeit dieses Landes erweckt."

Als Hertling von seiner Erkrankung soweit hergestellt war, um eine Fahrt unternehmen zu können, übersiedelte er von Harlem nach Amsterdam. Am gleichen Tage, am 5. Oktober, kam auch der König aus Utrecht nach Amsterdam und lud den westfälischen Gesandten ein, den Abend bei ihm zu verbringen. Am nächsten Tage empfing er den russischen Gesandten in Privataudienz, schickte einen Pagen zu Pferd zu Hertling, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen, ließ den französischen Konsul zu sich rufen, um Geschäftliches mit ihm zu besprechen, erteilte für seine sämtlichen Beamten um 1 Uhr eine öffentliche Audienz und kehrte um 3 Uhr nach Utrecht zurück. Die Aufmerksamkeiten, die der König einigen Mitgliedern des diplomatischen Korps erwiesen hatte, bildeten einen auffallenden Gegensatz zu der absichtlichen Vernachlässigung des französischen Botschafters, der von der



Ankunft des Königs am Tage nach dessen Ankunft gegen Mittag etwas erfuhr. Er fühlte denn auch diese Zurücksetzung und besonders die Bevorzugung des französischen Konsuls aufs empfindlichste und sprach sich noch am nämlichen Tage in heftigen Worten bei Hertling darüber aus. Dieser berichtete darüber nach München und fügte bei:

„Man muß annehmen, daß der König das Mißfallen, das ihm sein Bruder, der Kaiser, in der letzten Zeit so heftig hat fühlen lassen, ausschließlich der Schuld des Botschafters zur Last legt. Es ist wahr, daß der Botschafter in seinem Eifer und seinem Bestreben, die politischen Absichten seines eigenen Hofes auch in Holland angenommen zu sehen, immer das oft zweideutige Benehmen und den Mangel an Energie des hiesigen Hofes mißbilligt hat. Niemals hat man sich die großen Maßregeln, die von Holland verlangt wurden, so recht zu eigen gemacht und niemals sind sie aufrichtig durchgeführt worden. Es war unmöglich, die Stimmen des Eigennutzes zu unterdrücken. Bei seinem Entschluß, diese Stimmung und Neigung zu beseitigen, hatte der Botschafter gegen die holländische, oder besser gesagt französenfeindliche Partei zu kämpfen, die von Tag zu Tag mehr Boden gewinnt und es sogar fertig gebracht hat, die Gesinnung des Königs bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen, des Königs, dessen gutes Herz blutet, weil er in dem politischen System, das er annehmen soll, den Grund zum Untergang seines Volkes und seines Handels erkennt. Er hat sich in dem von der holländischen Partei mit Vorliebe genährten Gedanken von der Unabhängigkeit eines Landesherrn niemals in seine wahre Lage gegenüber Frankreich finden können, trotz der Ratschläge, die ihm der Botschafter mit ebensoviel Freimütigkeit als Ehrerbietung erteilt hat und trotzdem dieser nicht aufgehört hat, ihn auf die Gefahren des oppositionellen Verhaltens aufmerksam zu machen. Nachdem der König nun plötzlich sozusagen mit ihm gebrochen hat, wird man vielleicht in den nächsten Tagen sehen müssen, daß der Kaiser Maßregeln gegen Holland ergreift, die die schönen Träume, in welchen sich die franzosenfeindliche Partei im Lande wiegte, leicht vernichten könnten. Und



statt einer Vergrößerung des Landes, die, wie ich sicher weiß, von dem Botschafter begünstigt wurde, könnte Holland leicht das Schicksal haben, aus der Reihe der selbständigen Staaten zu verschwinden."

Bei dem fortwährenden Schwanken des Königs ist es nicht erstaunlich, daß der gerade eben so auffallend vernachlässigte Botschafter bei einem Hoffeste zu Utrecht am 11. Oktober der einzige von allen geladenen Diplomaten war, der mit dem König und 23 Damen an der nämlichen Tafel speisen durfte. Vielleicht lag auch besonderer Anlaß dazu vor. Kurz vorher nämlich war der holländische Hof-Almanach erschienen, der zwar sonst in alle Details einging, in dem aber der am 20. April in Paris geborene zweite holländische Prinz nicht angeführt war. Man munkelte davon, dieser Prinz sei der Gegenstand des Zerwürfnisses zwischen dem König und der Königin. Seither hatte man geglaubt, der Königin gefalle es besser in Paris als in Holland, allein der französische Botschafter trat dieser Ansicht entgegen und behauptete, der König sei entschlossen, eher das Land zu verlassen, als die Königin kommen zu lassen. Man vermutete daher, daß das Hoffest in Utrecht zu Ehren der Gemahlin des französischen Ministers Maret gegeben worden sei, von der man annahm, sie sei nach Utrecht geschickt worden, um eine Versöhnung zwischen dem König und der Königin anzubahnen. Die Anwesenheit der Gemahlin eines französischen Ministers könnte wohl die sonst überraschende Rücksicht auf den französischen Botschafter erklären.

Indessen verschlechterten sich die Beziehungen zwischen den Höfen von Frankreich und Holland von Tag zu Tag, insbesondere durch das beständige Widerstreben des Königs gegen die Kontinentalsperre. Dazu berichtet Hertling am 2. November 1808: „Es ist schwer verständlich, wie ein Staat wie Holland, der bestimmt ist zu Frankreich zu gehören, es wagen kann, ohne hinreichende Hülfsmittel eine vollständige Unabhängigkeit in seinem politischen System anzustreben und Grundsätze zu verfolgen, die, insoweit sie das



Wohlergehen und den Eigennutz eines einzelnen Volkes begünstigen, im offenen Widerspruch zu dem Willen und den weitausschauenden Plänen des Kaisers Napoleon stehen." Dieser Zustand könne auf die Dauer nicht fortbestehen und man müsse auf Ereignisse gefaßt sein, die das Schicksal Hollands und besonders seinen Handel in keine bessere Lage brächten. Am 16. September hatte Napoleon ein Dekret erlassen, nach welchem alle Häfen Frankreichs für holländische und spanische mit Kolonialwaren beladene Schiffe geschlossen waren. Wiederholt bat der König, diese strenge Maßregel gegen den holländischen Handel möge gemildert werden und endlich am 3. November überbrachte ein Kurier aus Paris die Aufhebung jenes Dekretes. Nun aber weigerte sich der französische Konsul in Holland die erforderlichen Pässe und Ursprungszeugnisse auszustellen, sodaß die für die Fahrt nach Frankreich beladenen Schiffe doch nicht auslaufen konnten. Als aber endlich nach etwa 14 Tagen dieses Hindernis behoben war, begann unter der Begünstigung nicht nur des Finanzministers Gogel, sondern auch des Königs selbst ein solcher Mißbrauch bei der Schiffahrt, daß Mitte Dezember das Dekret vom 16. September plötzlich wieder in Kraft gesetzt wurde. Dafür wurde dann wieder ein französisches Schiff von den Holländern so schlecht behandelt, daß Beschwerde einlief und der Finanzminister Gogel persönlich bei dem französischen Botschafter um Entschuldigung bitten mußte, und als ihn bei dieser Gelegenheit der Botschafter wegen seines ganzen gegen Frankreich gerichteten Systems zur Rede stellte, erwiderte der Finanzminister, er handle nur nach den Instruktionen seines Königs. Nach diesem Auftritt bat der Finanzminister dreimal um seine Entlassung, aber der König ging nicht darauf ein. Je mehr man dadurch erkannte, daß das ganze gegen Frankreich gerichtete System direkt vom König ausging, um so mehr war man überzeugt, daß die Dinge in Holland nicht lang mehr so bleiben konnten, wie sie waren.

Zwischen diesen ernsten politischen Nachrichten befinden



sich ab und zu auch wieder Mitteilungen über das Leben am königlichen Hofe.

Am 17. November war Empfang beim König. Es war das erstemal, daß Hertling wieder so weit hergestellt war, um bei einem Empfang anwesend sein zu können, und er rühmt die lebhafte Teilnahme, die ihm nach dreimonatelangem Krankseit der König durch seine Erkundigung nach seinem jetzigen Befinden erwiesen habe. Auch am Weihnachtsabend war Empfang bei Hof, wozu die Diplomaten geladen waren. Um 10 Uhr abends versammelte man sich in den kleinen Gemächern des Königs und in fünf verschiedenen Zimmern wurde bis Mitternacht gespielt. Am Spiel des Königs nahmen teil der Fürst von Noya, Oberstkämmerer des Königs von Neapel, ferner die Fürstin Dolgoruky und Hertlings Gemahlin. Um Mitternacht zelebrierte der Bischof von Grave (?), Almosenier des Hofes, ein sehr feierliches Hochamt, dem die geladenen Gäste von den an die königlichen Gemächer anstoßenden Tribünen aus beiwohnten. Nach Schluß des Gottesdienstes und kurzer Unterhaltung wurden die Damen in einen Saal an eine prachtvoll gedeckte Tafel geführt. Der König und sämtliche Herren nahmen nicht Platz, sondern der König machte die Runde um die Tafel, um sich während anderthalb Stunden mit jeder einzelnen Dame zu unterhalten. Erst um 3 Uhr morgens zog sich die Gesellschaft zurück.

Hertling erzählt dann weiter, alle Flüsse und Kanäle seien zugefroren und mit großem Eifer werde Schlittschuh gelaufen, von beiden Geschlechtern, von allen Gesellschaftsklassen, von früh bis Abend. Zu den Tausenden von Schlittschuhläufern, die alle Eisflächen bedeckten, komme noch eine Fülle von Zuschauern. Man habe den Eindruck, als ob nur die Zeit des Eislaufs in dieses gewöhnlich so gesetzte, phlegmatische Volk ein solches Leben bringen könne.

Über die Spannung, welche die schon Ende August 1808 erwähnten Rüstungen Österreichs und die Gegenrüstungen der Rheinbundstaaten hervorrufen mußten, findet sich längere



Zeit hindurch kein Wort in den Berichten. Ende Januar 1809 aber heißt es, man halte in Amsterdam den Krieg für unvermeidlich. Die noch immer in Holland bestehende englische Partei setze ihre Hoffnung darauf, daß Rußland sich von Frankreich abwende und merkwürdigerweise spreche der russische Gesandte in gleichem Sinne. Er empfange und verbreite die englischen Nachrichten, deren einziges Ziel es sei, die Erfolge des Kaisers in Spanien zu leugnen. Für Holland erwarte man Veränderungen, die dem franzosenfeindlichen Geiste entgegenwirken sollen: einerseits eine territoriale Vergrößerung durch das Herzogtum Berg, andererseits eine größere Abhängigkeit der Regierung von Frankreich. Um die den König umgebende englisch-holländische Partei unschädlich zu machen, wolle man sich der Königin bedienen, die man mit einer Begleitung, welche der französischen Partei das Übergewicht verschaffen werde, ins Land kommen lassen wolle. Wenn dann auch wieder friedlichere Nachrichten von Paris aus verbreitet wurden, so widersprach es diesen doch ganz auffallend, wenn Napoleon gleichzeitig von Holland eine Truppenvermehrung um 6000 Mann verlangte. Diese neuen Mehrforderungen drückten schwer auf die Stimmung des Königs, der immer nur das Wohl seines eigenen Landes im Auge haben wollte. Im Februar hatten furchtbare Überschwemmungen dem Lande ungeheueren Schaden verursacht, der König war selbst an die am schwersten heimgesuchten Orte geeilt, um durch seine Anwesenheit die Hülfeleistung zu fördern, er hatte dabei sein Leben zweimal in die größte Gefahr gebracht und war nur durch die vereinten Anstrengungen der Einwohner von Gorkum gerettet worden, und nun gerade sollten dem Lande neue Lasten auferlegt werden.

Anfang März überbrachte ein Kurier aus Paris die schmeichelhafte Nachricht, daß der Kaiser dem Kronprinzen von Holland das Herzogtum Berg mit allen Rechten, mit welchen es der nun regierende König von Neapel besessen hatte, zum Geschenk mache. Aber der gute Eindruck dieser Nachricht wurde



bald verwischt, als man den Wortlaut der Schenkungsurkunde vernahm. Kurz darauf fand eine Aussprache zwischen dem König und dem französischen Botschafter statt, durch welche dieser sich sehr befriedigt fühlte, aber man zweifelte doch, ob die Unbeständigkeit des Königs ihm gestatte, an einer aufrichtigen und standhaften Annäherung zu Frankreich festzuhalten.

Im März war der Krieg gegen Österreich zum Ausbruch gekommen und Napoleon hatte die bayerischen Truppen in die vordersten Reihen seines Heeres gestellt. Diesen Truppen mußte der bayerische Gesandte den Sieg wünschen, ob er die Erfolge für Napoleon mit der gleichen Freude begrüßte, ist schwer zu sagen. Ausführlich berichtet er über die französischen Mißerfolge zur See. Der Verlust von Martinique an die Engländer bestätige sich und daß Quadeloupe bald folgen werde, fürchte man. Von dem vereinigten französischen Geschwader von Brest und Rochefort sei bei einem Angriff der Engländer das Linienschiff Varsovie in die Luft geflogen und von im ganzen elf Linienschiffen seien nur drei unzerstört geblieben. Er fügt die Bemerkung bei: „So unheilvoll dies Ereignis sein mag, so ist man doch so sehr daran gewöhnt, die Verluste zur See durch die siegreichen Truppen Frankreichs auf dem Kontinent ausgeglichen zu sehen, daß man sich unter den jetzigen Umständen darin gefällt, sich zu erinnern, daß die unglückliche Seeschlacht von Trafalgar die Vorläuferin der Schlacht bei Auerstädt war, durch welche der Verlust auf dem Meere vollständig ausgeglichen wurde."

Dieser Ausgleich trat ja bald ein, und als die ersten Nachrichten von den Erfolgen des napoleonischen Heeres, in dem auch 32 000 Bayern kämpften, nach Holland kamen, ließ Hertling es an Ausdrücken der Freude und Genugtuung nicht fehlen. Dann erzählt er am 30. Mai, die Einnahme von Wien sei durch Kanonenschüsse von den im Hafen liegenden Schiffen gefeiert worden. Die Entfernung vom Hafen zur Stadt sei aber so weit, daß man die Schüsse nicht gehört und das große Ereignis erst am nächsten Tage

vernommen habe. Ungefähr ebenso sei es mit einem Te Deum in der Hofkapelle ergangen. Keinem Menschen habe man davon etwas mitgeteilt und nur der französische Botschafter hätte eine Einladung erhalten sollen. Aber da sie ihm nicht zugekommen sei, sei es aus Mißverständnis oder aus Absicht, so habe sich jetzt zwischen ihm und dem Minister ein sehr lebhafter Briefwechsel entsponnen.

In der königlichen Amsterdamer Zeitung, dem offiziellen Blatte, wurden zwar die Kriegsereignisse mitgeteilt, aber die Bulletins über die französische Armee wurden gekürzt, und sorgfältig wurden alle Betrachtungen weggelassen, die zu Ungunsten der Haltung des österreichischen Kabinettes lauteten. Dagegen wurden durch holländische Zeitungen falsche Gerüchte zum Nachteil Frankreichs und seiner Armeen verbreitet, welche zu Vorwürfen ernstester Art in Pariser Blättern Anlaß gaben.

Am 25. Juli 1809 berichtet Hertling, in den Beziehungen zwischen Holland und Frankreich mache sich eine Bitterkeit geltend, die eine Katastrophe fürchten lasse. „Die Gegenstände des Mißverständnisses zwischen den beiden Regierungen mehren sich von Tag zu Tag, und wenn man nach der Haltung des Königs schließen darf, so möchte man sagen: er will alles wagen, um sich von jedem fremden Einfluß zu befreien und sich von Frankreich völlig unabhängig zu machen. Auf eine Vorstellung des französischen Botschafters, daß die Zulassung des Handels mit amerikanischen Schiffen den Intentionen des Kaisers direkt zuwiderlaufe, antwortete der holländische Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Wenn man den Strick um den Hals hat, ist es erlaubt ihn durchzuschneiden."

Alsbald darauf erhielt der Botschafter von Napoleon den Auftrag, zu erklären, wenn man sich nicht unterwerfen wolle, so werde der Zustand des Friedens mit Holland in einen Kriegszustand verwandelt werden, man werde es erobern und wie erobertes Land behandeln. Durch diese Erklärung wurde der holländische Minister umsomehr bestürzt,



als ihm der Botschafter zugleich eröffnete, er werde vor allen andern ihn persönlich verantwortlich machen. Schon seit einiger Zeit hatte Napoleon seinen Kriegsminister beauftragt, 22,000 Mann französische Truppen zur Disposition des Botschafters bereit zu halten. Die bewaffnete Macht, welche in Holland verbleibe, sei nicht vollzählig, weil die Abgänge nur langsam ersetzt würden und daher zu schwach wären, um einer etwaigen Landung der Engländer Widerstand zu leisten. Die drohende Erklärung des Botschafters machte aber keinen Eindruck auf den König.

Wirklich setzten nun die Engländer am 30. Juli auf der Insel Walchern Truppen ans Land, und es wurde ihnen ein kombiniertes Korps von französischen und holländischen Truppen entgegengesandt. Der König übernahm den Oberbefehl und man war überzeugt, daß dies im Einverständnis mit dem Kaiser geschehen sei; da er aber plötzlich den Oberbefehl wieder niederlegte und in seine Hauptstadt zurückkehrte, so nahm man an, der Kaiser habe ihm den Oberbefehl nicht anvertrauen wollen, habe ihm davon Kenntnis gegeben und ihn zur Rückkehr bewogen.

Trotz dieser Kränkung schien plötzlich ein Wechsel in der Stimmung des Königs einzutreten. Am 5. September berichtet Hertling: der erste Schritt zu einer Wiederannäherung zwischen Holland und Frankreich sei geschehen. Infolge eines Briefes des Kaisers habe der König seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten angewiesen, allen Reklamationen des französischen Botschafters gerecht zu werden, ferner solle er in all seinen politischen Maßnahmen niemals den Wünschen Frankreichs, die ihm durch den Botschafter mitgeteilt würden, zuwiderhandeln, endlich sich mit diesem über alles hinsichtlich der Beziehungen beider Staaten zu einander besprechen. Hertling meint, unstreitig würden sich Regierung und Volk bei einem solchen Verhalten einer Macht gegenüber, die denn doch ihre Geschicke lenke, wohler fühlen. Der momentane Wechsel in der Stimmung des Königs konnte aber doch keine dauernde Besserung in den Beziehungen Napoleons zu



seinem Bruder herbeiführen und schon am 31. Oktober berichtet Hertling:

„Der Augenblick scheint gekommen, in dem der Kaiser sich ernstlich mit den Angelegenheiten Hollands beschäftigt. Der äußere Schein einer Rückkehr zu Grundsätzen, die seinen politischen Absichten besser entsprechen, genügt ihm nicht, und er beabsichtigt, durch eine gründliche Umgestaltung der Regierung und der Verwaltung Hollands ein festes sich gleichbleibendes System zu begründen, auf welches Frankreich zählen kann und das ihn nicht durch beständige Bereitung von Hemmnissen nötigt, jeden Augenblick von einer Strenge Gebrauch zu machen, die das wahre Wohl des Volkes schädigt. Infolge von Instruktionen, die der französische Botschafter noch von Schönbrunn aus erhalten hat, hat er sich zum König nach Schloß Loo begeben und mehrere Tage mit ihm gearbeitet. Bei seiner Rückkehr hat er seinen Sekretär nach Paris geschickt. Die neuen Einrichtungen werden aber nicht ausgeführt und nicht bekannt gegeben, bevor sie die Genehmigung des Kaisers erhalten haben, und die ganze Verhandlung wird sehr geheim gehalten. Vielleicht wird auch das Gebiet des Königreiches an seinen Grenzen einige Änderungen erleiden. Es scheint, daß die Wegnahme der zeeländischen Inseln durch die Engländer zu dem Gedanken geführt hat, es sei gefährlich, den Schlüssel zu der Scheldemündung, wovon die ganze Sicherheit des Hafens und der Werft von Antwerpen abhängt, allzuschwachen Händen zu überlassen. Man glaubt daher, daß die Inseln der Provinz Zeeland und der Teil des Königreiches bis zur Maas mit dem französischen Kaiserreich vereinigt werden könnten und daß Holland auf einer anderen Seite entschädigt würde."

In einem früheren Bericht war die Ansicht ausgesprochen, die ganze Expedition der Engländer gegen die holländischen Inseln sei energielos betrieben worden, sonst hätten sie sich anfangs ganz leicht der Stadt Antwerpen bemächtigen können. Nun ist es bemerkenswert, etwas über die in England herrschende Stimmung zu erfahren. Ein holländischer General Rougé war vor längerer Zeit in englische Kriegsgefangen-



schaft geraten und jetzt, Anfang November, auf sein Ehrenwort in die Heimat entlassen worden. Seine Schilderungen von der Grausamkeit, mit der die Kriegsgefangenen in England behandelt würden, waren so empörend, daß man den Engländern das Recht absprechen wollte, in der Reihe der zivilisierten Nationen genannt zu werden. Wichtiger war die von dem General in letzter Zeit beobachtete Stimmung in London. Die glänzenden Siege und Erfolge des französischen Kaisers, welche auch von seinen Feinden als die Frucht eines weit überlegenen Geistes bewundert würden, hätten einen solchen Eindruck gemacht, daß in London häufig die einfache Bewunderung in die allerhöchste Begeisterung übergehe, so daß man es bei großen Gastmählern sogar gewagt habe, auf die Gesundheit des Heroen zu trinken. Andererseits errege schon sein Name allein einen solchen Schrecken, daß man seit den letzten Ereignissen in der beständigen Angst lebe, er könne endlich dazu schreiten, an den Engländern Rache zu üben für alles Übel, das sie ihm auf dem Kontinent bereitet hätten.

Am 19. November hatte der französische Botschafter abermals eine Besprechung mit dem König. Hertling berichtet, dieselbe sei weit stürmischer verlaufen, als die erste und fährt dann fort:

„Der König ist immer von der Überzeugung durchdrungen, daß er in den Augen des holländischen Volkes verloren ist, sobald er sich für Frankreich erklärt. Er sträubt sich dagegen, sein Unabhängigkeitssystem aufzugeben, und sagt sich vor, die Interessen Hollands seien mit denen Frankreichs unvereinbar. Sich selbst für seine Person mit Frankreich zu verständigen heiße das holländische Volk ruinieren und die öffentliche Meinung von sich zurückstoßen. Lieber wolle er die Stütze Frankreichs entbehren, als von seinem Zorn nur wenig fürchten müssen. Darin verkennt nun zweifellos der König seine wahre Lage, aber er ist überzeugt davon, um in Holland richtig zu verfahren, müsse das Haupt der Nation nur in den holländischen Interessen leben, ein Gefühl, das in ruhigeren Zeiten zweifellos



seinem Herzen alle Ehre machen würde. Er ging so weit, dem Botschafter mit Tränen in den Augen zu erklären, er sei bereit das Los, das der Kaiser für ihn bestimme, auf sich zu nehmen. Wolle der Kaiser durchaus sein eigenes Werk zerstören, so sei er bereit auf den Thron zu verzichten und nach dem Rücktritt in den Stand eines einfachen Privaten werde er der gehorsamste Untertan des Kaisers sein. Immer aber werde er Holländer sein, so lange er als König an der Spitze dieses Volkes stehe. Der König hat den Kaiser um die Erlaubnis gebeten nach Paris kommen zu dürfen und hat den Botschafter gebeten diese Bitte zu unterstützen. Einerseits hegt er den Wunsch, den Kaiser persönlich umstimmen oder das ihm zugedachte Los erfahren zu können, andererseits fürchtet er der Königin zu begegnen und mit ihr zusammenzutreffen, ein Ereignis, gegen welches er fortwährend die größte Abneigung äußert. Man wird abwarten müssen, wie die Antwort des Kaisers lautet. Die Lage des Königs ist grausam und er fühlt sie mehr wie je. Die des Botschafters ist nicht weniger verlegentlich. Er wird durch die strengsten Befehle des Kaisers gedrängt und sucht sie mit möglichster Mäßigung auszuführen, um ihnen das Gehässige zu benehmen. Er hat bei dem König alle Mittel der Überredung angewendet, ist soweit gegangen die Originalschreiben des Kaisers vorzulegen, aber alles umsonst. Der König scheint entschlossen, alles zu wagen, seinen Grundsätzen alles zu opfern. Der Kampf ist heftig entbrannt, und es ist nicht möglich, daß er ohne eine Erschütterung endet. Die Pläne, die der Botschafter dem Kaiser unterbreitet hat, um in der Regierung Hollands einen anderen Gang der Dinge herbeizuführen, sind auf folgende Gedanken gegründet: In der Voraussetzung, daß Holland niemals vollständig mit Frankreich vereinigt werden könne und daß es fortdauernd ein eigenes Königreich bilden müsse, solle der König zustimmen, daß ein französischer Botschafter mit weitgehenden Vollmachten berechtigt sei, allen Sitzungen des Ministerrates und des Staatsrates beizuwohnen, daß er die Geschäfte derselben führe und die Ausführung der gefaßten Beschlüsse leite. Wenn der König lieber auf seine Krone als auf seine persönliche

Meinung verzichte, solle der Königin die Regentschaft übertragen werden. Sie solle mit Ministern umgeben werden, welche Frankreich ergeben sind, und mit ihrem Rate solle sie das Königreich so lange verwalten, bis der Kronprinz großjährig sei, sofern der Kaiser nicht zu Gunsten eines andern Mitgliedes der Familie über den holländischen Thron zu verfügen beabsichtige.

Der Admiral Verhuel, der vor kurzem erst zur Rückkehr auf seinen Posten in Paris abgereist war, ist vorgestern in Begleitung eines Hofkavaliers der Königin von da zurückgekommen. Man kennt den Zweck ihrer Sendung noch nicht, ist aber überzeugt, daß er mit den wichtigsten Angelegenheiten des Königreichs zusammenhängt."

Bald darauf erfuhr man, daß Verhuel nur gekommen war, um dem König über eine Unterredung, die er mit Napoleon gehabt hatte, Bericht zu erstatten. Der Kaiser hatte sich so heftig über das vom König eingehaltene Verfahren geäußert, daß Verhuel glaubte, er müsse zur Beschwörung des drohenden Gewitters den König inständig bitten, die Reise nach Paris, zu der die Erlaubnis erteilt worden war, zu unternehmen. Der König fuhr auch wirklich, nachdem er den gesetzgebenden Körper zusammenberufen und in einer feierlichen Anrede die Reise angekündigt hatte, in der Nacht vom 26. auf 27. November nach Paris. In seiner Begleitung befand sich außer einigen Herren des Hofstaates auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, was nach der Ansicht des französischen Botschafters ein Mißgriff war, weil gerade dieser Minister bei dem Kaiser im übelsten Ansehen stand. Der Botschafter blieb in Amsterdam zurück, um alles zu überwachen, was sich während der Abreise des Königs ereignen könnte. Geheime Nachrichten, die man in diesen Tagen aus Paris erhielt, sprachen mehr wie je von einem nahe bevorstehenden Ereignis, das Holland einen anderen Herrscher geben könne, und man brachte damit die Anwesenheit des Königs von Sachsen in Paris in Verbindung.

(Schluß folgt.)

XVI.

Die deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik.

Die Gründung einer Gesellschaft für Bevölkerungspolitik mitten in den Wirren des Weltkrieges ist in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht eine sehr erfreuliche Erscheinung. Freilich ist die Veranlassung zu diesem Schritte weniger erfreulich. Da tauchen vor uns die krampfhaften Bemühungen auf, die das alte Rom der Kaiserzeit auf gesetzgeberischem Wege machte, um seine tief gesunkene Bevölkerungsziffer wieder in die Höhe zu heben. Und unsere Blicke schweifen nach Frankreich hinüber, dem klassischen Lande des Zweikindersystems und dem Lande vergeblicher bevölkerungspolitischer Versuche. Daneben erscheint vor unseren Augen der russische Koloß mit seiner unheimlichen Tendenz der Volksmehrung. Wie Gras wurden die russischen Kolonnen hinweggemäht und immer wieder neue Menschenmassen konnten vor unsere Maschinengewehre hingeliefert werden. Unsere Kriegstechnik und die Intelligenz unserer Führer haben die russische Gefahr der Menschenmassen beseitigt. Trotzdem bleibt im Zusammenhang mit dem Sinken unserer Geburtenziffer der Volksreichtum Rußlands ein Damoklesschwert über unserem Haupte. Denn wir müssen als Militärstaat sowohl wie als Weltvolk auf ein starkes Wachstum unserer Bevölkerung in Zukunft rechnen, wenn nicht die ungeheueren Opfer des Krieges in ein paar Jahrzenten ihre Wirkung verloren haben sollen. Die günstige Gestaltung unserer Volkszahl ist also ohne Zweifel eine Frage von ungeheuerer Wichtigkeit.

Am 18. Oktober 1915 tagte die deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik zum ersten Male im großen Sitzungssaale des preußischen Abgeordnetenhauses unter dem Vorsitze des Professors Julius Wolf, eines Mannes, der ausgezeichnete Kenntnisse auf diesem Gebiete mit der Erkenntnis ver-



einigt, daß neben allen sonstigen Faktoren der Bevölkerungsfrage die religiösen Gesichtspunkte eine tonangebende Rolle beanspruchen. Über die Notwendigkeit der Gründung ein Wort zu verlieren, ist überflüssig. In den letzten vier Jahrzehnten von 1871 bis 1910 wurden auf 1000 Einwohner bei uns im Durchschnitt des Jahrzehnts 40.7, 38.2, 37.3 und 33.9 Menschen geboren. In der jüngsten Vergangenheit der Jahre 1911, 1912, 1913 betrug die Geburtenziffer 29.5, 29.1 und 28.3. Diese Zahlen reden eine sehr unzweideutige Sprache vom erheblichen Rückgang der Geburtenziffer in Deutschland. Die Zeiten sind endgültig vorüber, wo die Gefahren und Nachteile einer Übervölkerung in allen Farben ausgemalt wurden. Diese Erkenntnis ist eine Lehre des Weltkrieges. Niemand hat der neugegründeten Gesellschaft seine Sympathien versagen können; hängen doch die Bestrebungen der neuen Gesellschaft aufs engste mit der Lebensfrage des deutschen Volkes, mit seiner künftigen Weltgeltung zusammen!

Jeder Volksfreund steht vor der bangen Frage, ob wohl in den bei uns eingerissenen Bevölkerungstendenzen sich ein Umschwung wird erzielen lassen können. Nach unserer Anschauung muß die Gesellschaft für Bevölkerungspolitik damit rechnen, daß sie ihr Ziel der Volksmehrung kaum erreichen wird. Sie wird schon viel erreichen, wenn sie die Ursachen des Geburtenrückgangs in wissenschaftlichen Untersuchungen aufspüren und durch praktische Maßnahmen wenigstens den bisherigen Stand der Bevölkerungsentfaltung aufrecht erhalten kann. Die Erfahrungen der Geschichte lehren, daß die staatliche Bekämpfung derartiger Krankheitserscheinungen am Volkskörper zu keinem Ziele geführt hat. Selbstverständlich haben trotz geringer Zuversicht Staat und Gesellschaft die Pflicht, in ausgedehntestem Maße Politik der Bevölkerungsgestaltung zu treiben.

Das Problem des Geburtenrückgangs ist auf keine einfache Formel zu bringen. Eine Fülle von Ursachen werden für seine Begründung ins Feld geführt. Dementsprechend



muß auch der Aufgabenkreis der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik weit ausstrahlen. In einer Denkschrift hat Professor Wolf die wesentlichsten Mittel zur Erhaltung der deutschen Volkskraft und zu ihrer etwaigen Steigerung zusammengestellt. Eine Hauptmaßnahme steuerlicher Natur soll darin bestehen, die Familie nach der Zahl der Kinder steuerpolitisch zu belasten, bezw. zu entlasten. Den Jugendlichen soll ein Teil ihres Gehaltes gesperrt werden zur Verhütung eines Genußlebens, das in der Ehe nur unter Pflichtverletzung fortgesetzt werden könnte. Finanzielle Erziehungsbeihilfen sollen für drei und mehr Kinder gewährt werden. Die freiwillige Beschränkung der Geburtenzahl soll in ihrer Verwerflichkeit vom religiös-sittlichen und vaterländischen Standpunkte in der Volksaufklärung dargelegt werden. Weitere Maßnahmen sollen sein eine geeignetere Vorbildung der weiblichen Jugend für den Hausfrauen- und Mutterberuf, frühzeitige Eheschließung durch Beseitigung der vielseitigen Ehehindernisse, verkehrter Standesvorurteile, überflüssiger Repräsentationspflichten; ferner Verkürzung der unbesoldeten Vorbereitungszeit bei manchen Berufsklassen. Von allergrößter Bedeutung sind dann alle auf Verbilligung des Wohnens, auf Gründung kleinbäuerlicher Familienbetriebe gerichteten Bestrebungen. Weitere Mittel sind Verbot des Verkaufs von Präventivmitteln, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und Abtreibungen, rationellere Geburtshilfe, zwangsweise Mutterschaftsversicherung und Ausdehnung der Krankenkassenunterstützungen auf Schwangere und Wöchnerinnen, umfassende Säuglings-, Kleinkinder- und Jugendlichenfürsorge mit all ihren Einrichtungen. Namentlich durch letztere Maßnahmen einer rationelleren Säuglingspflege glaubt Professor Wolf die Mehrung des Geburtenüberschusses jährlich auf etwa 200,000, durch Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten um weitere 100,000 steigern zu können.

Auf einer späteren Tagung der Gesellschaft wurden noch eine Reihe von konkreten Maßregeln zum Beschluß erhoben, die günstige bevölkerungspolitische Folgen ver-



sprechen. Man will geschickt abgefaßte Merkblätter mit dem Hinweis auf die großen Gefahren geschlechtlicher Ansteckung an die Soldaten senden. Ferner wurde die Abhaltung einer Konferenz für Recht und Lebenssicherung der unehelichen Kinder beschlossen. Sodann soll eine Kommission bevölkerungspolitische Gesichtspunkte im Beamtenrechte und bei der Beamtenbesoldung prüfen. Außerdem richtet die deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik an die deutsche Unternehmerschaft die Bitte, bei Bewilligung von Teuerungszulagen an ihre Beamten und Arbeiter vor allem die Verheirateten mit einer größeren Kinderzahl zu berücksichtigen und demgemäß die Teuerungszulagen abzustufen. Schließlich soll eine Kommission zur Erörterung der Wohnungsfrage unter bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten und eine weitere für die Siedelungsfrage eingesetzt werden.

Diese Grundsätze und Vorschläge der deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik sind auf den praktischen Erfolg abgestimmt. Man darf von ihnen bei zielbewußter Zusammenarbeit aller Faktoren in Gesetzgebung, Verwaltung, Presse und in der öffentlichen Meinung einen Umschwung der Anschauungen und auch einen gewissen Erfolg der Tat erwarten. Allein den Kernpunkt des ganzen Problems berühren alle diese Vorschäge nicht. Dieselben wirken anspornend und stellen kleine Erleichterungen für die Aufzucht von Kindern in Aussicht. Diese äußerlich wirkenden Mittel und Vorschläge reichen nicht aus, auf den Willen der in Frage kommenden Volkskreise eine innere Nötigung auszuüben. Da wo die neomalthusianistische Praxis geübt wird, sind rationalistische Erwägungen maßgebend, materielle Vorteile aus der Kleinhaltung der Kinderzahl zu ziehen. In solchen Fällen können Kinderprämien und sonstige Maßnahmen kaum auf einen Umschwung der Gesinnung rechnen. Die Erzeugung von Kindern ist eine höchst persönliche Sache. Darum liegt eine Beeinflussung des Willens hiezu außerhalb der Organisationskunst der Sozialpolitik und Gesetzgebung. Das Gewissen ist der maßgebende Faktor im Pro-



blem des Geburtenrückganges. Wenn es gelingt, die Gewissen zu schärfen und Vertrauen in die Volksstimmung hineinzutragen, dann kann die Geburteneinschränkung unterbunden werden. Daraus ergibt sich, daß das Problem des Geburtenrückganges in allererster Linie ein ethisch-religiöses Problem ist. So vielgestaltig dieses Problem auch ist, die Wurzel des Übels ist sehr einfach. Je mehr Menschen die Anwendung der Präventivtechnik für eine Sünde halten, umso weniger wird die Frage der Bevölkerungsentfaltung zum Problem. Deshalb fällt die Hauptaufgabe im Kampfe gegen den Geburtenrückgang der Religion bezw. den Konfessionen zu. Die katholische Kirche mit ihren strengen und klaren Grundsätzen und ihren wirksamen Heilmitteln besitzt ohne Zweifel in dieser großen nationalen Aufgabe die kraftvollste und aussichtsreichste Hilfe. Auf der zweiten Tagung der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik bemerkte Professor Sering, das Beste, was er in der Frage des Geburtenrückganges zu Gesicht bekommen habe, sei der von den katholischen Bischöfen Deutschlands in Fulda erlassene Hirtenbrief. In demselben tritt naturgemäß die sittlich-religiöse Seite stark in den Vordergrund. Die katholische Religion besitzt in ihren Beichtstühlen und in ihren zeitweise veranstalteten Volksmissionen sehr wirksame Mittel zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs. Wenn das Gewissen gegen das Zweikindersystem mobil gemacht wird, dann gelingt es, der drohenden nationalen Gefahr der Bevölkerungsminderung Herr zu werden. Die Verbesserung der Wohnungs- und überhaupt der Lebensverhältnisse behält ihren Wert als Faktor zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs. Aber die sittlich-religiöse Erneuerung der Volksgesinnung bleibt dabei die Hauptsache. Daß die katholische Kirche heute schon bei ihren Angehörigen auf einen sehr bedeutenden Vorsprung gegenüber anderen Konfessionen hinweisen kann, indem auf eine jüdische Ehe zur Stunde 2—3, auf eine protestantische Ehe 4 und auf eine katholische Ehe 5 Kinder im Durchschnitt entfallen, legt von ihrer Kultur- und Moralkraft ein glänzendes Zeugnis ab.

Wenn Kirche und Staat alle Kräfte anspornen, dann mag es sein, daß das unheildrohende Gespenst des Geburtenrückgangs im Banne gehalten werden kann. Kein äußeres praktischen Erfolg verheißendes Mittel darf unversucht bleiben. Aber vor allem müssen die religiösen Kräfte in den Dienst dieser hohen Aufgaben gestellt werden, die als Ziel Sittlichkeit, Lebensbejahung in den Kindern, nationales Volksbewußtsein und Weltgeltung im Auge haben. Es stehen Ehre und Ruf des deutschen Volkes auf dem Spiele. Mögen die kommenden Jahrzehnte dem deutschen Volke die alte germanische Keuschheit und Volkskraft im vollen Umfange wiederbringen, damit es der Erfüllung seiner National- und Weltaufgaben ungetrübten Sinnes und in stolzem Kraftbewußtsein gerecht werden kann.

XVII.

Das schwedische Heer im Jahre 1915.

Gerade in diesen Monaten erlebt Schweden den Abschluß einer für die Schlagfertigkeit seiner Heere außerordentlich bedeutungsvollen Entwicklungsperiode. Das Kriegsjahr 1915 bescheerte dem größten und mächtigsten der skandinavischen Völker eine Streitmacht, die ganz und gar nach den Prinzipien ausgebildet und ausgestattet erscheint, die nachgerade zum Gemeingut aller jener Nationen geworden, denen Freiheit und Vaterland mehr sind als leere Begriffe.

Wie in anderen Ländern, so oblag es auch in Schweden in früherer Zeit den Gehöften, eine gewisse Anzahl von Soldaten zu stellen. In jenen Zeiten der staatlichen und privaten Naturalhaushaltung garantierte man, anstatt Steuern zu zahlen, die Ausbildung und Ausstattung einer entsprechenden



Anzahl Soldaten; und diesem Systeme entsprechend gab es bis in die jüngste Zeit hinein in Schweden eine aus Berufssoldaten sich rekrutierende kleine Armee. Die Dienstzeit war lang, denn eine Altersgrenze gab es nicht. Diese zum Teil bereits ergrauten Berufssoldaten waren Gegenstand allgemeiner Bewunderung, denn — so glaubte man — das vorgeschrittene Alter bedeute immerhin Ruhe und Stetigkeit und bürge für Tüchtigkeit und abgeklärtes Urteil.

Wie die Soldaten selbst, so widmeten sich auch die meisten Offiziere außerdienstlich ihren landwirtschaftlichen Berufen. Die Kompagnie bildete eine geschlossene Einheit und das Verhältnis des Kompagniechefs zu seinen Soldaten war analog dem eines Vaters zu seinen Kindern. Die meisten Kompagnien hatten ihr charakteristisches Gepräge und ihre eigenen altehrwürdigen Traditionen. So bildete das schwedische Heer eine kompakte Organisation, in der jedem Gliede seine bestimmte Stelle angewiesen war. Doch hatte diese also geartete Armee auch ihre Achillesferse. Sie war klein und machte einen abgelebten Eindruck. Die Manöver gestalteten sich als kurze Sommerkurse. Wenn die Zeit kam, in der sie ihren Anfang nehmen sollten, schlug man die alten Journale auf und schrieb fein säuberlich die alten Manöverprogramme ab. Es ist gewiß ein Kuriosum, daß im Laufe von 150 Jahren, nämlich seit dem Tode Karls des Zwölften bis zum deutsch-französischen Kriege (1870—71), die Übungsvorschriften der schwedischen Armee keiner wesentlichen Änderung unterzogen wurden. Die Übungsprogramme waren so genau vorgeschrieben, daß von Initiative und Bewegungsfreiheit der Kompagnieführer gar keine Rede sein konnte. Im Schoße des Regimentes selbst ging die Rekrutenausbildung sämtlicher Kompagnien unter ein und derselben Leitung von hierzu besonders qualifizierten Offizieren vor sich. In den siebziger und achtziger Jahren wurden den Berufssoldaten zur Verstärkung und Stütze eine Anzahl gewöhnlicher Wehrpflichtiger beigegeben, die sogen. „Beväring", doch hatten diese nur wenig Übung (25 tägige Rekrutenschule). Bei den jährlichen Regimentsübungen wurden

sie dem zweiten Gliede der Stammabteilungen eingegliedert. Diese Übungen hatten ein steifes und verknöchertes Gepräge. Vorschriftsmäßig schlossen sie mit einem Ausmarsche ab, bei welchem die eine Kompagnie die andere bekriegte. Alles dieses ging zur Sommerszeit vor sich, derweil die reifende Saat auf Feld und Wiese stand. So entwickelte sich naturgemäß eine Landstraßentaktik, die zur Folge hatte, daß die Truppen nicht wußten, was sie anfangen sollten, wenn ihnen einmal die Ländereien rechts und links der Wege zu Operationen angewiesen wurden. Die Macht der Gewohnheit war so groß, daß es Regimentskommandeure gab, die alles Gebiet außerhalb der Exerzierplätze als für militärische Übungen nicht in Frage kommendes Terrain betrachteten, selbst dann, wenn die Ernte längst geborgen war. Die Sommerübungen schlossen so zeitig ab, daß man zur Mittsommerzeit wieder bei Muttern sein konnte; und darum war es allen sehr zu tun. Sicher und taktfest verstand man zu marschieren und alles, jung und alt, sah mit freudigem Stolze die wackeren Vaterlandsverteidiger auf den Exerzierplätzen paradieren. Doch ihr wirklicher Kampfwert war gering und den Anforderungen eines Krieges würden sie keineswegs gewachsen gewesen sein.

Mit dem Jahre 1892, in dem die Einführung der „Nittio dagarnè“ (neunzigtägige Übungen) beschlossen wurde, begann die eigentliche schwedische Heeresreform. Die wehrpflichtigen Mannschaften, die den Stammabteilungen eingegliedert zu werden pflegten, erhielten eine wichtigere Rolle als bisher zugeteilt. Die Rekrutenübungszeit für die gewöhnlichen Wehrpflichtigen wurde auf 68 Tage verlängert. Während dieser Zeit wurde energisch gearbeitet; besonders widmete man auch den Schießübungen ein bis dahin ungekanntes Interesse (100 scharfe Patronen pro Monat). Die Regimentsübungen fanden von jetzt ab erst im August oder September statt, ein Umstand, der die ausgiebigere und unterschiedslosere Benützung der Ländereien ermöglichte. Damals war man in Schweden noch allgemein der Ansicht, daß



gerade die alten Berufssoldaten („Stammen“) den Abteilungen, die nun zum großen Teile aus Wehrpflichtigen („Beväring“) bestanden, eine besondere Festigkeit und Solidität verliehen. Darin erblickte man den großen Vorteil des viel umstrittenen Systems: „Stamm och beväring“. Doch die Erfahrungen bestätigten mehr und mehr, daß die Vermischung von zwei ganz verschieden gearteten Elementen nicht vom Guten war. Die Wehrpflichtigen, die ihre Arbeit zumeist mit Lust und Liebe taten, zuckten die Achseln über die Leistungen der älteren Semester, ihrer Kollegen von der Zunft. Letzteren erschienen nämlich die jährlichen Übungen viel mehr als ein notwendiges Übel, an dem es so billig wie möglich vorbeizukommen galt. Landwirtschaftliche Arbeiten hatten ihre Glieder nicht gefügiger und gelenkiger gemacht, und für die moderne Taktik mit ihren raschen Sprüngen, ihrem Kriechen usw. eignen sich ungeschlachte Bauern nicht sonderlich. Und doch dachte man in Schweden, wenn man vom Heere sprach, fast ausschließlich an diese Zunftsoldaten. Acht Kompagnien bildeten ein Regiment; kamen die Wehrpflichtigen hinzu, dann waren es zwölf. An maßgebender Stelle rang sich inzwischen die Erkenntnis durch, daß das alte System „Stamm och beväring“ abgewirtschaftet und sich überlebt hatte. Anzahl und Ausrüstung der Truppen war andauernd mangelhaft. Die Infanterie zählte nur 50 Bataillone. Für den Frieden waren sie einigermaßen mit dem Notwendigen versehen, keineswegs jedoch für einen etwaigen Krieg. Die Waffe der Infanterie war das Remingtongewehr (Modell 1867). Es kam vor, daß man bei den feldmäßigen Schießübungen die gewöhnlichen Wehrpflichtigen hübsch zu Hause sitzen ließ aus Furcht, deren „Spielen mit Schießgewehr“ könne ein Unglück heraufbeschwören. Erst im Jahre 1901 ging man zu einem völlig neuen System über. Man basierte die Heeresorganisation ausschließlich auf der allgemeinen Wehrpflicht und auf einer sich über ein volles Jahr erstreckenden Dienstzeit. So wollte man es dahin bringen, daß aus dem Heere eine permanente In-



stitution wurde, die nur ihre Mannschaften wechselte, wenn die einzelnen Jahresklassen sich ablösten. Nur dieses System konnte die erforderliche Festigkeit und Gediegenheit garantieren, und gerade in diesem Weltkriege hat es seine absolute Überlegenheit vor aller Welt dargetan. Die Zeiten des steifen und verknöcherten Systems der Zunftsoldaten und seines veralteten Mechanismus waren also dahin. Das Fundament des schwedischen Heeres wurde ein wesentlich anderes. Nun mußten die modernen Bürgersoldaten zwecks Aneignung soldatischer Disziplin eine längere Zeit ununterbrochen unter militärischer Instruktion und militärischem Kommando verbringen. Auch die moderne Fechtausbildung, die sich viel individueller als die ältere gestaltet, erforderte derartige zusammenhängende systematische Übungen.

Leider konnten diese neuen Pläne nicht unverzüglich zur Ausführung gelangen. Bei der Hauptwaffe wurde die erste Ausbildung der Wehrpflichtigen auf sechs Monate eingeschränkt. Dazu kamen allerdings einige ergänzende Repetitionsübungen. Weiterhin konnte man sich noch immer nicht zu vollständiger Abschaffung des Zunftsoldatensystems entschließen. Man behielt es einstweilen, freilich in neuere Formen gegossen, zum Teile bei. Doch ging man daran, die bisherigen Baracken durch Kasernen zu ersetzen, wodurch dem neuen Systeme ganzjähriger Dienstzeit immerhin der Weg geebnet wurde. Daß der damalige Stand der Dinge nur als provisorisch, als ein Übergang zu einem durchaus modernen Wehrpflichtssystem, zu werten war, darin waren sich alle einig. Doch auch jetzt schon ging durch alle Arbeit, die dem Heere galt, ein frischer fröhlicher Zug. Die Infanterie erhielt ein völlig neues Gewehr. Der Neubewaffnung folgte ein neues Exerzierreglement. Der Militärdienst war nicht mehr lediglich eine willkommene Abwechslung und gemütliche Nebenbeschäftigung zur schönen Sommerszeit. Bei den Offizieren trat die zivile Berufsbeschäftigung mehr und mehr in den Hintergrund. Unter dem Einflusse des neuen Gewehres, des rauchschwachen Pulvers und der neuen Re-

glements kam das Paradieren und manch andere Formalität zum Teil in Wegfall. Jedem Kompagniechef wurde die volle Verantwortung für die Ausbildung der seiner Abteilung zugewiesenen Rekruten, und zwar in allen Disziplinen, übertragen. Das Regiment war in zwölf Kompagnien eingeteilt. Die Dauer der Regimentseinberufungen wurde von 22 auf 30 Tage verlängert. Während derselben ließ man sich mehr die Bataillons- und Regimentsausbildung (als die Kompagnieausbildung) und die Lösung taktischer Aufgaben unter den verschiedensten Umständen angelegen sein. Auch die Ausbildung der Brigade- und Armeekorps wurde in ein festes System gebracht, so daß sie nicht länger eine Sache der Konjunktur und abhängig von den jeweiligen Bewilligungen des Reichstages war. Ein großes Glück war es für das schwedische Heer, daß es zu jener Zeit an leitender Stelle tüchtige Männer gab, die, teilweise dem Generalstabe angehörend, unter dem Einflusse der im deutsch-französischen Kriege gemachten Erfahrungen und aus der neuerrichteten schwedischen Kriegsakademie hervorgegangen, für die Durchführung der neuen Aufgaben vorbereitet und qualifiziert sich erwiesen. Daß Schweden im Vergleiche mit den meisten übrigen europäischen Staaten in militärischer Hinsicht arg ins Hintertreffen geraten, war nicht länger zweifelhaft. Doch guten Mutes griff man die Reorganisationsarbeiten an und eine spätere Geschichtsforschung wird ohne Zweifel gerade diese Zeit der Heeresreform als eine für die inner- und auslandspolitische Entwicklung Schwedens besonders bedeutungsvolle ansprechen. Nunmehr braucht der schwedische Soldat nicht länger beschämt vor irgendeinem Soldaten des übrigen Europa zurückzustehen. Daß er seinem norwegischen Kameraden durchaus überlegen ist, daran zweifelt man nun auch in Norwegen nicht länger.

Alle in Frage kommenden militärischen Stellen und alle weitschauenden schwedischen Patrioten überhaupt waren fest entschlossen, die Reformpläne, die im Jahre 1901 nur teilweise zur Ausführung kommen konnten, baldmöglichst bis in



ihre letzten Konsequenzen zu verwirklichen. Den Stempel der Halbheit trug die bisherige Reorganisationsarbeit zu deutlich an der Stirne. Die teilweise Beibehaltung des alten militärischen Zunftwesens verschlang unverhältnismäßig große Summen. Die Aufhebung desselben und die Einführung der ganzjährigen Dienstzeit empfahl sich deshalb schon aus Sparsamkeitsrücksichten, ganz abgesehen davon, daß das neue System eine gründlichere militärische Ausbildung im allgemeinen ermöglichte, wie die Ausbildung einer größeren Anzahl tüchtiger Offiziere der niedrigeren Grade im besonderen. Trotzdem die Heeresstärke inzwischen auf 85 Bataillone der Hauptwaffe angewachsen war, erwies sich eine forcierte Massenausbildung als vonnöten. Die neuen Prinzipien von Massenaufgeboten bei der Mobilisierung, die sich während des jetzigen Völkerringens als so bedeutungsvoll erwiesen haben, hatten auch den Weg nach Schweden gefunden. Schon lange vor Kriegsausbruch war man in Schweden allgemein der Ansicht, daß die Stärke der Armee bei etwaigem Kriegsausbruch auf das doppelte der Friedensstärke sich bringen lassen müsse. Dazu jedoch bedurfte man wehrpflichtiger Offiziere in viel größerer Anzahl. Und auf eine verhältnismäßig billige Weise ließ sich die Vermehrung des Offizierskorps nur dann ermöglichen, wenn man die einjährige Dienstzeit endlich Tatsache werden ließ. Daß die im Jahre 1901 nur halb zur Ausführung gekommenen Heeresorganisationsprojekte auch dem Offizierskorps, resp. dessen Ausbildung den Stempel der Halbheit aufgedrückt, versteht sich. Bereits damals (in den neunziger Jahren), als die jährlichen Übungen etwa 100 Tage dauerten, kündeten sich im Schoße derselben durchgreifende Reformen an. Die Offiziere, die eine besondere zivile Berufsbeschäftigung hatten, wünschten vom Heeresdienste sich tunlichst zurückzuziehen, während eine andere Gruppe, deren Interesse sich lieber auf militärische Dinge konzentrierte, ihre zivile Berufsbeschäftigung als hemmende Fessel auffaßte. Unter dieser Halbheit litt natürlich der militärische Dienst der Offiziere. Nichts weniger als



verlockend wirkten damals die Offizierslöhne auf Offiziersaspiranten. Die Besoldungsfrage war nämlich im Vergleiche mit den übrigen Heeresorganisationsfragen im Laufe der letztverflossenen Jahrzehnte ganz vernachlässigt worden. Als das Militärgesetz von 1901 erschien, glaubte man, daß die bisherige Kombination von militärischer und ziviler Beschäftigung endgültig fallen gelassen werden sollte und daß die Offiziere von jetzt an lediglich ihren militärischen Interessen zu leben haben würden. Doch wie wir sahen, war die Heeresreform von 1901 Stückwerk, und auch noch nach 1901 eignete dem Offizierskorps das Gepräge der Halbheit im militärischen Dienste. Anstatt, wie man gehofft, ständig Dienst tun zu können, anstatt entsprechender Löhnung und fester Wohnung hatte man Dienst während der einen Jahreshälfte, während man in der anderen Hälfte müßig ging. Viele Offiziere mußten alljährlich zweimal ihren Wohnsitz wechseln, was besonders für die Verheirateten unangenehm und kostspielig sein mußte. Dieser sukzessive Übergang vom alten zum neuen System in der schwedischen Heeresorganisationsfrage und alle die damit gegebenen mißlichen Begleiterscheinungen haben manchen Offizier, besonders manchen Unteroffizier, in eine recht prekäre Lage gebracht. In den späteren Jahren kam es in den Reihen des Volkes zu einer nicht unbedeutenden Agitation gegen die Armee, die an die unglückseligen Kasernenbaugeschichten anknüpfte, auf die wir im Rahmen dieses Artikels nicht näher eingehen können. Es läßt sich nicht leugnen, daß man es an Ort und Stelle manchmal an der nötigen Energie in der Verfolgung der einmal gesteckten großen Ziele fehlen ließ. Eine Unzahl von Gutachten und Bedenken, die ungebeten und gebeten abgegeben wurden, eine Legion von Sachverständigen und Komiteen, die auf dem Plane erschienen, waren allerdings auch nicht geeignet, die Situation zu vereinfachen. Erst im Jahre 1914 wurde die Offizierslöhnungsfrage endgültig geregelt und eine zusammenhängende 8½ monatliche Dienstzeit eingeführt. Der Rest des Jahres wurde von „Regiments-

sammlungen" und der Offiziersausbildung wehrpflichtiger Mannschaften ausgefüllt. Damit war also Schweden zu dem europäischen System wohlgeordneter Heeresverhältnisse übergegangen und zur Kasernierung seiner Soldaten. Daß eine in jeder Hinsicht zeitgemäße Einrichtung der Kasernenbauten für die körperliche und auch für die geistige Entwickelung der Mannschaften nicht ohne große Bedeutung ist, leuchtet ohne weiteres ein. Sie hebt naturgemäß das militärische Leben auf ein höheres Niveau. So haben wissenschaftliche Untersuchungen, die in den letzten Jahren in den Heeren der Großmächte periodisch vorgenommen wurden, zur Genüge dargetan, daß während der Wehrdienstzeit das Körpergewicht des Soldaten zuzunehmen pflegt, daß seine Muskeln sich stählen, die Herz- und Lungentätigkeit gefördert wird und nervöse Neigungen reduziert werden. Dies gilt besonders von den in den Städten erzogenen und aufgewachsenen Mannschaften. So wirkt die militärische Erziehung auch in sozialer Hinsicht segensreich und demokratisierend in des Wortes bester Bedeutung. Die Ursache dieser günstigen Erziehungsresultate dürfte in der planmäßig während eines längeren Zeitraumes durchgeführten körperlichen Selbstzucht, in der guten Kost und der rationellen Verteilung von Dienst und Ruhe zu suchen sein. Vom sozialen und ökonomischen Standpunkte aus gesehen, dürfte die Verlegung der Übungen der ersten Jahresklasse in das Winterhalbjahr als vom Guten sich erweisen. Im Sommer benötigt man nämlich der menschlichen Arbeitskraft am meisten und in vielen Heeren häufen sich besonders zur Sommerszeit die Beurlaubungen. Die schwedische Statistik über Arbeitsangebot und -nachfrage tut dar, daß der Herbst einen Überschuß an Arbeitskraft bringt, weil eine Reihe von Betrieben bis zu einem gewissen Grade vom Klima abhängig sind und im Winter ihre Wirksamkeit einschränken müssen. In einem offiziellen schwedischen Berichte über Arbeitslosigkeit heißt es, daß in einem so nördlich gelegenen Industrielande wie Schweden die Arbeitslosigkeit zur Winterszeit eine immer



wiederkehrende Erscheinung sein wird, selbst dann, wenn die Konjunkturen im übrigen gute sind. Zwischen $^1/_2$ und $^1/_3$ aller Arbeitslosigkeit ist von den Konjunkturen unabhängig und findet ihre Erklärung in dem natürlichen Bedarf an Arbeitskraft seitens der verschiedenen Betriebe. Nach der neuen Heeresordnung wird die erste Dienstzeit im Herbste beginnen und bis Ende Juni dauern. Somit werden 2 bis $2^1/_2$ Monate, in denen die Heuernte und zum größten Teile auch die Getreideernte stattfindet, vom militärischen Dienste nicht in Anspruch genommen sein. Die Regimentssammlungen sollen im September oder anfangs Oktober stattfinden.

Dieser endliche und endgültige Übergang zum neuen Heeressystem ist noch nicht das einzige, was das Kriegsjahr Schweden beschеert. Der Krieg mit seinen gewaltigen politischen Begleiterscheinungen hat auf das schwedische Volk einen solchen Eindruck gemacht, daß man zu außerordentlich effektiven Maßregeln schreiten zu müssen glaubte, um den gefaßten Entschlüssen auch eine gewissermaßen rückwirkende Bedeutung zu geben. Die bereits gemachten Erfahrungen sind vor kurzem bekannt gegeben worden. Eine Woche nach Kriegsausbruch wurden die Mannschaften zu Repetitionsübungen einberufen. Normalerweise hätten diese einen Monat später ihren Anfang nehmen sollen. Dieselben dauerten anstatt 1 Monat 2 Monate, und im letzten Monate wurden 1 bis 2 Jahresklassen einberufen außer den dreien, die eigentlich an diesen Übungen teilzunehmen hatten. Auf diese Weise erhielt man feldstarke Abteilungen. Um auch den älteren Jahrgängen einen gleich gründlichen Repetitionskursus geben zu können, hat man im Laufe der folgenden Monate sämtliche Wehrpflichtige einberufen, die zum 1. und 2. Aufgebot gehören. Ihre Gesamtzahl beläuft sich auf 350,000 Mann. Diese Regimentssammlungen dauerten $1^1/_2$ Monat. 2 Jahrgänge verblieben einberufen, so daß die Regimenter zu 12 Kompagnien eine Kompagniestärke zu 100 Mann erreichten. So erhielt das ganze schwedische Heer eine effektive Abteilungsausbildung seiner verschiedenen höheren

und niedrigeren Verbände. Man hat Abteilungen zusammenschweißen können, so daß man Kompagnien, Bataillone usw. mit wirklicher innerer Festigkeit erhielt. In denjenigen Armeen, in welchen man jährlich nur während eines Monats mehr als eine Jahresklasse einzuexerzieren hat, wird die Abteilungsausbildung stets das Schmerzenskind bleiben. Jetzt kann man von der schwedischen Armee mit Recht sagen, daß sie aus einer Rekrutenarmee zu einer Feldarmee sich entwickelt hat.

Die schwedische Linienarmee besteht aus 6 Armeeabteilungen zu je 20,000 Mann. Chef der 1. Armeeabteilung ist zur Zeit Generalleutnant von Matern, Chef der 2. Generalleutnant Tingsten, der 3. Generalmajor von Platen, der 4. Generalmajor Jungstedt, der 5. Generalleutnant Malm, der 6. Generalmajor Wrangell. Chef des Generalstabes ist Generalleutnant Bildt.

Die Auffrischung, die man jetzt sämtlichen Mannschaften hat zuteil werden lassen, hat offenbar den Zweck, die Aufstellung sehr bedeutender Reserveformationen zu ermöglichen als Ergänzung der Linienarmee.

Die früheren „Stamm-Mannschaften" oder „Zunftsoldaten", wie wir sie genannt, die nach Zehntausenden zählten, sind ebenfalls zu besonderen Übungen einberufen worden. Diese Stamm-Mannschaften, die während zwei oder mehrerer Jahre vollständige Korporalschulen besucht und großenteils Unteroffiziersschulen absolviert haben, werden als sehr brauchbares Offizierspersonal betrachtet. Die außerordentliche Einberufung derselben kann sich auf 2½ Monate erstrecken. Das permanente Offizierskorps ist bedeutend verstärkt worden. Die freiwilligen Offizierskurse von viermonatlicher Dauer zählten 1500 Teilnehmer, davon 900 für den Peletonchefskursus und 600 für den Truppenchefskursus.

Die obligatorischen Kurse von 2 monatlicher Dauer zählten 4000 Teilnehmer, die zu Truppenchefs ausgebildet wurden. Bezüglich der Infanterie heißt es, daß die niedrigeren Grade des Offizierkorps bis zum Frühsommer dieses Jahres

sich um 30% vermehrt haben. An den freiwilligen Landsturmoffizierkursen beteiligten sich etwa 2000 Aspiranten.

Was die Heeresausrüstung angeht, so hat eine sehr umfangreiche Neuanschaffung von Pferden im Herbste vorigen Jahres stattgefunden, die dann im Laufe des Winters eingeritten und dressiert wurden. Auch wurden besonders viele Maschinengewehre angeschafft und das Personal in der Bedienung derselben eingeübt. Die Artillerie wurde komplettiert und sämtliche älteren Mannschaften in die Geheimnisse des neuen schnellfeuernden Geschützes eingeweiht.

Die schwedische Industrie hat seit Herbst vorigen Jahres ihre Produktion forcieren müssen, um die Mobilisierung neuer Abteilungen zu ermöglichen. Es heißt, daß diese bereits mit Gewehren und Munition reichlich versehen werden konnten. Besonders hat sich die schwedische Industrie die Herstellung von Munition angelegen sein lassen. Die inländische Industrie deckt auch den Heeresbedarf fast sämtlicher Bekleidungs- und Ausstattungsartikel, deren Neuanschaffung im Laufe des verflossenen Kriegsjahres große Dimensionen angenommen hat.

Die Reorganisation des schwedischen Heeres ist also eine vollendete Tatsache und zwar eine so bedeutungsvolle Tatsache, daß man bereits jetzt mit ihr als mit einem hochpolitischen Faktor zu rechnen hat. Nachdem nämlich die meisten europäischen Mächte sich in ihrem gigantischen Ringen moralisch und materiell — natürlich mehr oder weniger — aufgerieben, steht das schwedische Heer in ungeschwächter imponierender Kraft vor beiden kriegführenden Mächtegruppen als ein sehr in Frage kommender, äußerst wertvoller Bundesgenosse.

„Du tronar paa minnen fran fornstora dar,
Da ärad ditt namn flög ofver jorden“
(„Du thronst auf der Erinnerung an die entschwundene große Zeit,
Da vor deinem Namen sich die Völker neigten“)

heißt es von Schweden im schwedischen Nationallied. Alles spricht dafür, daß im Falle einer kriegerischen Verwickelung Schweden zu den alten Ehren kaum weniger stolze neue



fügen würde. Und als der Feind, mit dem einzig und allein eine kriegerische Verwicklung möglich erscheint, gilt allüberall, von Haparanda im Norden bis nach Trälleborg im Süden, Rußland.

Der gute militärische Geist hat in Schweden weniger als im benachbarten Norwegen durch antimilitaristische Unterwühlungsarbeit Schaden gelitten. Eine starke und stolze militärische Tradition reicht, trotz zeitweiligen Verfalles der schwedischen Heeresmacht, ununterbrochen hinein in unsere Zeitläufe. Zweifellos geht Skandinavien, sowohl in politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht, schwierigen Zeiten entgegen. Doch so kritisch sich immerhin die Lage der nordischen Länder zur Zeit anläßt, sicher ist, daß wenige andere neutrale Länder so kaltblütig und selbstbewußt wie Schweden der augenblicklichen sowohl, wie der kommenden Situation die Stirne bieten können.

Es liegt nahe, in dieser Verbindung kurz der Heeresverhältnisse des bis zum Jahre 1905 mit Schweden durch Personalunion vereinigten Norwegen zu gedenken. Wie seiner Zeit Serbien durch Bulgariens Beispiel gezwungen wurde, sein veraltetes militärisches System kurzer militärischer Übungskurse aufzugeben und zu längerer und gründlicherer Ausbildung seiner Wehrpflichtigen überzugehen, ebenso muß Norwegen, wenn anders es neben Schweden sich einigermaßen behaupten will, daran gehen, das zur Zeit bestehende Mißverhältnis zwischen seiner und der schwedischen Heeresmacht zu beheben. Die Linien, denen die militärische Entwicklung dieser beiden Länder gefolgt ist, hatten sich um die Jahrhundertwende sehr genähert, doch in den zehn Jahren, die der Unionauflösung folgten, entfernten sich die Kurven mehr und mehr von einander. Man denkt unwillkürlich zurück an die Zeit vor 300 Jahren, als sich Schweden beim Herannahen seines goldenen Zeitalters die Sorge um sein Heer besonders angelegen sein ließ, während Norwegens Heer klein war und sich überlebt hatte. Wieder befindet sich Norwegen seinem Nachbarlande gegenüber in ähnlicher Lage.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts machte Hannibal Schested dem norwegischen Heereselende ein Ende. Jetzt jedoch sieht man sich in Norwegen vergebens nach einem Manne um, dem die Tüchtigkeit und Energie Schested's in militärischen Dingen eignete. Und der Ausfall der jüngst getätigten Wahlen zum norwegischen Storthing läßt keine Besserung in dieser Hinsicht für die nahe Zukunft erwarten.

XVIII.

Weltlüge und Weltkrieg.

Von Franz Zach.

Eine große, ernste Frage ist seit einem Jahre nicht mehr verstummt — die Frage: Wer ist schuld am Weltkriege? Und doch hat es vielleicht noch nie einen Krieg gegeben, bei dem die Antwort auf die Schuldfrage so klar am Tage lag, wie bei diesem Kriege.

Frankreich dürstete nach Rache für den Krieg von 1870, England zitterte vor der deutschen Konkurrenz auf dem Weltmarkte, Rußland wollte über Berlin und Wien nach Konstantinopel. Alle drei haßten Deutschland und Österreich, und auf den Schmugglersteigen des Hasses schlichen die drei zu einander und reichten sich die Hand zum Bunde. So entstand jene Verschwörergesellschaft, die sich „Dreiverband" nennt und die seit Jahren den Vernichtungskrieg gegen die Zentralmächte vorbereitet hat. Und als dann im Sommer 1914 die russische Drahtpuppe auf dem Balkan die längst gelegte Lunte entzündete und Österreich-Ungarn sein eigenes Haus vor dem Brande schützen wollte, da war für die Verschwörer die lang ersehnte Stunde gekommen, die Zentralmächte zu überfallen.

Das ist kurz die Entstehungsgeschichte des Weltkrieges. Der Dreiverband ist der Weltbrandstifter, er ist verantwort-



lich für all das Blut, das geflossen. Jedes Holzkreuz auf den Gräbern unserer Helden wird ihn anklagen für alle Zeit und das namenlose Weh von Millionen Witwen und Waisen schreit zum Himmel um Sühne.

Wir sind unschuldig am Blute dieses Völkerkrieges. Wir bedrohten keinen unserer Nachbarn, wir wollten in Frieden leben. Solange die Welt steht, war nie ein starkes Volk so langmütig und verträglich als das deutsche Volk. Nicht einmal, nein, immer und immer wieder suchte Deutschland die Rachsucht Frankreichs zu versöhnen, Englands Neid zu besänftigen, Rußlands Herausforderungen durch Geduld zu entwaffnen. Mit Recht konnte Kaiser Wilhelm am Ende des ersten Kriegsjahres die Worte sprechen: „Vor Gott und vor der Geschichte ist mein Gewissen rein: ich habe den Krieg nicht gewollt."

Und daß der greise Kaiser von Österreich den Frieden wollte, davon war die ganze Welt so fest überzeugt, daß Franz Josef überall als Europas „Friedenskaiser" gefeiert wurde. Ja Österreich-Ungarn ertrug die Verhetzung seiner Völker durch Agenten des feindlichen Auslandes mit solcher Lammsgeduld, daß nachgerade der Spott der Welt herausgefordert wurde und der Glaube entstand, die Habsburger Monarchie sei altersschwach und liege im Sterben.

Seit mehr als vier Jahrzehnten haben die beiden Mittelmächte den Frieden bewahrt, schier unbegreifliche Opfer haben die beiden Kaiser für die Erhaltung des Friedens in Europa gebracht, unverhüllt und strahlend steht vor aller Welt diese Wahrheit, jeder, der sehen kann und nur ein Fünkchen von Wahrheitsliebe sich bewahrt hat, muß zugestehen, daß Deutschland und Österreich-Ungarn die Friedensstörer nicht waren, daß sie heimtückisch überfallen, zum Kriege gezwungen wurden.

Und dennoch! Horchen wir nur hinaus in die Welt: hallt sie nicht wider vom Haßgeschrei gegen Deutschland und Österreich? Sind wir nicht im ganzen Auslande an den Pranger gestellt als Friedensbrecher und Kriegshetzer? Sind wir nicht als Barbaren und Hunnen geächtet?



Wir stehen vor einem unheimlichen Rätsel! Wie kam es doch, daß auf einmal gegen uns der Haß eines Irrenhauses über die ganze Erde aufflackerte? Wie kam es, daß Japaner und Buren einträchtig wie zwei Schlächterhunde Deutschland an die Gurgel sprangen? Und unser früherer Bundesgenosse Italien wie ein Bandit Österreich in den Rücken fiel? Wie kam es doch, daß die weiße, schwarze und gelbe Menschheit sich vor unseren Augen, wie berauscht, in einem Kotmeer von Eidbruch, Verrat, Niedertracht und Blutdurst wälzte?

Ja, wie war es möglich, daß Englands und Frankreichs Staatsmänner es wagen durften, die Züchtigung der serbischen Fürstenmörder zur Entflammung eines Weltkrieges auszunützen? Mußte nicht die ganze rechtlich und ehrlich denkende öffentliche Meinung der Welt gegen einen solchen Frevel Protest erheben? Aber alles schwieg, und wie auf Kommando erklärte das gesamte Ausland unsere Notwehr als ein Verbrechen an der Menschheit, als Kriegshetze, und mit leidenschaftlicher Begeisterung, mit fanatischer Wut zogen Franzosen, Engländer und Russen gegen uns in den Krieg.

Auf alle diese Fragen gibt es nur eine Antwort: All das war möglich, weil die Verschwörer des Dreiverbandes durch Verdrehung der Tatsachen die Welt irre geführt und ihre Völker durch einen jahrelangen Lügenfeldzug zum Haß gegen uns erzogen und so künstlich in Kriegsbegeisterung hineingehetzt hatten.

Die Verschwörer des Dreiverbandes wußten so gut wie wir, daß heutzutage ein Krieg nur möglich ist, wenn das ganze Volk von der Gerechtigkeit des Krieges überzeugt ist. Ein heutiger Krieg ist ein Volkskrieg und ein solcher Volkskrieg läßt sich nur führen, wenn das ganze Volk mit Begeisterung zu den Waffen greift, um die Heimat zu verteidigen, um Haus und Herd zu schützen gegen tückische Feinde. Ein Volk, das in seiner Mehrheit davon überzeugt wäre, daß der Krieg, in den es ziehen soll, ein ungerechter, ein verbrecherischer ist, würde heutzutage nie und nimmer seiner



Regierung folgen: kein Einberufungsbefehl, kein Fahneneid, kein militärischer Drill, keine drakonische Strafe würde genügen, um einen derart beim eigenen Volke gegen dessen Überzeugung erzwungenen Krieg mit Aussicht auf Erfolg durchzukämpfen. Ein offenkundiger Raubkrieg ist unter zivilisierten Völkern unmöglich geworden. Das wußten die Verschwörer des Dreiverbandes — und darum verhüllten sie ihren geplanten Raubkrieg gegen die Zentralmächte mit dem Friedensmantel, und darum hetzten sie mit Hilfe einer feilen Presse die öffentliche Meinung ihrer Länder durch Lüge und Verleumdung gegen Deutschland und Österreich auf, um für den geeigneten Moment des Losschlagens der unumgänglich notwendigen Kriegsbegeisterung ihrer Völker sicher zu sein. Und wie trefflich diese Fälschung der Tatsachen und diese Verhetzung der Völker den Herren in London, Paris und Petersburg gelungen ist, das beweist der jetzige Weltkrieg, denn dieser Weltkrieg ist nichts anderes als die giftige Frucht eines jahrelangen Lügenfeldzuges in der Presse unserer Feinde.

Um die Möglichkeit dieses Lügenfeldzuges zu begreifen, um die ganze unheimliche Macht und Gefährlichkeit einer gewissenlosen Hetzpresse zu verstehen, muß man die Organisation des Nachrichtendienstes und den verlotterten Zustand der Presse in Frankreich, England und Rußland kennen.

Die Entwicklung der Zeitungen im Laufe der Jahrzehnte hat es mit sich gebracht, daß sich in immer größerem Umfange das Bedürfnis herausgebildet hat, Zentralpunkte für den Nachrichtendienst und den Nachrichtenaustausch einzurichten, und zwar unter umfassender Ausnutzung des Telegraphen- und Telephonnetzes. So entstanden allmählich in allen Hauptstädten der großen Reiche derartige Nachrichten-Bureaus. In London das Bureau „Reuter", in Paris die Agentur „Havas", in Rom die „Agencia Stefani", in Berlin das „Wolfbureau", in Wien das „k. k. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau". Nur dieses letztere, das Nachrichtenbureau in Wien, ist Staatsinstitut, alle anderen Nachrichtenagen-



turen sind heute private Aktiengesellschaften, haben also von Haus aus Beziehungen auch zur Börse. Allen gemeinsam aber ist, daß sie offiziöse Institute sind, d. h. im Dienste und unter Kontrolle der Regierung des betreffenden Landes stehen. Da nun alle diese großen Nachrichtenagenturen miteinander kartelliert sind, d. h. auf Grund vertragsmäßiger Vereinbarungen die Welt untereinander aufgeteilt haben und gegenseitig ihre Nachrichten austauschen, so bilden sie zusammen einen Ring, der die ganze Welt umspannt und die gesamte Presse beherrscht. Wie diese Nachrichtenbureaus die Nachrichten verbreiten, so kommen sie in die ganze Presse und so werden sie vom Publikum aufgenommen.

Diese Nachrichtenvermittlung ist ohne Zweifel eine wunderbare Organisation, es ist das eine ganz berechtigte Teilung der Arbeit, ja es liegt darin ein gewisser moderner Zug, daß fast auf der ganzen Erde die Menschen zu gleicher Zeit das Gleiche erfahren. Es läßt sich also an und für sich gegen diese Organisation nichts einwenden, solange der ganze Apparat in den Händen gewissenhafter, wahrheitsliebender Menschen ist. Wenn aber die Nachrichtenagenturen gewissenlos und käuflich sind, dann wird diese die ganze Welt umspannende Organisation zu einem Giftbrunnen, der Tag für Tag sein Gift hinausspeit in alle Welt. Und so ist es leider in Wirklichkeit.

Wie ich bereits früher bemerkt habe, haben diese Nachrichtenagenturen die Erde unter sich aufgeteilt, bei dieser Teilung fiel der Löwenanteil den Engländern und Franzosen zu. Während das Berliner Wolfbureau als eigentliches Geschäftsgebiet nur Deutschland und Skandinavien hat, umfaßt das Interessengebiet der Pariser Havas außer Frankreich und seinen Kolonien noch Spanien, den Balkan, Südamerika und Italien (die Agencia Stefani ist jetzt nur eine Havasagentur). Und das Reuterbureau in London hat das Monopol für England und sein weites Kolonialreich, außerdem vermittelt es Nachrichten aus Vorderasien, China, Japan und Nordamerika. Reuter verfügt über neun Zehntel des

gesamten überseeischen Kabelnetzes. Das gesamte Kabelnetz der Erde hat eine Länge von 511,417 Kilometer, davon entfallen auf Deutschland nur 5 Unterseekabel in einer Länge von 44,000 Kilometer (also kaum ein Zehntel des ganzen Netzes). So hat England durch das Reuterbureau tatsächlich das Monopol des Nachrichtendienstes über das gesamte außereuropäische Gebiet in der Hand und fast die ganze Presse der Welt steht unter britische Bewachung und Beeinflussung.

„Reuter" und „Havas" sind wirkliche Weltinstitute, die mit ihren erdballumspannenden Meldungen die ganze Welt unterrichten, den Gang der Börsen in allen Erdteilen regulieren und von der zivilisierten Menschheit angestaunt werden als die Quelle der zur Unfehlbarkeit gesteigerten Wohlinformiertheit, als die Quintessenz der internationalen Zeitungswissenschaft, als die Barometer für den politischen Wetterstand der Welt.

Und welches ist der Geist, der in diesen beiden Weltinstituten „Reuter" und „Havas" herrscht?

Reuter, der Gründer des Reuter-Bureaus, trug ursprünglich den schönen alttestamentlichen Namen Josaphat und war wegen antipreußischer Umtriebe in den 50er Jahren aus Deutschland ausgewiesen worden. Ihm und seinem Werke verdanken wir Bismarcks geflügeltes Wort „Gelogen, wie gedruckt!" Dieser Reuter nun, der ursprünglich in Göttingen Geldwechsler gewesen, schuf in London 1851 ein Nachrichtenbureau und nützte seine Nachrichten gründlich auf der Börse zu Spekulationen aus, bevor er sie der Presse übergab. Nebenbei spekulierte er in medizinischen Schwindelinseraten und sonstigen sauberen Geschäften. Die Nachkommen dieses aus Deutschland verwiesenen Herrn Reuter waren seit Jahrzehnten die Giftmischer gegen Deutschland. Hören wir noch das Urteil eines Mannes, der als Angestellter des Reuter-Bureaus jedenfalls genügend Einblick hatte in dieses Schandtreiben: Emil Witte erklärte in den 90er Jahren, daß die staats- und völkergefährlichen Umtriebe



des Bureaus Reuter die Staatsgrundlagen weit mehr erschüttern als alle anarchistische Propaganda der Tat, denn die Männer, die daran interessiert sind, kennen kein Vaterland, denken und fühlen international und ihre Familienangehörigen sind über die ganze Welt zerstreut. Krieg und Kriegsgefahr bilden für diese Männer die günstigste Gelegenheit, im Trüben zu fischen."

Das ist der Geist, der im Reuter-Bureau herrscht, und dieses Reuter-Bureau ist das Sprachrohr der englischen Regierung.

Moralisch nicht höher stehend und von ähnlichen Gründern ins Leben gerufen, ist die französische Nachrichtenagentur „Havas". Sie ist ein Pariser Börsenunternehmen zur Beherrschung der französischen Presse.

So beschaffen also sind die beiden Weltinstitute „Havas" und „Reuter". Juden und Freimaurer sind die Besitzer dieser Nachrichtenquellen und die Vergiftung der öffentlichen Meinung der ganzen Welt ist ihre tägliche Arbeit. „Reuter" und „Havas" sind die organisierte Weltlüge, im Dienste der Lüge haben sie seit jeher den Kampf gegen die katholische Kirche geführt, im Dienste der Lüge haben sie auch den Weltkrieg angezündet, mit schwerem Gelde dafür bezahlt von den Verschwörern des Dreiverbandes. Und diese Lügen- und Verhetzungsarbeit ist ihnen um so leichter geworden, als ja die gesamte führende Presse in England und Frankreich in den Händen von Kapitalisten, Juden und Freimaurern ist. Es ist kein Wunder, daß in Ländern, in denen Einrichtungen von der Art „Reuter" und „Havas" möglich sind, die Presse ihrer Würde völlig entkleidet wird.

Schon im Jahre 1862 schrieb Graf Fiquelmont: „Jeder englische Publizist, jeder Redakteur ist ein Mitarbeiter an dem Werke des britischen Ministeriums; sie erhalten sämtlich ihre Instruktionen von den Handelsfürsten der City von London". Dieser City ist die Presse Englands untertan und vor allem die „Times", das vielgenannte Weltblatt, das jetzt am gehäßigsten gegen Österreich arbeitet. Ihr Be-



sitzer Lord Northcliffe, der früher den Namen Harmsworth trug, gehört jener Familie an, welche die ungeheuerste Zeitungsmacht der Welt in ihrer Hand vereinigt. Die Familie Harmsworth besitzt mehr als 70 Zeitungen, sie hat auch die führende Pariser Presse unter ihren Einfluß genommen und zudem das Hauptorgan des russischen Nationalismus, die „Nowoje Wremja" in Petersburg in ihre Hand gebracht. Die Zeitungs-Aktiengesellschaft Harmsworth beherrscht also die ganze Dreiverbandspresse und Northcliffe hat sich schon vor Jahren gerühmt, daß er jeden Wettbewerb ausschließe und jeder Zeitung des Landes sein Monopol aufzwingen könne. Und was das heißen will, zeigt der Ausspruch eines englischen Geistlichen, der sagte: „Wenn in England die Bibel etwas behauptete und die Times sagte das Gegenteil, so würden von 510 Personen 500 der ‚Times' Glauben schenken."

Welch unheimliche Macht der an der Spitze befindliche Kapitalist ausübt, das hat am 5. Dezember 1914 der leitende Redakteur der liberalen „Daily News", Gardiner, in einem offenen Briefe an Lord Northcliffe ausgesprochen. Gardiner sagte dem Zeitungskönig Northcliffe trocken ins Gesicht: „Sie waren durch 20 Jahre der journalistische Brandstifter in England, ein Mann, stets bereit, die Welt in Flammen zu versetzen, um daraus ein Zeitungsplakat zu machen." Und weiter führt er aus, daß der jetzige Weltkrieg eine Lieblingsidee dieses Zeitungsmagnaten gewesen sei und daß dieser journalistische Brandstifter triumphiere, daß er und seine Zeitungen „richtig prophezeit" hätten.

Ebenso ist die Pariser Presse vollständig abhängig von unsauberen Geldmächten. „Die Pariser Presse ist, kurz gesagt, ein großer Pfuhl der Verderbnis. Wer in diese Presse eintritt, befindet sich in einem Bordell, in dem man um des Gelderwerbes wegen seinen Geist prostituiert", schreibt Dr. Karl Bücher in seiner Schrift „Unsere Sache und die Tagespresse."

Diese korrumpierte Presse war es, mit deren Hilfe



König Eduard VII., Grey, Delcassé, Iswolski, Nikolajewitsch und Genossen in den letzten 2 Jahrzehnten einen Lügen- und Verleumdungsfeldzug gegen die Zentralmächte geführt haben, wie die Welt noch keinen gesehen. Mit Hilfe ihrer feilen Presse hat diese Gesellschaft von Verbrechern, die an höchster Stelle politischen Einflusses in England, Frankreich und Rußland stehen, die ganze zivilisierte Welt am Narrenseil geführt und die Irreleitung der öffentlichen Meinung im In- und Auslande geradezu in ein System gebracht.

Mit wahrhaft teuflischem Geschick hat es König Eduard verstanden, seiner Kriegshetze den Friedensmantel umzuhängen. Er, der nichts anderes wollte als Krieg gegen Deutschland, wußte sich als „Friedensfürst“ aufzuspielen, und während er mit fanatischem Haß den Kriegsbund gegen die Zentralmächte zusammenschmiedete, wußte er durch die Presse der Welt einzureden: der Weltfriede sei durch Deutschland bedroht und nur durch seine angestrengten Bemühungen werde der Weltfriede gerettet. Wahrhaftig, schamloser wurde die Welt noch nie belogen, als durch diesen König und seine Helfershelferin, die Presse.

Diese Lüge wurde nun mit allen Mitteln einer skrupellosen Zeitungsagitation täglich und stündlich in die Welt hinausgerufen, so lange, bis die Welt daran glaubte und ein furchtbarer Haß aufloderte gegen das deutsche Volk. Tausende von bezahlten Federn arbeiteten an der systematischen Brunnenvergiftung der öffentlichen Meinung und machten mit der Druckerschwärze Deutschland und Österreich vor der ganzen Welt so lange schwarz, bis Abscheu und Haß gegen uns die Völker erfaßte und die Welt tatsächlich glaubte, es sei Pflicht die deutschen Hunnen als den Abschaum der Menschen im Blute zu ersticken.

So wurde der Krieg vorbereitet und künstlich eine Kriegsbegeisterung geschaffen. Nun galt es noch, der Lüge die Krone aufzusetzen: den Zentralmächten die Schuld am Kriege in die Schuhe zu schieben und die „Überfallenen“ als Weltbrandstifter zu brandmarken. Diesem Zwecke diente das ekel-



erregende Falschspiel der Friedenskomödie des Dreiverbandes in den letzten Julitagen 1914.

Wie gut auch dieser Teufelsplan gelang, haben wir schaudernd miterlebt in jenen Tagen, wo sich die Kriegserklärungen gegen uns förmlich überstürzten und wir über Nacht einer ganzen Welt von Feinden gegenüberstanden und Franzosen, Engländer, Belgier, Russen und Serben sich mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft auf uns stürzten.

Damals feierte die Weltlüge ihren Triumph: der Dreiverband stand als unschuldiges Lämmchen vor der Welt da, überfallen von den blutgierigen Wölfen Deutschland und Österreich-Ungarn. Jene österreichisch-ungarische Denkschrift, die klar und deutlich Serbiens Schuld am Mord von Serajewo bewies und allen Regierungen zugeschickt wurde, die den wichtigsten Beweis für die Berechtigung des Vorgehens der Habsburger Monarchie bildete, war in jenen entscheidenden Stunden von der gesamten Dreiverbandpresse unterschlagen worden.

Das war die Einleitung und kaum war der Krieg eröffnet, so brach ein wahrer Orkan von Zeitungslügen gegen Österreich und Deutschland los und raste über die ganze Erde. Mit besonderer Wildheit stürzte sich die Lüge auf Österreich-Ungarn. Während eine Woge stürmischer Vaterlandsbegeisterung durch die Donaumonarchie brauste, sich die Nationen zu einem ehernen Wall um ihr Kaiserhaus zusammenschlossen und unsere Regimenter in stolzer Herrlichkeit ausmarschierten, meldete der Telegraph in der ganzen Welt den — Zusammenbruch Österreich-Ungarns.

Der Zweck dieses Lügensturmes ist klar: man wollte den Feinden Österreichs und Deutschlands Mut machen, schwankende Neutrale zu sich herüberziehen und zu überstürzten Entscheidungen drängen. Wir aber standen diesem Streben, mit dem die öffentliche Meinung zu Gunsten unserer Feinde unterjocht werden sollte, wehrlos gegenüber; denn wir waren buchstäblich von der übrigen Welt abgeschnitten, da die Engländer sofort bei Kriegsausbruch die

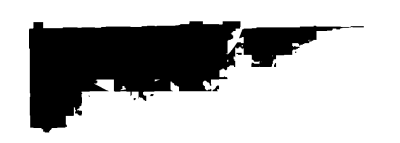
deutschen Kabel zerstört hatten. Der gesamte überseeische Nachrichtendienst war in den Händen der Engländer und so konnte der Dreiverband neben dem Kriege mit den Kanonen noch einen Preßfeldzug führen, in dem mit den verwerflichsten Mitteln gekämpft und die Wunden des Schlachtfeldes noch weiter aufgerissen wurden.

So konnten unsere Feinde Meldungen in die Welt setzen, wie man eben wünschte, daß sie sein sollten. Und wenn Wünsche Waffen wären, totbringende Waffen, dann wären Deutschland und Österreich-Ungarn längst vernichtet oder doch zumindest heimgesucht von Hungersnot und Kriegsseuchen.

Das sind die Mittel, mit denen der Preßkrieg gegen uns geführt wurde und noch geführt wird. Gott sei Dank, daß die Zentralmächte das Dreinhauen und das Siegen besser verstehen als das — Lügen! Mag der Dreiverband noch weiter die Welt belügen, wir halten durch in unerschütterlicher Treue! Gott wird mit uns sein und mit seiner Hilfe werden wir nicht nur die Waffen des Schlachtfeldes, sondern auch die Waffen der Lüge besiegen!

Schon steigt hinter den düsteren Wolken der Kriegsnot langsam ein neuer Morgen herauf, immer deutlicher werden die Konturen des neuen Tages. Unsere verbündeten Heere stehen in Frankreich und tief drin in Rußland und am Isonzo halten unsere Helden Wacht. Belgien und Serbien sind gewesen, schon stehen deutsche Pickelhauben an der Grenze von Griechenland und österreichische Truppen beherrschen siegreich Montenegro. Wahrheit und Gerechtigkeit werden siegen und es wird auch die Stunde kommen, wo die Weltlüge des Dreiverbandes, hell beleuchtet vom Scheinwerfer der Wahrheit, vor aller Welt in ihrer ganzen Blöße stehen wird als die Schande des 20. Jahrhunderts. Und dann wird die irregeführte Menschheit, aus der Lügenhypnose erwachend, sich mit Schrecken fragen: Ja, wie war das doch möglich?





XIX.

Persien im Weltkrieg.

Der Drang Rußlands nach dem Meere ist jahrhundertealt. Eine das ganze Jahr eisfreie Küste am offenen Meere ist das heiße Ziel der russischen auswärtigen Politik. Die Hoffnung auf die Öffnung der Dardanellen ist dahin. Archangelsk ist monatelang vereist. Da bleibt den Russen nur noch der norwegische Hafen Narwik, der über schwedisches Gebiet hinweg erobert werden müßte. Da aber Rußland diesen Schritt zu tun für unangebracht oder für unmöglich hält, wächst in Rußland die Zahl derer, die auf Persien und den indischen Ozean hinweisen. Der persische Golf als russisches Kriegsziel ist nach zuverlässigen Nachrichten die neueste Phase der Kriegsabsichten Rußlands. Damit ist neuerdings das Interesse an Persien, das schon vor dem Weltkrieg in eine russische und englische Interessensphäre geteilt wurde, in den Vordergrund getreten.

Wird wohl auch Persien in den Krieg verstrickt werden? Diese Frage hat in einem im Verlag von Karl Curtius in Berlin erschienenen Schriftchen ein persischer Patriot in eingehender Weise beleuchtet. In den Zeitungen Teherans und den Parlamentsverhandlungen wird man vergebens eine ausreichende Antwort auf die leitenden Grundgedanken der Politik Persiens suchen. Persien hat vor etwa einem Jahre seine Neutralität erklärt. Seitdem aber haben sich auf dem Balkan und in der Türkei militärische Umwälzungen vollzogen, die ihre starken Wellen auch nach Persien hineingetragen haben, sodaß die Stellung Persiens zum Weltkriege ebenfalls eine andere werden mußte. Persien befindet sich in einer ähnlichen Lage wie Schweden. Für beide Länder ist der günstige Zeitpunkt gekommen, aus der Bewegungslosigkeit herauszutreten nnd aus der jetzigen günstigen Gelegenheit für die innere und äußere Lage Nutzen zu ziehen.



Persien darf sich nicht mit einer siegreichen Türkei zufrieden geben, welche seine Unabhängigkeit gewährleiste. Es ist selbstverständlich, daß „sowohl für Deutschland wie auch für die Türkei das Bestehen eines starken Persiens, das aus eigener Kraft sich verteidigen und seine Grenzen wahren kann, nicht nur schädlich ist, sondern sogar von ihnen mit Freude begrüßt werden wird". Aber weder Deutschland noch die Türkei wird ihre Truppen nach Persien schicken, um dem Lande Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen. Andererseits werden die Erbfeinde Persiens, Rußland und England, im Falle ihres Sieges von Persien sofort Besitz ergreifen und das Land unter sich aufteilen. Diese beiden Staaten haben ja in den letzten Jahren mit voller Absicht Persien geschwächt und jeden Weg zur Aufraffung, Erstarkung und Herstellung von Ordnung ihm verschlossen. Persien muß sich also auf seine eigene Kraft besinnen und sein Schicksal selbst in die Hand nehmen.

Rußland und England haben Persien in einer Weise vergewaltigt, daß man die derzeitige Ohnmacht des Landes wohl versteht. So haben im Jahre 1900 die Russen die persische Regierung gezwungen, ohne russische Erlaubnis keinerlei Anleihen bei anderen Staaten zu machen. Mit Gewalt haben sie von Persien das Versprechen erpreßt, während 24 Jahren auf jeden Eisenbahnbau zu verzichten. Sie haben ferner die Finanzen und die Armee des Landes in Unordnung gebracht. Sie haben der Regierung das Recht der Schiffahrt auf dem Kaspisee, die Selbstbestimmung des Zolltarifs genommen und wirtschaftliche Vorteile, Handel und die Bergwerke an sich gerissen. Weiterhin haben Rußland und England zusammen der persischen Regierung die Privilegienerteilung an Ausländer ohne ihre Erlaubnis geraubt; auch darf kein Ausländer zur Ausführung von Reformen in persische Dienste genommen werden. Ferner ist die Aufstellung eines noch so kleinen Heeres an die Zustimmung der beiden Mächte gebunden. Sie haben 1912 die Einwilligung der persischen Regierung zu dem Teilungs-

abkommen über Persien erzwungen und ihr gleichzeitig den „Schutz" durch England und Rußland aufoktroyiert. Alle Bemühungen der persischen Regierung in den letzten zehn Jahren, dem Verfall des Landes zu steuern, die Volkswirtschaft zu heben, Finanzen und Gendarmeriewesen zu reformieren, haben die beiden Mächte mit aller Kraft und mit allen möglichen Intriguen zu hintertreiben verstanden. Um dem Lande ja jede Möglichkeit zur Aufraffung zu nehmen und aus Persien einen durchaus ungefährlichen Gegner zu machen, „haben England und Rußland in wohlüberlegtem Vorgehen systematisch die Finanzen Persiens durch die von ihnen an die Stelle der amerikanischen Finanzleute gesetzten Belgier, ihre Kreaturen, gründlich und vollständig verwirren und ruinieren lassen." Zahllose Schuldforderungen an die Regierung — man erpreßte z. B. die Aufstellung von Kosakentruppen in Teheran und im Azärbaidschan — mußten herhalten, um die Verfügung über die gesamten Einkünfte des Landes der persischen Regierung zu entziehen. Als diese dann für ihre monatlichen Zahlungen Geld brauchte, lieh man ihr zuerst kleine Vorschüsse und später unter sehr harten politischen und finanziellen Bedingungen gegen 7 % Zinsen eine Summe von 400 000 Pfund, wobei man ihr allerhand wertvolle Vorrechte in Bezug auf Eisenbahnen, Bergwerksbetriebe, Telegraphie und anderes abzwang. Die Schuldenlast der persischen Regierung wurde naturgemäß von Tag zu Tag drückender, die Finanzen gerieten immer mehr in Unordnung und das ganze Staatswesen wurde langsam an den Rand des Abgrunds hingetrieben. Ganz besondere Brutalitäten erlaubten sich noch obendrein die Russen, indem sie z. B. alle russischen Untertanen, die auf persischem Boden Landbesitz hatten, zwangen, die Steuern dafür bei den Zweiganstalten der russischen Bank statt bei den persischen Steuerbehörden zu zahlen. Ferner trieben die Russen auch hier eine schamlose Russifizierungspolitik, indem im Laufe eines einzigen Jahres über hunderttausend Russen in Astärabad und Azärbaidschan einwanderten. Auf



der anderen Seite hat England sich ständig als getreuer Helfershelfer bei den Schandtaten der Russen erwiesen. Im Laufe der letzten acht Jahre haben die Engländer vor allem viele Truppen an den Küsten des persischen Golfes gelandet und die Häfen zu militärischen Stützpunkten ausgestaltet. Nach dem Kriegsausbruch haben beide Mächte Persien zum Schauplatz ihrer Truppenbewegungen und des Krieges gemacht und das Leben zahlloser unschuldiger Untertanen, sowie ihr Hab und Gut brutal vernichtet.

Von England nun die Freiheit Persiens zu erwarten, kann nur in den Köpfen politisch Unreifer erhofft werden. Vor allem ist die Hoffnung hinfällig, daß nach einem für die Entente siegreichen Ausgang des Krieges bald ein sehr starker Gegensatz zwischen England und Rußland in ihrer vorderasiatischen Politik zu offener Feindschaft führen müsse, wobei eine Kräftigung Persiens gegen Rußland eine Notwendigkeit sei. England denkt an die endgiltige Aufteilung Persiens. Marling, der jetzige britische Gesandte in Teheran, ist fest von der Notwendigkeit, Persien zu zertrümmern, überzeugt. Alle Gelegenheiten hiezu werden von den Engländern scharf wahrgenommen. So treten sie sehr warm für die belgischen Zollbeamten in Persien ein, von denen unser Gewährsmann sagt, daß alle ohne Ausnahme am meisten zu dem Ruin Persiens beigetragen haben. Dagegen beschuldigen sie die schwedischen Offiziere der Aufruhrstiftung und der Deutschfreundlichkeit, weil diese wirklich für die Freiheit, die Errettung, die Unabhängigkeit und die Sicherheit Persiens auf das Uneigennützigste wirken und den Grundsatz „Persien für die Perser" zur Richtschnur ihres Handelns machen. Vor allem suchen auch die Engländer die von den schwedischen Offizieren organisierten Gendarmerietruppen, den einzigen geordneten Machtfaktor für Persien auseinander zu sprengen. Ferner haben sich die Engländer nicht im Geringsten an die Neutralität im Kriege gekehrt, sondern in Persien geschaltet, wie wenn es ihr eigenstes Gebiet wäre. Deutsche, österreichische, türkische

Konsularbeamte wurden verschleppt und ins Gefängnis geworfen. Den Untertanen dieser Staaten haben sie Hab und Gut geplündert, ihre Fabriken und Handelshäuser verwüstet, in Khurasan wurden deutsche Beamte und Kaufleute sogar getötet. Gleichwohl belästigen sie die persische Regierung Tag für Tag mit der Klage, die Deutschen würden gegen die Neutralität arbeiten!

Am 4. September 1907 empfing die persische Regierung die offizielle schriftliche Erklärung, daß das russisch-englische Abkommen eine Bürgschaft für Persiens Unabhängigkeit sei, daß beide Regierungen sich verpflichtet hätten, sich jeglicher Einmischung in die inneren Verhältnisse Persiens zu enthalten und sich gegenseitig an solchen Einmischungen zu hindern. Trotzdem hat die englische Regierung all die Schlächtereien und Brutalitäten sowie die Einmischungen der Russen in Persien nicht nur stillschweigend geduldet, sondern sogar die Russen in ihrem Vorgehen bestärkt und ermutigt. Kann demnach Persien in dieser Lage auf eine Errettung aus seiner Knechtschaft und auf selbständiges politisches Leben hoffen?

Was soll Persien tun? Die heutige Weltlage ist die allerletzte Gelegenheit, aus den Banden dieser drückenden Knechtschaft sich zu befreien. Wenn Persien sich jetzt nicht aufrafft, wird in wenigen Jahren von seiner Selbständigkeit der letzte Rest verblichen sein. Es muß Geld, Waffen, Munition für eine wirklich brauchbare Armee ins Land schaffen. „Über ein Jahr hindurch aber", schreibt der persische Patriot, „hat Persien die kostbarste Zeit, die ihm die Weltlage gab, verschwendet mit ununterbrochenen Kabinettwechseln, mit Klagen über sein Ministerium, mit persönlichen Zänkereien im Parlamente, mit Parteihader, mit Gekeife der Zeitungen gegen einander, ohne auch nur einen Schritt vorwärts getan zu haben." Persien muß aber die Lenkung seines Geschickes jetzt selbst in die Hand nehmen. Dazu ist es notwendig, die belgischen Finanzbeamten durch schwedische zu ersetzen und das Heer von den Schweden organisieren zu lassen. Ferner müssen Persien, Afghanistan und

die Türkei sich unter Hintansetzung aller trennenden Momente zu einem Bunde des vorderasiatischen Orients vereinigen. Da Persien sich ohne fremde Hilfe nicht freimachen kann, muß es auf alle Fälle eine aufrichtige Gesinnung und freundschaftliche Beziehungen zu den ihm benachbarten muhammedanischen Reichen haben, ferner muß es nähere Verbindungen mit den europäischen Zentralmächten, den Feinden seiner Feinde suchen. Vor allem aber muß Persien die große Stunde der Verantwortung seiner Ehre erkennen und die Erkämpfung seiner Freiheit mit allen Mitteln anstreben. Auch für die Neutralität braucht es starke militärische Kräfte. Der Krieg aber ist der beste Schlüssel zur Wiedererlangung seiner Freiheit.

Diese innere und äußere Lage Persiens ist für die Zukunft nicht gerade besonders hoffnungsvoll. Inzwischen haben sich die Verhältnisse derart zugespitzt, daß der durch seinen Nationalpatriotismus bekannte Generalgouverneur von Luristan, Nisam es Saltaneh unter Übernahme des Befehls über die einheimischen Streitkräfte an England und Rußland soeben den Krieg erklärt hat. Damit ist auch die persische Frage ins Rollen gebracht worden. Wir können nur wünschen, daß Persien gleich der Türkei siegreich aus seiner Erhebung hervorgehen möge, da dieser Krieg für Persien ein Kampf auf Leben und Tod ist. England darf das Land nicht länger aussaugen und knebeln; Rußland darf keinen Hafen am persischen Golf erhalten und Persien muß ein Land mit politischer Selbstbestimmung und Unabhängigkeit, es muß wieder ein freies Land werden; ein Land, das an die kommende politische und wirtschaftliche Interessensphäre von Helgoland bis Bagdad in freundschaftlicher Weise angeschlossen werden muß. Das ist in kurzen Zügen die Lage und die Hoffnung Persiens im Weltkrieg. Im Falle der Verwirklichung dieser Ziele würden Rußland und England eine Einbuße ihrer Weltgeltung erfahren, die zu den allerschwersten Verlusten des Ansehens und der Macht dieser beiden Staaten gehören würde.

XX.

Kürzere Besprechungen.

1. Otto Ursprung, Jacobus de Kerle (1531/32—1591). Sein Leben und seine Werke. Münchener Handelsdruckerei Hans Beck. 1913. (Dissertation). 115 Seiten. In den „Denkmälern der Tonkunst in Bayern" ist von De Kerle des öfteren die Rede. So hat Sandberger in seinem Haßler-Band unter anderem auch des Mißgeschickes gedacht, das den flandrischen Meister während seines Augsburger Aufenthaltes betraf. Die Sache, an sich unerheblich, hat für den Biographen doch ihre Bedeutung, spielt auch in dem neuen Buch eine Rolle. Zu ihrem Verständnis sei Folgendes vorausgeschickt. De Kerle, der bereits in seiner Heimat und in Italien den Ruf eines vortrefflichen Künstlers genoß, war von dem Augsburger Kardinalbischof Otto Truchseß von Waldburg, seinem Gönner und Herren, an das Domkapitel empfohlen worden, wo er eine Pfründe und musikalische Beschäftigung fand. Als nun der alte Domkapellmeister krankheitshalber von seinem Amt zurücktrat, hoffte unser Künstler — wozu ihn Talent und Anerkennung berechtigt hätten — an seine Stelle berufen zu werden, mußte aber die Enttäuschung erleben, daß man ihm einen jüngeren und keineswegs ebenbürtigen Musiker, den Schwaben Bernhard Klingenstein, der allerdings von Kindheit auf beim Kapitel lebte, vorzog. Daraufhin forderte er seinen Abschied und verließ die Stadt. Sein ferneres Los war wechselvoll. Er hielt es nirgends lange aus, geriet in materielle Bedrängnis und schloß sein Leben in verborgenem Dunkel, nachdem es so verheißend begonnen hatte, — ein Schicksal, das ja manchem Künstler damals beschieden war, im Hinblick auf die starke Potenz, die sich in De Kerle's Werken äußert, aber doppelt bedauerlich ist und



überraschen muß. Jedenfalls kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, daß es sich vielleicht anders gestaltet haben würde, wenn die Augsburger glimpflicher entschieden hätten. Daher frug schon Sandberger nach Gründen für dieses, auf den ersten Blick so schroffe Verhalten und glaubte sie in der auch sonst hervortretenden Abneigung des Klerus gegen die Welschen und die Niederländer im Besonderen gefunden zu haben. Referent war dann in seinem Aichingerband diesem Fingerzeig gefolgt und sah dahinter ein Sympton des erstarkenden Nationalgefühls, wie es etwa später in dem Nürnberger Johann Staden in der Tat sich verdeutlicht. Nach den vorliegenden Untersuchungen aber hat es damit doch eine andere Bewandtnis. Nicht ideale, sondern sehr reale Gründe des Domkapitels gaben den Ausschlag, und die ganze Angelegenheit wirft auf den Charakter des Künstlers ein eigentümliches Licht. De Kerle war nämlich vor seiner Berufung nach Augsburg mit dem Kirchenbann belegt worden; das war auch der Anlaß einer voraufgehenden Reise nach Rom. Er hatte sich in seiner Heimat, als Vikar am Dom zu Ypern eines Vergehens schuldig gemacht, das ihn als streitbares Temperament kennzeichnet. Vielleicht gab er auch den Augsburgern Anlaß zur Unzufriedenheit, jedenfalls trugen sie Bedenken, einen Diffamierten an die Spitze ihrer Kantorei zu stellen. Ihr Lokalpatriotismus mag ihnen den Entscheid erleichtert haben. Sonach ist das Rätsel gelöst. Es zeigt sich, daß De Kerle ein Künstler von starkem Selbstgefühl oder — wie sein Biograph sagt — eine „Renaissancenatur“ war, die gehobenen Dranges und franken Willens die Welt erfaßte; er ähnelt darin seinem glücklicheren und berühmteren Kunstgenossen Haßler, mit dem er auch im Schaffen manches gemein hat. Darauf wird auch in unserem Buch hingedeutet, obschon mehr beiläufig, auch wie uns dünkt, mit kluger Zurückhaltung. In dem künftig für die „Denkmäler der Tonkunst“ zu bearbeitenden Band, den diese Studie einleiten soll, wird die Harmonie der menschlichen Persönlichkeit mit der künstlerischen im Einzelnen nachzuweisen sein. Bisher existiert von den musi-

kalischen Werken De Kerle's nur ein verschwindender Bruchteil in Partitur. Es ist vollwertige Musik, die den Eindruck der Kraft und Selbstsicherheit hinterläßt. Man darf dem Neudruck der Messen und Motetten, wie namentlich der für den guten Fortgang des trientinischen Konzils komponierten Preces speciales (1562) mit Erwartungen entgegen sehen. Der biographische Teil des Buches enthält neben der angedeuteten Darstellung der Augsburger Zeit eine Fülle weiterer Aufschlüsse, die oft über den pragmatischen Zweck weit hinausgreifen und allgemeines Interesse erwecken. Mit besonderem Genuß liest man die Berichte, die der Kardinal in Form eines Tagebuches von einer Dienstreise über Tirol, Mailand und Nizza nach Spanien an den Münchener Hof gesandt hatte. De Kerle war als Maestro di Cappella Teilnehmer dieser vergnüglichen und merkwürdigen Fahrt. Die Dokumente stammen aus dem Münchener Reichsarchiv, dem der Verfasser auch andere Quellen verdankt. Überhaupt liegt der besondere Wert seiner Darlegungen in der treuen Materialsammlung. Nachforschungen im Stadtarchiv zu Ypern und in der Universität Loewen, deren Bestände ja inzwischen wohl größtenteils in Flammen aufgegangen sind, in Orvieto, Mantua, Rom, Bologna, Mailand, Cremona, in den Kopialbüchern des Innsbrucker Statthaltereiarchivs, in den bayerischen Hofkammer-Rechnungen, in den Augsburger Domkapitel-Recessen führen ihn immer tiefer in den Geist der Zeit und gestatten ihm eine gesicherte Schätzung dieser Künstlerexistenz. Jetzt erkennt man nicht nur die verborgenen Zusammenhänge, die den Musiker mit der Zeitgeschichte verknüpfen, sondern auch seine Augsburger Wirksamkeit als bedeutenden Faktor im Kunstleben dieser Stadt. Der Verfasser hat die Gabe, seinen Gegenstand mit echt künstlerischer Wärme vorzutragen. Seine stilkritischen Bemerkungen zeugen von solider Schulung; man fühlt überall den Untergrund gediegenen Wissens, das von der Schwierigkeit der Aufgabe sich Rechenschaft ablegt und mit bloßer Ästhetik sich nicht begnügt.

Theodor Kroyer.



2. **Übungen des Geistes** zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes und Lebens von Bischof Johann Michael **Sailer**, neu herausgegeben von Dr. **Franz Keller**, Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung VIII + 370 S. kl. 8°.

Sailer hat eine vielfach zwiespältige Beurteilung erfahren, schon zu seinen Lebzeiten und auch nach seinem Tode ist das Urteil über ihn vielfach geteilt gewesen bis auf den heutigen Tag. Einiges zur Klärung des Urteils über den geistesmächtigen Mann, den gefeierten Lehrer und Schriftsteller, den seeleneifrigen Seelsorger und Bischof konnte ich durch meine aktenmäßigen Veröffentlichungen zur Lebensgeschichte Sailers beitragen. (Siehe: „Sailer und Kurfürst Karl Theoder" [Histor.-polit. Blätter 1909], „Sailer und seine Bedeutung" [Hochland 1910], „Sailer und seine Maßregelung an der Akademie zu Dillingen und seine Berufung nach Ingolstadt" [Kempten, Kösel 1910], „Urkundliches zur Biographie Sailers" [Katholik 1910], „Sailers religiöse Entwicklung" [Theologie und Glaube 1914], „Sailer, seine Ablehnung als Bischof von Augsburg 1819" [Schöningh, Paderborn 1914].) Durch diese Schriften und Abhandlungen, sowie durch meine Auswahl aus Sailers Schriften [Sammlung Kösel 1910 S. 41—42] ist die Aufmerksamkeit wieder mehr auf Sailer gelenkt worden. Herr **Döberl** in Cham hat weitere schätzenswerte Beiträge zur Beurteilung Sailers geliefert. Infolge dieser Aufklärungen trat eine vielfach veränderte Beurteilung Sailers ein, und die Aufmerksamkeit auf ihn gab sich kund in erneutem Interesse für Sailers Schriften. So gab Fr. **Keller** Sailers Übersetzung der Nachfolge Christi von Thomas von Kempen neu heraus und läßt eben in den „Büchern für Seelenkultur" als zweites Bändchen Sailers „**Übungen des Geistes**" neu erscheinen. Das ist nur zu begrüßen und alle Freunde tiefer Religiosität werden Keller für die Neuausgabe dankbar sein. Freilich für eine **zweite** Auflage, die wir dem Büchlein wünschen, müssen wir dem Herausgeber eine sorgfältigere Behandlung des Sailerschen Textes anraten. Wenn er z. B. die Betrachtungen in Versform wegläßt, so ist dagegen



nichts zu sagen; aber schon die Weglassung der Stellen aus der Nachfolge Christi Thomas von Kempen ist nicht angängig; es genügt nicht, statt dessen auf Buch und Kapitel im Kempis zu verweisen; denn die Auswahl der Stellen ist charakteristisch für für Sailer und die betreffende Betrachtung. Ebensowenig sieht man ein, warum die Stellen aus Augustin und Franz von Sales fehlen. Auch die verschiedenen Auslassungen, Umstellungen, Änderungen, die Keller willkürlich und sogar sinnstörend vornimmt, sind nicht begründet und jedenfalls keine Verbessernng gegenüber dem Original. Wir möchten dem Herausgeber daher für weitere Auflagen engeren Anschluß ans Original empfehlen. Das fordert die philosophische Akribie und die Pietät gegen den großen Bischof.

Würzburg. Prof. Dr. Stölzle.

3. Spanien, Reisebilder von Johannes Mayrhofer. Mit 17 Bildern und einer Karte. Herdersche Verlagshandlung. Freiburg im Breisgau.

Wer im Toben des Weltkrieges die rastlos wandernden Gedanken einem Land zuführen will, das noch die Segnungen des Friedens kostet, einem Land, das, streng neutral, noch deutsches Recht und deutsche Interessen gelten läßt, der nehme dies Buch zur Hand, um mit J. Mayrhofer Spanien zu durchstreifen.

In Gibraltar, der englischen Seefeste, beginnt die Reise, welche uns mit den bedeutendsten spanischen Städten vertraut machen soll. Der Verfasser beschreibt in bewegter Sprache die herrlichen Naturschönheiten der Pyrenäenhalbinsel. Er weiß mit Liebe und Begeisterung ein Bild des spanischen Volkes, seiner Sitten und Gebräuche zu entwerfen, so in den lebensfrischen Schilderungen der Semana Santa in Sevilla, des Fronleichnamsfestes in Burgos usw. Auch im Volksfest- und Jahrmarkttreiben hat er Land und Leute studiert. In Wort und Bild zeigt er uns Spaniens großartige Bauten, wie den Alcázar, die Alhambra, den Escorial. Prächtige Kirchen und Dome hat



er bewundernd geschaut, architektonische Merkwürdigkeiten der Römer und Mauren besichtigt. Zahlreiche Museen erschlossen ihm ihre wertvollen Kunstschätze: Werke eines Murillo, Velasquez, Greco. Mayrhofers Schrift ist auch reich an historischen Rückblicken. Er läßt Vergangenheit und Gegenwart auf sich einwirken, um daran frohe Hoffnungen für Spaniens Zukunft zu knüpfen. Stolze Städte und Schlösser erinnern ihn an Helden und Heilige, große Männer und Frauen, die sie einst beherbergt, deren Geist fortlebt in so manch segensreichen Einrichtungen und Stiftungen.

Ein Kapitel ist auch der Schilderung sozialer Zustände in Spanien gewidmet.

Die beigegebene Karte mit Angabe der Reiseroute erhöht das Interesse des Werkes und erleichtert die Orientierung. Kleine, humoristisch erzählte Fahrterlebnisse, die der Verfasser hin und wieder einzuflechten weiß, geben dem Ganzen mehr Leben und den Charakter einer leichteren Lektüre, als sie häufig in Reisebeschreibungen geboten wird.

XXI.

Holland 1807—1810.

Von Karl Frhr. v. Hertling.

(Schluß.)

Am 3. Dezember hielt Kaiser Napoleon eine Anrede an den gesetzgebenden Körper in Paris, worin er auch die Notwendigkeit einer Änderung im Königreich Holland hervorhob. Diese Äußerung veranlaßte eine große Aufregung und insbesonders eine wahre Bestürzung an der Börse in Amsterdam, wo man eine endgültige Vereinigung des Landes mit Frankreich fürchtete. Zunächst aber schien diese Befürchtung noch unbegründet, denn ein Kurier aus Paris überbrachte dem Botschafter neben außerordentlichen Lobsprüchen über sein seitheriges Verhalten den Auftrag, sofort neue Vorschläge über die Umgestaltung der Regierung in Holland auszuarbeiten. Da der Auftrag keine Andeutung über die Vereinigung des holländischen Gebietes mit Frankreich enthielt, so erwartete man, daß der Plan des Botschafters dahin zielen werde, in dem getrennt fortbestehenden Königreich die Zuständigkeit der Behörden nach französischem Muster einzurichten und alle Fäden der Regierung in einer sicheren und festen Hand zu vereinigen, die unfähig wäre, von der durch den Kaiser vorgeschriebenen Richtlinie abzuweichen. Die größte Schwierigkeit für die Einführung einer neuen Organisation lag aber in dem trostlosen Zustand der Finanzen. Die schon aufs höchste angespannten Steuern ergaben nicht mehr als 55 Millionen Gulden, wovon 44 Millionen allein

für die Verzinsung der Staatsschuld erforderlich waren. Dies führte zu einem jährlichen Defizit von 15 bis 20 Millionen, die durch neue Schulden gedeckt werden mußten.

Dem ersten Schrecken über die Rede Napoleons im gesetzgebenden Körper folgten nun wieder Hoffnungen für die Zukunft Hollands, die ebenso unbegründet waren. Man sprach viel von einer Verständigung des Königs mit seinem Bruder und von der Aussöhnung des Königs mit der Königin, auch von der Rückkehr beider Majestäten nach Holland. Trotzdem steigerte sich die Unruhe und Aufregung in Amsterdam allmählich so sehr, daß man bedenkliche Auftritte erwartete. Hertling berichtet am 26. Dezember, die Regierung habe, um auf eine Beruhigung hinzuwirken, durch die Zeitung und durch Anschläge an allen Straßenecken bekannt gegeben, „man könne auf die nahe bevorstehende Rückkunft des Königs rechnen". Man glaube, daß der Kaiser von einer Vereinigung Hollands mit Frankreich Abstand genommen habe, und der Botschafter schmeichle sich, nicht wenig zu diesem Entschluß beigetragen zu haben, und es sei auch nicht zu leugnen, daß er mit kräftigem Freimut dafür eingetreten sei, es gereiche Frankreich weder zum Vorteil noch zum Ruhm, wenn es Holland zu einer seiner Provinzen mache.

Aber auch der Monat Januar verstrich, ohne daß der König zurückkehrte, dagegen erschienen kleine Abteilungen französischer Truppen und wollten einige Plätze, wie Breda, Berg-op-Zoom u. a. besetzen, zogen aber wieder ab, als ihnen die holländischen Kommandanten erklärten, sie müßten sich hierüber Instruktionen ihres Königs einholen. Nachdem dann aber verlautete, daß am 30. Januar ein Vertrag über die Abtretung der Provinzen Zeeland und Brabant in Paris abgeschlossen worden sei, vollzog sich die Besetzung derselben durch französische Truppen friedlich und ohne Störung. Auch Nachrichten über die bevorstehende Vereinigung Hollands mit Frankreich, welche jetzt aus England herüberkamen, wurden mit erstaunlicher Ruhe aufgenommen.



Als im Februar eine Notiz im Pariser Moniteur erschien, worin Holland beschuldigt wurde, es habe die gemeinsame Sache verraten, glaubte die holländische Regierung, sich gegenüber Frankreich rechtfertigen zu müssen. Die Rechtfertigung erschien in der offiziellen Zeitung und man nahm an, die Veröffentlichung sei auf Befehl des Königs erfolgt, denn eine mit derselben wörtlich übereinstimmende Note wurde sämtlichen anwesenden Mitgliedern des diplomatischen Korps zugestellt mit der Bitte, sie ihren Höfen vorzulegen. Darin aber erblickte wieder der französische Botschafter einen Appell an alle auswärtigen Höfe und sprach sich sehr mißbilligend darüber aus.

Durch den Pariser Moniteur vom 22. Februar 1810 erfuhren nun der französische Botschafter und die holländischen Minister von einer vorläufigen Entschließung, welche der Kaiser bezüglich Hollands getroffen hatte. Diese Entschließung war in einer Note enthalten, welche der Herzog von Cadore am 24. Januar an den Baron von Roell, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der mit dem König nach Paris gereist war, gerichtet hatte. Obwohl diese Note doch schon von einem ziemlich weit zurückliegenden Datum war, war bis jetzt gar nichts von derselben durchgedrungen und in Amsterdam wußte niemand etwas von ihr. In dieser Note kündigt der Herzog von Cadore unter Vorausschickung der Beweggründe an, daß der Kaiser beabsichtige, den Prinzen von Geblüt (!), den er auf den Thron von Holland erhoben habe, zu sich zurück zu berufen; das Land solle durch französische Truppen in gleicher Weise besetzt werden, wie es vom Jahre 1794 bis zur Thronbesteigung des Königs besetzt war; gar keinerlei Rücksicht werde den Kaiser davon abbringen, die allerstrengsten Maßregeln anzuwenden, um jeden Verkehr und jeden Schleichhandel mit England vollständig zu unterdrücken.

Nach dem Bekanntwerden dieser Note, welche die allergrößte Bestürzung hervorrief, erwartete man das sofortige Eintreffen weiterer Nachrichten, aus denen hervorgehe, in



wessen Namen das Land fernerhin regiert werden solle. Hertling fügt seinem Berichte hierüber die Bemerkung bei, nur eine unglaubliche Verblendung habe die Beamten der Regierung wie des Hofes verhindern können, vorherzusehen, welches Unheil sie über ihr Vaterland brächten, wenn sie hartnäckig einem System folgten, das den Absichten Frankreichs und des übrigen Kontinentes ebenso widerspreche, wie dem wahren Vorteil Hollands.

Um so bemerkenswerter ist dann der nächstfolgende Bericht über die Haltung der holländischen Regierung.

„Amsterdam, 6. März 1810. Der seit der Abreise des Königs als Landesdirektion hier zurückgebliebene Ministerrat hat fortwährend in einem gegen Frankreich gerichteten Sinne gearbeitet. Seine Mitglieder haben sich wiederholt eidlich verpflichtet, nichts von dem verlauten zu lassen, was ihnen vom König mitgeteilt werde, statt sich darüber mit dem Botschafter ins Benehmen zu setzen, ferner auch nichts von dem zu sagen, was im Ministerrat verhandelt werde. Trotzdem erhielt der Botschafter einige, wenn auch nur unbestimmte Nachrichten. Man trachtete danach, das Gerücht zu verbreiten, falsche Nachrichten, die dem Kaiser zugekommen seien, hätten ihn bewogen, seinen Bruder und das Volk mit solcher Strenge zu behandeln; man habe es immer auf die Vereinigung Hollands mit Frankreich abgesehen und der König sei nur das Opfer seiner Anhänglichkeit an Holland, für dessen wichtigste Interessen er eingetreten sei. Derartige absichtlich verbreitete Gerüchte mußten die Köpfe erhitzen und eine Bewegung im Volke gegen den Botschafter und die gegen die Hauptstadt vorrückenden französischen Truppen hervorrufen. Man regt auch das Militär auf. Unbemerkt wird die hiesige Garnison verstärkt, man hat viele Geschütze und Munition kommen lassen. Der Kriegsminister hielt beständig Besichtigungen ab und ließ die Truppen allerhand Manöver ausführen und endlich erfuhr man, daß der Ministerrat die Frage erwogen habe, ob Amsterdam in Belagerungszustand zu erklären sei. Der Botschafter, der unter der Hand von all diesen Vorgängen unterrichtet worden war,



verlangte vor einiger Zeit von dem Minister Molerus, der mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt ist, eine Erklärung. Dieser leugnete anfangs alles. Nachdem aber der Botschafter die sämtlichen Minister für alle etwa entstehenden Folgen haftbar mit ihrem Kopfe erklärt hatte, tat man so, als halte man Ruhe, verdoppelte aber insgeheim die Geschäftigkeit. Der Botschafter schöpfte Verdacht und durch seine Nachforschungen gelangte er nach 14 Tagen zu der Gewißheit, daß man ganz ernstlich damit beschäftigt war, Amsterdam in Verteidigungszustand zu setzen, daß eine Menge von Arbeitern nachts an den äußeren Linien der Stadt arbeiteten, daß Verträge über die Verpfleguug der Truppen mit Lieferanten abgeschlossen worden seien, endlich, daß dies alles unter Leitung eines neuerdings organisierten Verteidigungskomitees geschehe. Der Botschafter hielt es für dringend geboten, die Ausführung eines Unternehmens zu verhindern, dessen Folgen die Sicherheit des Eigentums von Tausenden friedlicher Einwohner gefährde und das Volk zu Grunde richten würde. Er verlangte daher unter den stärksten Drohungen die Einstellung aller jener Maßnahmen. Der Minister Molerus verteidigte sich lang dagegen, aber endlich als er ganz in die Enge getrieben war, berief er sich zu seiner Rechtfertigung auf Befehle, die er vom König erhalten habe. Diese Behauptung aber erklärte der Botschafter für falsch und nannte den einen Lügner, der sie aufrecht erhalten werde, denn niemals könne der König den Befehl gegeben haben, gegen die Truppen seines Bruders zu rüsten. Endlich versprach Minister Molerus die Einstellung der Verteidigungsmaßregeln, versprach auch, diese Zusage am folgenden Tage in einer offiziellen Antwort des Ministerrates auf eine diesbezügliche Anfrage des Botschafters zu wiederholen. Diese Antwort enthielt auch tatsächlich die gewünschte Zusage, sprach aber nochmals von jenen Vorbereitungen, als ob sie in höherem Auftrag getroffen worden seien. Der Botschafter schickte einen Kurier nach Paris mit dem Auftrag, dem Kaiser außer dem Bericht über alle Einzelnheiten auch das fragliche Schriftstück zu überbringen, das sozusagen eine schwere Anklage gegen den König



enthielt. Der vernünftigere Teil des Volkes zittert schon vor dem Eindruck, den diese Mitteilung auf den Kaiser machen wird. Man fürchtet um so mehr von den Folgen davon für das ganze Land, als der von dem König gegebene und von dem Ministerium mit so viel Hartnäckigkeit ausgeführte Befehl in direktem Gegensatz steht zu den Gesinnungen von Ehrerbietung und Unterwürfigkeit unter den Willen seines Bruders, die der König in Paris an den Tag gelegt hat, wovon er auch offizielle Mitteilung in zwei Schreiben an den gesetzgebenden Körper und den Staatsrat gerichtet hat. . . . Die Hauptanstifter in dem unbesonnenen Plan einer Verteidigung gegen die französischen Truppen sind der Kriegsminister, der Justizminister und der Finanzminister. Der an zweiter Stelle Genannte hatte im Ministerrat angeregt, man solle den Botschafter zwingen, die Stadt zu verlassen. Der Erstere scheint sich vom Ministerrat unabhängig zu stellen und trotz des gegebenen Versprechens die Verteidigungsmaßregeln unter der Hand fortsetzen zu wollen."

Man wird sich nicht wundern, daß schon die nächste Depesche Hertlings vom 9. März meldet, daß der Minister Molerus und der Kriegsminister Krayenhoff ihre Demission erhalten hätten. Von da an unterblieben die Kriegsvorbereitungen.

Endlich am 11. April kehrte der König nach Amsterdam zurück. Er hatte auf der Heimreise von Paris den Weg von Brüssel ab über Düsseldorf nnd Cleve eingeschlagen, um die durch einen Vertrag vom 16. März an Frankreich abgetretenen Gebiete nicht berühren zu müssen. Er empfing alsbald die Minister und Hofchargen, vom diplomatischen Korps aber nur den preußischen Gesandten von Knobelsdorff, der ihm den Schwarzen Adlerorden überbrachte. Daß der französische Botschafter nicht empfangen wurde, erregte Aufsehen. Auch die Königin uud der Kronprinz kamen am 23. April nach Amsterdam, der jüngste Prinz sollte erst später folgen.

Inzwischen rückte Marschall Oudinot mit einem Korps von 9000 Mann in Holland ein und wollte sein Haupt-



quartier in Utrecht aufschlagen. Auf den Wunsch des Königs verlegte er es zwar nach Haag, erhielt aber alsbald von Paris den Befehl, dennoch Utrecht zu wählen. 6000 Mann seines Korps mußten zu Lasten Hollands erhalten werden. Die Lasten, die dem Lande auferlegt, waren nun auch noch durch den Verlust eines Gebietes mit 500000 Einwohnern infolge jenes Vertrages vom 16. März zu einer so erdrückenden Höhe gestiegen, daß selbst in den Frankreich abgeneigten Kreisen des Volkes der Wunsch nach einer Vereinigung mit jenem Reiche Raum gewann. Daß man im Ausland diese Vereinigung als nah bevorstehend betrachtete, geht daraus hervor, daß der König von Württemberg seinem Gesandten befahl in Urlaub zu gehen, da die holländische Regierung infolge der Erklärung des Herzogs von Cadore als aufgelöst zu betrachten sei; daß ferner der russische Gesandte Prinz Dolgoruki auf Urlaub nach Paris und Aachen abreiste, daß die Gesandten von Dänemark und Westfalen um Urlaub in die Heimat nachsuchten, daß der badische Gesandte zur Herstellung seiner Gesundheit abreiste und auch der französische Botschafter hoffte bald beurlaubt zu werden.

Als Napoleon mit der Kaiserin in den ersten Tagen des Mai nach Antwerpen kam, eilten auf seinen Wunsch der König und die Königin ihm dorthin entgegen und auch der französische Botschafter mußte ihnen folgen. Letzterer blieb nun für einige Zeit in der nächsten Umgebung des Kaisers, der König dagegen kehrte nach ganz kurzem Aufenthalt nach Amsterdam zurück. Die gereizte Stimmung gegen den Botschafter, den viele für die Ursache allen Unglücks hielten, hatte sich seither schon vielfach gezeigt und zu einer oft kränkenden Behandlung im gesellschaftlichen Verkehr geführt. Jetzt während seiner Abwesenheit steigerte sich die Gereizheit zu Äußerungen der Gehässigkeit und führte zu einem peinlichen Auftritt.

Als der Kutscher des Botschafters am Sonntag den 13. Mai in seiner bekannten roten Livree gegen Mittag aus der Kirche herausging, wurde er von einem Trupp von



unbekannten Leuten gerade vor dem Palais des Königs angefallen. Zunächst sagten sie ihm die gröbsten Beschimpfungen über die Livree, die er trug. Als dann aber einige Hand an ihn legten und er sich verteidigen wollte, erhielt er einen heftigen Schlag ins Gesicht. Er rief die Hilfe der nahen Schildwache an, diese aber drehte ihm den Rücken. Nun flüchtete er auf die Wache im königlichen Palais, wo man sich aber nicht bewogen fühlte, die Angreifer festzunehmen, sondern ihm nur nach langem Hin- und Herreden versprach, ihn nach Hause zu geleiten. Darauf zerstreute sich die Menge. In Vertretung des Botschafters, der erst am Abend zurückkehrte, beklagte sich der Geschäftsträger sofort bei dem Minister und verlangte eine vollständige und auffällige Genugtuung. Eine solche war aber umso schwieriger, als die Angreifer unbekannt blieben.

Angriffe anderer Art waren während seiner Abwesenheit gegen den Botschafter selbst gerichtet worden. Man hatte ihn bei seinem Herrn zu verdächtigen gesucht und der König sogar hatte, wie gesagt wurde, seinem kaiserlichen Bruder mitgeteilt, sein Botschafter habe wucherische Börsengeschäfte getrieben. Darauf hatte der Kaiser seinem Botschafter zur Genugtuung ein Geschenk von 100,000 Frs. angewiesen, hatte ihm einen unbeschränkten Urlaub unter Beibehaltung von Titel und Rang eines Botschafters angewiesen, hatte ihm aber auch noch einen Brief gegeben, den er dem König überreichen solle. Hertling berichtet dazu am 18. Mai:

„Der Botschafter verlangte also eine Audienz und erhielt sie am letzten Montag. Die Art wie diese verlief, beweist, daß der Botschafter ermächtigt war keine Mäßigung mehr zu beobachten. Er begann mit den an den König gerichteten Worten: ‚Sire! Ich bin von Seiten des Kaisers beauftragt, Ihnen diesen Brief zu übergeben. Ich habe demselben nichts beizufügen, es sei denn, daß der Kaiser mir gesagt hat, Ew. Majestät hätten mich beschuldigt, ich hätte bei Ihnen wucherische Börsengeschäfte betrieben. Ich überlasse es Ihren Gewissensbissen, wenn sie solcher fähig sind, mich gegen eine derartige Belei-

digung, von der Sie so gut wissen wie ich, daß sie falsch ist, zu rechtfertigen.' Als er sich darauf zurückzog, antwortete ihm der König: ‚Was ich dem Kaiser gesagt habe, habe ich allein ihm gesagt.' Darauf erwiderte der Botschafter, indem er sich unter der Türe noch einmal umwandte: ‚Wenn man die Wahrheit sagt, kann man sie ganz laut sagen. Der Beweis hiefür ist, daß ich die Ehre gehabt habe, sie Ihnen zu sagen.' Der Botschafter bereitet seine Abreise für nächste Woche vor. Er verkauft seine Pferde und ändert seinen Haushalt. Er ist beauftragt, vor seiner Abreise zu erklären, daß niemals ein anderer Botschafter nach ihm nach Holland kommen werde. Man betrachtet das Land als rettungslos verloren."

Im nächsten Berichte erzählt Hertling noch, der Botschafter habe ihm gesagt, wenn er je wieder zurückkehre, werde er im Palais des Königs absteigen.

Der Kaiser ließ nun seinen Botschafter abberufen und gleichzeitig dem holländischen Botschafter in Paris eröffnen, daß er sofort die Stadt zu verlassen habe.

Am 5. Juni berichtet Hertling:

„Die Lage Hollands und besonders der Hauptstadt wird täglich kritischer, aber alles deutet darauf hin, daß die Entwicklung der Krisis in großen Schritten herannaht. Es handelt sich darum, die Stadt Amsterdam mit französischen Truppen zu besetzen. Der Herzog von Reggio, der sich noch immer in Utrecht befindet, hat den Befehl dazu vom Kaiser erhalten. Der König ist entschlossen, den Truppen seines Bruders den Einmarsch in die Hauptstadt zu verwehren, und hat den Befehl gegeben, sich gegen ihre Annäherung zu verteidigen. Alle Punkte auf den Linien um Amsterdam, die zur Zeit der englischen Landung in Verteidigungszustand gesetzt wurden, sind mit holländischen Truppen und mit Geschützen besetzt. Sie haben Befehl, alle Truppen, die den Durchmarsch erzwingen möchten, mit Geschossen zu überschütten. Eine französische Reiterabteilung hat dieser Tage die Erfahrung davon gemacht; als sie sich an der Grenze zwischen Haarlem und Amsterdam zeigte, verwehrten ihr die holländischen Truppen den Vorbeimarsch und drohten, auf

sie zu schießen, wenn sie sich nicht zurückziehe. . . . Der König hat höchstens 3000 Mann zur Verfügung, um eine Linie zu verteidigen, deren Ausdehnung mindestens 30 000 Mann erfordert. Was viel mehr als ein Angriff der regulären Truppen zu fürchten wäre und was die Sicherheit des Eigentums der friedlichen Bewohner von Amsterdam gefährden würde, das wäre die tätliche Anteilnahme, zu der sich vielleicht der Pöbel geneigt zeigen möchte."

Der König betrachtete die Besetzung seiner Hauptstadt durch französische Truppen als das Ende seiner Regierung und entschloß sich daher zu einem Schritte, den man nach seinem seitherigen Verhalten nicht erwartet hätte. Er ließ den französischen Geschäftsträger zu sich rufen, suchte ihm gegenüber seine sämtlichen Maßnahmen zu rechtfertigen, klagte darüber, daß man ihn in den Augen seiner eigenen Untertanen herabsetze, und bat schließlich, der Geschäftsträger möge zu seinen Gunsten nach Paris schreiben, denn der Kaiser habe erklärt, er werde keinen Brief seines Bruders mehr annehmen. Dabei aber wiederholte der König, er werde niemals den Einmarsch fremder Truppen in seine Hauptstadt gestatten. Ein paar Tage später hatte sich der König doch überzeugt, daß es nicht in seiner Macht liege, den Einmarsch der Franzosen mit Gewalt zu verhindern. Er ließ daher den Geschäftsträger abermals rufen und bat ihn dringend und mit noch mehr Wärme als das erstemal, er möge die Bitte um Unterlassung der Besetzung Amsterdams dem Kaiser sofort durch einen Kurier übermitteln. Ganz kurze Zeit schien es, als ob dieser Schritt nicht ganz vergeblich bleiben sollte, denn der Herzog von Reggio hielt sich noch ruhig in Utrecht, obwohl seine Truppen in einer Weise verstärkt worden waren, um jeden Widerstand niederwerfen zu können.

Allein die schwachen Hoffnungen auf eine Änderung in den Gesinnungen und Absichten Napoleons wurden nur allzubald enttäuscht. Der von dem französischen Geschäftsträger abgeschickte Kurier kam ohne jede schriftliche Antwort zurück.



Er hatte nur den Auftrag auszurichten, der Kaiser sei fortgesetzt entrüstet über das Benehmen der holländischen Regierung, insbesondere über den mangelnden Eifer, die Beleidigung wieder gut zu machen, die der Livree seines Botschafters zugefügt worden war, ferner über die Verweigerung des Durchmarsches einer französischen Patrouille auf dem Wege nach Amsterdam, ferner über die seinen Truppen beim Einmarsch in verschiedene Städte zugefügten Beleidigungen, endlich darüber, daß man seinem Verlangen nicht entsprochen und den Bürgermeister van de Poll von Amsterdam nicht wieder in sein Amt eingesetzt habe; kurz der Kaiser sei der inhaltlosen Versprechungen des Königs müde und entschlossen keinerlei Vorschläge mehr anzuhören. Gleichzeitig erhielt der Herzog von Reggio am 26. Juni den Befehl, sofort die hinreichende Anzahl von Truppen in einem Lager bei Utrecht zu vereinigen, um von da aus die militärische Besetzung Amsterdams bewerkstelligen zu können. Der Herzog berechnete, daß er neun Tage zur Ausführung dieses Befehls bedürfe, und so nahm man an, daß der entscheidende Schlag gegen die bestehende Regierung in den ersten Tagen des Juli erfolgen werde.

Hertling berichtet am 3. Juli: „Meine letzte Depesche (vom 29. Juni) war kaum abgegangen, als ein Kurier aus Paris dem französischen Geschäftsträger den Befehl überbrachte, der holländischen Regierung zu erklären, nach Inhalt einer früher an sie gerichteten Depesche sei es nicht die Absicht des Kaisers gewesen, die Hauptstadt des Landes durch seine Truppen besetzen zu lassen, Se. Majestät würde auch diesen Gedanken niemals gefaßt haben, wenn ihn nicht die von der Regierung getroffenen Verteidigungsmaßregeln und ihre feindliche Haltung gegen Frankreich von der Notwendigkeit überzeugt hätten. Als Oberhaupt des kontinentalen Bundes habe er das unbestreitbare Recht, seine Truppen überall da auftreten zu lassen, wo höhere Interessen es erforderten. Um dieses Recht festzustellen, werde er sich durch gar keine Vorstellungen von der Besetzung der Stadt Amsterdam abbringen lassen. Die Truppen würden als-



bald eintreffen und Se. Majestät verlange, daß sie im Triumph als befreundete Truppen empfangen würden, sie müßten mit öffentlichen Freudenfeiern begrüßt werden. Nicht nur die Offiziere sondern sämtliche Soldaten müßten mit Gastmählern und Festen großartig bewirtet werden und der Kaiser hoffe, daß sein Bruder den Bewohnern von Amsterdam ein Beispiel geben werde. Der Bürgermeister van de Pol müsse sofort wieder in sein Amt eingesetzt werden und nach dem Einmarsch der französischen Truppen sollten alle Geschütze, welche die Zugänge zur Stadt besetzen, an die Küsten verbracht werden. Nur unter diesen Bedingungen werde das Vergangene vergessen und ein gutes Verhältnis zwischen den beiden Regierungen wieder hergestellt werden. — Der König war durch diese Erklärung tief erschüttert, obwohl sie ja in gewisser Beziehung noch ziemlich günstig für den Fortbestand der Monarchie lautete. Zunächst zeigte er einen solchen Widerwillen dagegen, sich dem Willen des Kaisers zu unterwerfen, daß er in dem nach Haarlem berufenen außerordentlichen Ministerrat von der Niederlegung der Krone sprach und vorschlug, seinen Bruder zu bitten, daß er sie dem Kronprinzen, seinem Sohne, vorbehalte. Es kostete große Mühe, ihn von diesem Schritte zurückzuhalten und ihn zu bewegen, daß er seine Gefühle dem Gebote der Notwendigkeit zum Opfer bringe, indem er den französischen Truppen den verlangten Empfang in der Hauptstadt bereite. Mehrere Minister des Staatsrates, unter ihnen Admiral Winter und der Kriegsminister Cambier, sprachen sich in dieser Richtung sehr kräftig und energisch aus. Endlich nach sehr lebhaften Verhandlungen gab der König nach und versprach, die französischen Truppen als Freunde zu empfangen und zwar in seiner Eigenschaft als Connetable von Frankreich. Auf den befestigten Linien in der Umgebung von Amsterdam wurde tatsächlich abgeräumt und die Verteidigungsmaßregeln wurden eingestellt. Der Marschall Herzog von Reggio hatte inzwischen ein Korps von 14,000 Mann aufgestellt, um unwiderruflich am 4. Juli seinen Einmarsch in Amsterdam zu halten. Kaum hatte man in der Stadt von diesem Entschluß gehört, als sich der Einwohner



eine große Angst bemächtigte. Die Regierung hatte nichts getan, um sie über den Zweck und die Art des Empfanges aufzuklären. Statt die öffentliche Meinung auf die Bereitung eines guten Empfanges hinzulenken, tat die Regierung nicht einmal selbst etwas, um ein Beispiel zu geben. Im Gegenteil, sie zeigte wenig guten Willen, auf die Wünsche des Kaisers einzugehen. Zwei Tage verstreichen mit Hin- und Herreden über diese Dinge, bis man sich zu der einzigen verbliebenen Möglichkeit entschließt. Der Bürgermeister van de Pol wurde endlich wieder eingesetzt, es wurde eine Proklamation erlassen, um der Stimmung in der Stadt eine bestimmte Richtung zu geben, es wurde versprochen, dem Marschall und seinen Offizieren ein großes Gastmahl im Palais zu geben, die Truppen durch die königliche Garde bewirten zu lassen. Allein der König weigerte sich, in die Stadt zurückzukehren und dem Einmarsch der Truppen beizuwohnen, und nichts konnte ihn von diesem Entschluß abbringen. Was aber noch schlimmer ist als das: er hat insgeheim am ersten dieses Monats durch einen Adjutanten die Urkunde nach Paris geschickt, durch die er in aller Form die Krone niederlegt, so daß das Volk gerade im kritischen Augenblick kein Oberhaupt mehr hat."

„Amsterdam, 3. Juli 1810. Ein paar Stunden nach dem Abgang meiner Depesche von heute früh bekam man hier in der Stadt Kenntnis davon, daß der König in der vergangenen Nacht nur in Begleitng seiner Gardekapitäns General Travers sein Palais in Haarlem verlassen hat, um sich, wie man vermutet, nach Aachen zu begeben. Übereinstimmend mit der Abdankungsurkunde, die er Sr. Majestät dem Kaiser nach Paris geschickt hat, war eine Proklamation an den Straßenecken zu lesen, wonach der König seine Abdankung zu Gunsten des Kronprinzen unter der Regentschaft der Königin bekannt gibt und einstweilen einen Ministerrat einsetzt."

Eine derartige Wendung der Dinge hatte zur Zeit niemand in Holland erwartet, denn der König hatte seine Absicht so geheim gehalten, daß vor der Veröffentlichung der Proklamation kein Wort darüber verlautet hatte. Noch

am Abend vor seiner Flucht hatte er in heiterer Stimmung eine Partie Boston gespielt und dann Nachts um 1 Uhr in Begleitung des Gardekapitäns und seines Adjutanten Blois de Trèslong heimlich, ohne daß andere davon wußten, sein Schloß in Haarlem verlassen. Die Annahme, daß er nach Aachen gereist sei, hatte ihren Grund darin, das des Königs Mutter sich gerade dort aufhielt. Bestimmte Nachrichten über die Richtung seiner Reise erfuhr man lange Zeit nicht, doch verlautete gerüchtweise, man habe ihn in Osnabrück und in Hannover gesehen.

Am 4. Juli zogen die französischen Truppen unter dem Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, in Amsterdam ein. Ihr Empfang vollzog sich programmäßig, in aller Ruhe, ohne jede Störung. Die ihm zugedachte Bewirtung im königlichen Palais nahm der Marschall nicht an, sondern speiste mit seinen Offizieren bei dem französischen Geschäftsträger, wozu auch die Gesandten von Bayern, Spanien und Westfalen und der Geschäftsträger von Nezal eingeladen waren. Am 6. gab der Magistrat der Stadt Amsterdam dem Marschall ein großes Festmahl, zu welchem wiederum das ganze diplomatische Korps geladen war.

Über den Eindruck, den die Flucht des Königs in Paris machte, berichtet Hertling:

Die Abdankung des Königs hat den Kaiser in hohem Maße gegen seinen Bruder verstimmt. Nach der Art, wie er sich beim Empfang dieser Nachricht geäußert hat, scheint ihn gerade die Flucht am meisten erzürnt zu haben. Es scheint, daß der Kaiser auf den Empfang, den man seinen Truppen beim Einzug in Amsterdam bereiten sollte, den größten Wert gelegt hatte. Das vernünftige Benehmen der dortigen Bevölkerung bei dieser Gelegenheit hat einen guten Eindruck gemacht und hat den Kaiser sehr befriedigt. Er war entschlossen, eine Beleidigung, die seinen Adlern durch den Widerstand gegen ihren Einzug in die Hauptstadt zugefügt worden wäre, auf blutige Weise zu rächen. Schließlich wird nun das Schicksal Hollands ohne jede Rücksicht auf die vom König erlassenen Verfügungen



über die Regierungsnachfolge und die Regentschaft entschieden werden.

Schon am 13. Juli traf das Dekret in Amsterdam ein, durch welches Holland mit Frankreich vereinigt und der Erzschatzmeister Lebrün zum Statthalter von Holland ernannt wurde. Tags darauf, gegen 11 Uhr, traf dieser selbst in Amsterdam ein und Hertling berichtet darüber:

Sein Einzug gestaltete sich sehr feierlich durch den glänzenden Empfang, der ihm bereitet wurde. Die ganze französische und holländische Garnison in Waffen stand Spalier von der Vorstadt Overtoom bis zum Palais. Von den Wällen der Stadt grüßte ihn der Donner der Geschütze und der Marschall Herzog von Reggio mit allen französischen und holländischen Generälen und ihrem Stab waren ihm auf eine halbe Meile vor der Stadt entgegengeeilt. Auch der Bürgermeister und eine Deputation des Magistrats waren ihm entgegen gezogen. Obwohl dieses Schauspiel eine große Menschenmenge herbeigelockt hatte, vollzog sich doch alles in der größten Ordnung und die Bürgergarde, ebenfalls in Waffen, ließ wiederholt den Ruf ertönen: Es lebe der Kaiser! Die Minister, die Spitzen der Behörden und die vornehmsten Staatsbeamten empfingen den Fürsten im Palais. An diesem und dem folgenden Tage haben sie der Reihe nach den Eid der Treue in seine Hände abgelegt.

Der Fürst Erzschatzmeister hat sehr wenige Leute bei sich und bis jetzt weiß man nur, daß Herr von Hauterive ihm folgen soll. Da die Mitglieder des diplomatischen Korps in Folge der Ereignisse keine öffentliche Stellung mehr haben, waren sie dahin übereingekommen, sich einzeln und schriftlich an den Fürsten zu wenden, um Tag und Stunde zu erfahren, wann sie ihm ihre Aufwartung machen könnten. Da ich umgehend eine sehr verbindliche Antwort erhielt, habe ich mich vorgestern zu ihm begeben. Ich wurde aufs Höflichste vom Fürsten empfangen und er sprach sehr lebhaft und angelegentlich davon, daß er das Glück genossen habe, Eurer Majestät in Paris seine Huldigung darbringen zu können.

Es wird allgemein anerkannt, daß der Kaiser dem hol-



ländischen Volke den Übergang in eine neue Regierung möglichst leicht zu machen gesucht hat, sowohl durch die vorzügliche Auswahl der Personen, in die er in einem so entscheidenden Augenblick sein Vertrauen gesetzt hat, als durch die liberale und großmütige Weise, in welcher alle Klassen der Einwohner Hollands in dem Vereinigungsdekret behandelt werden. So groß den Holländern das Opfer ihrer politischen Selbständigkeit erscheint, so setzen sie doch ihr ganzes Vertrauen auf die gnädigen Anordnungen des Kaisers und sind überzeugt, daß ihr Schicksal unter einer so großen und mächtigen Regierung, welche für die Zukunft eine Stetigkeit der Verhältnisse verspricht, unendlich viel glücklicher werden wird.

Die tiefste und am schwersten heilbare Wunde ist die längst vorausgesehene Reduktion der Staatsrente auf ein Dritteil. Tausende von Familien und alle öffentlichen Stiftungen, die ihr ganzes Vermögen in solchen Staatspapieren angelegt hatten, erleiden durch diese Maßregel die allerschwersten Verluste, die nicht nur ihren Wohlstand, sondern sogar ihren Fortbestand bedrohen."

Hertlings letzter Bericht aus Amsterdam rühmt noch Napoleons Großmut. Viele Personen und Familien, die zur näheren Umgebung und zum Hofhalt des Königs gehört hatten, seien in großer Sorge gewesen, daß sie neben der gewaltigen Einbuße an ihrem Vermögen nun auch noch den Verlust ihrer Stellungen zu gewärtigen hätten. Aber selbst die ganze Dienerschaft und Küche und Stall seien in den kaiserlichen Dienst übernommen worden. Dieser Bericht datiert vom 24. Juli 1810 und unter dem 2. August wurde Hertling zum außerordentlichen Gesandten am Hofe des Königs von Preußen ernannt.



XXII.

Der Streik als ethisches Problem.

Von Dr. Hans Kurfeß, Berlin.*

Constantin Meunier — vor dem Antwerpener Museum ist sein „Lastträger“ aufgestellt, wie er die Arme in die Hüften stützt, während es aus seinen Augen blitzt: all ihr Reichen könnt ohne mich und diese Schultern euere Schätze nicht bergen! — Und das sagt er fast wie eine Kriegserklärung, mit trotzig zurückgestelltem Kopf, während die Gestalt ins Heroische wächst; der Hauch der Freiheit und das Gefühl eigener Kraft umweht ihn; er weiß sich mit Millionen eins, als Teil einer ungeheueren Macht, die durch ihre Streike Riesenbetriebe zum Stillstand bringen kann. — Das Bild stellt eine starrgewordene Zeitstimmung dar; es ist Symbol des wirtschaftlichen Machtkampfes, der bis zum Kriegsbeginn um uns wogte. Und das Kampfmittel der Arbeiter dabei war der Streik; seine drohende Häufung wurde für die Führenden allmählich ein ernstes: „Videant consules“. Die große gemeinsame Not brachte allerdings wie mit Wundermacht dieses Heischen und Erstreben und Kämpfen zum Schweigen; bei uns wenigstens; im ganzen nicht; ein Blick über den Kanal zeigt es uns. Aber wir dürfen uns keiner Täuschung hingeben: sobald wir wieder ruhige Zustände haben, sobald die Not vorüber, sobald das wirtschaftliche Leben seine neuen, gesteigerten Bahnen geht, wird das Streikproblem wieder zur ernsten Frage werden; ja, wenn wir uns nicht täuschen in der Deutung der Zeitstimmung, wenn wir recht hörten, als wir vor kurzem Gelegenheit hatten, die Massenpsyche zu belauschen, dann kann einem fast bangen vor der Zukunft. Der Streik wird eines der brennendsten Probleme des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens werden. Da aber alle wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen auch einen ethischen Hintergrund haben, ist der Streik auch für die Ethik ein Problem.



Begrifflich kann der Streik[1]) bestimmt werden als die gemeinsam erfolgte freiwillige Niederlegung der Arbeit seitens der in einem bestimmten Beruf beschäftigten unselbständigen Personen vor oder nach Ablauf des Arbeitsvertrags, in der Absicht, den Arbeitsvertrag dadurch günstiger zu gestalten. Zumeist ist es darauf abgesehen, den Arbeitgeber durch den Streik an der Ausnützung seines Eigentums zu hindern, besonders in der Zeit der Hochkonjunktur, um ihn so durch die enge Lage zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Innerhalb dieser Begriffsbestimmung müssen noch verschiedene Arten von Streik genannt werden; dies ist notwendig, da die besondere Art bei der ethischen Beurteilung sehr ins Gewicht fällt: Der Streik kann in einer einzelnen Unternehmung vorkommen (Einzel-, Betriebs-, Abteilungsstreik) oder innerhalb desselben Gewerbes (Gruppenstreik); eine ganz eigene Art ist der sog. Streik en detail (Aufkündigungsstreik); er besteht in einer systematischen Aufkündigung der Arbeiter; die Arbeiter kündigen; andere treten für sie ein, kündigen aber auch bald wieder; so geht es fort, bis der Arbeitgeber die verlangten Zugeständnisse gemacht hat; dann erst bekommt er wieder bleibendes Personal. Je nach den Gebieten unterscheidet man Gewerbe-, Handels-,

---

1) Wichtigste Literatur: Bieberlack, J., Theologische Fragen über die gewerkschaftliche Bewegung, München 1910. — Derselbe, Zur Frage der sittlichen Erlaubtheit der Arbeiterausstände (Zeitschrift f. kathol. Theol. XXXIV, 1910), Innsbruck, S. 286 ff. — Cathrein, V., Moralphilosophie, Freiburg 1891. — Génicot, E., Theol. mor. instit. Vol. 1. Bruxellis[5], 1905. — Lehmkuhl, A., Arbeitsvertrag und Streik, Freiburg[4], 1904. — Derselbe, Cas. consc. Bd. I. Freiburg[3], 1907. — Pesch, H., Streik und Lockout (Stimmen a. M. Laach LXXVII, 1909, 1 ff., 142 ff.). — Stieda, W., Die Arbeitseinstellungen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Lexis u. a., Bd. I, Jena[3], 1909, S. 918 ff.). — Treitz, J., Der moderne Gewerkschaftsgedanke, Trier, 1909. — Weiß, A., Soziale Frage und soziale Ordnung, I[4]. — Encyclica „Rerum novarum" Leonis XIII, 15. Mai 1891. Herder, Freiburg, 1902.

Verkehrs-, Landwirtschaftsstreik usw.; eine wichtige Art ist ferner noch der Teil- und der Generalstreik, der Angriffs- und der Abwehrstreik.

Die Geschichte des Streiks ist in kurzen Strichen folgende: schon im Altertum fehlte es nicht an streikartigen Demonstrationen; die zweite Hälfte des Mittelalters kennt Streike der in den Gesellenbruderschaften geeinten Handwerksgesellen; die älteste Demonstration dürfte wohl der Streik der Breslauer Gürtlergesellen im Jahre 1329 sein; im 18. Jahrhundert nahmen sie so überhand, daß sie mit Zuchthaus, ja Todesstrafe bedroht wurden und zu den bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts geltenden Koalitionsverboten führten; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war besonders England von zahlreichen und heftigen Streiken heimgesucht. In Deutschland brachten erst die Jahre 1872 bis 1878 eine Reihe stürmischer Streike; seit dem Ende der Achtzigerjahre aber gehören die Streike zu den regelmäßigen Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens.

Während nun zur Zeit der Koalitionsverbote der Streik in den meisten Ländern strafrechtlich verfolgt wurde, beschränkt sich die heutige Gesetzgebung meist darauf, die am Streik nicht beteiligten Arbeiter gegen Zwang durch die streikenden Kollegen zu schützen. Aus der Straflosigkeit der Arbeitseinstellung wurde schon vielfach ihre ethische Erlaubtheit überhaupt erschlossen; mit Unrecht; denn manches kann rechtens sein, was ethisch Unrecht ist. Vielmehr bedarf die Frage nach der Erlaubtheit des Streiks einer besonderen moralphilosophischen Behandlung. Gerade die letzten Jahre haben diese Problemstellung besonders in den Vordergrund gerückt; πόλεμος πατὴρ ἁπάντων! Das Buch von Treitz war ein Kampfsignal; und wahrlich nicht zum Nachteil der Problemklärung; Biederlacks Darlegungen offenbaren mehr Sinn für das Wirklich-mögliche, während Treitz wohl zu sehr das Prinzip der Liebe betont; und eine sachgemäße Würdigung der ganzen Frage darf aber nicht vergessen, daß alle wirtschaftlichen Kämpfe, besonders die der jüngsten Vergangenheit und die

der Zukunft nur zu sehr auf die Parole abgestimmt sind: Kampf ums Dasein.

Um nun in dem Hin und Her der Meinungen eine begründete Position zu gewinnen, ist eine zweckmäßige Methode ausschlaggebend; ich glaube auf dem im Folgenden eingeschlagenen Weg am ehesten zum Ziele zu kommen: in dem prinzipiellen Teile baue ich mir das Fundament, gewinne ich die Prinzipien für die Orientierung; in der mehr kasuistischen Darlegung kann ich dann darauf mich zurückziehen. Die Einzeldurchführung würde über unsern Raum hinausgehen; die skizzenhafte Darstellungsform mag daher entschuldigt werden.

Den Ausgangspunkt bei Behandlung jeder sozialen Frage muß die durch die christliche Rechtsphilosophie gebotene Achtung vor der persönlichen Würde des Menschen bilden; auf sie nur kann sich eine opferwillige Nächstenliebe gründen.

Wenn wir sodann streng Liebe und Gerechtigkeit fordern und ein System verwerfen, das die Abgrenzung von Rechten und Pflichten der wirtschaftlichen Machtentfaltung überantwortet, so muß doch auch auf eine wichtige Unterscheidung[1]) hingewiesen werden, ich meine die Unterscheidung zwischen Rechts- und Liebespflichten. Diese Unterscheidung führt uns zu drei Kategorien von sozialen Kampfesmitteln: wir unterscheiden 1. solche, die weder die Gerechtigkeit noch die Liebe verletzen, 2. solche, welche nur die Liebe, aber nicht die Gerechtigkeit verletzen, 3. solche, welche auch die Gerechtigkeit verletzen. Die Letztgenannten sind ungerecht; sie müssen abgelehnt werden; die erste Kategorie stellt ein Ideal dar, das wir bewundern, nach dem wir vielleicht sehnsüchtig ausschauen, durch das aber die soziale Spannung der Gegenwart nicht gelöst wird. Über die zweite Kategorie wurde schon so geurteilt: auf dem Standpunkt des Naturrechts ist sie gut, dem Geiste Christi aber, des Verkünders des Evangeliums der Liebe, widerspricht sie. — Dieser Standpunkt ist sicher

1) Vgl. Biederlack, Zur Frage ... S. 299 f.

einseitig; das Evangelium Jesu ist Liebe und Gerechtigkeit; wie beide zu vereinen, abzugrenzen, einzuordnen sind, das bleibt uns im tiefsten Sein dunkel; es ist dies eben eine der vielen erkenntnistheoretischen Antinomien, einer jener Punkte, wo zwei gedankliche Wege zusammenlaufen, über deren Einheit für unser Erkennen das Dunkel des Mysteriums liegt; wenn wir es doch versuchen wollen, diese Synthese uns klar zu machen, dann dürfen wir ja nicht vergessen: es gibt für uns nur ein approximatives Erfassen; und doppelt müssen wir uns das ins Bewußtsein rufen, wenn wir es unternehmen, von der Synthesis aus wieder den Weg ins Gebiet der Ethik einzuschlagen, um auf ethischem Gebiet Forderungen aufzustellen auf Grund dessen, was wir über die Vereinbarung von Gerechtigkeit und Liebe spekulativ gewonnen zu haben glauben; und dabei darf nicht vergessen werden: der erhabene Standpunkt des Evangeliums, diese Einheit von Gerechtigkeit und Liebe, soll von uns ja erst erstrebt, erreicht werden, die Wirklichkeit soll das Ideal immer mehr ausprägen. Wir wählen im Folgenden daher diesen Standpunkt: die Liebespflicht gegen den Arbeitgeber muß wohl nur erfüllt werden, wenn, wie die Schule sagt, damnum emergens in extrema vel quasi extrema necessitate droht, nicht aber, wenn lucrum cessans bevorsteht. Dabei ist der Gedanke leitend: der Arbeiter ist der schwächere, abhängige, unfreiere Teil von Natur aus, der aber — wie ist es doch menschlich-natürlich — nach Besserung seiner Lage strebt; dies kann er aber nur erreichen auf Kosten des Reichen; der Reiche seinerseits strebt aber auch weiter; und wer will ihm wehren? Er hat aber Geld, d. h. Macht; dem Arbeiter soll nicht erlaubt sein, Macht (im weitesten Sinn des Wortes) zu haben? Das Problem ist also: Macht gegen Macht, näherhin: gerechte Macht gegen gerechte Macht, vitali damno non emergente.

Ein weiterer Grundpfeiler ist das Problem der **Arbeitswertung**, des Arbeitsvertrags. Ist er nur ein Mietsvertrag, ein Kaufvertrag? oder ist er ein Kompromiß zwischen den



Persönlichkeitsrechten des Arbeiters und den Eigentumsrechten des Arbeitgebers? Berühmt ist ja der Syllogismus Lujo Brentanos: Alles, was gekauft oder verkauft wird, ist Ware; der Arbeitgeber kauft die Arbeit, also ist die Arbeit Ware. Über die verkaufte Ware aber habe ich kein Verfügungsrecht mehr; also auch nicht mehr der Arbeiter, der seine Arbeit z. B. auf ein Jahr „verkauft" hat. Das schließt — so ist der Gedanke zu Ende zu denken — aus, vor Ablauf der Kündigungsfrist bezw. des Vertrages in Ausstand zu treten.

Mit Recht hat P. Weiß[1]) dagegen eingewendet, das bedeute eine Verkennung der sitttlich-persönlichen Seite der Arbeitskraft des Arbeiters. Der Arbeitsvertrag ist eben für uns nicht ein reiner Kaufvertrag, sondern schließt auch ein persönliches, lebensvolles und -warmes Moment ein. Wir dürfen nicht übersehen, daß der Arbeiter mit seiner Arbeitskraft, auch ein Stück seiner Persönlichkeit, ein Stück Herzblut weggibt. Der Arbeitsvertrag ist also auch einseitig aufhebbar bei Verletzung des ethischen Moments. Anderseits kann dem Arbeiter nicht das Recht abgesprochen werden, vor Eingehung eines neuen Vertrags seine Arbeitskraft als Teil seines Persönlichkeitswertes höher einzuschätzen.

Daß im Streikproblem auch die Frage nach dem Lohnminimum eine Rolle spielt, liegt auf der Hand. Die These der Streikfreunde lautet: sogar der vorzeitige, einseitige Vertragsbruch ist gestattet, wenn vor Ablauf des Vertrags durch besondere Umstände der ausbedungene Lohn unter der Grenze des augenblicklich allgemeinen Lohnminimums bleibt. Sehen wir zunächst ganz ab vom Streik und fragen wir: trifft die These für das Vertragsverhältnis überhaupt zu? Wir antworten: Ja, wenn generell die Lebensbedingungen sich ändern (z. B. infolge einer Teuerung usw.); denn in diesem Falle sind die naturrechtlichen Bedingungen nicht gewährleistet. In solch außerordentlichen Fällen muß aber doch, wenn möglich zuerst der gesetzliche Schutz angerufen werden.

---

1) A. a. O. 347.

Versagt diese Zuflucht, so tritt das Recht der Selbsthilfe als Notwehr ein, der Vertragsbruch ist erlaubt. Selbstverständlich besteht für den einen Kontrahenten keine Vertragspflicht mehr, wenn der andere Kontrahent die vereinbarten Bedingungen des Vertrags nicht hält; denn der Vertrag beruht auf Gegenseitigkeit.

So klar die Sache hier liegt, so schwierig ist die Frage nach der Erlaubtheit bezw. dem Umfang der Beeinflussung der durch den gleichen Vertrag Gebundenen. Folgende Ansicht ist sicher abzulehnen: bei sehr guten Aussichten dürfen die „Streikbrecher" auch durch Anwendung von physischer Gewalt zum Feiern gezwungen werden. — Dagegen halte ich es für ethisch erlaubt, im Interesse eines Standes, einer Branche moralischen Druck auszuüben, eventuell sogar die Betreffenden von den Vorteilen der Kassen usw. auszuschließen; das alles aber nur dann, wenn der Streik ethisch erlaubt ist. Wann dies der Fall ist, ist in Folgendem zu untersuchen.

Wenn wir von der Analyse und Beurteilung der Grundfaktoren unseres Problems zu der Einzelbetrachtung übergehen, so ergibt sich uns sofort folgende Zweiteilung: Streik mit und ohne Vertragsbruch. Ich stelle zunächst die Frage: Ist der Streik vor Ablauf des Vertrags moralisch erlaubt? — Die Antwort und die Bedingungen ergeben sich klar aus den früheren Ausführungen über den Vertragsbruch überhaupt, mag man den Akt selbst nur für einen Akt der Notwehr halten oder, wie andere vorziehen, für einen Akt, der in einer Pflichtenkollision zu Gunsten der höheren Pflicht gesetzt wird. Indes, es muß die energische Forderung erhoben werden, daß zunächst jedes Mittel angewandt werde, ehe der mehr oder weniger gewaltsame Bruch vollzogen wird.

Ist aber auch der Streik in Form einer gemeinsamen Nichterneuerung des abgelaufenen Arbeitsvertrages erlaubt? — Das ist die zweite Frage, die uns eingehend beschäftigen muß, eben weil die Arbeitsverträge in der Ge-



genwart nur sehr kurze Kündigungsfrist, oft nur fünf Stunden haben, der Vertrag also sehr oft abgelaufen ist und diese Gelegenheit nur zu gern zu Streiken benützt wird. In drei Stufen dürften wir zu einem Ergebnis kommen. Die Frage muß zunächst lauten: ist diese Streikart gerecht?

Ein Anwalt der Arbeitgeber wird uns antworten: Prinzipiell hat jeder Arbeiter das Recht, seinen Vertrag nicht mehr zu erneuern; er hat auch das Recht seine Arbeitskraft höher anzuschlagen; aber das alles trifft nur für den einzelnen Arbeiter zu; wenn sich aber meine Arbeiter zusammenschließen, und mich, dessen Macht nur auf meinem Gelde ruht, dadurch außer Kraft setzen, daß sie mein Geld, bezw. meine Maschinen, in denen ich mein Geld angelegt habe, lahm legen, dann begehen sie ein Unrecht; also ist ihr Vorgehen, ihr Streik unethisch. —

Wenn ich mit Biederlack, Pesch, Cathrein, Lehmkuhl diese Argumentation ablehne, so ist die Basis von der ausgegangen wird, die oben dargelegte Unterscheidung zwischen Rechts- und Liebespflichten.

Ich sage: die Gerechtigkeit ist nicht verletzt, auch wenn gemeinsam vorgegangen wird; jeder einzelne Arbeiter hat seine Vertragsfreiheit, wenn alle zu gleicher Zeit davon Gebrauch machen, haben wir eine Summe gerechter Akte. Wenn indeß Lehmkuhl[1]) meint: „injuste non agunt ... si ... summam postulent (mercedem)“, so kann ich ihm nicht beistimmen, wenn er darunter einen unbegrenzt hohen Lohn meint, da eben schon der Stand als der der dienenden Klasse eine Beschränkung der Freiheit mit sich bringt; dieses Opfer muß der Arbeiter dem altruistischen Moment unserer Gesellschaftsordnung bringen. Aber es ist sein individuelles Recht innerhalb der Grenzen seines Standes sich empor zu arbeiten, sich besser zu stellen. Und als Mittel dazu möchte ich ihm wohl vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus, der Streik nicht von vornherein verwehren.

1) Cas. cons. N. 898 f.

Eine Einschränkung könnte höchstens für die Arbeiter an öffentlichen Einrichtungen (Eisenbahn, Post usw.) zugegeben werden; hier wird wohl zu sagen sein, daß ein Generalstreik nicht ohne Verletzung der Gerechtigkeit abgehen dürfte; ganz abgesehen von den großen gefährlichen Stunden des Vaterlandes möchte ich einen Grund besonders betonen, der seine Geltung auch in den geordneten ruhigen Zeiten des Friedens behält. Da ein Gemeinwesen für seine Arbeiter auch nach Aufhören des Arbeitsvertrages, in Fällen der Krankheit, des Alters durch Pension usw. sorgt, hat es auch ein Recht auf den Arbeiter über seinen Arbeitsvertrag hinaus; eine wirklich zu erkämpfende Besserstellung müßte hier wohl durch andere Mittel erreicht werden, ich denke an die Presse, an das energische Vorstelligwerden bei den Regierungskorporationen und anderes mehr.

Verstößt aber eine gemeinsame Nichterneuerung des Arbeitsvertrags vielleicht gegen die christliche Nächstenliebe?[1])

Wie weit die christliche Nächstenliebe grundsätzlich verpflichtet, ist oben dargetan worden. Wenden wir jene Grundsätze auf unsern speziellen Fall an, so ist nur zu verlangen, daß der Arbeitgeber durch das damnum emergens nicht in außerordentliche Not komme; dem Geist Christi widerspricht es nicht, wenn der Arbeiter sucht, von dem Gewinn seines Industriezweiges so viel sich anzueignen, als mit einer lebenskräftigen Fortschrittsfähigkeit derselben vereinbar ist. Wir dürfen nicht immer nur dem Arbeiter Nächstenliebe predigen! Wenn auch der Arbeitgeber immer die rechte Liebe zeigte, käme es nicht so oft zum Streik. Ein christlich liebender Arbeitgeber trägt den Forderungen seiner Arbeiter Rechnung, soweit er kann, und diese sind dann wohl — wenn sie das Entgegenkommen fühlen — verständig genug, den Bogen nicht zu überspannen.[2]) Wo aber der Arbeit-

---

1) Vgl. Biederlack, Zur Frage . . . 393 ff.

2) Ich darf in diesem Zusammenhang verweisen auf die wundervolle psychologische Schilderung eines Streikes in Ernst Zahn's „Apotheker von Klein-Weltwil.“

geber immer nur sein Recht auf die Arbeitskraft, die er bezahle, betont, da kommt auch das Prinzip der Liebe nicht weiter herein, als wir ihm oben Raum gaben; denn hier heißt es ja nicht: Liebe um Liebe, sondern der Arbeitgeber gibt hier gewissermaßen selbst die Parole aus: Macht um Macht; was dem Einen Recht ist, ist dem Andern billig. — Also weder die Gerechtigkeit, noch die christliche Liebe verbietet den Streik in jedem Fall.

Aber es mag ausdrücklich betont sein, daß das menschliche Empfinden dafür hält: der Streik ist nur etwas Außerordentliches, er sollte womöglich unterbleiben.

Daß dieses Empfinden Recht hat, wird uns die Beantwortung einer dritten Frage zeigen: Ist der Streik ratsam? Die Beantwortung dieser Frage wird wohl auch auf die beiden vorangehenden Fragen noch einiges Licht zurückwerfen.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Streike schon von Segen waren: Sie verschafften dem Arbeiter meistens, wo es erstrebt wurde, eine Erhöhung seines Lohnes, bessere Sorge für seine Gesundheit und Sicherheit. Auch als Drohmittel haben sie schon gute Dienste geleistet: Wie in den internationalen Beziehungen die Furcht vor einem Krieg oder anderen Repressalien schon manche gewaltsame Aktion verhütet hat, so macht auch die Furcht vor einem etwaigen Streik die Arbeitgeber geneigter, auf die Forderungen der Arbeiter einzugehen.[1]) Nicht mit Unrecht weist ferner Stieda[2]) auch auf den sozialen und moralischen Wert des Streikes hin. In der Tat haben in Preußen die Kohlenarbeiter durch die Streike von 1889 und 1905 Gesetze erkämpft, die menschliche Gerechtigkeit für notwendig halten muß; überhaupt manche Bestimmung der Arbeiter-Schutzgesetzgebung kann mit Streiken in Beziehung gebracht werden. Der moralische Wert ferner besteht darin, daß den Arbeiter das

1) Vergl.: Vermeersch, quaest. de just. p. 625: magistri . . . facti sunt . . . magis solliciti, ne qua parte locum darent justae querelae. —

2) 923 f.

Gefühl stählt, daß er nicht mehr schutzlos der Ausbeutung des Stärkeren preisgegeben ist; dies läßt ihn auch sein Los ruhiger ertragen; er weiß, daß, wenn es zum Schlimmsten kommt, doch Auswege betreten werden können, auf denen eine freundlichere Gestaltung seines Schicksals winkt.

Indes diesen nicht zu verkennenden Vorteilen stehen tiefgreifende Nachteile gegenüber, die zunächst den einzelnen Arbeiter und Arbeitgeber nur berühren, die aber immer weitere Kreise ziehen: für den einzelnen bleibt der Lohn aus, die Kassen halten meist nicht Stand; die Sittlichkeit leidet Not; zumeist sind auch Gewalttaten damit verbunden. Wenn wir sodann das Elend der Frauen und Kinder im Gefolge eines Arbeiterkampfes sehen, dann wandelt uns unwillkürlich ein Grauen gegen die wilde Maschinerie des Streiks an; besonders zu beklagen ist, daß die Streiks meistens eine tiefe, andauernde Erbitterung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zur Folge haben. Sodann kann nicht genug betont werden, daß diese mörderischen Kämpfe auf dem Rücken der Nation ausgefochten werden. Der Unternehmer wird geschädigt, kleinere Betriebe faßt es sehr hart an; eine Störung der Kohlengewinnung z. B. kann die Preise für das Brennmaterial ganzer Länder riesig in die Höhe treiben (vgl. das Jahr 1893). Das Fluktuieren des Kapitals stockt, das konzentrierte Kapital fließt nicht in die niederen, sozialen Schichten. Die Erhebungen zeigen uns, daß z. B. im Jahre 1903 für die Arbeiter 2'632,232 Arbeitstage und 7'675,937 Mark Lohn ausblieben infolge der Streiks; und beim bekannten Ruhrstreik betrug der Lohnausfall 17,8 Millionen Mark; die innere wirtschaftliche Entwicklung und die Konkurrenz auf dem Weltmarkt, was eng mit der ersteren verbunden ist, leiden Not. Darum hat Leo XIII. mit Recht den Streik ein schweres, weitverbreitetes Übel genannt, das nicht nur dem Arbeitgeber samt den Arbeitern selbst, sondern auch dem Verkehr und öffentlichen Wohl hinderlich sei und gar oft die öffentliche Ruhe und Sicherheit in Gefahr bringe.

Was folgt aus dieser Sachlage? Ich meine: Leicht-



sinniges Streiken ist unter solchen weitreichenden Verhältnissen schwer sündhaft. Selbst ein gerechter, ernster Streik wird besser nicht begonnen; vielmehr ist es eine Forderung der Gerechtigkeit der Sozietät gegenüber, zu den Surrogaten für den Streik seine Zuflucht zu nehmen, und nur im äußersten Notfall den Streik zu eröffnen, wenn auch die Surrogate versagen.

An Vorschlägen zur Verhütuug des Streiks hat es ja nicht gefehlt; in erster Linie steht die Forderung, die Arbeitsschutzgesetzgebung immer mehr zu vervollkommnen. Sodann wird von den beiden Parteien friedliche Verhandlung verlangt; führen diese rein privaten Verhandlungen zu keinem Ergebnis, so soll der Staat auf Grund des Verhandlungsmaterials unter Teilnahme von Vertretern beider Klassen durch ein Schiedsgericht den Streit entscheiden lassen.

Hiegegen wurden nun allerdings Einwände erhoben; man sagte, der Staat habe gar nicht das Recht, zwingend einzuwirken und auch Schiedsgerichte seien erfolglos. — Gegenüber dem ersten Einwand wird man aber mit Recht auf eine Anomalie hinweisen können: wenn zwei Staatsbürger sich um einen Pfennig streiten, gehen sie vor das ordentliche Gericht; wenn es sich aber um Dutzende von Unternehmern und um viele Tausende von Arbeitern handelt, wenn Werte von Millionen, dazu noch Not und Elend von ganz Unbeteiligten auf dem Spiele stehen, dann soll der Staat daran kein Interesse haben, dann soll sich der Staat damit nicht befassen! Übrigens ist ja die Frage durch die Arbeiterschutzgesetzgebung der letzten Jahrzehnte praktisch schon gelöst, indem ja hier der Staat sich auch in die Arbeitsverhältnisse einmischte. — Gegenüber dem zweiten Einwand aber, kann man auf England hinweisen, wo nach den Erkundigungen, die Brentano auf einer Studienreise einzog, nur Günstiges zutage kam. So wurde denn auch auf dem 29. deutschen Juristentag in Karlsruhe im September 1908 eingetreten für gesetzliche Einführung eines Verhandlungszwanges bei einer Streikgefahr. Wenn wir uns dem an-

schließen, wissen wir uns geschützt durch die Autorität Leos XIII., in dessen Enzyklika: „Rerum novarum"[1]) sich der Gedanke findet, daß der Staat bei Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse mit verantwortlich und deßhalb kompetent ist; es seien Ausschüsse aus unbescholtenen und erfahrenen Männern zu bilden mit entschiedener Geltung des Schiedsspruches; Arbeitgeber und -nehmer sollen mitbeteiligt sein!

Noch bleibt ein Problem zur Erörterung: welches ist die Stellung der Organisation in der Streikfrage?

Dazu läßt sich kurz folgendes sagen: wenn auch das Streikrecht im Prinzip nicht verworfen werden kann, so ist damit durchaus nicht die Berechtigung der Arbeiter erwiesen, Organisationen zu schaffen, die sich in erster Linie auf dem Streikrecht aufbauen und den wirtschaftlichen Kampf praktisch zum gewöhnlichen Faktor im Ringen um die wirtschaftliche Hebung machen; vielmehr ist es erste Aufgabe der Organisation, belehrend, aufklärend, beruhigend und vermittelnd zu wirken, das Moment des gegenseitigen Vertrauens in die Reihen der Beteiligten zu tragen.

Fassen wir zusammen:

Der Streik vor Ablauf des Vertrags ist ethisch erlaubt als ein Akt der Notwehr; die gemeinsame Nichterneuerung des abgelaufenen Arbeitsvertrags ist, vom Standpunkt des Einzelnen aus gesehen, nicht gegen die Gerechtigkeit, vom Standpunkt der Gesellschaft aus kann sie unter Umständen die Gerechtigkeit verletzen; im Allgemeinen aber wird zu sagen sein, daß sie ein moralisches Recht der Arbeiter bei genügenden Gründen ist. Die christliche Liebe aber und die Rücksicht auf sich selbst und die Ihrigen und auf die Gesellschaft muß die Arbeiter bewegen, statt von diesem Recht Gebrauch zu machen, d. h. zu streiken, die Surrogate dafür anzuwenden und nur im äußersten Notfall den gerechten Kampf zu eröffnen.

---

1) Vgl. die treffliche Erklärung von Treitz a. a. O. S. 100 ff.



XXIII.

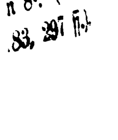
„Kulturbilder aus Alt-München" von Karl Trautmann.[1])

Eine neue erfreuliche Folge dieser herzgewinnenden Schilderungen! Der Herr Verfasser führt uns zuerst vor das nun im Nationalmuseum befindliche Holzmodell der Stadt München, welches der Straubinger „Kistler" und Drechsler Jakob Sandtner um 1574 begann und (nach dem Maßstab von 1 zu 750) mit diplomatischer Treue in den folgenden Jahren durchführte, unter dem Schutze des großmütigen, nimmer rastenden Herzog Albrecht, welcher, wie der kurze und wortkarge Nachruf seines getreuen Säckelmeisters besagt, „ein gar stattlicher und vernünftiger Herr gewesen, der gelehrte und kunstreiche Leute vast lieb hatte und Baiern zieren wollt von innen und außen", trotz seiner nur zu oftmals nicht ausreichenden Mittel, welche ihn freilich mit den Landständen und obersten Räten in schiefe unliebsame Berührung brachten.

Schon 1560 hatte ein, in stiller Verborgenheit waltendes Augsburger Universalgenie, der „Schulmeister" Hans Rogel — der als Versmacher nebenbei den Josephus Flavius in vielgelesene deutsche Reime brachte, als Formschneider, Briefmaler, Buchdrucker und „Stadtwaibel" sich betätigte — in dreijähriger Arbeit und mit „nit wenig Mühe" in Holz ein getreu plastisches Konterfei seiner alten Reichsstadt angefertigt, welches endlich der Rat, der damals immer noch reichsten Stadt Deutschlands, nur widerwillig und marktend um 77 Gulden und 30 Kreuzer (ja nicht um volle 78 Gulden) ankaufte, mit der Extragratifikation eines Verweises, weil der Künstler ein solch Werk „für sich selbst getan und ohn Vorwissen der Obrigkeit!" — Hoffentlich vorbedächtiger voll-

1) Zweite Reihe. München 1915 bei J. Lindauer (Schöpping) mit Illustrationen von Stockmann. 100 Seiten 8°. (Über die Erste Reihe vgl. Histor.-polit. Blätter 1914. 183, 297 ff.).

endete der Straubinger Jakob Sandtner 1568 ein gleich getreues Modell seiner Vaterstadt, welchem ebenso gewissenhafte Nachbildungen von Landshut (1570), Ingolstadt (1572) und Burghausen (1573) folgten. Herzog Albrecht lud ihn nach München, wo Sandtner, wie Herr Trautmann feststellt, im Hause seines Schwiegervaters, des Kistler Martin Spänhauer (welch mit köstlicher Plastik wirkender, uralt klingender Name für einen Zimmermann und Schreiner!) in der hinteren Schwabingergasse (heute Theatinerstraße 41) sein umfangreiches Werk begann und bis zu Herzog Albrechts am 24. Oktober 1579 erfolgten Heimgang vollendet hatte. Was Sandtner später noch fertigte, ist unbekannt. Im Jahre 1580 dachte er daran, die „im Meer (Mör) gelegene, nach dem Seesieg von Lepanto (7. Oktkober 1571) so berühmt gewordene Insel Rhodos („Rodis") mit ihren „Schiffen und Coloß" in gleicher Weise „aufzumachen", wofür seit Herzog Christophs Tode eine von baierischer Seite besondere Anregung reizte. Nach dem Ableben seiner Frau Anna († 1582) „verzog" Sandtner von München; damit schwand jede weitere Spur; wann und wo er gestorben, ist unbekannt. — Sein „München" bestand allerlei Wandelungen, kam aus der kurfürstlichen Bibliothek in die Akademie der Wissenschaften, in das Reichsarchiv und endlich nach mehreren kleinen Beschädigungen doch wohlbehalten in unser National-Museum, wo es die wichtigste, ganz unschätzbare Urkunde zur Topographie und Baugeschichte Münchens bildet: Das Prototyp einer gothischen, in ihrem einheimischen Ziegelbau prangenden Stadt, welche mit den zahlreichen Kirchen, ehedem reich bemalten Häuserfassaden, Arkaden und „Lauben"-Gängen schon 1433 die Bewunderung des weitgereisten französischen Herrn Bertrandon de la Brocquiere (Herr von Vieux und Truchseß Herzog Philipps des Guten von Burgund) erregte, welcher auf der Rückkehr von seiner Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten Palästinas in unsere Stadt gelangte. „Er war aus Frankreich gekommen, der Heimat der Gotik, der Weltkunst jener Tage, und aus den stolzen Handelsstädten Flanderns mit ihrer hochentwickelten





bürgerlichen Wohngestaltung; er hatte Italien kennen gelernt, Mailand, Florenz, Rom, Venedig und war durch die traulichen Städtlein Österreichs gezogen. Aber erst in München ging ihm so recht das Herz auf und so schrieb er denn in sein Merkbüchlein, daß dies der netteste Ort (la plus jolie petite ville) gewesen, den er in seinem Leben sah. Trotz dieses Lobes war die Salubrität ein damals noch unentdeckter Begriff; erwähnt ja doch noch Häns Sachs, in Erinnerung seines um 1514 erfolgten Aufenthaltes (während dessen der junge Schuster sein Herz an eine schöne Münchnerin verlor, weshalb ihn sein Vater schleunigst nach der alten „Noris" zurückrief), die vor den Bürgerhäusern ökonomisch stolz gelagerten Komposthaufen und Odelgruben, in welche am Vorabend des Himmelfahrtsfestes ein in „Teufelsgewand" verkleideter „Bacchant" von bösen, als „Hexen und Truden" maskierten „Schreiberknechten" zum großen Gaudium von Jung und Alt alljährlich gesprengt wurde. Auch eine spätere Totalansicht des Haupt- und Marktplatzes mit den anheimelnden stattlichen Häusern, zeigt zu Füßen des landläufigen Prangers und Strafesels, einen feisten Gesellen, der unbeanstandet vor aller Augen Proben seiner guten Verdauung kundgibt. Kein Wunder, daß der „Pestdrache" im Grunde des „Spiegelbrunnen" lauerte und in zeitweisen grauenvollen Umzügen seine Beute erkrallte, wie Meister Hauberrisser an der heute noch als „Lindwurm-Eck" bezeichneten südwestlichen Stelle seines herrlichen Rathausbaues in plastischer Zier sinnig verewigte.

Jakob Sandtners Modell wirkt heute in stets wachsender, fesselnder Weise auf jeden Beschauer, wie der Einblick in eine märchenhaft tief im Meer der Vergangenheit versunkene Stadt. Als vortrefflicher Cicerone gibt unser Autor einige Partien daraus, ebenso etliche Ausschnitte aus den getreuen Zeichnungen des Architekten G. Steinlein (München 1910), welcher mit kleinen Staffagen und vorsichtig ergänzendem Zierwerk und Ornamenten stilgerecht nachdichtend das Ganze belebte.

Ein gleiches plastisches Rundbild Münchens fertigte in der Zeit von 1841—47 im Auftrag König Ludwig I. der Kupferstecher und Topograph Joh. Bapt. Seitz (geb. 1786, gest. 15. März 1850, vgl. „Allgem. Deut. Biographie“ 1891, XXXIII, 668) im Maßstab von 1:700, so daß das Ganze einen Durchmesser von 7 Meter ergibt. Seitz wurde, wie Albrecht Adam, der Stammvater einer weitverzweigten, heute noch florierenden Künstlerfamilie. Sein Werk befindet sich gleichfalls im National-Museum — ein Beleg für das seither zu einem überraschenden Umfang anwachsende Original.

Eine sorgfältig abgewogene, anziehende biographische Skizze entwirft unser Autor von dem Herzog und Kurfürst Maximilian unter Beigabe der beiden autentischen Bildnisse von Nicklas Prugger (Alte Pinakothek) und einem ungenannten Meister (National-Museum), worauf „der stramm aufgerichtete Siebziger sein schüchtern neben ihm stehendes braunlockiges Söhnchen, den kleinen Thronfolger Ferdinand Maria, schützend und zärtlich zugleich, an seine eisengepanzerte Hüfte schmiegt und uns leise andeutet, daß unter dieser scheinbar eisigen Kälte ein Herz wohnte (man denke nur an die Monita paterna!), das der zartesten Empfindungen und Regungen fähig war.“ — Immer erstaunlich ist es, wie die guten Lehren und Ratschläge seiner Erzieher in der wohl vorbereiteten Seele feste Wurzel faßten und bei frühreifer beharrlicher Selbständigkeit und Ausdauer zeitlebens seine Leitsterne blieben. In dieser strengen und harten Lebensauffassung unterstützte den Herrscher ein klar durchdringender Verstand, eine energische Selbstzucht und -Beherrschung mit einer geradezu bewunderungswürdigen Arbeitskraft. Größte Ordnung und Sparsamkeit war ihm Gesetz. Ebenso die ruhige Sorgsamkeit, das selbständige Prüfen und Überlegen; und dann, wenn er mit sich im klaren war, eine unbeugsame Energie der Durchführung. Seltsamerweise wurde viel von Maximilians „Melancholey“ gesprochen. Unter dieser Bezeichnung verstand man aber schon lange nicht mehr jene spuckhaft dräuenden Gestalten, welche aus

der etrurischen Mythe sich in den Lehrsätzen der medizinischen Fakultät Salerno's fortwuchernd vererbten. Dagegen hatte schon der Neuplatoniker Marsiglio Ficino (1433—99) eine neue These begründet, welche die seither als unheimlich, krankhaft und menschenmörderisch signierte Melancholie als den Urquell aller freien Künste verkündete und ihre Scholaren als die „fürtrefflichste Philosophi", wahre Diener der Musen und als die Propheten und Erfinder aller neuen Dinge pries und belobte.[1]) Dürer, welcher Marsiglios „Buch des Lebens" besaß und in vielen Konsultationen mit Pirckheimer die viererlei cumplex der Menschen durchsprochen haben mag, fühlte sich gedrängt, seine dadurch gereiften Ideen in jener ihm zuständigen Form zu versinnlichen. Leider kam von dieser wirklich symphonischen Dichtung nur der erste Satz, dieses einzige „Melancolia" betitelte Blatt zu stande. Das ist aber ein wahrer Hoch- und Preisgesang im glorreichen Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen, eine Jubelouvertüre auf Industrie und Wissenschaft. Da sitzt an der Breitseite eines massigen Pfeilers eine gewaltige Maid; im herben Reiz reifer Jugend, wie Rückerts Gestalt des Riesenweibes „Phantasie", mit mächten Fängen und Schwingen am Rücken, einen grünen Kranz auf der schönen, klaren Denkerstirne; der Ellenbogen auf das Knie gestemmt, die linke Wange auf die geschlossene Hand gestützt — wie sich auch Herr Walther, der traute Geselle von der Vogelweide, in einem seiner tiefsinnigen Sprüche, im schweren Sinnieren über die größten Lebensfragen abgeschildert und die Maler der Weingartner und Heidelberger Liederhandschrift dargestellt haben — ein geschlossenes Buch (wohl die Bibel) unter der Rechten, mit welcher sie den ins Achteck gestellten Zirkel (das Symbol der alten „Meister von der Architektura" —

1) Vgl. die gründlichen Nachweise von Karl Giehlow über „Dürers Stich Melancolia in dem Humanisten Kreis", in den „Mitteilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst", Wien 1904, 4. Beilage, und die weiteren Notizen im „Hochland", VII. Jahrgang, 11. Heft und „Histor.-polit. Blätter" 1900, 145. Bd., 11. Heft.

man denkt auch gleich an Dürers „Messung der Proportion nach Zirkel und Richtscheit") hält. So ist sie auch als die „Fantasia" gekennzeichnet, welche, wie Jakob Grimm so schön sagt, dem Geist die Gedanken vorschießt, welche der klare Verstand zur Wissenschaft hämmert oder ausprägt. Dieser Urquell aller Forschung ergründet im tiefsten Nachdenken die höchsten Probleme von Welt und Zeit, die Gesetze der Natur, von Industrie, Handel und Wandel, Politik und Recht. Das anmutende, von aufgelöst niederwallenden Haaren eingerahmte leuchtende Antlitz (die Abdrücke sind fast alle gequetscht und schwarz, so daß ein extra feinsündig sein wollender Exeget sogar eine „Moerin" daraus machte) mit den in schwerer Gedankenarbeit ausstrahlenden (der Orientale nennt das „geistesperlen"-bohrenden) Augen ist ernst und streng — das verstand Dürer zu geben, während süße oder lächelnde Frauenschöne nie seine Sache war. Auch seine „Nemesis" oder „Fortuna" ist herb und sogar von häßlichen Formen, selbst ein Teil seiner Madonnen. Langes, schweres, faltenreich geknittertes Gewand umwallt die hehre Gestalt, vom knappen Gürtel hängt Schlüsselbund und Säckel am langen Riemen herab. So sinniert sie über die Symbolik von Zeit, Zahl und Schall, über die den Mühlstein, darauf ein lustig kritzelnder Genius sitzt, treibende Macht (Pferdekräfte!), über die Gesetze der Krystall- und Kugelbildung, Scheidung der Metalle, Meteorgebilde und Lufterscheinungen, auch den Gebrauch aller Handwerkzeuge und ihre Verbesserung bis auf die damals neueste Erfindung der klysmatischen Spritze und das luftdicht verschließbare Tintfaß. Das Wappentier aller Forschung ist das schnellfüßige Windspiel, wie der Adler dem Seher auf Patmos eignet und die Eule der Pallas — auch die in tiefer Nacht hellsehende Vespertilio, welche bei Dürer das Spruchband halten muß.

Wie Lionardo zählte sich auch Dürer zu den Melancholikern, so sicherlich auch unser baierischer Maximilian, der im landläufigen Mißbrauch des Namens gar keine Zeit gehabt hätte, dieser Terminologie zu folgen: Hatte er ja

doch im ganzen Leben die Hände voll Arbeit mit Regierung und Hebung seines Landes, mit Herstellung der Finanzen, Aufstellung seiner Miliz und Erweiterung der Grenzen. Dann aber mit industriellen Einrichtungen aller Art, in erster Reihe z. B. die Soleleitung von Reichenhall nach Traunstein, der Bau seiner Residenz und die prachtvolle Ausstattung mit Erzeugnissen jeglicher Kunst, man denke nur an die Schätze der „Reichen Kapelle", im Verkehr mit Künstlern und Kennern jeglicher Art, wozu er selbst die Elfenbeinplastik in freien Stunden meisterte. Gerade nach dieser Richtung, als Kunstfreund und im steten Verkehr mit Kennern und Sammlern schildert Herr Trautmann den edlen Herrscher, z. B. mit dem Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer,[1]) der schon mit Wilhelm V. in Beziehungen gestanden und bei manchen seiner seltsamen Subtilitäten Rat erteilt hatte.

Wir folgen ihm um 1612 in die Residenz an des jungen regierenden Herzog Maximilian Hoftafel, an der auch auf „ainem gemahlten" Stühlchen der alte Hofnarr Wölfflin teilnehmen darf, der allgemach mit seinen brummigen Witzen loslegt; sein Kollege, der Schalksnarr Jonas, treibts kaum manierlicher, wenn er, als altes Weib verkappt, „mit einem Affen erschien, dem ein Frischling an den Fuß gebunden, das dann fast visierlich und seltzam zu sehen gewesen, was die Saw mit dem Affen für ain Handel gehabt". Solche Sachen bringt zumeist des Herzogs junge Gemahlin, Elisabeth von Lothringen, aufs Tapet, eine lustige und lebhafte, aber trotz ihrer Oberflächlichkeit kluge Französin, welcher Hainhofer das Lob spendet, daß sie „gar eine wackere verständige Fürstin" ist, „welche auf ihren Herrn acht hat; wan sie mirkht, daß ihr Herr melancolisch ist, so bringt Sy immer über der Tafel mit ihrem Furschneider (Vorschneider) was für, daz Ihr Herr mues lachen und die Gedanckhen etlicher

1) Ph. Hainhofer geb. 21. VII. 1578, gest. 23. VII. 1647. Vgl. Doering in der „Allgem. Deut. Biographie" 1904. 49, 719 ff.

maßen aus dem Sinn schlagen"; die richtige Genossin für den Sorgenbeladenen, deren allerliebstes französisch-deutsches Kauderwelsch allein schon erheiternd wirkt.[1]) Aber bei solchem Tun hält sich Maximilian nicht lange auf. „Denn überflüssigem Essen und Trinken, Spielen, Jagen, Ritterspielen und andern Kurzweilen und Vaniteten", meint der Augsburger, „fragen Ihre Durchlaucht nit nach" und „seine Herzensfreude und Erholung sind Edelgestein oder Kleinodien, die Kunst und Mahlerey und das Drehwerckh, wie denn Durchlaucht gar schöne Sachen drehen", wie „Becher, Trühlein, Flaschen, Schüsseln und ander Geschürr", z. B. eine „Kerzstal" (Leuchter) mit Lichtschirm; auch von einem „wächsinnen runden Roß, das er bossierte", ist die Rede. Er geht fleißig in die Kirche, ebenso in den Rat und macht durch seine „Gottesforcht, Nüchterkeit, christlich Leben und guet Exempel auch Ihre Officier und Rath fromb und fleißig", die ihn lieben und fürchten, denn „er gibt auch gute Filz" aus (d. h. kräftige Verweise) und belohnt reichlich; „ist frue und spat in der

1) Unter dem aus ihrer Lothringer Heimat überbrachten Gefolge befand sich auch ein Mundkoch Claudy Gilleth, welcher jährlich einen Sold von 100 Florin, dazu eine besondere Gratifikation von 70 fl. und ein „Klaidtergeld" von 7 fl. 30 Krz. bezog. Ihm assistierte noch ein französischer „Maisterkhoch" Sessart Dillot, welcher aber nur 50 fl. Sold, 60 fl. Zulage und 9 fl. 37 Krz. Jahreslohn erhielt. (Vgl. Föringer, Der bayer. Hofstaat unter Herzog Maximilian I. im Jahre 1615. München 1871, S. 24.) Ersterer Claudy Gilleth war wohl ein Vatersbruder und Taufpate des nachmals als Claude Gelée, genannt le Lorrain so weltberühmt gewordenen Landschaftsmalers (geb. 1600 zu Champagne an der Mosel, in der Nähe von Toul, gest. 1682 in Rom). Auch dieser hatte in früher Jugend, aber mit wenig Lust und Ingenium Teige eingerührt und Kuchen gebacken; die Sehnsucht zur Kunst führte ihn nach Italien, wo er nach seiner ersten Irrfahrt, über Venedig schiffbrüchig nach München kam und bei seinem Oheim als Patenkind auf der herzoglichen Schwaige zu Harlaching in restaurierender Sommerfrische gastete. Darum spann sich ein historisch schwer haltbarer Sagenkreis, welcher mit einem eigenen 1865 inaugurierten Denkmal durch ein echtes Münchener Künstlermaifest seinen Abschluß fand.



Arbeit, hört alle morgen sein Meß und wann er dazu oder darnach geht, nembt er von den armen Unterthanen die Supplicationen, sagt dann seinem Obersthofmeister was er tuen soll". Nebenbei bemerkt finden sich diese „Filze", d. h. die scharfen, verweisenden Randglossen und Rügen von seiner Hand, die auch mancher Künstler zu kosten bekam, noch vielfach in den Akten und haben große Ähnlichkeit mit jenen energischen, so persönlich gefärbten Zusätzen, mit welchen unser temperamentvoller König Ludwig I. und mehr noch der „alte Fritz" ihre Entscheidungen zu begleiten liebten. Z. B. „Ich wollte, man schriebe mir die Sachen bei Tag und nicht bei der Nacht" heißt es einmal. „Etliche junge Hofräte hören das Gras wachsen ...", „man muß nit zweimal schreiben, was zur rechten Zeit auf einmal geschehen kann ..." und im Unmut der beginnenden „Allamodisprach" und Fremdwortklauberei „wolt nur gern wissen, wer der Sprachmeister, so täglich was Neues aufbringt". Oder: „An wemb lauth das Schreiben? Man kann's nit schmöckhen." Oder gar einmal der ewig neue Verzweiflungsruf: „Es ist zum Erbarmen, daß so wenig Hirn in so dicken Köpfen!"

Mit besonderer Vorliebe oblag der edle Herr seiner seit 1603 begründeten, durch fideikommissarische Bestimmung fortwirkend gesicherten eigensten Schöpfung, der sogenannten „Reichen Capelle", welche trotz ihres geringen Raumes, doch einen auf hundert Millionen gewerteten Kunstschatz birgt, darunter die hier nur beispielsweise erwähnte, mit den seltensten Juwelen ganz übersäte Reiterstatuette des Drachenstechers St. Georgus, welche unser Berichterstatter ausführlich schildert und dann in kleiner Abbildung vor Augen führt. — In umsichtigster Weise förderte Maximilian jede artistische Technik, z. B. die Stukkaturkunst, welche der als „Fistulator" lateinisirte Bildhauer Blasius Pfeiffer in farbenblühender Weise, gleich eingelegter Arbeit (Intarsia) zu überraschender Wirkung brachte.[1]) Eifersüchtig hütend

1) Beinahe humoristisch wirkt es, die ohnehin schon synonymen Tauf- und Familiennamen nach alter Humanistensitte als Fistulator latei-

vinkulierte der Herrscher das Geheimnis dieser Erfindung durch eine eigene Leibrente. Mit welch ausdauernder Vielseitigkeit verfolgte er die Erweiterung seiner Sammlungen, wie jubelte er über einen neuen Zuwachs von Dürers Werken. Auch als die Würfel des Krieges hart, eisern und blutig fielen, hat er immer noch vorbedächtig etwas übrig nicht allein für den Ruhm seines Hauses, sondern zur bleibenden Ehre Gottes.

Je näher man nach allen Radien der Constellation seines Charakterbildes gelangt, desto sicherer wächst die hochachtende Bewunderung des ganzen Mannes und Regenten.

Die Vorliebe, welche unser Autor für verschollene Familienchroniken hegt — als Muster einer solchen hat er mit zartfühlendster Hand die wenigen Aufzeichnungen Albrecht Dürers gerundet — zeitigte das Curriculum vitae des ausbündigen, juridischen, aus einem alten Münchener-Geschlecht stammenden Beamten und Diplomaten Johann Wolfgang Fraymann, Herrn von und auf Hohen-Randeck zu Ober- und Nideressing. Geboren am 14. März 1546 zu Ingolstadt, studierte er daselbst und zu Freiburg und Tübingen, erwarb 1571 in seiner Vaterstadt den Doktorgrad beider Rechte und wurde Regierungsrat zu Burghausen 1574. Nun warb er um die hohe und schöne Ratsherrntochter Anna Gaishover; schon am 29. Mai 1575 ward die Hochzeit gar stattlich gemacht und mit großem Gepräng, nachdem von den beiderseitigen Eltern alles sorgsam abgeredet und verbrieft worden, ist er gen München, von wo aus ihm nach altem Brauch

---

nisiert zu finden — heute wäre leicht an einen in der Fistel (Faset) jodelnden Schnaderhüpfelsänger zu denken. Ebenso heiter und eigenartig klingt es, wenn der dem damals aufkommenden Rauchsport huldigende Dichter Jakob Balde sein geliebtes Pfeifchen als Fistula tabaki lateinisierte. Eine Analogie dazu bildete der im 10. Jahrhundert schaffende, immer noch zu wenig in seiner kulturhistorischen Frische erfaßte Sänger des „Ruodlieb", wenn er das im klassischen wie im mittelalterlichen Sprachschatz fehlende Wort für die kleinste Fischart des „Gründlings" mit dem Diminutiv von Fundus als Fundicula in geistreicher Weise ergänzt.



die ganze Verwandtschaft der Frau, hoch zu Roß, „in die 22 Pferde stark, bis in die dritthalb Meil Weg", entgegen zog und den Bräutigam gar stolz und prangend einbegleitete. Die Feier fand in dem mit vielen Gemälden reich verzierten Landschaftsgebäude am Schrannenplatz statt. „Die Mahlzeiten sein in der Landschafft-Ratsstuben, der Tantz auf dem Saal daselbst gehalten worden, wobei in die 75 Personen erschienen", so alle nach Stand und Würden in der Hauschronik verzeichnet. „Die Hochzeit war dem Ebersperger, Burgern und Gastgeb angedingt und im Landschafftthaus kocht, auch für einer jeden Person durch mein Herrn Vattern mit 1 Taler bezahlt worden. Die Summa hat gemacht 292 Gulden". Der alte Herr hatte also, wie man im heutigen Tonfall sagen würde, „guat aufdraaht" — ein technischer Terminus —, welcher ebenso vom Gas- oder elektrischen Verbrauch, wie vom messenden Hahn des Bierfasses stammen mag. Der damalige Aufwand ist um so ungeheuerlicher, als beinahe dreifach der ganze nur 100 Gulden betragende Jahresgehalt des alten Herrn Hofprokurator daraufging, der, übrigens nicht unbegütert, das in der Gruftgasse gelegene, ehemals dem Herrn Ritter Caspar Winzerer von Tölz gehörige Haus erworben hatte.

Die Ehe wäre eine glückliche gewesen, endete nur zu frühe, da die Gattin während einer Dienstreise ihres Gemahls zu Prag starb und fremde Leute ihr die Augen schließen mußten. Der Witwer trat noch zweimal in die Ehe und hinterließ eine zahlreiche Kinderschar. Er war indessen hoch und rasch gestiegen auf der Leiter des Glücks, wurde Beisitzer am kaiserlichen Reichskammergericht in Speyer (1576), Reichshofrat in Prag 1581, fünf Jahre darauf kaiserlicher Pfalzgraf, 1588 Geheimrat und 1594 Reichsvizekanzler Kaiser Rudolf II., trat aber kaum fünfzigjährig in den Ruhestand, um die Erforschung seiner Familiengeschichte anzubahnen, wo er schon seit seinem 14. Lebensjahre Quellenmaterial aller Art gesammelt hatte, wozu sein auf den steilabfallenden Höhen der Altmühl gelegenes Schlößlein das vielgewünschte otium cum



dignitate im vollen Sinne gewährte. Das eingehende Studium dieses, wie auch der meisterliche Kupferstich beweist, tieferństen Charakterkopfes, machten unserem Biographen den Mann so wert und lieb, daß Herr Trautmann am Morgen eines schönen Frühjahrtages aufbrach, um dessen Schlößlein und Ruhestätte im Kirchlein zu Alten-Essing durch Augenschein zu erkunden, wodurch das volle Lebensbild in wohltuender Wärme und Stimmung voll ausklingt.

Einen gleichen Eindruck erwecken die kleinen da und dort eingefügten, den Text begleitenden Illustrationen des aus den „Fliegenden Blättern" immer so anheimelnd wirkenden Interieur-Zeichners H. Stockmann, der häufig, wo unser Erzähler schweigt, erst seinen Stift einsetzt und in unzudringlicher Weise, mit leisem Humor die behandelte Sache weiterführt. Es ist der gleiche Liebesdienst, welchen Steinlein dem Stadtmodell Sandtners erweist. So ergänzt sich gelehrte Forschung mit der Gabe des Dichters und erzählenden Malers. Daher auch die wohltuende nachhaltige Wirksamkeit dieses Büchleins.

XXIV.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

III.[1]

Der von Westen kommende Freiheitssturm des Jahres 1848 hat in folgerichtiger Entwicklung seiner unheilschwangeren Natur sich in ein verheerendes Hagelwetter verwandelt und mit seinen Bomben und Granaten der Menschenwürde wenig Ehre gemacht. Und Frankreich, England und Italien gehören, was freiheitliche Ideen und romfreie Schulbegriffe betrifft, nicht zu den zurückgebliebenen Nationen. Sie sind hinsichtlich jener Freiheit und jener Erleuchtung, die von der Loge kommt, nicht zu kurz gekommen.

1) Siehe Bd. 156 S. 301 ff.



Wie steht es jetzt daselbst mit der Freiheit und Menschenwürde? Kann es einen größeren Tiefstand geistiger Unmündigkeit und kulturellen Elendes geben als eben dort, wo über allen Türmen die rote Fahne weht? Beneidet von allen gesinnungsverwandten Geistern des Auslandes sind dort die Schwarmgeister der nationalen Einheitsschule seit einem Menschenalter unumschränkte Herren der Schule und erfreuen sich bei Ausübung ihrer berufsmäßigen Seelenvergiftung einer Selbstherrlichkeit, daß kein Zar auf seinem Thron und keine Magnifizenz einer Hochschule sich mit ihnen vergleichen kann. Die Scharfrichter Robespierres hatten kaum eine größere Gewalt. Sie können die unglücklichen Opfer ihrer Geistestyrannei nach Belieben mit Spottreden gegen den Glauben regalieren, können die allgemeine Menschenliebe ihrer ethischen Kultur nach den engen Grenzen ihrer national patriotischen Beschränktheit bemessen und mit Ausschluß der Gottes- und Nächstenliebe das Gift des Hasses in die Herzen der Jugend einträufeln; kein Papst und kein Bischof hat ihnen etwas einzureden, und wenn sie in offenem Kampf gegen dieselben rebellieren, haben sie wegen einer solchen Flegelei von den Organen der Regierung nicht das Geringste zu befürchten. Bei der Beratung des Gesetzes Doumergue i. J. 1910 konnte Piou, der Führer der Aktion, mit Recht hervorheben, den Lehrern seien im Kampf gegen die Bischöfe und Familienväter Privilegien eingeräumt, wie kein Staatsoberhaupt ebensolcher sich erfreue.

Nach dem Ermessen jener Spruchweisheit, welche die Koryphäen der modernen Pädagogik auszeichnet, müßten jetzt Frankreich und Italien überströmen im Vollbesitz jener Freiheit und Größe, deren nur emanzipierte und gänzlich romfreie Völker sich erfreuen können.

Nicht umsonst lief in den letzten Jahren neben der von England und Frankreich gegen die monarchischen Staaten von Mitteleuropa beliebten Einkreisungspolitik gleichzeitig ein wahrer Sturmlauf antichristlicher Umsturzbestrebungen, namentlich auf dem Gebiet der Schule, nebenher. Den scharfen



Blicken der englischen und französischen Diplomatie ist das romfeindliche Haberfeldtreiben, womit auf geheimes Kommando überall in Europa gegen die konfessionelle Schule Sturm geblasen wurde, für ihre Zwecke sehr willkommen gewesen. Die bedrohten Menschheitsideale, von denen jetzt manchmal die Rede ist in den offiziellen Noten der Entente, und die Zivilisation der Zukunft, welche weder Throne noch Altäre kennt, gleichen wie ein Ei dem andern dem glückverheißenden Zukunftstraum aller Interessenten der großen Weltrevolution, nach welcher die Geldmenschen die unbestrittene Alleinherrschaft des Geldes und in ihrem Solde die Lehrer des Unglaubens die ausschließliche Alleinherrschaft der Schule haben sollen.

Daß im Schlaraffenland dieser Zukunftsträume, wenn sie sich jemals verwirklichen sollten, viele am Tisch des reichen Prassers sich ergötzen werden, daran ist kein Zweifel. Ob aber auch die Völker, wenn die Loge das Füllhorn ihrer Kulturideale über ihnen ausschütten wird, ihres Lebens froh werden und sich frei und glücklich fühlen? Ein Blick auf das namenlose Elend, unter welchem jetzt das von der Freimaurerei niedergetretene Volk in Frankreich und Italien seufzt, genügt vollkommen, um diese Frage rundweg zu verneinen.

Wäre in den Herzen jener Generation, welche jetzt in Frankreich in den Schützengräben steht, das christliche Bewußtsein nicht großenteils durch die Laienschule mit der Wurzel ausgerottet worden, dann wäre es undenkbar, daß sich das unglückliche Volk nicht längst zum Widerstand gegen die Tyrannen seiner geistigen Unterdrückung aufgerafft hätte. Leider gibt es für sie, soweit sie in der atheistischen Schule gebildet wurden, keine christliche Vergangenheit mehr — es gibt für sie nur noch eines: Haß und Verzweiflung und darum keine Möglichkeit, sich geistig wieder aufzurichten. So sind sie im Bann einer unwiderstehlichen Suggestion gleich Opfern des Todes ihren Henkern, den Häuptern der Loge und den Meuchelmördern ihres geistigen Lebens, den Berufslügnern der Presse und Schule, ebenso widerstandslos über-

liefert, wie einst ihre Urgroßväter den Blutmenschen Danton und Robespierre. Diese haben mit zielbewußter Berechnung durch einen breiten Blutstrom eine Grenze gezogen zwischen den Geschlechtern der christlichen Vergangenheit und den heidnischen Generationen der Zukunft. Was damals die Guillotine nicht vollständig zuwege gebracht hat, das haben 100 Jahre später die geistigen Henker des Volkes, die Lehrer der Neuschule und die Journalisten der Loge, noch weit gründlicher besorgt; nennen sich doch diese, soweit sie im Dienst und Sold der Loge stehen, selbst die Apostel der öffentlichen Meinung, welche den Völkern vorschreiben, wie sie zu denken haben.

Diese seit Jahrzehnten fortgesetzte Dressur für Haß und Lüge hat der Volksseele in Italien und noch mehr in Frankreich tötliche Wunden geschlagen und hat wesentlichen Anteil am jetzigen Krieg; ohne diese Vergewaltigung der Geister hätten sich die Männer der Loge nicht so andauernd im Sattel der Regierung und in allen einflußreichen Stellungen des Landes festsetzen können, um ihren kriegshetzerischen Umtrieben zuletzt zum Siege zu verhelfen; wäre ihnen in einer treugläubigen und kirchlich gesinnten Lehrerschaft und in einer ausgesprochen katholischen Presse ein starkes Gegengewicht entgegengestanden, dann wären für eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich alle Voraussetzungen vorhanden gewesen und auch jetzt noch würde sich mit einem Lande, in welchem die gebildete Männerwelt nicht völlig gebrochen hätte mit allen Traditionen seiner christlichen monarchischen Vergangenheit, viel leichter ein Weg zu einem friedlichen Ausgleich finden lassen.

Soviel steht jedenfalls fest, es wäre weder für Deutschland noch für unsere Nachbarn jenseits des Rheins und der Alpen ein Unglück gewesen, wenn sie mehr ultramontan und weniger liberal gewesen wären, wie es überhaupt für ganz Europa kein Unglück wäre, wenn die englisch-französische Pestluftatmosphäre der liberalen Aufklärung wieder verschwinden und dorthin zurückkehren würde, woher sie ge-



kommen ist; vielleicht würde selbst England wieder nüchtern werden, wenn der Nebel dieser Stickluft sich so schwer und dick über seinen Schiffen und Fabriken niederlassen würde, daß ihm die tötliche Wirkung der Bazillen seiner Menschheitsideale zum Bewußtsein kommen würde. Vielleicht werden sie, wenn sie einmal in Gefahr sind, im Sumpf ihrer eigenen künstlich erzeugten öffentlichen Meinung zu ersticken, jene Lehrmeister der Loge und Schule noch als Henker verfluchen, in welchen sie seit Jahrhunderten die Urheber ihrer nationalen Größe gepriesen haben.

Auch anderswo hat man diese geistige Henkerarbeit lange mit begeisterten Lobreden begleitet, und viele wollen heute noch darin die beste Gewähr für die nationale Erhebung und den kulturellen Aufschwung eines Volkes erblicken. Nach dem Dafürhalten dieser Illusionäre besteht die nationale Größe eines Volkes eben darin, wodurch es sich selber gänzlich aufgibt und verliert, in einer völligen Selbstwegwerfung und in der Verleugnung seiner ganzen christlichen Vergangenheit.

Echt patriotisch und national im wahren Sinne dieses Wortes ist doch sicherlich das von großen Ideen getragene Zusammenfühlen der lebenden Geschlechter mit denen der Vergangenheit; aber eben dieses Gemeinschaftsgefühl zwischen Vergangenheit und Zukunft nennen die Ritter des freien Gedankens rückständig, wenn nicht gar vaterlandslos und menschenfeindlich. Als ob ein Volk umso größer wäre, je mehr es ihm gelingt, alles zu vergessen, wodurch es einst groß und glücklich war, je williger es ist, sich von den Castraten des Geistes und den Henkern der Loge erdrosseln zu lassen.

Ein größeres Unglück für ein Volk kann es doch wahrlich nicht geben, als wenn es ein Opfer solcher Zwingherrschaft und der Loge wird. Eben dadurch sind Italien und Frankreich in gänzlichen Verfall ihrer einstigen Größe, was ihr Volkstum und ihre nationale Geltung betrifft, zu einer Chimäre geworden und zu einer politischen Bettelhaftigkeit herabgesunken, so erniedrigend und beschämend,



daß die Genien ihrer Geschichte weinend vor ihnen das Angesicht verhüllen möchten. Einst so stolz auf ihre Selbstständigkeit und Freiheit tragen sie jetzt die Ketten einer doppelten Sklaverei; geistig sind sie niedergehalten und geknechtet durch die schlaftrunkene Hypnose, jener giftigen Gase, welche ihnen von der Loge und ihren bezahlten Werkzeugen mittels der Presse und Schule sind beigebracht worden, so daß sie in gänzlicher Umnachtung und in völliger Erstorbenheit jeder eigenen Selbstbetätigung den Suggestionskünstlern der im Solde des Auslandes stehenden Regierung wie ein spiritistisches Medium zu Willen sein müssen. Man denkt und handelt dort zur Zeit nicht mehr nach eigenen Eingebungen und vernünftigen Erwägungen, sondern ganz wie England nach seinem Interesse es wünscht und durch die tonangebenden Meister seiner Presse und Börse es vorschreibt. Und der Wahnsinn dieser geistigen Entmannung nennt sich Nationalismus und Liberalismus, als ob die armen Völker eben dadurch, daß sie sich gänzlich selbst aufgeben und entmündigen, indem sie dem Ausland sich verkaufen, ihr Volkstum retten und ihre nationale Zukunft sichern könnten. Zehnfach betrogen durch die Presse des Auslandes, deren Einflüsterungen sich ihnen wie ein Produkt des eigenen Geistes darbieten, glauben sie den Instinkten des heiligen Egoismus zu dienen, der in ihnen selber lebt, während es der unheilige Egoismus Englands ist, der in Frankreich und Italien die Schlachten und Schiffe beherrscht und die Städte und Dörfer der Verwüstung überliefert. So sind sie durch rückhaltlose Hingebung an die trügerischen Verheißungen der Loge und des Zeitgeistes, in schmählicher Abhängigkeit vom Ausland zu einem Grade vaterlandsloser Gesinnung herabgesunken, daß sie vor sich selber schamrot werden möchten.

Ärger könnte die denkfaule Leichtgläubigkeit, mit der sich die gebildetere Männerwelt dieser Länder den großsprecherischen Phrasen ausländischer Hetzer und Schwätzer vertrauensselig hingegeben hat, nicht bis aufs Blut gegeißelt werden, als es zur Zeit in Italien und Frankreich geschieht,

wo jetzt die Giftsaat der Aufklärung ebenso bitterherbe Früchte zeitigt, wie in den Schreckenstagen der französischen Revolution.

Tag für Tag sind nicht blos die Tyrannen der Regierung von tötlicher Angst geschüttelt, sondern auch die betrogenen Opfer ihrer Willkür, seit die Schreckensherrschaft der Militärdiktatur auf ihnen liegt, welche sie sich selbst mit der bachantischen Begeisterung einer sinnlosen Kriegswut um den Hals gelegt haben. Diese wilde Begeisterungswut war von demselben Geiste wahnsinniger Verblendung besessen, welcher in den letzten Jahrzehnten zu dutzendmalen aus den klatschenden Beifallssalven der Versammlungen herauszuhören war, wenn die Parole ausgegeben wurde: Los von Rom! Nieder mit dem Ultramontanismus! Le clericalisme c'est l'ennemi!

Wie steht es nun dort, wo der Freiheitssturm der liberalen Menschheitsideale gründlich mit allem aufgeräumt hat, was an klerikalen Einflüssen und ultramontanen Hindernissen dem Aufschwung der Kultur entgegenstand? Kann ein Volk noch mehr erniedrigt werden als die Italiener und Franzosen, welche ihre antiklerikale Leichtgläubigkeit und liberale Hörigkeit durch die Schmach einer unerhörten Knechtschaft zu büßen haben, in welcher sie durch den Druck der öffentlichen Meinung fast noch mehr niedergehalten werden als durch die eiserne Gewalt des Krieges und der Waffen? Dieselben Wähler und Zeitungsleser, welche jetzt doppelt geknebelt in den Schützengräben stehen, haben noch vor kurzem am Lärm des liberalen Freiheitssturmes sich berauscht, wenn ihnen der Schlachtruf „Los von Rom!" vorgedonnert wurde — dafür haben sie auch jenseits ihrer Grenzen bei ihren gesinnungsverwandten Freunden und Genossen rauschenden Beifall gefunden, so oft ihnen im Kampf gegen Papst und Kirche irgend eine Großtat gelang: im ganzen Umkreis der von der Loge beherrschten Länder wurden ihre antiklerikalen Kraftäußerungen als Heldentaten gefeiert und — unter dem still schmunzelnden Wohlgefallen der englischen Diplomatie — zur Nachahmung in Empfehlung gebracht.



Dieses teilnahmsvolle Mitfühlen und Sympathisieren mit den höchst zweifelhaften Erfolgen des triumphierenden Wahnsinns ist aber, wie jetzt an der furchtbaren Weltplage des Krieges sich zeigt, nicht blos für die der Revolution zumeist dienstbaren romanischen Länder, sondern auch für die der Monarchie noch mehr oder minder ergebenen Völker höchst verhängnisvoll geworden.

Wir hätten kein so allgemeines Männermorden, wenn nicht jahrzehntelang durch die destruktive Macht des herrschenden Unglaubens konsequent und planmäßig am geistigen Ruin der Männerwelt, namentlich der gebildeten Männerwelt, wäre gearbeitet worden.

Wäre Europa dem ererbten Schatz seiner christlich-monarchischen Überlieferungen treu geblieben, wäre es in festem Anschluß an den Felsen seiner geistigen Einheit in Rom gegenüber dem Ansturm des Unglaubens unerschüttert festgestanden, dann hätten wir den Krieg nicht, den wir jetzt haben. Hätten unsere westlichen und südlichen Nachbarn sich nicht in beklagenswerter Selbstvergessenheit losgesagt von den Heimaterinnerungen ihrer vaterländischen Geschichte, hätte sich ihr geistiges Empfinden nicht getrennt von dem übrigen Europa, soweit es noch christlich und gläubig ist, hätten sie mit dem von England herübergenommenen Geist der seichten Aufklärung nicht das Gift ihrer nationalen Selbstverneinung in sich aufgenommen, dann wäre ihr Patriotismus echt und unverfälscht geblieben und nicht in einen wahnsinnigen Nationalismus ausgeartet — sie wären dann nicht mit gänzlicher Außerachtlassung ihrer Würde und ihrer Interessen jene Sklaven und Vasallen Englands, welche sie jetzt sind.

Unverbesserlich aber wären jene, die angesichts der beschämenden Erniedrigung und Knechtung, unter der jetzt ihre gesinnungsverwandten Freunde im Joche Englands seufzen, auch jetzt noch der Meinung sind, daß der sogenannte Ultramontanismus von allen Arten der Sklaverei die schlimmste sei?

Es gibt eine Sklaverei, eine Geistesknechtung, welche

nicht bloß in der Einbildung verschrobener Köpfe besteht, **sondern** in Wirklichkeit existiert — das ist die durchaus **men**schenunwürdige Unterjochung, welche mit den falschen **Men**schheitsidealen und Trinkgeldern der Loge ihren Weg **gefunden** hat über das große Wasser zwischen Dover und **Calai**s. Frankreich und Italien wissen jetzt und fühlen es **wie** Laokoon, was die Umklammerung der englischen See**schlange** für sie zu bedeuten hat.

Und der Name dieser unglückseligen Befangenheit und **Knecht**schaft, durch welche ganze Völker geistig und materiell **zugrunde** gerichtet werden, heißt nicht etwa Ultramontanis**mus.** Nach dem Lande seines Ursprungs könnte man diese **Pestseuche**, weil sie von England ausgehend über Frank**reich** sich auf den ganzen Kontinent verbreitet hat, wohl **Ultrakanalismus** nennen. Dieses entwürdigende Joch der **englischen** Fremdherrschaft liegt, dank der freidenkerischen Pro**paganda** der Loge und ihrer Wissenschaft, wie ein drückender **Architrav** auf allen Geistern, deren Blick sich von Gott ab **und** einzig der Welt und dem Geld zugewendet hat. Italien und Frankreich fühlen zur Zeit diesen Druck so schwer, daß sie als Söldner ihrer Zwingherrn nicht nur am Krieg trotz all seiner Schrecken festhalten müssen, sondern auch von Stufe zu Stufe im Verlauf desselben denken und schreiben müssen, wie England es gebietet. Selbst fertige Preßprodukte werden, nach Mitteilung der Petersburger Telegrafenagentur, von England an die Alliierten verschickt, um sie im ganzen Land kursieren zu lassen, damit die Gedanken und Wünsche der Verbündeten nicht in Widerspruch kommen mit der politischen Auffassung Englands.

Innerlich hat diese Abhängigkeit und geistige Hörigkeit von England längst bestanden durch die Bande jener geistigen Verwandtschaft, welche in den geheimen Verbindungen der Freimaurerei alle Geister der Verneinung und des Unglaubens zusammenführt, um nach Art eines Klüngels von klugen Geschäftsleuten den Kult des Geldes und des Vorteils und die eifrige Sorge der materiellen Interessen zu pflegen.





Das ist der innerste Kern der ganzen Phraseologie des Unglaubens, wenn er mit süßen Schmeichelreden von Kultur und Freiheit spricht und von Idealen der Menschheit. Der heilige Egoismus tut nichts umsonst. In diesem Sinne hat England unter dem Reklameschild einer freiheitlichen, will sagen von Gewissensskrupeln gänzlich unabhängigen Weltanschauung alles, was in Europa liberal und monarchisch ist, als eine Domäne seines Geistes und als eine Einflußsphäre seiner Interessen betrachten zu dürfen geglaubt.

Nicht ohne einen gewissen Rechtsgrund, weil ein Geschäftsmann als Produzent auf seine Ware Anspruch hat. Die Falsifikate der liberalen Kulturphrasen sind ja mit schlauberechnender Spekulation auf die Dummheit und den Hochmut der Durchschnittsmenschen so ziemlich alle entweder als Fertigware oder als Halbfabrikate in den Falschmünzerwerkstätten der englischen Weltklugheit entstanden, um dann zur weiteren Verfeinerung nach allen Küsten des Auslandes verfrachtet zu werden. Daß sich zum Vertrieb einer also verdächtigen Schmuggelware geheimbündlerische Agenten und Spione am besten eignen, versteht sich von selbst. Aber höchst befremdlich ist es, daß die fadenscheinige Importware dieser oberflächlichen englisch-französischen Menschheitsideale so leichtgläubig von den christlichen Völkern aufgenommen werden konnten. Jetzt fliegen sie zum Entsetzen aller Kulturvölker als Bomben und Granaten über ihren Köpfen hin und her.

Man möchte an allem Verstand der christlichen Nationen verzweifeln, wenn man bedenkt, wie vor kurzem in Italien sich nach dem Vorgang der Männer der Wissenschaft der ganze Troß der Intellektuellen und Angestellten vor dem Geld und Geist der englischen Freimaurerei andächtig verneigt hat, wie gerade die Professoren und Studenten sich bei öffentlichen Umzügen als Söldner und Werber der englischen Politik in Reih und Glied gestellt haben, um in ein und demselben Moment alle Gefühle einer wirklich vaterländischen Gesinnung hochverräterisch zu verleugnen und einem durchaus gefälschten und gänzlich vaterlandslosen

Allerweltspatriotismus zu huldigen, im Gegensatz zum gesunden Urteil und Empfinden des Volkes.

Die blind wütende Raserei, mit welcher sich jetzt das unglückliche italienische Volk, betrogen und vergewaltigt durch seine glaubenslosen Advokaten und Beamten wie zur eigenen Vernichtung den Mörsern eines Landes gegenübergestellt sieht, das ihnen nichts weniger als feindlich gesinnt ist, gleicht einer Tragödie, welche sich wie ein Gottesgericht vor den Augen aller Völker vollzieht, um ihnen zu zeigen, wohin es führt, wenn ein Volk, statt auf die Worte seiner ihm von Gott bestellten höchst väterlichen Autorität zu vertrauen, sich sinnlos und treulos einer Rotte von fluchwürdigen Betrügern in die Arme wirft.

So mögen sich auch dem verlorenen Sohne der Bibel in einer unglücklichen Stunde allerlei nichtswürdige Lotterbuben genähert haben mit frivolen Redensarten und Zumutungen, es sei nicht menschenwürdig für einen erwachsenen Jüngling, das Joch der väterlichen Herrschsucht länger zu tragen; weit besser wäre es für ihn und eines freien Mannes würdig, sich frank und frei einer liederlichen Gesellschaft von unbotmäßigen Jungen anzuschließen.

Ganz ebenso glaubt die jetzige Welt vielfach sich selbst zu erniedrigen durch den Glaubensgehorsam, welcher sie mit dem Vater der Christenheit verbindet, ja sie sieht eben darin ein Unglück und eine Schmach, was ihr mehr als alles zum Segen und zur Ehre sein würde — dagegen im Bann jener geistigen Zwingherrschaft, welche von der Loge ausgeht, die Fesseln einer unwürdigen Knechtschaft zu tragen, wird weder für eine Schande noch für ein Unglück gehalten.

Wie lange noch?

Die jetzige Welt versteht sich leider auf die sehr traurige Zauberkunst, mit den Präparaten ihrer Wissenschaft und durch die Tyrannei der Mode und des Zeitgeistes nicht blos einzelne Individuen, sondern auch ganze Gesellschaftsklassen und Völkergruppen in den Todesschlaf einer vollkommenen Hypnose zu versenken.



Die tonangebenden Kreise der Loge betrachten sich nicht umsonst als die absoluten Herren der öffentlichen Meinung, welche der ganzen Welt die Richtung vorschreibt, in welcher sie sich mit ihren Gedanken und Bestrebungen zu bewegen hat. Ihre Zentralwerkstätten haben nicht umsonst von der Sonne und dem Orient ihre großklingenden Namen entlehnt, weil sie den Anspruch erheben, daß alles in der Welt, an erster Stelle die Hochschulen und die Wissenschaft, um sie als um ihr Zentrum gravitiere und an ihrem Lichte sich erhelle. Sie nennen sich groß und sind gewohnt nur große Worte zu gebrauchen. So wurde seinerzeit im Schoße des französischen Großorients offen der haarsträubende Satz proklamiert: die Freimaurerei muß sich eine solche allbeherrschende Macht auf dem Gebiet der Schule und Volkserziehung, in der Presse und in den politischen Körperschaften sichern, daß niemand mehr sich rühren kann, als soweit es der Loge genehm ist. Ganz im gleichen Sinne bezeichnete das Oberhaupt der italienischen Freimaurerei, Adriano Lemmi, als Ziel des Geheimbundes, derselbe müsse eine Macht erlangen, der nichts zu widerstehen vermöge; vor allem muß die Freimaurerei die Macht haben, die öffentliche Meinung zu erzeugen und zu lenken. Ohne diese Macht würde ihr die Existenzberechtigung fehlen. Um unsere Absichten zu verwirklichen, bedürfen wir notwendig der Mitwirkung aller staatlichen Faktoren. Wo möglich noch weiter geht das amtliche Organ des Großorients von Belgien, wenn gesagt wird, die Freimaurerei sei die Lenkerin der Volkssouveränität und habe wie ein König über den Königen mittels der öffentlichen Meinung den Weltlauf im Sinne der freimaurerischen Kulturideale zu bestimmen.[1])

Diese Art geistiger Vergewaltigung unterscheidet sich durch ihre unmenschliche Roheit wenig von der Knutenherrschaft der russischen Kosaken. Wie ein Opfer des Opera-

1) Siehe „Stimmen der Zeit", Jahrg. 45 S. 526.

tionstisches soll das Volk in der religionslosen Staatsschule festgeknebelt werden für die geisttötende Betäubung, durch welche in ihm das gesunde Bewußtsein der Vernunft und des Glaubens erstickt und der Wahnsinn der Gottlosigkeit erweckt werden soll.

Dieser Geist der Gottentfremdung läßt sich, wenn die Freimaurerei einmal alle staatlichen Faktoren von oben bis unten beherrscht, vermittels der Schule und Presse auf den ganzen Organismus eines Volkes planmäßig und systematisch übertragen. Zunächst wurden durch die Hochschulen und Lehrerbildungsanstalten die Geister der höheren Schichten religiös und moralisch sterilisiert und nihilisiert, um taugliche Werkzeuge für die hochveräterischen Attentate der Loge zu bekommen — mögen ihre Opfer sich einst auch königliche Beamte nennen, der antimonarchisch-republikanische Geist, welchen sie in den königlichen Bildungsanstalten rückhaltlos und stromweise mit den modernen Ideen und Kulturidealen in sich aufgenommen haben, wird zu gelegener Zeit seine Wirkung nicht verfehlen. Fort und fort genährt durch das Gift einer Presse, welche den Erlebnissen einer gottlosen Schule völlig gleichartig ist, wird die geistige Verödung der also gebildeten Kreise sich immer weiter ausdehnen und um das Unglück voll zu machen, wird die Verödung der führenden Klassen sich noch ergänzen und erweitern durch eine entsprechende Verblödung der Massen — so wird das arme unglückliche Volk um so mehr willenlos und hilflos der allbeherrschenden Macht der Männer des Schurzfells preisgegeben sein, je mehr es der Meute der Glaubensfeinde gelungen ist, den Klerus durch Verleumdungen und Beschimpfungen tot zu bellen und mundtot zu machen.

Es ist Plan und Methode in diesem Bestreben der geheimen Weltherrscher des Unglaubens, ganze Völker dem geistigen Tod zu überliefern. Haben sie in einem Lande, wie es in Frankreich und Italien tatsächlich der Fall ist, alle staatlichen Faktoren — den König nicht ausgenommen — in



ihrer Gewalt, dann gibt es nichts mehr, was ihnen unmöglich wäre.

Vor allem mußte die ganze sogenannte gebildete Welt in eine Körperschaft der religiösen Indifferenz und frivolen Skepsis umgewandelt werden; als ein allzeit gefügiges Werkzeug der Loge darf diese Körperschaft für keinen Fall in einem Geist gebildet und erzogen werden, welcher dem gläubigen Empfinden eines christlichen Volkes entspricht. Dieser Geist darf nie und nirgends in den öffentlichen Einrichtungen die Staatsraison durchdringen und muß von allen Anstalten strengstens fern gehalten werden, wo Diener des Staates zu tun haben.

Namentlich muß die Hochschule, wo die Pestbazillen der Logenweisheit erzeugt und in unverfälschter Reinzucht stets bereit gehalten werden sollen, wie eine einsame Gletscherhöhe gegen jede Berührung mit den warmen Lichtstrahlen der ewigen Wahrheit sorgfältig bewahrt bleiben. Das würde für den durchaus unmenschlichen und vernunftwidrigen Humanitätsbegriff der Loge schlechterdings unzuträglich sein. Die von Natur aus christlich und religiös veranlagte Menschenseele (naturaliter christiana) würde so unvermeidlich auf die gefährlichen Wege der Gottesfurcht und des Glaubens hingeleitet werden, was strengstens vermieden werden muß in einem pädagogischen System, durch welches die Jünger der Wissenschaft mehr und mehr verlernen und vergessen müssen, daß sie Christen und Menschen sind.

In den glänzend ausgestatteten Prunksälen der modernen Wissenschaft darf nur mit den kalten Lichtstrahlen der Wintersonne gearbeitet werden, durch welche zwar viel Kristallglanz und Intelligenz, aber nichts Lebendiges erzeugt werden kann. Mit Eisblumen aber ist wenig anzufangen. Wissen allein macht den Menschen nicht besser, nur von den Wärmestrahlen der Frühlingssonne wird dort, wo mit der ewigen Wahrheit die göttliche Gnade sich verbindet, der ganze Mensch erfaßt nach Wissen und Wollen zugleich, so daß Kopf und Herz ins richtige Verhältnis zueinander treten. Eine solche Durch-



bringung des ganzen Menschen gibt es aber nur in jener einzig wunderbaren Anstalt, wo Gott selbst, die Sonne der Geister, mit seinem Licht und seiner Kraft lebendig wirksam gegenwärtig ist.

Nur in einer solchen Lichtatmosphäre können sich Charaktere bilden, Edelmenschen im wahren Sinne dieses Wortes, echt und wahr und ohne falsch, wie Gott und Christus den Menschen haben wollen. — Nur schade, daß die moderne Welt, welche sich ihre Menschheitsideale nicht von jenseits der Alpen vorzeichnen lassen will, wo der Lehrer der göttlichen Geheimnisse seinen Sitz hat, sondern von jenseits des Meeres, wo aus dem Nebel seichtester Aufklärung das Irrlicht der modernen Weltweisheit trügerisch sich erhoben hat, für ihre Zwecke überhaupt keine Charaktere brauchen kann.

Eine Welt, in der alles nur Geschäft und Mode ist, die von heute auf morgen in stets neuen Formen und Farben sich gefällt, kann nur gefälschte Menschen brauchen, sollte auch die sogenannte Humanität bis zur Unmenschlichkeit einer vollkommenen Nacktkultur sich erniedrigen. Zu einer Zeit, welche alle atavistischen Vorurteile der christlichen Vorzeit über Bord geworfen hat, welche die Bordellfreunde als Sachverständige beruft, wenn es gilt für handgreifliche Verbrechen gegen die Sittlichkeit ein freisprechendes Urteil zu fällen, soll man sich nicht wundern über die undeutsche und unchristliche Ausländerei der Mode und die französischen Liebhabereien der Damen, die im Übermaß ihrer modernen Bildung nicht mehr wissen, wie sie mit ihren kurzen Gedanken und langen Haaren zurecht kommen sollen. Es gibt eine noch viel schlimmere Ausländerei, das ist das englisch-französische Modemenschentum der sogenannten Humanität, wonach die Vollkommenheit des Menschen nicht in der Echtheit seines in Gott gefestigten Charakters besteht, sondern in der allezeit offenen Möglichkeit, mit unbegrenzter Anpassungsfähigkeit an die Welt und an das Geld gentlemanlike die Gesinnung zu wechseln, wie Zeit und Umstände, Geschäft und Mode es verlangen.

Entsprechend dem Ideal dieses durchaus vernunftwidrigen Minimalchristentums einer Humanität, die in ihrem Grund nur Hoffart und Selbstsucht ist, weil sie gemäß ihrer gänzlich von Gott abgewendeten und der Sinnenwelt zugekehrten Tendenz nur frivole Gedanken zuläßt und alles ausschließt, was die Herzen wirklich bessern und veredeln könnte, wird der ganze Apparat der Lehrmittel und Unterrichtspläne fast einzig nur auf die Ausbildung des Verstandes angelegt, auf Kosten der Vernunft. Daß gerade diese mit ihrer natürlichen Anlage fürs Religiöse und Göttliche die eigentliche Auszeichnung des für Gott und Ewigkeit geschaffenen Menschen ausmacht, dafür fehlt den Meistern jener modernen Pädagogik jedes Verständnis. Sie vergessen ganz und gar, daß die unsterbliche Menschenseele, weil sie als ein Hauch Gottes selber ein Geheimnis ist, die Macht des Geheimnisvollen schlechterdings nicht entbehren kann. Darum ist ihr ganzes Herumkünsteln an der menschlichen Außenseite nichts weiter als Anstrich und Firnis und wird, so lange sie mit ihrer grundsätzlichen Abweisung des Glaubens und der Offenbarung das Licht der göttlichen Wahrheit von sich ferne halten, nie in die Tiefen des menschlichen Herzens eindringen. Darum gibt es auch nichts, was unmenschlicher und unvernünftiger ist, als diese Art Humanität und ihre Pädagogik.

Eine Menschheit, welche sich unter der Herrschaft der sogenannten Denkfreiheit der Ehre entäußert, eine Trägerin göttlicher Gedanken und eine Repräsentantin des göttlichen Willens zu sein, scheidet durch diesen Frevel gegen die Vernunft aus aus dem von Gott selbst gewährleisteten und abgegrenzten Kreis der wahren Kultur und Menschlichkeit, wie er unwiderruflich und unabänderlich festgelegt ist nicht bloß durch die vernünftige Anlage der unsterblichen Menschenseele, sondern auch durch unanfechtbare und unleugbare Tatsachen der Weltgeschichte. Mit dem Satansdogma der absoluten Denkfreiheit „Nichts ist wahr“ läßt sich das apostolische Symbolum ebensowenig entwerten, so wenig sich mit dem

dämonischen Lügenspruch der unabhängigen Moral und der Loge: „Alles ist erlaubt“ der Dekalog aus der Welt schaffen läßt.

Vernunft und Glaube stehen und fallen miteinander. Jeder Frevel gegen den Glauben ist auch ein Frevel gegen die Vernunft und gegen die sittliche Weltordnung. Eine Menschheit, welche sich namens der Loge und einer ihr dienstbaren Wissenschaft das Recht beilegt, die Menschenseele in Hinsicht der höchsten Lebensfragen für impotent zu erklären, welche darum als oberstes Prinzip ihrer Forschung das Recht proklamiert, an jeder Wahrheit zu verzweifeln, darf sich nicht darüber wundern, wenn der Boden wankt unter ihren Füßen und wenn es über ihren stolzen Häuptern Bomben regnet.

Diese von der Freimaurerei und ihrer Wissenschaft hartnäckig festgehaltene Geistesverfassung ist unstreitig eine Hauptursache des gänzlichen Verfalls jeder wahren Menschenbildung und Kultur. Die ganz und gar von grenzenlosem Hochmut geleiteten Grundgedanken der modernen Weltanschauung müssen, wie die Geschichte der Philosophie offenkundig zeigt, unabweislich von einem Abgrund des Irrtums und der Lüge in den andern führen. Das Jahrhunderte lang mit stets gesteigertem Trotz gegen die göttliche Wahrheit fortgesetzte Delirium des Unglaubens konnte unmöglich etwas Vernünftiges zutage fördern, sondern mußte mit allen vernünftigen Begriffen über Geist und Leben, Unsterblichkeit und Freiheit in Widerspruch kommen. Wo selbst die fundamentalsten Voraussetzungen der Vernunft geleugnet werden, da kann von Kultur und Menschlichkeit, von Erziehung und Bildung absolut keine Rede sein; all die modernen Systeme des vor der Wahrheit fliehenden Geistes, die zeitweise bewunderten Glanzleistungen des Skeptizismus und Kritizismus, Positivismus und Monismus sind nur Produkte der Verzweiflung, wie solche nur erwartet werden können von Männern, die auf die Frage: Was ist Wahrheit? überhaupt keine Antwort haben wollen.



Sehr begreiflich, wenn man überall dort, wo nach den Wünschen und im Interesse der Loge der vollendete Unglaube die Herrschaft führt, den Hüter der christlichen Wahrheit mit erbitterter Heftigkeit bekämpft; der Unglaube darf an seiner Seite keinen Lehrstuhl der ewigen Wahrheit dulden. Wo in einem Lande Loge und Wissenschaft zu einer geschlossenen Phalanx sich verbinden, da müssen notwendig eines Tages alle Zungen sich in Gift und alle Hände in Revolver verwandeln. Wenn alle, die zufolge ihrer in den Staatsschulen erhaltenen Bildung im Volke Macht und Einfluß besitzen, mit ihren gottvergessenen Gedanken sich eins wissen mit einer zentralen Geschäftsstelle des Unglaubens, wird sich die vereinigte Clique der Intellektuellen wie ein giftiger Saugschwamm auf das Angesicht des Volkes legen, um es für christliches Denken und Handeln durch eine künstliche Narkose gänzlich lahm zu legen. Es fehlt dort den Lenkern der Volkssouveränität nicht an den Machtmitteln, die Nachtgedanken und Bazillen der glaubensfeindlichen Wissenschaft beliebig zu verwerten, um die Wechselfieberträume der öffentlichen Meinung so zu lenken, wie ihr Interesse es verlangt. So wird in solchen Ländern und Staaten, wie jetzt in Frankreich und Italien ersichtlich ist, der Unglaube durch die Loge tatsächlich eine allbeherrschende Macht, der nichts zu widerstehen vermag, zum größten Unglück für das Volk. In Italien ist es soweit gekommen, daß die Regierung für die Freimaurerei zur Zeit förmliche Hoheitsrechte beansprucht und das Privilegium absoluter Unantastbarkeit verlangt. Papsttum und Königtum können nach Belieben in den Kot gezogen und öffentlich beschimpft werden — die Loge ist durch ein ausdrückliches Verbot, ihren Namen öffentlich zu nennen, gegen jeden Angriff geschützt. So hat dieselbe, nachdem sie mit der ersten Gesetztafel des Dekalogs die Majestätsrechte Gottes gänzlich beseitigt hat, wie ein höchstes Wesen sich selber auf den Thron der Weltherrschaft gesetzt, um von dieser Höhe aus im schärfsten Gegensatz zu den Absichten der Vorsehung den Weltlauf zu bestimmen.



Da sie durch ihre Anhänger in allen Kabinetten der Entente an der Weltpolitik beteiligt ist, weiß sie nur zu gut, daß sie in ganz hervorragender Weise für die entsetzlichen Blutfrevel des jetzigen Krieges verantwortlich ist; gleichwohl möchte sie auch wie Pilatus in Unschuld ihre Hände waschen, und spricht in einem Atem von ihren friedlichen Tendenzen und von der Santa audacia der Mörder von Serajewo.

Ganz natürlich — die erste Gesetztafel mit dem Hauptgebot der Gottesfurcht: Du sollst an einen Gott glauben! steht mit der zweiten und ihrem Verbot: Du sollst nicht töten! in unlösbarem Zusammenhang. Mit dem Schutz der Gottesrechte fällt auch jede Garantie der Menschenrechte. Ist der Unglaube kein strafwürdiges Majestätsverbrechen, dann gibt es überhaupt kein Verbrechen — mit dem ersten Gebot Gottes werden alle andern illusorisch.

Eine Menschheit, welche die Majestätsrechte Gottes dem Zufall überläßt, verliert damit jeden Anspruch einer Klage, wenn der ganze Bau der Gesellschaftsordnung über ihrem Haupte zusammenstürzt; wo Gott selbst mit seiner Wahrheit vogelfrei und geächtet ist, da müssen alle Stützen brechen und alle Schranken fallen, welche zum Schutz von Leib und Leben, Eigentum und Ehre errichtet worden sind.

Eine Menschheit, welche in ihrer Mitte einen Geheimbund duldet, der mit seiner erklärten Gottlosigkeit und Glaubensfeindlichkeit die Disposition zu allen erdenklichen Verbrechen in sich trägt, darf sich in ihrem Entsetzen über die Greuel des jetzigen Krieges nicht vermessen, vor den Schöpfer der Welt mit der Frage hinzutreten, wie er so Furchtbares geschehen lassen und zulassen könne? Der blutige Massenmord auf den Schlachtfeldern des Krieges würde dem Erlöser des Menschengeschlechtes und dem einstigen Richter der Welt sofort die Gegenfrage in den Mund legen, ob eine Welt, welche durch den geistigen Massenmord, den sie in ihren Schulen planmäßig betreibt, alle Pläne der göttlichen Weltregierung zu vereiteln sucht, überhaupt noch würdig sei,



länger fortzuexistieren. Daß die Blutgeißel des Krieges zu keiner Ruhe mehr kommen will und noch immer zu neuen Schlägen ausholt, scheint fast einem Ultimatum gleichzukommen, womit die göttliche Gerechtigkeit in einer letzten Probefrist sich an die Menschheit wendet mit der dringenden Aufforderung, sie solle endlich den Beweis erbringen, daß sie noch keineswegs reif sei zur gänzlichen Vernichtung.

Und wie könnte dieser Beweis am besten erbracht werden?

Jedenfalls dadurch, wenn das größte Ärgernis, welches zur Zeit auf der fluchbeladenen Menschheit lastet, gründlich beseitigt werden würde.

Dieses Ärgernis ist aber unstreitig die schmachvolle geistige Knechtschaft, welche infolge des herrschenden Unglaubens durch die Macht der öffentlichen Meinung und der Loge wie ein tötlicher Alpdruck auf den Geistern liegt.

Die Welt von dem Druck dieser finsteren Macht zu befreien, den betrogenen Völkern die Fesseln abzunehmen, mit welchen die allgebietende Königin der Lüge und der öffentlichen Meinung sie gefangen hält, sie von ihren Irrwegen in der Fremde wieder zurückführen zur Freiheit der Gotteskinder und zum Frieden der Heimat, das wäre ein Werk, für welches die ungeheueren Opfer des jetzigen Krieges kaum groß genug wären. So wäre der Krieg ein Befreiungskrieg, wie es seit den Kreuzzügen und den Türkenkriegen einen solchen nicht gegeben hat. Endlich erlöst von der Zwingherrschaft der Loge würden die romanischen Völker den Sieg der Zentralmächte weniger als eine Unterjochung denn als eine Befreiung empfinden und für eine freundliche Wiederannäherung an ihre bisherigen Feinde nicht mehr länger unempfänglich sein. Würde die Loge endlich als das erkannt, was sie in Wahrheit ist, die schlimmste Feindin der Ordnung und des Friedens für Staat und Kirche zugleich,[1]) dann würden sofort für eine Lösung der römischen Frage alle Wege frei werden. So lang die Freimaurerei die Schulen

1) Siehe Enzyklika Leo XIII. vom 20. April 1884.



leitet und die öffentliche Meinung beherrscht, würde selbst die Wiederherstellung der politischen Unabhängigkeit des Papstes nur eine halbe Maßregel und ein dürftiger Notbehelf sein; denn eben durch ihre Allgewalt in der Presse und in den Schulen ist sie die Herrin der Welt und das Unglück der durch sie betrogenen Fürsten und Völker.

VXV.

Zum Hungerkrieg.

Der Krieg geht fort. Die Gruppe der Gegner, der Neunbündler, wie wir sie, den Zwergstaat San Marino mitgerechnet, wohl nennen müssen, hat in den letzten Monaten einen diplomatischen Mißerfolg nach dem anderen, eine militärische Schlappe nach der anderen zu verzeichnen gehabt. Es ist schwer zu sagen, welche Niederlagen größer waren, ob die diplomatischen in Sofia und Athen, oder die militärischen in Serbien, Montenegro und an den Dardanellen. Trotzdem bleibt der Kampf äußerlich unentschieden und wird der Krieg fortgesetzt. Der Grund davon ist der, weil die Waffen, mit denen die Kriegsparteien kämpfen, ziemlich ungleich sind. Zu Lande zwar ist das Übergewicht unseres Vierbundes über den gegnerischen Neunbund ein zweifelloses und ist dasselbe erst jüngst wieder durch die glänzenden Erfolge der österreichischen Waffen in Montenegro und an der Strypa in helles Licht gerückt worden. Zu Wasser dagegen steht das Verhältnis allerdings lange nicht so günstig, zu Wasser ist der Vierbund entschieden schwächer. Und auf dieses nicht zu bestreitende dem Vierbund ungünstige Verhältnis zu Wasser setzen die Neunbündler ihre Hoffnung. Die englische Presse zumal, aber auch die englischen Minister in ihren Parlamentsreden werden nicht müde, die günstige

maritime Lage des Neunbundes um so kräftiger zu unterstreichen und um so lauter zu verkünden, je mehr die Aussichten des Bundes zu Lande zusammenschmelzen. Schon im Sommer hat die englische Regierung damit geprunkt, daß England noch gar nie in so vollem Maße wie heute Herr der Meere gewesen sei. Auch der französische Generalissimus Joffre hat in seinem Neujahrsgruß an seine Soldaten, um deren Vertrauen zu heben, wieder triumphierend darauf hingewiesen, daß die Gegner zur See ohnmächtig seien.

Freilich hat es auch mit dieser unbeschränkten Seeherrschaft noch seinen Haken. Das Argument will im Munde der Gegner eigentlich nur sagen, daß infolge dieser ihrer, wie man zu glauben sich den Anschein gibt, absoluten Superiorität zur See dem Vierbund unfehlbar bald der wirtschaftliche Atem ausgehen wird. Der wirtschaftliche Atem also, nicht der militärische. Indirekt gibt man ja zu, daß dem Vierbund, speziell Deutschland, militärisch auch zur See nicht recht beizukommen ist, um so sicherer aber werde, so beteuert man in allen Tonarten, die hauptsächlich von England geübte Seesperre in wirtschaftlicher Beziehung ihre Wirkung tun und den Beweis erbringen, daß die Schicksale der Völker zu Wasser und nicht zu Lande entschieden werden. Die deutsche Regierung, so hat der neue englische Handelsminister Runciman erst unlängst im Parlament ausgeführt, werde durch wirtschaftlichen Druck eher als auf andere Weise zur Überzeugung gebracht werden, daß die Fortsetzung des Krieges nutzlos sei, ja der englische Minister ging in dieser Rede sogar so weit, zu verkünden: „Wirtschaftlich ist Deutschland bereits geschlagen", es handle sich, fügte er bei, nur noch darum, zu sorgen, daß es (Deutschland) nicht nach dem Krieg noch sein Haupt aufrichten könne. Also daß man es in Deutschland nur weiß: wirtschaftlich ist man schon tot, nur gerade noch nicht mausetot.

Es weisen denn auch alle gegnerischen Maßnahmen darauf hin, daß der sogenannte Hungerkrieg, wenn ihm im Feldzugsplan unserer Gegner nicht schon im Anbeginn die

Hauptrolle zugedacht war, jedenfalls jetzt geradezu die Grundlage aller Operationen geworden ist, der Hungerkrieg in seiner weitesten Bedeutung, nämlich nicht bloß auf die Nahrungsmittel beschränkt, sondern ausgedehnt auf alle Gegenstände, deren die Zentralmächte, wie man sicher hofft und noch heißer wünscht, zur Kriegführung dauernd nicht entbehren können. Genauer und sorgfältiger als je wird jetzt der ganze Handel der neutralen Staaten kontrolliert. Unnachsichtlich geschieht das beim Seehandel, aber wo und wenn irgend möglich auch beim Landhandel. Nicht bloß die schwimmenden Schiffe, auch die Häfen sind unter ständige Aufsicht gestellt. Selbst die neutralen Länder erhalten von den überseeischen Waren nur jene und nur so viel, welche und wie viel England passieren zu lassen gut findet, also nur die von England abgestufte portio congrua. Fast alle Tage liest man, daß auf diese Weise auch neutrale Industrien, weil ihnen die Rohstoffe vorenthalten werden, teilweise oder ganz lahmgelegt werden. In der Schweiz wird die Anzahl der abgestellten Webstühle schon auf beiläufig siebentausend beziffert; sie stehen still, weil die Engländer nicht mehr Baumwolle ins Land lassen. Dasselbe geschieht mit dem Gummi, mit dem Kupfer und allen irgendwie, wenn auch nur als Nebenbehelfe zur Ausführung dienlichen Artikeln, vor allem aber immer mit den Lebensmitteln.

Damit ist es noch lange nicht genug. Es wird nicht bloß der Handel kontrolliert und in gewissen Sinne korrigiert, sondern man ist auf dem Wege, auch die Produktion derselben Kontrolle zu unterziehen. Schon im vorigen Jahre wurde berichtet, daß England fast die ganze amerikanische Baumwollernte aufgekauft hat. Das wird natürlich, wenn überhaupt möglich, fortgesetzt werden. Neuestens hat man diese Praxis auch auf das rumänische Getreide ausgedehnt, indem man den ganzen lagernden Rest der vorjährigen rumänischen Ernte aufgekauft hat, obwohl man gar nicht in der Lage ist und offenbar auch gar nicht die Absicht hat, das Getreide auch wirklich zu beziehen, da einerseits in diesem Falle der Vierbund den



Export zu sperren vermag und andererseits billigeres indisches und argentinisches Getreide gewiß in hinreichendem Maße zur Verfügung steht. Nur noch einen Schritt und man ist auf dem Punkte, das Getreide auf dem Halm, gar schon in der Saat und das Kupfer in der Grube aufzukaufen. Für den Vierbund, wenn er siegreich bleibt, könnte aus allem dem allerdings die gar nicht so unangenehme Aussicht erwachsen, einen Teil der anzuhoffenden Kriegsentschädigung gleich in natura einkassieren zu können. Einstweilen aber, wie gesagt, muß der Vierbund auch seinerseits damit rechnen, daß der Neunbund, nachdem ihm auf militärischem Gebiet keinerlei Lorbeeren ergrünen wollen, jetzt erst recht mit dieser Form des Hungerkrieges rechnet. Darum bringt jetzt fast jeder Tag einen Beitrag zu diesem Kriegskapitel. Jeder Winkel in der Welt wird nach Spuren von Zuflüssen für unseren Vierbund abgesucht, und wo sich solche Spuren finden, ist man um die Mittel der Absperrung nicht verlegen. Und diese Sperre — es kann dies nicht oft genug betont werden — beschränkt sich nicht etwa bloß auf wirkliche Kriegsartikel, nein, sie wird auf nahezu alle Bedürfnisgegenstände vom täglichen Brot bis auf das Hemd am Leibe ausgedehnt. Darin liegt die selbst über den Rahmen des gegenwärtigen Krieges hinausreichende Bedeutung dieser Art von Kriegführung, die sichtlich vom Krämer- und nicht vom Kriegerstandpunkt ihren Ausgang nimmt.

Seit langen Jahren hat man sich bestrebt, da man den Krieg selbst nicht abschaffen kann, wenigstens die Formen des Krieges zu mildern, und als eine der bedeutendsten Errungenschaften der fortgeschrittenen Kultur wird es eben gepriesen, daß es gelungen ist, eine Scheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten durchzuführen und so das Prinzip zur praktischen Anerkennung zu bringen, daß die Nichtkombattanten, die sog. Zivilbevölkerung, vom Krieg und seinen Greueln möglichst verschont bleiben soll. Das jetzt geübte System des Hungerkrieges aber bedeutet einen offenen Rückfall, eine Rückbildung in dieser Rechtsentwicklung, denn

dieses System zielt nicht etwa bloß indirekt, sondern ganz direkt, unmittelbar und in erster Linie auf die nicht bewaffnete, also wehrlose Zivilbevölkerung ab, durch deren Aushungerung und Verelendung erst der Widerstand auch der bewaffneten Bevölkerung gebrochen werden soll. Die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten, kann man sagen, wird dadurch wieder aufgehoben, der Krieg also, wie in den gewissen alten Zeiten, wieder gegen das ganze Volk als solches gerichtet.

Natürlich finden sich auch hier geschäftige Pharisäer und Sophisten ein, die dem System ein völkerrechtliches Mäntelchen umhängen und — manchmal sogar etwas von Kontinentalsperre murmelnd — uns belehren, das sei eben die Blockade, die ja völkerrechtlich zugelassen sei. Aber auch wenn man diese frivole Ausflucht, um sie nicht einen herzlosen Scherz zu nennen, ernst nehmen will, so ändert sie an der Sache nicht das Geringste. Haben wir darum wieder hundert Jahre Geschichte hinter uns gebracht, um noch an den Ideen der Kontinentalsperre zu kleben? Und was die Blockade anbetrifft, so ist dieselbe bisher doch nur von bestimmten Plätzen oder höchstens von einem bestimmten Küstenstrich verstanden worden, dessen Handel dadurch lahm gelegt werden sollte. Nun wenn es bisher nicht gelungen ist, auch in diesem beschränkten Fall und Umfang die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten zur Anerkennung zu bringen, so berechtigt dieser Umstand eine kriegführende Partei selbstverständlich noch keineswegs dazu, dieselbe Waffe dann gegen alle, auch gegen die ganze Zivilbevölkerung großer Reiche, also wörtlich und wirklich gegen ganze Völker zu richten; was allenfalls gegen einen kleinen Teil der Bevölkerung erlaubt sein mag, ist es darum noch lange nicht gegen ganze Völker. Wenn irgendwo, so gilt gewiß hier der Satz: odiosa sunt stringenda.

Mögen also die vielfarbigen Neunbündler von uns Vierbündlern und unserer Kultur denken, was sie wollen,



mögen sie uns Hunnen und Barbaren schelten, mögen sie auch sich selber und ihre Sache drehen und wenden, wie sie wollen, immer bleibt der schwere Makel an ihnen hängen: daß sie ihren angeblichen Kampf für Humanität und Kultur mit einem großen völkerrechtlichen Rückschritt begonnen und ihre ganze Sache auf diesen Rückschritt gestellt haben.

XXVI.

Die Einnahme des Lowtschen.

— 6. Februar.

Während Marschall Mackensen seine siegreichen Scharen das Morawa-Tal aufwärts führte, tauchte an der Südost-Ecke Bosniens eine besondere österreichische Kolonne auf, die sich zuerst nach Visegrad (an der serbischen Grenze) wandte und von dort die Richtung nach den ehemals von Österreich besetzt gehaltenen Plätzen des Sandschaks Novibazar einschlug, nämlich gegen Priboj, Prijepolje und Plevlje. Dort nahm die Kolonne Fühlung mit jenen österreichischen Abteilungen, die vom Amselfelde her gegen Ipek usw. vorrückten. Vor Berane dann trat ein längerer Stillstand ein. Es hieß, General Köveß habe seinen Leuten einmal Rast gönnen wollen. Das war gewiß notwendig. Aber während dieser Pause ist doch noch manches andere geschehen, und zu diesen anderen Geschehnissen zählt auch das, daß in dieser Zeit der Landeskommandierende von Bosnien, General Sarkotitsch, ohne sichtbaren äußeren Anlaß nach Wien kam und vom Kaiser Franz Josef in Schönbrunn in mehr als einstündiger Audienz empfangen wurde. Ohne viel Verzug kehrte General Sarkotitsch nach Bosnien zurück und es dauerte dann nicht



mehr lange, daß die Wiener mit der Freudenbotschaft von der Erstürmung des Lowtschen überrascht wurden. Alsbald verbreitete sich die Meinung, daß General Sarkotitsch deshalb in Schönbrunn war, um über die Maßnahmen zu berichten, welche zur Bezwingung Montenegros, die von der Bezwingung des Lowtschen abhing, notwendig schienen, und die schließliche Zustimmung zur Ausführung des Planes einzuholen.

Die Eroberung Serbiens war gewiß ein sehr schweres und ein sehr ruhmvolles Stück Arbeit. Aber kein Kundiger konnte sich verhehlen, daß die Eroberung Montenegros eine noch schwierigere Aufgabe, speziell die Erstürmung des Lowtschen ein Wagnis sei, das voraussichtlich auch schwere Opfer kosten würde, und an das also nur mit bedeutenden Kräften und erst nach sorgfältigster Vorbereitung herangetreten werden durfte. Nun das Wagnis ist gelungen, wider Erwarten so glücklich gelungen, daß der österreichischen Armee die äußerst dornige weitere Aufgabe, auf die man sich gefaßt halten mußte, nämlich jede Terrainfalte des wild zerklüfteten Bodens Montenegros einzeln erobern zu müssen, zum größten Teil erspart geblieben ist.

Der Lowtschen ist also erobert und die Befriedigung über diesen Erfolg groß und wohl berechtigt. Natürlich nicht wegen des Lowtschen selber. Wohl ist der Lowtschen ein viel beschriebener, viel besprochener, sogar viel und, wenn wir nicht irren, auch von König Nikita selber besungener Berg. Er scheint vom Meeresgrunde schnurgerade bis zur imposanten Höhe von nahezu 1800 Metern emporzusteigen. Aber derartige und noch imposantere Szenerien bieten die Ufer der Ozeane viele, ohne daß die politische Welt und ihre Zeitungen sich viel darum kümmerten. Die Bedeutung des Lowtschen ist eine politische, und zwar müssen wir sie eine hochpolitische nennen, eine solche, die weit über den gewiß nicht geringen Umfang des Panoramas, das sich von seinem Gipfel aus bietet, hinausreicht. Es ist der Lauf der Welt-



ereignisse, die dem Lowtschen zu jener Bedeutung verholfen haben, die ihm jetzt von Freund und Feind zugesprochen wird. Durch die politischen Gestaltungen, die sich zu seinen Füßen vollzogen haben, ist der Lowtschen, man kann es wohl so sagen, zum Grenzpfeiler, zum Kreuzungspunkt von vier verschiedenen Interessenzonen geworden, die wir etwa folgendermaßen bezeichnen können: die italienisch-irredentistische, die moskowitisch-panslavistische, die österreichisch-deutsche und die albanisch-griechische. Äußerlich genommen waren es also große, europäische Machtfragen, die hier sich vereinigten oder aneinanderprallten, aber solche Machtfragen, denen zugleich große Kulturfragen innewohnen.

Es war das mit dem Lowtschen keineswegs immer, nicht einmal schon lange so. Der politische oder, wie wir ihn genannt haben, moskowitische Panslavismus ist ja gar nicht so alten Datums. Der Urgroßvater des jetzigen Czaren (Nikolaus I.) war bekanntlich Österreich lange sehr freundlich gesinnt. Auch unter dem Großvater (Alexander II.) wurde das Verhältnis manchmal als geradezu intim bezeichnet, bestand doch damals das sogenannte Dreikaiser-Bündnis. Unter Alexander III. gab es allerdings hie und da Schwierigkeiten, die aber gerade unter dem jetzigen Czaren anfänglich sich mehr und mehr auszugleichen schienen, bis Rußland seine ostasiatischen Positionen fast gänzlich an Japan verlor und — anscheinend durch Eduard VII. von England — auf den Gedanken sich leiten ließ, die ostasiatischen Verluste durch Erwerbungen in Europa wieder wettzumachen. Erst von diesem russischen Frontwechsel an, kann man sagen, ist der Panslavismus in Rußland förmlich auf den Thron gelangt. Auch der Fürst der schwarzen Berge hat in seinen früheren Regierungsjahren gute Beziehungen zu Wien unterhalten und ist auch selber wiederholt nach Wien gekommen, hatte doch Kaiser Franz Josef ihn im Jahre 1853 durch die bekannte Mission Leiningen vor der drohenden Überwältigung durch die Türken gerettet, ebenso wie später (1885) Serbien



durch die Mission Khevenhüller vor der Erdrückung durch die Bulgaren bewahrt worden ist. In den damaligen Zeiten konnte Fürst — den Königstitel trägt er ja erst seit August 1910 — Nikita, wenn er einigermaßen bequem reisen wollte, sein Land nur über Cattaro verlassen, denn nur mit Cattaro hatte Cetinje eine praktikable Verbindung und zwar auf der von Österreich über den Lowtschen-Rücken hinauf unterhaltenen, und allmählig bedeutend verbesserten Kunststraße. Insofern stellte der Lowtschen damals nicht eine Trennung, sondern die Verbindung mit Österreich dar. In den damaligen älteren Zeiten übrigens mußte auch der italienische Irredentismus seine Tätigkeit noch auf Italien selbst beschränken, erst die Bresche an der Porta Pia eröffnete den Irredentisten weitere Ausblicke, namentlich auch auf die östlichen Adria-Gestade, die vor Zeiten unter venetianischer Herrschaft gestanden waren.

Also die Adriapläne! Einstmals war unter den dalmatinischen Orten, Häfen und Gegenden Spalato am meisten bevorzugt. Das konnte auch jetzt noch immer ein sehr begehrenswerter Besitz bleiben; die moderne Schiffahrt aber mit ihren tiefgehenden Riesenschiffen stellt andere Anforderungen, und diesen Anforderungen entspricht die Bucht von Cattaro um vieles besser. Diese Bucht erstreckt sich vom offenen Meere 30 km landeinwärts, ist auf allen drei Seiten durch Felsenberge gesichert und geschützt durch die Tiefe des Wassers, die auch den größten Flotten den Zugang bis dicht zum Lande gestattet, — mit einem Worte: Cattaro ist, wenn nicht der größte und beste, so jedenfalls einer der größten und besten Häfen der Welt. War diese mit so vielen Vorzügen ausgezeichnete Bucht nicht der „Erlösung“ würdig? Sie war es um so mehr, als sie derselben auch fähig schien. Letzteres allerdings nur, wenn der Besitzer des Lowtschen mit im Spiele war. Die Bucht liegt nämlich, wohl nicht vollständig, aber doch größtenteils im Gesichtskreis des nahen Lowtschen, und zu einem ziemlichen Teil auch im Feuer-



bereich der etwa dort postierten modernen Kanonen. Jedenfalls kann in der Bucht keine irgend bedeutendere Aktion, auch keine Vorbereitung einer solchen Aktion sich der Beobachtung der am Lowtschen stehenden Posten entziehen. Und dasselbe gilt vom ganzen unbegrenzt scheinenden Gesichtskreis, der sich vom Lowtschen aus bietet. Bei halbwegs sichtigem Wetter kann auf viele Meilen kein Schiff in welcher Richtung immer die Adria passieren, auch selbst am Skutarisee in Oberalbanien, das man als das Land der Sehnsucht des Herrschers von Montenegro bezeichnen muß, kann nichts Bedeutendes sich ereignen, ohne vom Lowtschen aus bemerkt und beobachtet zu werden, während alles, was landeinwärts hinter dem Lowtschen vorgeht, den Blicken der übrigen Welt verborgen bleibt.

Bei dieser geographischen Stellung und politischen Bedeutung des Lowtschen begreift sich wohl das intensive Interesse, das der in Italien am Throne sitzende Irredentismus an dem sonst fast kahlen Felsberge nahm. Die österreichische Regierung mußte davon auch schon früher sehr fühlbare Proben erfahren haben, denn noch vor Überreichung des sogen. Ultimatums an Serbien fand es Graf Berchtold für notwendig, den österreichischen Botschafter am Quirinal — also nicht etwa den Gesandten in Cetinje! — anzuweisen, „die tendenziöse Erfindung des Temps, als ob wir einen Überfall auf den Lowtschen beabsichtigten, kategorisch in Abrede zu stellen", welche Versicherung, wie der Botschafter schon wenige Tage darauf berichten konnte, der Marchese San Giuliano „mit schlechtverhülltem Jubel aufnahm".[1]) Dabei mag es freilich auffallend scheinen, daß die Irredentisten, sowohl jene in der Presse wie die in der Regierung, öffentlich der Bucht von Cattaro und des Lowtschen nur selten Erwähnung getan, im Gegenteil meist nur von Trient und Triest und höchstens noch von ein paar Inseln

1) S. Öster.-Ungar. Rotbuch.

des Quarnero gesprochen, somit für Cattaro eine fast gänzliche Interesselosigkeit an den Tag gelegt haben. Aber für diese Tatsache gibt es zwei Erklärungen, die eine triftiger als die andere. Zunächst blieben die Trauben lange sehr sauer, so lange nämlich als nicht auch Rußland für den Gegenstand sich lebhafter interessierte, und das dauerte, wie schon gesagt, bis zu der Zeit, wo Rußland, von Japan aus Ostasien verwiesen, all sein Augenmerk wieder den näheren Orientfragen zuzuwenden begann. Erst von da an schienen außer den anderen auch die dalmatinischen Trauben heranreifen zu wollen. Aber gerade von Cattaro und gar dem Lowtschen zu reden, war auch jetzt weder zweckmäßig noch auch notwendig. Denn inzwischen war der Herr des Lowtschen, Fürst Nikita, der Schwiegervater des Königs von Italien geworden, und da war es von Seite des Schwiegersohnes gewiß nicht delikat, etwa von Erb- oder ähnlichen Absichten zu reden, es war aber auch nicht notwendig, denn zunächst hatte man ja die Sicherheit, daß nun wenigstens nichts mehr, wie man so sagt, aus der Verwandtschaft kommen konnte.

Die Verwandtschaft des montenegrinischen Fürstenhauses war nämlich seither überhaupt eine sehr ausgebreitete und vornehme geworden, so daß sie in der jüngsten Geschichte Europas förmlich ein eigenes Kapitel bildet. Das Kapitel beginnnt mit dem Jahre 1883. Da heiratete die älteste Tochter Nikitas, Zorka, den Prinzen Peter Kara-Georgewitsch, jetzigen König von Serbien. Die zweite Tochter, Militza, heiratete 1889 den russischen Großfürsten Peter Nikolajewitsch, jüngeren Bruder des vorjährigen russischen Generalissimus und jetzigen Vizekönigs im Kaukasus, Nikolaus Nikolajewitsch. Dieser selbst heiratete im Jahre 1907 die dritte Tochter Nikitas, Stana, die zunächst mit einem Herzog von Leuchtenberg vermählt gewesen war, welche Ehe aber der Heilige Synod ein Jahr vorher (1906) geschieden hatte. Die vierte Tochter, Helena, ist Königin von



Italien, und die fünfte, Anna, seit 1897 Gemahlin des Prinzen Franz Josef von Battenberg und als solche eine Tante der Königin von Spanien. Ist das nicht wirklich eine ebenso vornehme wie ausgebreitete Verwandtschaft? Natürlich wollen und können wir keineswegs behaupten, daß alle die Heiraten schon von vorneherein politische Heiraten gewesen, aber von der Heirat der Prinzessin Helena, respektive des damaligen Kronprinzen von Italien hat es alle Welt gesagt, und heute zweifelt gewiß niemand mehr daran, daß diese Heirat dazu bestimmt war, die irredentistischen Adria-Pläne zu fördern, wenn dieselben auch, soweit sie den Lowtschen usw. betrafen, vorläufig in petto behalten werden mußten. Andererseits liegt es in der Natur der Sache, daß auf diese Weise außer dem italienischen Irredentismus auch der panslavistisch-orthodoxe Irredentismus, den es namentlich nach den Ruthenen Galiziens und den Serben Bosniens gelüstete, in Centinje eine Art trauter Heimat, jedenfalls ein gesichertes Rendezvous gefunden haben. Der italienische Schwiegersohn hat auch dafür Sorge getragen, dieses Rendezvous leichter zugänglich zu machen, denn die jetzigen Hafenbauten in Antivari und die Zufahrten von dort nach Centinje, wodurch das Betreten österreichischen Bodens in Cattaro vermieden werden kann, verdanken ausschließlich italienischem Gelde ihre Entstehung.

Freilich war auch diese Traulichkeit nicht frei, eher voll von Hintergedanken. Wieder nur in der Verneinung war man einig, nämlich bloß darin, daß die Österreicher die fraglichen Länder und Küsten nicht haben sollen, im übrigen aber wollten die Montenegriner den Serben nicht gönnen, was diese begehrten, und beide zusammen wollten nichts davon hören, daß die venetianische Herrschaft in der östlichen Adria wieder aufgerichtet werden solle, denn jetzt fühlten sich beide selber Mannes genug, die Adria zu betreuen. Und schon gar die gierigen Blicke, welche die Italiener — wieder

verstohlen natürlich nur — auch auf das von den Montenegrinern ersehnte Ober-Albanien warfen, mochten wohl selbst dem Schwiegervater in Cetinje manchmal die ganze Verwandtschaft verleiden. Ist er doch wirklich auch zu keinem seiner Schwiegersöhne ins Exil gegangen, weder zum ältesten, dem König Peter, derzeit in Edipsos, noch nach Italien oder Rußland oder England. Ach hätte er doch in diese Schwiegersöhne-Politik sich lieber überhaupt nie eingelassen!

Am Lowtschen nun sind alle die schönen Träume zerflossen, am Lowtschen alle die fein gesponnenen Fäden politischer Intriguen zerstoben. Das hat, menschlich gesprochen, der Köveß mit seinen heldenhaften Streitern und zielsicheren Motor-Mörsern getan. Der Hauptschlag hat den italienisch-freimaurerischen Irredentismus getroffen. Durch den Dreibund-Vertrag, dessen Inhalt so ängstlich verheimlicht worden ist, war die ganze österreichische Balkanpolitik wie mit einer Kette an die Rücksichten auf die italienischen Aspirationen gefesselt. Nach italienischer Interpretation wenigstens sollte Österreich am Balkan keinen Schritt ohne Zustimmung Italiens tun dürfen. Wir haben oben gesehen, wie Österreich, noch bevor es eine ernstere Maßregel gegen die serbischen Verschwörer ergreift, die italienische Regierung versichern mußte, den Lowtschen nicht berühren zu wollen. Dank, ja wirklich Dank dem italienischen Treubruch ist Österreichs Politik dieser wahren Galeerenkugel, die sie so lange hinter sich herschleppen mußte, endlich ledig geworden und hat nun mit Hilfe der Verbündeten auch den Balkan selbst großenteils von jenen fremden Einflüssen, Verschwörungen und Erpressungen zu befreien vermocht, die dort niemals das Interesse der Balkanvölker bedachten, sondern immer nur ihrem eigenen „heiligen Egoismus“ fröhnten. Mit der Erstürmung des Lowtschen ist die Möglichkeit und Hoffnung eröffnet, daß speziell auch den Albanesen und Griechen jene richtigere Stellung werde eingeräumt werden, die ihnen bisher nur aus Rücksicht für Italien hatte verweigert werden





müssen. Gelingt es endgültig, den italienischen Irredentismus, der überhaupt nie etwas zu „erlösen" hatte, in die Schranken zu weisen und damit zugleich die Straße von Otranto wieder zu öffnen, so wird da vielleicht zuerst erreicht sein, wofür die Mittelmächte zu ihrer Verteidigung gemeinsam streiten und streiten müssen: die Freiheit des Meeres.

Hat der italienisch-freimaurerische Irredentismus am Lowtschen unzweifelhaft eine sehr schwere Niederlage erlitten, von welcher er sich hoffentlich nie mehr erholen wird, so ist seinem Bundesgenossen, dem panslavistischen Irredentismus, welcher allerdings schon in Serbien zu Tode getroffen worden ist, dort förmlich das Grab geschaufelt worden. Und dasselbe Schicksal hat da auch den politischen Orthodoxismus, den eigentlichen Moskowitismus ereilt, der ebenfalls geglaubt hat, den Lowtschen als Stützpunkt zum Überschreiten der Adria benützen zu können. Vielleicht dürfen die Mittelmächte es sogar als die bedeutsamste, die weltgeschichtliche Folge des Sieges am Lowtschen betrachten, daß der spezifisch moskowitische Orthodoxismus sich nun von der Adria wohl für immer und weit zurückgedrängt sieht, wie dies durch die Annahme des abendländischen Kalenders durch die Bulgaren und sogar auch die Türken auch schon äußerlich zum Ausdruck gekommen ist. Fügen wir nur noch den Wunsch bei, den, wenn wir nicht irren, schon der alte Blücher einmal ausgesprochen: daß die Diplomatie nicht wieder verderben möge, was das Schwert gut gemacht hat. J—l.



XXVII.

Kleinere Mitteilung.

Zur Biographie Christoph von Schmid's.[1]) Der berühmte Jugendschriftsteller Christoph von Schmid, dessen Schriften eine moderne der christlichen Weltanschauung feindliche Richtung unter dem Vorwande ästhetischer Rücksichten zu verdrängen sucht, sollte 1804 Professor der Pädagogik und Ästhestik am Lyzeum in Dillingen werden. Schmid war damals Benefiziat in Thannhausen an der Mindel in Schwaben. Er lehnte diesen Ruf des bayerischen Kurfürsten mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit ab. Das Ablehnungsschreiben Chr. v. Schmids, das meines Wissens nicht veröffentlicht ist, hatte folgenden Wortlaut:

„Kurpfalzbaierische Landesdirektion!

So ehrenvoll das gnädigste Zutrauen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht für mich ist, so tief gerührt ich davon bin und so glücklich ich mich schätzen würde, in dem schönen Wirkungskreis eines Lehrers der Pädagogik und Ästhetik einzutreten, so setzen dennoch meine Gesundheitsumstände, die seit einiger Zeit sehr schwächlich sind und nicht so bald eine gänzliche Wiederherstellung hoffen lassen, mich außer Stand, von der zugedachten höchsten Gnade Gebrauch zu machen.

Mit der vollkommensten Bereitwilligkeit, wenn ich je wieder genesen werde, alle meine Kräfte dem Dienste Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht zu widmen, empfehle ich mich in

---

1) Ich bemerke hier, daß Herr Hauptlehrer Salat in Bogen bei Straubing eine ziemliche Anzahl von Originalbriefen Schmids besitzt, die es wohl wert wären, einmal veröffentlicht zu werden.



tiefster Unterwürfigkeit höchst dero fernern höchsten Huld und bin ehrfurchtsvoll

Thannhausen an der Mindel, den 24. Sept. 1804.

Der Kurpfalzbaierischen Landesdirektion
unterthänig-gehorsamster Diener
Christoph Schmid, Benefiziat."

Die Landesdirektion in Schwaben, Präsident, Direktoren und Räte, Direktor von Epplen, Mastiaux Referent, Lutz Sekretair, meldete — Ulm, den 26. Sept. 1804 — dem Kurfürsten diese Ablehnung mit den Worten:

„Aus der beiliegenden Erklärung des Benefiziaten zu Thannhausen, Christoph Schmid, werden Euer Kurfürstlichen Durchlaucht gnädigst ersehen, daß derselbe sich unter dem Vorwande seiner Gesundheit weigert, einen Ruf anzunehmen, der für ihn ebenso ehrenvoll wie vortheilhaft ist." [1])

Würzburg. Prof. Dr. Remigius Stölzle.

1) Die Ablehnung Chr. v. Schmid's und der Bericht der Landesdirektion finden sich: K. Kreisarchiv München. Sign. M. A. fasc. 996 n 401 Geheime Rathsakte. Röckl, Professor am lateinischen Schulhause in Dillingen. — Ich stieß auf diese Chr. Schmidsache gelegentlich einer Nachforschung über Röckl, s. darüber meine Abhandlung: „Ein bayerischer Pädagog, Professor am Lyzeum in Dillingen 1805—26. Christl." Schule 1915 S. 27—33.

Druckfehlerberichtigung.

S. 250 letzte Zeile (Anmerkung) ist zu lesen: Hist.-polit. Blätter 1914. 153, 297 ff.



XXVIII.

Origenes und die Präexistenz.

Von Prof. Dr. Ludwig, Freising.

Eine der Grundlehren der modernen Theosophie, die sich auf altindischer und neuplatonisch-gnostischer Religionsphilosophie aufbaut, ist die von der Präexistenz der menschlichen Seele. Immer wieder begegnet man in neueren Werken der theosophischen und okkultistischen Literatur dem Versuch, diese Lehre auch als eine dem Urchristentum eigene nachzuweisen. Als Hauptzeuge wird dabei regelmäßig Origenes zitiert, der unzweideutig die Lehre von der Präexistenz vorgetragen habe. Andererseits ist im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (2. Aufl.) im Artikel „Origenes" der Versuch gemacht worden, den geistvollen alexandrinischen Theologen gegen diese Behauptung zu verteidigen. Die hiefür angeführten Stellen, so wird gesagt, ließen teils eine andere Deutung zu, teils seien sie bei den lateinischen Übersetzern so verschieden gegeben, daß man sich ein entscheidendes Urteil nicht erlauben dürfe. Allein beide Behauptungen, sowohl die der Theosophen betreffs des Urchristentums als jene des Kirchenlexikons, die Origenes die Präexistenzlehre absprechen will, sind, wie die folgende Untersuchung zeigen wird, unrichtig. Unbestreitbar ist vielmehr — und darin haben die Theosophen Recht —, daß Origenes nicht nur die Präexistenz gelehrt hat, sondern daß sie geradezu die grundlegende Idee in seiner Lehre von der Geisterwelt bildet.



I.

In dreien seiner theologischen Werke hat Origenes seiner Überzeugung von der Präexistenz Ausdruck gegeben, nämlich in seinem dogmatischen Hauptwerk „περὶ ἀρχῶν“ (De Principiis) im Kommentar zum Johannes- und zum Matthäusevangelium. Wollte man etwa einwenden, daß ja das dogmatische Hauptwerk des Origenes an einer Reihe von Stellen, die als heterodox erscheinen mußten, durch Rufin sich Korrekturen gefallen lassen mußte, so ist zu sagen, daß Rufin gerade jene die Präexistenz der Seelen betreffenden Stellen größtenteils nicht geändert hat, wohl weil er selbst sie für nicht bedenklich hielt, und außerdem haben wir, abgesehen von Justinian, die Zeugnisse von Hieronymus und Gregor von Nazianz, daß im griechischen Original jene Lehre vorgetragen war. Hat doch Hieronymus selbst im ausgesprochenen Gegensatz zu Rufin's willkürlicher Übertragung eine gewissenhaft genaue Übersetzung von περὶ ἀρχῶν vorgenommen, was übrigens dann Rufin selbst bestätigt hat (Apol. I 21, Migne S. L. 21, 559) und überdies in seiner epistola ad Avitum aus dieser seiner Übersetzung alle jene Stellen zusammengestellt, die er für heterodox erachtete, um Avitus recht deutlich auf sie aufmerksam zu machen, so daß mit Hilfe dieser Bruchstücke nicht nur die lückenhafte und teilweise gefälschte Übersetzung Rufins ergänzt und korrigiert, sondern auch die richtige Einordnung der griechischen Fragmente ermöglicht wurde. „Ja, man kann behaupten, daß gerade diejenigen Stellen von περὶ ἀρχῶν, die Rufin hatte unterdrücken oder abschwächen wollen, uns in erfreulicher Vollständigkeit und genügend bezeugt vorliegen. Denn Hieronymus hat diese Stellen infolge genauester Kenntnis des Originals so vollständig wie nur möglich zu sammenstellen können und wollen.“[1]) Des Origenes Lehre von der Metempsychose findet sich außerdem bezeugt durch Gregor von Nyssa in dessen Schriften „de anima et resurrectione und de hominis opificio.“[2])

1) Kötschau (Berliner Ausgabe), Bd. V, Einleitung S. LXXXVIII ff.
2) Ebenda S. CXVII.



Es ist nun eine der Grundanschauungen des Origenes,[1]) daß die Körperlichkeit des Menschen zurückzuführen ist auf einen „decessus mentis“, d. h. auf einen in der vorkörperlichen Existenzweise erfolgten Sündenfall der Seele. Daher lehrt er de princ. I, 7, 4, „wie wir Menschen um gewisser Vergehen willen mit diesen dichten und trägen Körpern bekleidet wurden, so mögen wohl auch die Sternenwesen diesen oder jenen Körper mit mehr oder weniger Klarheit bekommen haben. Und jene Thronen und Gewalten und Kräfte bewohnen wohl diejenigen Körper, die sie nach Wunsch oder zum Dienste erhalten haben. Die Dämonen dagegen sind wegen ihrer schweren Vergehen an Luftkörper gebunden. Soviel wir also aus der Vergleichung des Menschen mit den Gestirnen erschließen können, hatte die Seele der Sonne ihr Dasein vor ihrer Einkleidung in den Körper.“ Daß Origenes auch die Gestirne beseelt dachte, war fast allgemeine Ansicht der griechischen Philosophen, der Gnostiker und Manichäer. Ganz unkörperlich ist freilich nach Origenes nur Gott, daher hatten die geschaffenen Geister von Anfang an eine gewisse ätherische Hülle, „wenn es unmöglich ist, daß außer dem Vater, Sohn und Geist irgend eine Natur ganz unkörperlich sein kann, so zwingt die Logik zu der Annahme, daß zwar vor allem (principaliter) die vernünftigen Naturen geschaffen worden sind, daß aber die materielle Substanz nur in Gedanken, nur theoretisch von ihnen getrennt werden kann und daß dieselbe für sie und nach ihnen geschaffen wurde, weil sie ohne dieselbe nicht leben können. Aber die materielle Substanz ist so beschaffen, daß sie in verschiedene Zustände einzugehen vermag. Sie kann sich zu tieferen Daseinsformen herabziehen lassen und einen festeren Körper bilden, dieser Welt entsprechend, um sich nachher für die Auferstehenden in einen geistigen Körper zu verwandeln.“ [2]) Wenn Lang [3])

1) Woher sie stammt, werden wir unten noch erörtern.

2) De princ. II, 2.

3) „Die Leiblichkeit der Vernunftwesen bei Origenes“, Leipzig 1892.

zu dieser Stelle bemerkt, sie stehe in Widerspruch zu der Behauptung des Hieronymus, es habe Origenes nur ein immaterielles Sein der Vernunftwesen vor ihrem Eintritt in diese Welt angenommen, so hat er die Ansicht des Hieronymus nicht richtig aufgefaßt; denn derselbe spricht nur von den crassa corpora, die freilich der Korruption unterliegen, nicht aber von den ätherischen. Doch will Origenes an anderer Stelle[1]) eine doppelte Möglichkeit der dereinstigen seligen Existenzweise zugeben: entweder die Seele lebt nur in einem ätherischen Körper weiter oder aber sie verliert überhaupt alles Körperliche. Da aber der beseligte Geist immer seine Willensfreiheit behält, so bleibt auch die Möglichkeit eines neuen Sündenfalles und dann würde für ihn eine neue Inkarnation zur Notwendigkeit „videbitur enim esse necessarium ut, si exterminata fuerit natura corporea, secundo iterum reparanda sit et creanda. Possibile enim videtur ut rationabiles naturae, a quibus nunquam aufertur liberi facultas arbitrii, possint iterum aliquibus motibus subjacere". An diese Stelle hat sicher Hieronymus gedacht, wenn er in seinem Briefe an Avitus (c. 5) schreibt „tunc corporalium rerum universa natura solvetur in nihilum quae, si secundo necessitas postulaverit, ob lapsum rationabilium creaturam rursus existet". Auch im 8. Kapitel des II. Buches de princ., das ausführlich von der Seele handelt, kommt Origenes auf die Präexistenzlehre zurück im Zusammenhange seiner eigenartigen Anschauung vom Unterschied des *νοῦς* und der *ψυχή*. Die menschliche Seele war ursprünglich ähnlich der Natur Gottes und seiner Engel, die von der Schrift als feurig bezeichnet wird (deus noster ignis consumens, facit ministros suos ignem urentem). Durch den Abfall von Gott aber erkaltete der Geist und wurde so zur Seele (*ψυχή*), verlor aber nicht die Möglichkeit, sich wieder zum ursprünglichen Wesen seiner feurigen Natur zu erheben „ex quibus illud videtur ostendi,

1) De princ. II,[3] vgl. Berliner Ausg. Bd. 5, S. 117–125.

quod mens de statu ac dignitate sua declinans effecta vel nuncupata est anima; quae si reparata fuerit et correcta redit in hoc, ut sit mens". Vergl. zu dieser Stelle die Bemerkung des Hieronymus (C. Joh. Hieros. Migne S. L. 23, 360) „secundum, quod in hoc corpore quasi in carcere sint, animae religatae et antequam homo fieret in paradiso, inter rationales creaturas in coelestibus comoratae sunt". Diese sichtbare Welt ist nach des Origenes Anschauung eigentlich als Straf- und Läuterungsort für die gefallenen Geister ins Dasein gerufen worden, wie er de princ. III cap. 5 ausführt: „et si tale initium habuerunt [scil. animae] qualem finem sperant, fuerunt sine dubio iam ab initio in his, quae non videntur et aeterna sunt. Quod si est, de superioribus ad inferiora descensum est non solum ab his animabus, quae id motuum suorum varietate meruerunt, verum et ab his, qui ad totius mundi ministerium ex illis superioribus et invisibilibus ad haec inferiora et visibilia deducti sunt, licet non volentes . . . hanc ergo dispositionem dei, quam postea ordinavit, jam tum ab origine mundi rationibus causisque prospectis vel eorum, qui pro defectu mentis venire in corpora merebantur, vel eorum, qui visibilium cupiditate raptabantur". Auch diese Stelle hat Hieronymus fast wörtlich zitiert in seinem Brief an Avitus cap. 9 (Migne S. L. XXII S. 1067 ff.). Ein Hauptgrund, weshalb Origenes einen vor der Geburt des einzelnen Menschen erfolgten Sündenfall annimmt, war sein Eifer für die Theodizee, d. h. das Bestreben, den Vorwurf der Ungerechtigkeit von Gott abzuwehren angesichts der klaffenden Widersprüche und Gegensätze des Lebens. Sind es doch gerade diese „Ungerechtigkeiten des Lebens", die so viele moderne Menschen, die gleichzeitig religiös gestimmt sind, mit der Präexistenzlehre befreunden. Daher betont Origines de princ. II cap. 9, 6, daß ursprünglich von einer Ungleichheit im Befinden und Schicksal der Gott noch nicht entfremdeten Seelen keine Rede sein konnte. Dies wurde aber anders, als durch



Mißbrauch des freien Willens verschiedene Grade der Verschuldung eintraten: „qua ratione neque creator injustus videbitur, cum secundum praecedentes causas pro merito unumquemque distribuit, neque fortuita uniuscujusque nascendi vel felicitas vel infelicitas putabitur, vel qualiscumque acciderit illa condicio, neque diversi creatores vel diversae naturae credentur animarum". Daneben glaubt Origenes noch eine zweite spekulative Begründung für die Präexistenz der Seelen ins Feld führen zu können: die ewige Herrschaft und den überlegten Schöpferplan Gottes. Gott hat von Anfang an in genau bestimmter Zahl Seelenwesen geschaffen, über die er vom ersten Augenblick der Erschaffung an seine Gottesherrschaft ausübt; daher sagt er de princ. II, cap. 9, 1 „in illo ergo initio putandum est, tantum numerum rationabilium creaturarum vel intellectualium, vel quomodo appellandae sunt, quas mentes superiores diximus, fecisse Deum, quantum sufficere posse prospexit". Hiezu ist zu vergleichen de princ. I, 2, 10 „quodsi nunquam est quando omnipotens non fuerit, necessario subsistere oportet etiam ea, per quae omnipotens dicitur et semper habuerit, in quibus exercuerit potentatum etc.".

So ist also in des Origenes Dogmatik die ganze Lehre von der Seele, ihrer Freiheit, ihrem Falle und ihrer Läuterung aufgebaut auf der Präexistenz. Wollte aber jemand einwenden, daß man es in de principiis mit einem Werk der Jugendzeit des Origenes zu tun habe und daß er wohl in reiferen Jahren seine heterodoxe Ansicht geändert habe, so beweisen die Kommentare zum Johannes- und Matthäusevangelium das Gegenteil. Dabei ist zu beachten, daß der Matthäuskommentar nach des Eusebius' Bericht (hist. eccl. 6, 36, 2) in den letzten Jahren der schriftstellerischen Tätigkeit des Origenes verfaßt ist. Getreu seiner Grundanschauung spricht er daher auch im Johanniskommentar[1]) bei der Er-

1) Berliner Ausgabe Bd. 4, S. 270; Mauriner Ausg. tom. XIII, S. 255.

klärung von Kap. 4 Vers 36 „qui metit, mercedem accipit et congregat fructum in vitam aeternam etc.“ von besseren Seelen, die herabkommen in die Welt mit heilsamen Keimen (zu künftiger moralischer Vervollkommnung), die gegen ihren Willen unter Seufzen kommen, aber jubelnd nach getaner Arbeit zurückkehren in die Heimat „at quod e psalmis proposuimus, declarare mihi videtur animarum nobilium descensum, quae venerint in hanc vitam cum salutaribus seminibus, quaeque invitae fere venerint suspirantes, sed redierint cum exsultatione eo, quod egregie laboraverint.“ Es gibt, bemerkt er zu Joh. 8, 38, Seelen, die vor dieser Geburt vom Vater gelehrt waren und von ihm gehört hatten[1]) „dicturus est ex animabus, quae corpora induant, quasdam esse, quae antequam oriantur edoctae fuerint apud patrem etc.“ Im Gegensatz zu jenen gefallenen Seelen, die zur Strafe sich inkorporieren mußten, ist die präexistierende menschliche Seele Jesu nach dem Willen des Vaters gesandt worden zur Erlösung[2]) „an vero potentiae etiam aliquae non missae a patre venerint ad homines, notabis, et an aliquae inter ipsas egressae sint a deo et idcirco peccarint, quia non missae fuerint ab ipso ... Jesu anima in deo ... erat et inde egressa, quia missa fuerit a patre, assumpsit corpus ex Maria; aliae vero non sic exierunt a deo, hoc est non a deo missae“. Die Parabel des Herrn von den Arbeitern im Weinberg, unter denen solche waren, die den ganzen Tag müssig gestanden waren und erst in elfter Stunde kamen, weil sie niemand vorher gedungen hatte, gibt Origenes im Matthäuskommentar willkommenen Anlaß gegen die zu polemisieren, die da meinen, die Seele werde zugleich mit dem Körper geschaffen.[3]) Welchen tieferen Sinn (reconditam de anima et arcanam sententiam) hätten denn dann die Worte: steterunt tota

1) Berl. Ausg. 4, S. 335; Maur. Ausg. t. XX, S. 316.
2) Berl. Ausg. 4, S. 351; Maur. Ausg. t XX, S. 331.
3) Maur. Ausg. t. XV, S. 702—703

die otiosi? „Nam si una cum corpore anima sata est, quomodo toto die steterunt otiosi?" Auch in seinem Genesis-Kommentar, von dem sich nach Kötschaus ansprechender Vermutung ein Fragment bei Methodius von Olympos erhalten hat[1]) (es handelt sich um die Stelle Genesis 3, 21), trug Origenes seine Ansicht von der Präexistenz vor. Bei dieser Anschauung konnte er natürlich die biblische Erzählung vom ersten Sündenfall nicht historisch nehmen und buchstäblich auffassen. Und so deutet er denn auch die Geschichte vom Sündenfall, das sagt er mit klaren Worten, allegorisch „*ἐν τοῖς δοκοῦσι περὶ τοῦ Ἀδὰμ εἶναι, φυσιολογεῖ Μωσῆς τὰ περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου φύσεως*".[2]) Diese Erzählungen können, so hält er dem Spott des Celsus entgegen, „ohne Verletzung der schuldigen Ehrfurcht recht wohl allegorisch erklärt werden" und „es werden diejenigen die Geschichte von Adam und seiner Sünde philosophisch auffassen und verstehen, die wissen, daß Adam in der Sprache so viel heißt als Mensch und daß Moses von der Natur des Menschen im allgemeinen spricht, wo von ihm dem Anschein nach von Adam als einer Persönlichkeit die Rede ist." Es ist diese Stelle schon dem Übersetzer von des Origenes Büchern gegen Celsus (in der Kösel'schen Ausgabe 1876 J. Röhm) aufgefallen und er wies darauf hin,[3]) daß Origenes früher allerdings einen vorzeitlichen Sündenfall der Seelen angenommen, später aber durchaus die kirchliche Lehre von der Erbsünde vorgetragen habe. Die von ihm zum Beweis zitierten Stellen[4]) beweisen durchaus nicht, daß Origenes seinen klar ausgesprochenen Grundsatz, jene Genesisstellen „pneumatisch" zu deuten, in demselben Werk sogleich wieder umgestoßen habe, und es war ein Versuch mit untauglichen Mitteln, Origenes um den Preis der Wahrheit rein

1) Berl. Ausg. 5, S. 159.
2) Contra Celsum IV c. 39 u. 40.
3) S. 471, A. 3.
4) Contra Cels. 3, 61—63; 7. 28, 29, 50.

waschen zu wollen. Vollkommen mißverstanden wurde aber sowohl von Lang[1]) wie auch teilweise von Redepenning[2]) die Stelle im Matthäuskommentar,[3]) wo Origenes gegen die pythagoreische und platonische Auffassung der Metempsychose polemisiert. Redepenning glaubte, die Stelle so auffassen zu müssen, daß Origenes nur die unmittelbare Wanderung der Seele in neue Menschenkörper ablehne, während Lang herauslas, Origenes habe hier den nachmaligen Eintritt der Vernunftwesen in ein irdisches Sein für unmöglich erklärt, obwohl doch die Möglichkeit eines nochmaligen Eintritts in ein irdisches Dasein ein integrierender Teil der origenistischen Hypothese von der ewigen Weltentwicklung und Veränderung auf Grund des absoluten Freiheitsbegriffs sein mußte. Man müsse also annehmen, daß Origenes in seinem Alter diese Möglichkeit fallen gelassen habe. Das ist nicht richtig. Origenes hat in keiner Weise sein System von der ewig fortdauernden Freiheit des menschlichen Geistes und damit der Möglichkeit zu einem neuen Sündenfall aufgegeben. Was er im Matthäuskommentar Bd. 13 S. 567 ff. ablehnt, ist einzig die altgriechische und indisch-theosophische Auffassung der Reinkarnation, die ein schließliches Weltende und ein jenseitiges Gericht ablehnt und die ganze Seelenläuterung durch immer aufs neue wiederholte Reinkarnationen völlig ins Diesseits verlegt, „quod scripturarum non placet veritati“. Er fühlt sich hier durch das kirchliche Dogma gebunden uud argumentiert folgendermaßen (in der exegetischen Ausführung zu Matth. 17, 10): Man darf nicht annehmen, daß in Johannes dem Täufer die Seele des Elias wiedergekommen sei, „ne forte in alienam ab ecclesia Dei de migratione e. corpore in corpus sententiam, neque ab apostolis traditam neque uspiam in scripturis prolatam incidam“. Denn einer solchen Meinung widerspricht das

1) a. a. O. S. 41, A. 1, 5.
2) „Origenes“ Bd. 2, S. 345.
3) Mauriner Ausg. t. XIII, S. 567—70.

Schriftwort „Himmel und Erde werden vergehen", „die Gestalt dieser Welt vergeht". Würden nun die Seelen für die Sünden, die sie im irdischen Leben begehen, durch Reinkarnatiion gestraft werden, so wäre für diese Welt kein Ende abzusehen, weil es immer wieder sündige Seelen geben wird, für die Reinkarnationen in infinitum notwendig würden. Der ganze Nachdruck der Beweisführung des Origenes — und das ist leider nicht beachtet worden — liegt in den Worten „quae si consequenter inferatur (nämlich die Metempsychose), non erit cito, ut anima desinat iterum atque iterum suscipere corpus. Semper enim propter delicta praecedentia revertetur et sic locum non habebit consumatio mundi". Ein solches Weltgericht und Weltende durch unmittelbares Eingreifen Gottes müssen die heidnischen Philosophen leugnen, „quod si transitum animarum in varia corpora invehunt ethnici, utpote consentanea doctrinae huic adstruentes, mundi interitum necessario non admittunt etc." Diese Stelle ist zugleich ein wertvoller Beweis für das Bemühen des Origenes, mit seiner Spekulation nicht in Widerspruch zur kirchlichen Lehre zu geraten. Wäre nicht die Lehre vom Weltgericht entgegengestanden, so wäre es in der Konsequenz seines Systems gelegen gewesen, wiederholte Reinkarnationen zuzugeben. Allein da über den Ursprung der Seele dogmatisch nichts festgelegt sei, „si extrinsecus corpori inditur necne, non satis manifesta praedicatione distinguitur",[1]) so glaubte er, die Präexistenz, den vorzeitlichen Sündenfall und die zur Strafe erfolgte Inkorporation der Seele annehmen zu können in willkommener Harmonie mit der Zeitphilosophie; jedoch die wiederholte Reinkarnation lehnt er ab, weil sie zu offen mit der Schriftlehre und der kirchlichen Tradition in Widerspruch stand. Aber damit setzte er sich doch nicht, wie Lang meinte, mit seiner Lehre von der Möglichkeit eines neuen Falles der seligen Geister in Widerspruch. Was er sagen

1) De princ. Einleitung (Berl. Ausg. 5, S. 13).

will, ist nur das: Diese Weltzeit, dieser Äon, hat einmal ein Ende, dann folgt die im Jenseits vor sich gehende weitere Läuterung der Seelen. Tritt aber für diese immer ihre Freiheit behaltenden und daher vor neuem Fall nicht absolut sicheren Seelen ein neuer Sündenfall ein, so erfolgt auch eine neue Inkorporation derselben und damit beginnt ein neuer Äon in seiner Entwicklung. — Vollkommen richtig sagt daher Bardenhewer[1]) „die Wiederherstellung, ἀποκατάστασις, bedeutet nun doch kein eigentliches Weltende, sondern nur den vorübergehenden Abschluß einer endlosen Entwicklung. Der Weltlauf kann überhaupt nie in ein dauerndes Vollendungsstadium gelangen, bewegt sich vielmehr in einem beständigen Wechsel zwischen Abfall von Gott und Rückkehr zu ihm." — —

II.

Es steht also fest, Origenes lehrte die Präexistenz der Seele. Aber durchaus falsch ist die immer wiederholte Behauptung moderner Theosophen und Okkultisten, das Urchristentum habe diese Meinung mit Origenes geteilt und erst die spätere dogmatisierende Kirche habe diese Lehre als häretisch verurteilt. Die Präexistenzlehre findet sich weder in der hl. Schrift noch in der altkirchlichen offiziellen Lehrverkündigung. Origenes wußte das wohl, aber er berief sich in der Einleitung zu περὶ ἀρχῶν darauf, daß diese Lehre auch nicht ausdrücklich verworfen sei.[2]) Wir wissen nun besonders durch die Forschungen eines Denis[3]), Redepenning[4]), Harnack[5]) und anderer, daß Origenes zu den sogen. „Genies der Summation" gehörte, zu jenen konservativen Geistern, die alles als stichhaltig erscheinende Wissen der Vorzeit zu schützen und ihrem System einzuordnen

1) Geschichte der altkirchlichen Literatur[2] II, S. 188.
2) Vgl. Kötschau, Berl. Ausg. 5 S. 13.
3) De la philosophie d'Origène, Paris 1884.
4) „Origenes", 2 Bände, Bonn 1846.
5) Dogmengeschichte[4] I S. 662 ff.

streben, und darum konnte Denis von ihm zutreffend sagen: „toutes les théories d'Origène, même les plus imaginaires représentent l'état intellectuel et moral du siècle ou il a paru".[1]) Darum hat Origenes, wie wir durch Porphyrius, durch Pamphilus und aus seinen eigenen Äußerungen wissen, Pythagoras, Plato, Aristoteles eifrig gelesen, mit Philos Schriften sich vertraut gemacht und ist zu den Füßen des Neuplatonikers Ammonius Sakkas gesessen. Sie alle aber lehrten die Präexistenz. Sollte er da nicht auf den Gedanken gekommen sein, daß diese Übereinstimmung so hervorragender Geister keine bloß zufällige sei, sondern daß es sich hier getreu der Anschauung seines Lehrers Clemens um eine Wahrheit handle, die der λόγος σπερματικὸς bereits den Alten geoffenbart? Diese Erkenntnis mußte aber Origenes um so gesicherter erscheinen, als allem Anschein nach auch sein so verehrter christlicher Lehrer Clemens die Präexistenzlehre wenigstens als zulässig ansah. Hatte doch auch Clemens, als er eine christliche Glaubenswissenschaft begründen wollte, aus denselben griechischen Quellen geschöpft! In seinen Stromata freilich findet sie sich nicht trotz Schuberts Behauptung.[2]) Ich konnte sie weder im 1. noch im 3. Buch entdecken, wo er angeblich davon handeln solle; im Gegenteil widerspricht er hier der Meinung Philos,[3]) der den Körper als Kerker der Seele, als böse und schlecht auffaßte. Er sieht den Ursprung des Übels im freien Willen des ersten Menschen, seinem Ungehorsam und seiner ungeordneten Selbstliebe, durch die er das von Gott ihm gegebene Verbot übertrat. Über die Schöpfung selbst bemerkt er nur „ψυχὴν τὴν λογικὴν ἄνωθεν ἐμπνευσθῆναι ὑπὸ τοῦ θεοῦ

1) A. a. O. S. 613.

2) Geschichte der Seele (Tübingen 1833) S. 655.

3) Vergl. Daskalakis „Die eklektischen Anschauungen des Clemens und seine Abhängigkeit von der griechischen Philosophie", Leipzig 1908. Leider ist weder er noch Verkuyl „Die Psychologie des Clemens von Al.", Leipzig 1906, in eine Untersuchung über die Präexistenzfrage eingetreten.

εἰς πρόσωπον“ (Strom. 5, fol. 3 ed. Par.). Allein Clemens scheint bezüglich der Präexistenzfrage schwankend gewesen zu sein; denn wir haben das Zeugnis des Photios, jenes ausgezeichneten Kenners und Kritikers der altchristlichen Literatur, dessen Angaben sich überall da, wo man sie noch nachprüfen konnte, als zuverlässig erwiesen haben und der seinen Tadel gegen Clemens ausspricht,[1]) daß er in seinen Hypotyposen die Präexistenzlehre vortrug „*ἔτι δὲ μετεμψυχώσεως καὶ πολλοὺς πρὸ Ἀδὰμ κόσμους τερατεύεται*“. Möglicherweise hat also Klemens auch in diesem Punkte gleich seinem Schüler Origenes dem Grundsatz gehuldigt, für die breiteren Massen unter den Christen genügt der Verbalsinn gewisser biblischer Erzählungen, der philosophische Denker schöpft dagegen tiefer dringend den geheimen hinter den Worten verborgen liegenden Sinn und so mag ihm auch in den Stromata das „*ἄνωθεν ἐμπνευσθῆναι*“ die Präexistenz nicht ausgeschlossen haben.

Wie wenig aber diese Lehre mit dem christlichen Glaubensinhalte stimmen wollte, das hat die altchristliche Kirche stets gefühlt und kräftig dagegen reagiert. Schon längst vor Origenes war diese Reaktion erfolgt, als die Gnosis, dieser synkretistische Versuch einer Amalgamierung christlicher Lehren mit hellenischer und altorientalischer Philosophie, auch die Präexistenzlehre vertrat. Da traten Irenäus in seiner gewaltigen Streitschrift adversus häreses (um 180 verfaßt) und Tertullian in de anima[2]) in der ihm eigenen, bitter sarkastischen Weise dagegen auf. Gegen Origenes aber wendete sich noch im Verlauf des 3. Jahrhunderts Bischof Methodius von Olympos, der, wie das obige Zitat aus Bonwetsch[3]) bereits zeigte, gerade die Präexistenzlehre als unchristlich ablehnte „*ἀπίτω γὰρ ἡμῶν πόρρω Ὠριγένης καὶ οἱ τοῦ Ὠριγένους μύσται, τῶν ἡμετέρων ψυχῶν προΰπαρξιν μυθικῶς φαντα-*

---

1) Bibliotheka § 109.

2) Vergl. meine Abhandlung „Irenäus und Tertullian gegen die Reinkarnationslehre“, Theologie und Glaube, Jahrg. 7 Heft 3.

3) Vgl. Kötschan, B. A. 5, 159.

ζόμενοι" etc. und es ist unfaßlich, wie Lang[1]) behaupten konnte, Methodius habe ebensowenig wie Hieronymus diese Lehre des Origenes bekämpft. Offenbar hat Lang von den origenistischen Streitigkeiten kaum eine Ahnung gehabt, jedenfalls nie den Brief des Hieronymus an Avitus gelesen, in dem dieser aufs schärfste die Präexistenzlehre des Origenes als heterodox zurückweist. Wahrscheinlich schöpften jene modernen Okkultisten, die auch Hieronymus als altchristlichen Vertreter der Präexistenzlehre feiern, ihre falsche Information aus Langs Schrift.

Da aber bis zum 6. Jahrhundert keine ausdrückliche kirchliche Verdammung der Präexistenzlehre bezw. der Irrtümer des Origenes vorlag, so gab es immer wieder Forscher, die unter dem Eindruck der Autorität eines Origenes und aus neuplatonischen Schriften schöpfend, die Präexistenz vertraten. So kam es schließlich — es ist nicht meine Aufgabe, in eine eingehendere Schilderung der Origenistenkämpfe einzutreten — zu jenem berühmten Eingreifen des Kaisers Justinian, dieses gewiegten Theologen und Dogmatikers auf dem Throne. Die Anregung hiezu ging aus von palästinensischen Mönchen, die vom Kaiser eine Verwerfungssentenz gegen des Origenes Schriften zu erwirken suchten.[2]) Daraufhin erließ Justinian unter der Form eines an den Patriarchen Mennas von Konstantinopel gerichteten Schreibens jenes Edikt, das am Schluß die Irrtümer des Origenes in zehn Sätze zusammenfaßt. Gleich der erste richtet sich gegen die Präexistenzlehre. „Wer sagt oder meint, die menschlichen Seelen präexistieren, d. h. sie seien vorher Geister und heilige Kräfte gewesen, hätten aber, satt des Anblicks Gottes, sich zum Schlimmen gewendet, deshalb sei die göttliche Liebe in ihnen erkaltet und sie darum Seelen genannt und zur Strafe in Körper niedergeschickt worden, der sei Anathema." [3])

1) A. a. O. S. 8 A. 2.

2) Hefele „Konziliengeschichte[2]" Bd. 2 S. 786 ff.

3) Die Formulierung dieses Satzes zeigt sofort, wie genau Justinian das Werk περὶ ἀρχῶν studiert hatte.

Patriarch Mennas beeilte sich im Januar 543 durch eine sogen. σύνοδος ἐνδημοῦσα die origenistischen Irrtümer verurteilen zu lassen, ein Urteil, dem auch die übrigen orientalischen Patriarchen und Papst Vigilius beitraten, so daß also der Gesamtepiskopat der Kirche die bezeichneten Sätze anathematisierte. Es geschah dies durch Präzisierung der origenistischen Lehren in 15 Sätze, von denen der erste, zweite und vierte die Präexistenz verurteilen, während der dreizehnte die Präexistenz der menschlichen Seele Christi noch ausdrücklich verwirft. Die Streitfrage, ob wirklich auch das fünfte ökumenische Konzil sich mit der Verurteilung des Origenismus befaßte, ist durch die Untersuchungen Diekamps[1]) in befriedigender Weise geklärt und damit gelöst worden. Da nämlich in Palästina unter den origenistisch gesinnten und antiorigenistischen Mönchen trotz der Synodalentscheidung der Streit fortdauerte, so ward die Aufmerksamkeit des Kaisers von neuem auf die Sache gelenkt und er richtete nun an die bereits in Konstantinopel zur Feier des 5. ökumenischen Konzils versammelten Bischöfe zu Anfang des Jahres 553 die Aufforderung, ein Urteil über die origenistischen Streitigkeiten zu fällen und den fünfzehn Anathematismen zuzustimmen.

Die Verhandlungen darüber fanden aber vor den feierlichen Konzilssitzungen (die den Dreikapitelstreit betrafen) statt und zwar, wie wir aus dem Bericht des Kirchenhistorikers Evagrios wissen, waren besonders die Präexistenz und die Apokatastasis Gegenstand der Erörterungen. Diese Verhandlungen wurden von Kundigen mit Recht nicht zum ökumenischen Konzil gerechnet, weil sie vor der ersten feierlichen Sitzung am 5. Mai 553 stattgefunden hatten. Andere Schriftsteller aber, die den Ereignissen ferner standen, waren der Meinung, es seien diese origenistischen Wirren Beratungsgegenstand des Konzils selbst gewesen, und glaubten sich

---

1) „Die origenistischen Streitigkeiten im 6. Jahrhundert". Münster 1899. S. 129 ff

umsomehr zu dieser Annahme berechtigt, weil der 11. Canon des Konzils in der Tat eine allgemein gehaltene Verurteilung des Origenes und seiner Schriften enthält. — —

Man kann diese persönliche Verurteilung eines Mannes wie Origenes bedauern in der Erwägung, daß derselbe zum Besten von Christentum und Kirche versucht hatte, den Glaubensinhalt zu einem wissenschaftlichen, konsequenten System auszugestalten, daß es menschlich unmöglich war, daß eine solche Riesenaufgabe auf den ersten Wurf hin gelingen konnte und daß dem Verfasser der ersten Dogmatik ein freier Spielraum schon dadurch geboten war, daß noch kein einziges großes allgemeines Konzil Glaubenslehren definiert hatte, Origenes selbst aber, wie er wiederholt in *περὶ ἀρχῶν* und auch im Matthäuskommentar hervorhebt, gewissenhaft darauf bedacht war, sich innerhalb der Grenzen der apostolischen Lehrverkündigung zu halten. Aber man darf anderseits nicht vergessen, daß der Name Origenes in dem von Sekten durchwühlten Orient Parteiname geworden war, daß, solange keine offizielle kirchliche Verurteilung gewisser heterodoxer Anschauungen des Alexandriners erfolgte, einseitige Origenisten leichtes Spiel hatten, unter Vorhalt der Autorität eines so großen, geistvollen Theologen, Propaganda für Lehren zu machen, die nicht dem Schoße des Christentums entstammten, sondern den Spekulationen heidnischer Philosophen. Es war also eine Tat der Selbsterhaltung des kirchlichen Christentums, wenn es zu dieser Verurteilung sich schließlich genötigt sah, wenn auch in einer Form, die wir gerne gemildert sehen möchten. —

XXIX.

Der blaue Montag.

Eine kulturgeschichtliche und soziale Studie von H. F. Singer, Darmstadt.

I. Ursprung des blauen Montags.

Wer einigermaßen das deutsche Handwerk im Mittelalter kennt, weiß auch, daß hierin fast ausschließlich Wochenlohn und nicht Taglohn als Norm und Regel galt. Außer diesem Wochenlohne mußte der Meister den Lehrlingen und Gesellen noch Kost und Wohnung stellen; denn die „Jungen“ und „Knechte“ wurden gewissermaßen als Glieder der Meistersfamilie angesehen. Da kam es wohl vor, daß man sich bei besonderen Anlässen auch einmal am Werktage ein Feierstündchen gönnte, und wenn aus diesem oder jenem Grunde dem Gesellen der Kopf nicht nach der Arbeit stand, ging er „müßig“. Der Meister mußte in solchen Fällen, wenn auch wider Willen, schon des lieben Friedens wegen ein Auge zudrücken. Wir sagen „wider Willen“; denn er wurde durch ein solches „Feiern“ empfindlich geschädigt, da ja der Wochenlohn derselbe blieb, ob der Knecht 6 oder 5, oder noch weniger Tage in der Woche arbeitete. Jede Verminderung der Arbeitszeit bedeutete für den Meister einen Verlust, für den Gesellen jedoch einen Gewinn, einen erstrebenswerten Fortschritt, eine höchst willkommene Verbesserung seiner Lage. Dieser Situation entsprang ein langwieriger sozialer Kampf. Und nur aus diesem fortgesetzten Ringen der Gesellen nach Besserung ihrer materiellen Lage läßt sich die Entstehung des sog. blauen Montags erklären.

Solange noch gleichsam patriarchalische Zustände im deutschen Handwerk herrschten und der Geselle wie ein Kind des Hauses angesehen, großgezogen (als Lehrjunge), verpflegt, ausgebildet und tunlichst bald mit einer Meisterstelle



versorgt wurde, hatte der natürliche und ganz selbstverständliche Gegensatz zwischen Meister und Geselle keine schlimmen Unzuträglichkeiten im Gefolge. Sobald aber die Konkurrenz, der häßliche Brotneid, sich einstellte und fühlbar machte, und die Meister immer schärfer das Zunftregiment betonten, mußte auch in den Knechten der Drang nach mehr Freiheit und Selbständigkeit erwachen; sie kamen überall in Bewegung und suchten sich gegen die unterdrückungslustigen, privilegierten Meister zu schützen. Im Laufe der Zeit erstrebten sie Versammlungsrecht, Vereinigungsrecht, Vertragsrecht, Wanderrecht, Gewerbegerichtsbarkeit, Strafrecht, Bewaffnungsrecht usw.[1]) Zwei Dinge aber lagen der aufstrebenden Gesellenschaft besonders am Herzen: möglichst vorteilhafte Arbeitsbedingungen (Lohnerhöhung) und eigene Gerichtsbarkeit. Einer direkten Lohnerhöhung standen die damaligen Zeit-, Zunft- und Finanzverhältnisse sehr im Wege, und deshalb warfen sich die Handwerksgesellen mit aller Macht auf die indirekte Lohnerhöhnng, die am einfachsten durch Abkürzung der Arbeitszeit erreicht werden konnte. Und hierin ist der Ursprung des blauen Montags zu suchen. Hier spielte noch ein für die damaligen Verhältnisse sehr wichtiges Moment herein. Bei dem stetigen Wachsen der Bevölkerungsziffer, bei der steigenden Produktion und Konsumtion erschien es höchst wünschenswert, daß eine Reihe von kirchlichen und damit auch bürgerlich-gesetzlichen Feiertagen abgeschafft, oder besser gesagt, deren präzeptive öffentliche Feier auf den kommenden Sonntag verlegt werde. Keine Geringeren als der große Theologe Gerson, der auf einem Provinzialkonzil zu Rheims (1408), und Nikolaus von Clémanges, der acht Jahre später in seiner Schrift „De novis festivitatibus non instituendis“ gegen jede weitere Einführung von Festen sich offen aussprachen, suchten in dieser

1) Näheres hierüber siehe in dem vortrefflichen Buche „Zur Geschichte der deutschen Gesellen-Verbände im Mittelalter“ von G. Schanz, Leipzig 1876.

Angelegenheit dem Volkswillen Geltung zu verschaffen. Den späteren diesbezüglichen Beschwerden der Protestanten kam der Legat Campeggio bereitwillig entgegen und normierte die Zahl der von nun an (1524) geltenden Feiertage. Außerdem fand eine Reduktion der Feste auf der Provinzialsynode zu Trier (1549) statt. Hier wurde auch, um die Vergnügungssucht am Festtagnachmittage zu unterbinden und andererseits auch das Erwerbsleben zu fördern, das System der sog. Halbtagsfeste adoptiert.[1]) Übrigens werden schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts außer den Sonntagen nur noch folgende gesetzliche Feiertage erwähnt: „Weihnachten, Ostern, Pfingsten, 12 Botentage und unser lieben Frauen Tage."[2]) An diesen Tagen durfte nicht gearbeitet werden. Nur in Notfällen, wenn es galt für den Herrn, oder wenn es galt noch rasch Brautkleider, Totenkleider oder Trauerkleider anzufertigen, war es den Schneidern gestattet, am Vorabende, wie am hl. Tage selbst, das Notwendige in stand zu setzen. Und der Geselle war nach Handwerksgebrauch auf Verlangen des Meisters in solchen Fällen zu dieser Überarbeit am Sonntage verpflichtet. Aber gerade diese beiden zuletzt angeführten Momente bedingten notwendig eine Verlängerung der Arbeitszeit und damit eine Schädigung der Gesellen. Zudem war diese Schädigung eine sich fortgesetzt steigernde, da die gesetzlichen Feiertage immer mehr reduziert wurden[3]) und auch eine ganz allgemeine, weil sie fast alle Arbeitnehmer traf. Da nämlich für gewöhnlich nur

---

1) Hospinianus, De festis Christ. fol. 18; Thomassin, Traité des festes I c. 11; Kellner, Heortologie S. 22. Vgl. Kirchenlexikon von Wetzer und Welte X, 678 ff.

2) Stahl, Das deutsche Handwerk. Gießen 1874, I S. 313. England war uns voraus. Erzbischof Simon von Canterbury setzte schon im Jahre 1332 die Feiertage fest, an denen nicht gearbeitet werden dürfe. Vgl. Hefele, Konziliengeschichte VI, 635.

3) Reduktionen fanden noch statt: 1642, 1727, 1754 usw., sodaß die Festtage von etwa 100 auf etwa 12 zusammenschmolzen. Vgl. Feßler, Archiv für Kirchenrecht V (1860), 194.

Wochenlohn[1]) verabreicht wurde und selbst den wenigen, die auf Stücklohn arbeiteten, die an den Feiertagen übliche bessere Lebenshaltung bei der Reduktion der Feiertage entging,[2]) so waren die Gesellen durchweg im Nachteil, die Meister dagegen im Vorteil und das auf Kosten ihrer Knechte. Zu einer Entschädigung der Gesellen jedoch durch eine Erhöhung des Wochenlohnes konnten sich die Meister umso weniger bewogen fühlen, da dies ihr eigener Schaden gewesen wäre oder eine empfindliche Verteuerung der gesamten Produktion hätte im Gefolge haben müssen. Wer wollte es da den Gesellen verargen, wenn sie mehr, als es den Meistern freilich lieb war, die Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage im Auge hatten und das bequemste Entschädigungsmittel aufgriffen, nämlich jede Gelegenheit benutzten, um sich freie Stunden zu machen. Und „dieses Streben nach Abkürzung der Wochenarbeit“, sagt Schanz, „war kein unberechtigtes, wenn man erwägt, daß die tägliche Arbeitszeit damals eine verhältnismäßig sehr lange gewesen zu sein scheint, daß das Bedürfnis des Badens — und dazu ward ja ausdrücklich der freie Tag verlangt — bis zum dreißigjährigen Kriege ein ganz allgemeines war, daß die Gesellen ihre genossenschaftlichen Zusammenkünfte an Feiertagen nicht halten durften, also einen Werktag hiefür gewinnen mußten.“[3])

1) Selbst den befähigten Bernsteindrehergesellen wurde Wochenlohn zugestanden. Wehrmann, Die älteren lübeckischen Zunftrollen, S. 350 f. Steinhausen, Archiv für Kulturgeschichte, Bd. I, H. II, S. 167.

2) Kampf der Gesellen gegen die Meister wegen schmaler Kost, siehe Stahl, a. a. O. I, 280 f. In der Trias wirtembergica (Handschr. verf um 1600) heißt es; Drei Dinge hassen die Dienstboten: Abgang der Feiertage, kleinen Lohn, schlecht Essen und Trinken. S. Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch., herausg. v. Müller u. Falke 1859, S. 792.

3) Schanz, a. a. O. S. 115. Vgl. Schönlank, Soziale Kämpfe vor 300 Jahren (1894) S. 134. Tyska, C. v., Handwerk und Handwerker in Bayern im 18. Jahrh., München 1907. S. 78.

Die Meister sahen dies auch wohl ein und gaben notgedrungen an vielen Orten in etwa nach. Aber leider nur zu oft auch wurde ihre Nachsicht mißbraucht. Aus den „freien Stunden" der Gesellen wurden oft Tage. Und so kam es, daß schon im 14. Jahrhundert von den Meistern ganz allgemein über allzu häufigen Gesellenmüßiggang bitter geklagt wurde. Die Knechte gingen nämlich in ihrem Streben, die Wochenarbeit zu verkürzen, wie es scheint, in regelloser Willkür vor und sicherlich in ihren Exzessen und Kompensationsgelüsten hie und da entschieden zu weit. Es kam dies aber wiederum besonders daher, daß sich der Gesellen allmählich ein immer stärkerer Unwille bemächtigte, weil die Meister dauernd einen unverhältnismäßig großen Anteil an dem Arbeitsertrag der Knechte für sich in Anspruch nahmen und dadurch zusehends wohlhabender, während die Aussichten der Gesellen auf Erlangung einer Meisterstelle bei der zunehmenden Übersetztheit des Handwerks immer schlechter und trauriger wurden.

Vom Standpunkte der Zunft und des traditionellen Rechtes allerdings mußten sich die Zunftordnungen gegen solche „Willkür", „Eigenwilligkeit" und „Unfug" der widerspenstigen Knechte aussprechen. So heißt es schon in der Ordnung der Pergamenter zu Lübeck (1330): „Welch Geselle müßig geht über den Tag, bezahlt jeden Tag, aber des Abends, Nachmittags, wenn die Vesper geschlagen, können sie spazieren, wohin ihnen beliebt ohne Exzesse."[1]) Ganz

1) Wehrmann, a. a. O. S. 363. Stahl, a. a. O. I, 316. Die hier wörtlich wiedergegebene Übersetzung bei Stahl a. a. O ist sicher ungenau. Der Urtext: sed in secundis feriis, quando vespere pulsantur, possunt ire spatiatum . . . kann nur heißen: „aber an den Montagen, wenn die Vesper geschlagen, können sie spazieren gehen . . ." — Die Exzesse der Knechte wurden gerügt und bebestraft. Vergl. Ennen, Geschichte der Stadt Köln (1865) II, 606—612. Strafbestimmungen (mehrere Pfge.) setzt bereits ein Zunftbrief der Wollweber vom 7. Dez. 1299 fest. Vgl. Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein. Köln 1857. V, 96.

detaillierte Straffätze gegen den Müßiggang der Handwerksgesellen enthält die Schneiderordnung zu Frankfurt a. M. (1377): Es „soll jedem Knecht“, so heißt es darin, „der einen Tag oder mehr müßig geht, der Meister für jeden Tag 1 β Heller am Lohne abziehen, und soll das der Meister dem Knecht beim Dingen schon sagen“. Und wenn der Meister diesem Gebote nicht nachkam, mußte er selbst 5 β Strafe zahlen.[1]) Daß aber den Meistern gegenüber eine solche Strafandrohung überhaupt notwendig geworden war, weist darauf hin, daß mancher sich dieser genannten unangenehmen Pflicht zu entziehen suchte. Kein Wunder! Man vergegenwärtige sich nur einmal, zu welch peinlichen Situationen solche Bestimmungen führen mußten. Der Meister war seinerseits bei Strafe gehalten, die Vorschriften der „Ordnung“ genau und gewissenhaft zu erfüllen; der Geselle dagegen betrachtete von seinem Standpunkte aus solche Strafbestimmungen als eine ungerechte Einschränkung seiner Freiheit; ja er drohte sogar aus der Arbeit zu gehen, falls ihm ein diesbezüglicher Lohnabzug gemacht werde.[2]) Man sieht hieraus, wie die Gegensätze in dieser Frage sich immer mehr verschärften und die Kluft zwischen Meister und Gesellen immer größer werden mußte.

Wie sich indes die Meister gegen das Kündigen und Entlaufen der Knechte während des Jahres sicher zu stellen suchten, geht deutlich aus der Schusterordnung von Straßburg (18. Mai 1387) hervor: „soll jeder Meister seinem Knechte sagen, so er ihn dingt, gehe er ihm wider Willen müßig einen Tag, so viel Tage er müßig geht, so viel

1) Ebenso Lohnabzug bei Versäumnis eines Werktages nach der Rolle der Glotzenmacher (10. November 1474) bei Wehrmann, a. a. O. S. 295; ferner Rolle der Maler v. J. 1425, der Glotzenmacher v. 1436, der Komthor- und Panettenmacher v. 1474. Noch im J. 1478 statutierten die Zimmerleute von Straßburg: Wer aus Mutwillen müßig geht, soll bar Geld geben!

2) Böhmer, Cod. dipl. Moenofrancof. p. 627. Stahl, a. a. O. S. 316.

Schilling Abzug. Der Meister darf ihm diese aufsparen und verschweigen, bis der Knecht von ihm will, so mag er sie ihm drein rechnen und abziehen. Zieht der Meister nicht ab, bessert er für den Knecht dem Gericht jeden Tag 1 *β*, so viele Tage, so viele *β*."[1])

Auch die Straßburger Kürschnerordnung aus dem 15. Jahrhundert gestattet den Meistern den Lohnabzug zu verheimlichen und aufzusparen bis zur Jahresabrechnung an Weihnachten und setzte auf die Unterlassung 10 *β* Strafe.[2]) Noch nicht genug! Den Müßiggängern sollte buchstäblich „der Brotkorb höher gehängt werden", wie wir aus dem ersten Artikel des bereits erwähnten Statuts der Schuhmachergesellen zu Straßburg (1387) ersehen: „Zum ersten, daz man keime knehte kein brot sol geben noch ym nüt sol essen schicken für daz hus; welre meister dirre dinge heines verbreche, der bessert 5 schill.[3]) dem antwercke und sol es des antwerckes meister und daz gerihte rügen und hörsage." Auch noch auf andere Weise suchte man den Gesellen bei seinem Meister zu halten. Der Meister soll nämlich, so bestimmt Art. 5 des genannten Statuts, seinem Knechte 5 *β* ₰ seines gedingten Lohnes gleichsam als Kaution zurückbehalten bis zum Ablauf der vorschriftsmäßigen Zeit, und wenn der Geselle vor der Zeit seinen Meister verlasse, dann soll dieses Geld ohne weiteres dem Meister gehören. Und kein Meister und kein Gerichtsspruch soll das Gegenteil verfügen können. — Ein jeder Knecht, der also entlaufet, bessert dem Handwerke 5 *β* ₰ und soll sich mit seinem Meister einigen; all-

---

1) Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 17, 60. Stahl, a. a. O. S. 316. Wehrmann, a. a. O. S. 327 (Rolle der Lübecker Maler und Glaser um 1400 enthält fast dieselben Bestimmungen).

2) Mone, a. a. O. 17, 54; Stahl a. a. O. S. 317. Auch diese Ordnung gestattet den Meistern 5 Schill. des Lohnes als Kaution zurückzubehalten.

3) Der damal. Schill. Pfg. von Straßburg war beinahe 28 Kr. = etwa 90 ₰. — 1 Pfd. = 20 sh = 240 den. — 1 sh = *β* = Schilling = 12 Denare.

dieweil er das nicht tut, soll er in dem „Burgbanne“ keinem Meister dienen und keinen Schuh mehr machen (Art. 6). Kein Meister darf einen solchen Knecht bei einer Strafe von 5 β ₰ in Arbeit nehmen (Art. 7); ja der Meister, dem der Geselle entlaufen, muß ihm bei Strafe von 5 β ₰ einen Verweis erteilen und einem Handwerksmeister und dem Gerichte anzeigen (Art. 9).

Den Eindruck dieser Bestimmungen (Verweis, gerichtliche Anzeige, Arbeitsentziehung) suchte man noch zu erhöhen durch ausdrücklichen Hinweis auf den Eid, den die Meister dem Handwerk und seinen Statuten geschworen (Art. 10—12).[1]) Auch eine Vereidigung der Knechte wurde nicht zum wenigsten zu dem genannten Zwecke durchgeführt, wie wir es insbesondere von den Schmiedezünften des Elsaß wissen. Bereits um 1400 vereinigten sich zahlreiche elsässische Zünfte des Schmiedehandwerks, um gegen das „Feiern“ der Gesellen gemeinsame Bestimmungen über Lohnabzüge, Knechtevereidigung usw. zu treffen.[2]) Ähnliches berichten uns die Chroniken der Städe am Oberrhein von zahlreichen Zünften.[3]) So mußte man schließlich zu förmlichen Ringbildungen (Zunftbündnissen) greifen, um dem bewußten Treiben der Handwerksgesellen zu wehren,[4]) das jedoch objektiv betrachtet, nichts anderes als eine berechtigte Interessenpolitik der Gesellen war. In Österreich herrschten unter den Gesellen die nämlichen Gepflogenheiten; so lesen wir beispielsweise in der Ordnung der Schneider zu Wien (1422): Es sollen „die Knechte keinen besonderen Feiertag nicht vornehmen, anders als man hier in der Stadt von der Kirchensatzung gemeiniglich hat, und alle Werkeltage ihren Meistern in der Werk-

1) Mone a. a. O. 17, 60 u. 61.

2) Mone, a. a. O. N. F. 6, 136.

3) Hegel, Chroniken der oberrheinischen Städte, Straßburg II, 1029; Steinhausen, Archiv für Kulturgeschichte, Berlin 1903, Bd. I., H. II., S. 165 ff.

4) Vgl. Wehrmann, a. a. O. S. 176 (Rolle der Böttcher a. 1321).

stätte dienen".[1]) Doch dies nur nebenbei. Die Meister suchten nun in ihrem Kampfe gegen die Gesellen auch Bundesgenossen bei der Stadtobrigkeit. Hierbei wurden sie an vielen Orten unterstützt, weil sie allmählich Sitz und Stimme im Stadtrat erobert hatten und weil die „Knechte" bei ihrem Feiern sich vor ruhestörenden Exzessen, Spiel, Trunk nicht freihielten.[2]) Gegen Ende des 14. Jahrhunderts traten nämlich schon die berüchtigten Ausartungen des späteren „blauen Montags" in die Erscheinung, ehe überhaupt der freie Montag von den Gesellen vollständig erkämpft war. Nach der Rolle der Garbräter (1376) wurden übernächtliches und unerlaubtes Ausbleiben (utslapen), ebenso Würfelspiel und Kegeln streng geahndet.[3]) Die Gesellen der Gerber, Bernsteindreher und Riemer wurden für das ‚utslapen' mit 10 Schill. bestraft. „Dem Schneidergesellen de uteslept, ofte spelen geit, durfte sein Meister 6 Pfg. von seinem Lohne abziehen. Außerdem war derselbe verpflichtet, den Gesellen vor die Wette zu bringen."[4]) Wenn ein Handwerksknecht am Montag oder an anderen Werkeltagen ohne redliche Ursache feierte, dann mußte der Meister ihn laut der städtischen Verordnung von Krakau (1390) bei Gehorsam und Treue, die er der Stadt schuldig ist, den Herrn Ratsmännern anzeigen oder selbst Strafe zahlen.[5]) Trotz dieser scharfen Gegenmaßregeln tobte der Kampf weiter.

Die Gesellen wagten schließlich das Äußerste. Im Jahre 1351 erfolgte beispielsweise eine ausgedehnte Arbeitseinstellung der Weber zu Speier. Die Meister waren anfangs ratlos. Endlich im Jahre 1362 vereidigte man die „Knechte",

---

1) Hormayr, Geschichte von Wien V, 21; Stahl, a. a. O. I, 317.
2) Überdies kamen diese Händel dem Stadtrate nicht ungelegen, da er die Hoheit über die Zünfte zu erlangen suchte und auch um 1400 tatsächlich in vielen Städten errang.
3) Wehrmann, a. a. O. S. 205.
4) Wehrmann, a. a. O. S. 423. Rolle der Neuschneider a. 1370.
5) Bucher B., Die alten Zunft- und Verkehrs-Ordnungen der Stadt Krakau. Wien 1889.

um ein ähnliches korporatives Auftreten der Handwerksgesellen zu verhüten.[1]) Die Zunftbündnisse der Meister in großem Stil, die „Gesamtgewerbsvereine für eine bestimmte Gegend"[2]) zum Schutze der Meister sind wohl eine Folge solcher Streiks. Letztere gewannen mit der Zeit immer mehr an Ausdehnung und Bedeutung. So endete schon die erste Phase des Kampfes mit einer merklichen Niederlage der Meisterschaft. Alle nur erdenklichen Mittel hatte man angewandt, um die stürmischen Gesellen im Zaume zu halten: Lohnabzüge, Arbeitsentziehung, teilweise Kostentziehung, Strafgelder, Verfall des Lehrgeldes, Kaution, Rüge, Anzeige beim Amt, beim Rat und beim Gerichte, Ausstoßung aus dem Amte,[3]) Bestrafung lässiger, nachgiebiger Meister, Zitieren vor die Wette, Vereidigung der Gesellen, genaues Festsetzen von Kündigungsfristen,[4]) gemeinsames Vorgehen mit der Kommunalverwaltung, Bestrafung durch die Stadtobrigkeit, Verruferklärung, Assoziationen der Meister und der Ämter.[5]) Die Gesellen antworteten mit Müßiggehen, Entlaufen, Kontraktbruch nnd zuletzt mit Arbeitseinstellung bei korporativem Zusammenschluß. Und gerade durch diesen Zusammenschluß (Gesellenverbände" und zwar als „Zwangskörperschaften") — ähnlich unseren heutigen gewerkschaftlichen Organisationen — waren die Gesellen den Meistern überlegen. Sie konnten jetzt mit mehr Nachdruck, Überlegung, Bestimmtheit und Geschlossenheit ihre Forderungen vorbringen; sie konnten mit den Meister-Ämtern verhandeln und dadurch den seither regellosen Kampf in gesetzmäßige Bahnen lenken. Und das merkt man auch von jetzt ab der ganzen Gesellenbewegung

1) Stahl, a. a. O. S. 339 f. Vgl. Schanz, a. a. O. S. 151 über den Streik der Breslauer Gürtlergesellen a. 1329.

2) Vgl. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes I, 334 f.

3) Wehrmann, a. a. O. S. 176 u. 205.

4) Rolle der Tischler (1486) bei Wehrmann, a. a. O. S. 118.

5) Solche Handwerks-Kreisverbände bildeten z. B. die oberrheinischen, niederrheinischen, schwäbischen, sächsischen, wendischen, schlesischen Städte usw. Näheres s. Schanz, a. a. O. S. 28—30.

an; im Kampf um die „freien Tage“ erreichen die Gesellen in den nächsten 50 Jahren mehr als früher in der doppelten Zeit. Die Meister behalten von den alten Kampfmitteln besonders Lohnabzug, Vereidigung der Knechte und städtische Polizeistrafen bei. Zum Beweise hiefür mögen noch einige Urkunden dienen.

Die Torgauer oder Rochlitzer Steinmetzordnung (1462) nennt die guten oder freien Tage, welche die Gesellen sich zu machen beliebten, euphemistisch „heilige Tage“, die mit Lohnabzug geahndet werden sollen: „Welcher Geselle selber heilige Tage macht in der Woche, wenn er arbeiten soll, dem sthat er nicht heilig und man soll ihm nicht lohnen. Welcher Geselle außen ist, wenn er arbeiten soll, des man das Morgenbrot gegessen hat, dem soll man für Mittag nicht lohnen; bleibt er außen den Tag und kommt auf das Abendbrot, dem soll man den ganzen Tag nicht lohnen.“[1]) Diese Urkunde ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Wenn hier die „hl. Tage“ verboten werden, welche der Geselle sich selber macht, so läßt das darauf schließen, daß die Handwerksmeister zur damaligen Zeit bereits solche Tage geduldet und zugestanden haben. Sie zeigt ferner, daß man sich bemühte, einen rationellen, größeren oder kleineren Lohnabzug festzusetzen, den man genau nach dem Maße der versäumten Zeit berechnete. Wer einen halben Tag versäumte, bekam einen halben; wer einen ganzen versäumte, einen ganzen abgezogen. Selten ging man über diese Bestimmungen hinaus, wie etwa in der Malerordnung zu Krakau (1490): „Kein Gesell soll Feiertag machen oder aufstehen von der Arbeit ohne des Meisters Erlaubnis, um zum Biere zu gehen oder zu leichtsinnigem Herumtreiben. Keiner soll nicht zur rechten Zeit zur Arbeit kommen oder vor der bestimmten Zeit davon gehen. Wer in einem dieser Stücke schuldig befunden wird, soll seines Wochenlohnes

1) Janner, Die Bauhütten des Mittelalters, S. 307.



entbehren. Denn durch dergleichen Eigenwilligkeiten müssen die Meister verderben.[1])

Noch etwas schärfer spricht sich die Krakauer Töpferordnung aus: „Der Geselle, welcher am ersten Tage nach einem Feste ohne gerechten Grund ausbleibt, weil er in der Schenke oder beim Biere liegt, soll während der ganzen Woche nicht zur Arbeit zugelassen werden; kein Meister soll ihn aufnehmen, wie dies auch bei anderen Innungen Sitte ist.[2])

Um 1472 reichten die Schneidermeister bei dem Rate zu Straßburg eine neue Ordnung ein, in der sie verlangten, daß jeder Knecht, welcher einen Tag müßig geht, „dem Meister 10 ₰ bessern muß, also dick er das bricht". Daraufhin protestierten die Gesellen in ihrer Kritik gegen die von den Meistern vorgeschlagene zu hohe Strafe; sie machten bei dem dortigen Rate geltend, daß die Meister die Strafen für einen müßigen Tag so hoch angesetzt hätten, „daß eine dreimalige Strafe den ganzen Lohn absorbiere,[3]) während sie doch von jeher einen Tag für das Bad und ihre Trinkstuben frei gehabt hätten und auch zur Zeit der Feiertage mehr arbeiteten, als sie verpflichtet wären". [4])

Aus den angeführten Zunftordnungen geht hervor, daß zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Handwerksmeister ihren Gesellen bestimmte freie Tage erlaubten, aber umso strenger jede Überschreitung der Erlaubnis, jede „Eigenwilligkeit" der Knechte rügten und straften.

Die „freie Zeit" trat zuerst gelegentlich ein, wo es passend oder notwendig war, sei es zur „Notdurft" des Gesellen, sei es gebotenen Feiertags wegen. Im letzteren Falle rechnete man natürlich einen in die Woche einfallenden Feiertag als eine solche Gratifikation an, so zwar, daß bei

1) Bucher, a. a. O.

2) Bucher, a. a. O. Vgl. auch Stimmen aus Maria Laach 1889. Bd. 37, S. 263 f.

3) Vgl. W.[assermann], Der blaue Montag und die protestantische Wissenschaft. Mainzer Journal Nr. 95 v. 23. April 1896.

4) Schanz, a. a. O. S. 37 f.

Einfall eines Festes in die Woche der Meister davon entbunden war, noch eine andere bestimmte freie Zeit in der betreffenden Woche seinen Knechten zu gewähren. Unter diesen Verhältnissen kam sogar der stehende Terminus „ganze Woche“, „volle Woche“, auf, der in vielen Verordnungen dieser Zeit wiederkehrt. So wurde im Jahre 1457 auf dem Schneidertag der 20 oberrheinischen Städte beschlossen: „Wenn eine ganze Woche ist, mag ein Knecht wohl zu 14 Tagen einen Tag zu seiner Notdurft ungefährlich müßig gehen, doch so, daß kein Feiertag in der Woche sei, und was der Knecht darüber müßig ginge, soll der Meister 1 β dafür abschlagen.“ [1]) Ganz ähnliche Bestimmungen sind in vielen Handwerkerordnungen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts enthalten. Ein guter Tag bloß alle 14 Tage nach zwei ganzen Wochen und dessen Wegfall, sobald ein Feiertag in die Woche hineinfiel, war natürlich den Gesellen nicht genug. Auch war diese Regel für die Praxis viel zu kompliziert, zumal da die vielen Ausnahmen dieselbe beinahe illusorisch machten. Die Gesellen wünschten eine glatte Rechnung; sie wollten jede Woche ohne Ausnahme einen freien Tag, sie wollten eine Woche mit fünf Arbeitstagen und zwei Ruhetagen. Und das hatten sie um 1500 etwa glücklich erreicht. Der „freie“, „gute“, „heilige“ Tag war erkämpft; die Fünftag-Arbeitswoche war nach zweihundertjährigem Kampfe errungen. So sah der spätere „blaue Montag“ bei seiner Geburt und in seinem Kindesalter aus. Er ist die Frucht eines langen, sozialen Kampfes zwischen Meister und Gesellen.

(Schluß folgt.)

---

1) Mone, a. a. O. 13, 163; Stahl a. a. O. I, 317.



XXX.

Heinrich von Kleist als Freiheitsdichter.

Von Dr. Joh. Hönig.

Derjenige deutsche Dichter, der nach dem Urteile der Nachwelt am würdigsten gewesen wäre, mit einem vaterländischen Drama den Erfolg der Freiheitskriege zu krönen, war Heinrich von Kleist. Goethe, an den dieser Ruf erging, hatte sich mit der politischen Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande längst abgefunden. Er hatte gelernt, sich über die Ereignisse zu stellen, und war jetzt zu alt, um sich in den Strom der politischen Begebenheiten mittenhineinzustürzen. Deshalb vermochte sein sprachschönes, allegorienreiches Friedensfestspiel „Des Epimenides Erwachen" nicht, der tatenfrohen Begeisterung der Sieger von 1813 allverständlichen Ausdruck zu leihen. Heinrich von Kleist aber, dessen letzte Bitte um Vorschuß von 20 Louisdor zur offiziersmäßigen Ausrüstung der Staatskanzler Hardenberg am 22. November 1811, einen Tag nach dem Tode des Dichters, zu den Akten geschrieben hatte, war in den großen Kriegsereignissen von 1813 und 1814 wohl selbst von seinen wenigen Freunden vergessen. Seine beiden vaterländischen Dramen, die jetzt zum wichtigen Bestande des deutschen Theaters geworden sind, „Die Hermannsschlacht" und „Der Prinz vom Homburg" hatten bis zu dieser Zeit weder gedruckt noch aufgeführt werden können. Erst nachdem Ludwig Tieck sie im Jahre 1821, zehn Jahre nach Kleists Tode, veröffentlichte, begann langsam unter den Deutschen die Meinung aufzusteigen, daß mit dem Dichter des „Zerbrochenen Krugs", des „Käthchens" und des „Kohlhaas" zugleich der größte patriotische Dramatiker Preußens allzufrüh hingegangen sei.

Der Gedanke lag daher nahe, daß man zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege die Ehrenschuld an den Dichter der



Hermannsschlacht abtragen könne, und die Aufführungen dieses Dramas vonseiten der Breslauer Studenten im Breslauer Stadttheater und anderwärts haben bewiesen, wie wirksam dieses Stück, von dem Kleist selbst sagt, daß es „mehr als irgend ein anderes für den Augenblick berechnet war“,[1]) auch heute noch sein kann. Eine glückliche Wahl war es daher, daß am 18. Oktober, der gleichzeitig Kleists Geburtstag ist, zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig „Die Hermannsschlacht“ als Festspiel gegeben wurde.

Der Gedanke an die Freiheitsdichter erweckt in uns zunächst die Gestalten jener Sänger, die am Kampfe selbst teilnehmen konnten oder doch wenigstens die große Zeit des Völkerfrühlings im Kampfe der Lieder miterleben durften, Körner, Schenkendorf, Arndt und Rückert. In zweiter Reihe denken wir an die deutschen Romantiker Eichendorff, Fouqué, Arnim, Brentano und Görres, die mit Liedern und Geschichten, wenn es sein mußte auch mit scharfer Satire, in die Freiheitsbewegung eingriffen. Erst zuletzt erinnern wir uns der beiden Großen, die allzufrüh dem deutschen Volke entrissen wurden, Schillers und Kleists. Keiner von ihnen allen hat so tragisch sein Leben beschlossen wie Kleist, und gerade der Umstand, daß der Dichter, der sein Bestes dem Vaterlande weihte, nicht zuletzt an vaterländischer Enttäuschung zu Grunde ging, umgibt sein Ende mit dem Schimmer der Heldenkrone.

Heute zweifelt kaum jemand ernstlich daran, daß Kleist unsern größten Dramatikern und Erzählern beizurechnen sei. Wie er sich seinen eigenen Dramen- und Novellenstil schuf, so steht er auch als Freiheitsdichter auf einsamer Höhe.

Kleist, der einer alten preußischen Soldatenfamilie entstammte, hat den Offizier, der er einst war, nie verleugnen können. Als junger Fähnrich hatte er auch an dem preußi-

1) H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Minde-Pouet und Steig herausg. von Erich Schmidt. 5 Bde. — V. Bd. S. 382. Brief an Collin.

schen Feldzuge des ersten Koalitionskrieges gegen Frankreich teilgenommen. Doch fühlte er, da er „in Potsdam mehr Student als Soldat“ (1. Bd. V S. 32) war, in der Zeit eines faulen Friedens, eine gewisse Abneigung gegen den Soldatenstand, und er nahm im Jahre 1799 als Leutnant seinen Abschied. Der Dichter regte sich in ihm, ohne daß er sich seiner dichterischen Anlagen bewußt geworden wäre, und es begann seine auf ständiger Ungewißheit der Lebensführung beruhende Leidenszeit. Kaum einer hat wie er die Qualen des Dichterberufes empfunden. Diese Unstätigkeit machte sich in der ersten Zeit auch in seiner vaterländischen Gesinnung geltend. Wohl hat er sich nie als Franzosenfreund gefühlt, aber jene Gleichgültigkeit gegen die politischen Verhältnisse des Vaterlandes, die zur Zeit der französischen Revolution den Besten nicht fremd war, besaß auch er. Frankreich lockte ihn als das Land der Bildung, und erst, als er bei seinem Pariser Aufenthalt im Sommer 1801 manche Enttäuschungen erlebt hatte, war der Grund zu seiner Feindschaft gelegt, die zuerst weniger dem französischen Volke als dem „Allerweltskonsul“ Napoleon galt. Diese Abneigung äußerte sich bereits sehr lebhaft, als Kleist während seines Aufenthaltes in der Schweiz mit der Absicht umging, sich dort eine kleine Bauernwirtschaft zu kaufen. Denn bei der Unsicherheit der politischen Lage der Schweiz hätte er Gefahr laufen können, mitten im Lande der Freiheit durch den Allerweltskonsul zum französischen Bürger umgewandelt zu werden, und vor diesem Gedanken „ekelte“ ihn (vgl. Briefe S. 282 f., Bd. V).

Noch zweimal in seinem Leben war Kleist nahe daran, in Verhältnisse zu geraten, die ihn wohl für den Augenblick über Sorgen hinwegführen konnten, ihm zeitlebens aber sein deutsches Gewissen beschwert hätten. In jener unglücklichen Zeit, da er, an sich und seinem Künstlerberufe irre, in Paris seinen Robert Guiskard ins Feuer geworfen hatte, trieb ihn sein Verhängnis, französische Kriegsdienste gegen England nehmen zu wollen. Dazu wäre es wohl auch gekommen,

wenn Napoleon im Herbst 1803 seinen Plan, ein Heer nach England einzuschiffen, wirklich ausgeführt hätte. Mit einer ihm eigenen rücksichtslosen Ehrlichkeit erklärte Kleist später gegen den preußischen Generaladjutanten von Köckeritz, mit dem er wegen Wiedereinstellung in königlichen Diensten verhandelte, „jene Einschiffungsgeschichte hätte gar keine politischen Motive gehabt, sie gehöre vor das Forum des Arztes weit eher als des Kabinets“ (V. [Briefe] S. 303). Politisch denkwürdiger ist die Stelle eines Briefes Kleists an seine Schwester Ulrike, die vor der Drucklegung von einem Verwandten sorgfältig durchstrichen worden war und erst mit chemischer Hilfe wiederhergestellt werden konnte. Hier berichtet Kleist nämlich am 25. Oktober 1807, also nach dem unglücklichen Kriege Preußens, als er mit Adam Müller die Gründung einer eigenen Buchhandlung plante, er hoffe den „Kodex Napoleon“ in Verlag zu bekommen. Auch habe er Aussicht, daß seine Buchhandlung von der französischen Regierung erwählt werden würde, „ihre Publikationen in Deutschland zu verbreiten“ (V. S. 354). Wenn er auch die Schwester zu beruhigen sucht, sie solle keine „politischen Folgerungen aus diesem Schritte ziehen“, so waren diese Aussichten, die bereits zu Unterhandlungen mit dem französischen Gesandten in Dresden geführt hatten, doch sehr bedenklich. Sicher ist, daß es zu einer wirksamen Annäherung an die französische Regierung nicht kam, und gerade aus dieser Dresdener Zeit erhob sich ja Kleist zur höchsten vaterländischen Begeisterung.

In Dresden dichtete er im Jahre 1808 die „Hermannsschlacht“. Hatte er bisher nur theoretisch über seine Staatsbürgerpflichten nachgedacht, so begann er jetzt von der Theorie zur Praxis überzugehen. Wohl hatte er schon im Dezember 1805, als französische Truppen die Neutralität preußischer Gebiete verletzten, an seinen Freund Rühle von Lilienstern einen zornvollen Brief geschrieben: Es sei schmählich, daß der König nicht losschlage, aber weder das Elend von 1806, das ihm allerdings bitter zu Herzen ging, noch





Bei allen Mißerfolgen blieb der Dichter dem königlichen Hause, trotz gelegentlicher Äußerungen des Unwillens, treu ergeben. Hatte er auch einmal, als ihn der König unfreundlich behandelt hatte, geäußert: „Wenn er meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger. Denn mir mögte es nicht schwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, sich andere Unterthanen aufzusuchen" (V. S. 168. 25. Nov. 1800), so erkennt man aus dieser Äußerung doch seine ganze Liebe. Ein Charakterzug Kleists war es überhaupt, daß er gern von einem Extrem ins andere verfiel und zu einer Zeit, da die freie Mannesrede manchem gefährlich werden konnte, nicht einmal in seinen schriftlichen Äußerungen zurückhaltend war. Wie mag er in mündlicher Aussprache sich zu manchem Zorneswort haben hinreißen lassen, das leicht höheren Orts hinterbracht werden konnte, während die, die ihn kannten und liebten, doch wußten, welche Zartheit und Dankbarkeit er andererseits besaß.

Das zeigt sich in seinem Verhältnis zur Königin Luise. Während des Unglücks von 1806 entwirft er in einem Briefe eine feinsinnige Charakteristik der Königin, an die er „nicht ohne Rührung" denken könne. Sie mache in dem unglücklichen Kriege einen reichen Gewinn. Denn während sie noch vor kurzem auf nichts geachtet habe, als wie sie beim Tanzen und Reiten gefalle, so versammle sie jetzt alle großen Männer um sich, die der König vernachlässige und von denen allein noch Rettung kommen könne. Denn „sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält" (V. S. 331). Die Königin ihrerseits, der Kleist zu ihrem letzten Geburtstage vor versammeltem Hofe eines von seinen an sie gerichteten Gedichten, das Sonett, wohl das schönste aller Luisengedichte, vorlesen durfte, wodurch sie zu Tränen gerührt wurde, zählte auch Kleist zu jenen, denen sie ihre Aufmunterung nicht entziehen durfte. Neue Funde des Kleistforschers Minde-Pouet haben allerdings ergeben, daß die Pension, die Kleist von der Königin zu empfangen

glaubte, aus den Mitteln seiner Cousine Marie von Kleist gewährt wurde. Nur durch diesen frommen Betrug glaubte sie den Dichter zur Annahme des Geldes bewegen zu können.

Der beste Teil von Kleists Lyrik, die ohnehin sehr spärlich ist, liegt in seinen vaterländischen Gedichten. Einen Teil dieser Lieder überließ er, ähnlich wie er die Hermannsschlacht dem deutschen Volke schenkte, „jedem, der sie drucken will, und wünscht weiter nichts, als daß sie einzeln erscheinen und schnell verbreitet werden“ (4. Bd. Anmerkungen S. 386). Dennoch wurde von Kleists patriotischen Gedichten nur eines vor seinem Tode gedruckt. Es war die Ode auf den Wiedereinzug des Königs in Berlin, der zuerst das Imprimatur verweigert wurde, so daß sie erst über ein Jahr später, am 5. Oktober 1810, in den „Abendblättern“ erscheinen durfte. Das Gedicht „Germania an ihre Kinder“ mit den bekannten auf Napoleon gemünzten Versen: „Schlagt ihn tot. Das Weltgericht Fragt euch nach den Gründen nicht“, erschien vermutlich 1813 als fliegendes Blatt. Kleists Kriegsgedichte sind von der grimmigsten Kampfeswut erfüllt, wie das „Kriegslied der Deutschen“.

Außer den genannten stammen aus dem Jahre 1809 noch die Huldigungsgedichte an Kaiser Franz I., zwei Gedichte auf den Erzherzog Karl, an Palafox, den spanischen Helden, der Saragossa gegen die Franzosen hielt, und jene machtvollen Stanzen „Das letzte Lied“ mit dem verzweifelnden Ausgang:

„Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich weiter pflanzen sieht, von Tor zu Tor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier tränend aus den Händen.“

Aber verzweifelnde Entsagung war sonst nicht Kleists Wesenszug, doch verkannte er nicht die läuternde Macht des



Leidens und des menschlichen Falles, dem er ja selbst bei seinen häufigen geistigen Schwächezuständen, die ihrerseits wieder eine Folge seiner geistigen Überanstrengung waren, so oft unterlag. In seinem ersten Drama, der „Familie Schroffenstein", läßt er den Grafen Sylvester die bezeichnenden Worte sprechen:

„Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch,
Und welchen Gott schlägt, denk' ich, der darf sinken,
Auch seufzen. Denn der Gleichmut ist die Tugend
Nur der Athleten. Wir, wir Menschen fallen
Ja nicht für Geld, auch nicht zur Schau. Doch sollen
Wir stets des Anschaun's würdig aufstehen."

Diese Auffassung ist wohl mit ein Grund dafür, daß sich Kleist bei allem bitteren Ernst, der in seinen Dramen obwaltet, außer der „Penthesilea" eine eigentliche Tragödie nicht gestaltete. Läßt er doch selbst die „Familie Schroffenstein" mit einer Versöhnung schließen.

Das würdige Erheben aus dem Falle war auch sein vaterländisches Sinnen und Trachten, ist auch der Angelpunkt unseres bedeutendsten preußisch-vaterländischen Schauspiels, des „Prinzen von Homburg". Mißversteht man das Ringen, in dem der Prinz in Todesfurcht um sein Leben bangte, dann muß man das ganze Drama mißverstehen. Nur um ein hohes Gut will Kleist seinen Helden das Leben hinwerfen lassen, und erst, als der Prinz dieses Gut in dem sittlichen Wert der Disziplin und dadurch mittelbar in der bedingungslosen Hingabe an Fürst und Vaterland erkannt hat, erst dann steht er in vollendeter Heldengröße da.

So ist das letzte Drama, das Kleist niederschrieb, gewissermaßen eine Verherrlichung der Grundbedingungen, unter denen sich Preußen erneuern konnte, der militärischen Disziplin, die aber nicht als toter Buchstabe befolgt, sondern als der Zweck eines hohen Zieles begriffen werden sollte. Das war es auch, was Wilhelm Grimm besonders hervorhob, als er 1821 über das Stück an Arnim schrieb, er habe „nirgends schöner die Macht des Gesetzes und die An-



erkennung des Höheren, vor dem auch das Gesetz zerfällt, dargestellt gefunden."[1])

Das eigentliche Drama der Befreiungskriege aber ist die „Hermannsschlacht". Man muß sie als Tendenzstück bezeichnen, wenn man ihr gerecht werden will, denn nicht um die Bewältigung eines künstlerischen Vorwurfes in einem vaterländischen Stoffe handelt es sich dem Dichter hier, sondern um die Verwirklichung seiner politischen und vaterländischen Anschauungen, wobei ihm das Drama nur Mittel zum Zwecke ist. Hat man sich mit diesem Gedanken, der eben aus dem Verständnis der Zeit erfaßt werden muß, abgefunden und fühlt man sich von der Fülle geschichtlicher Unrichtigkeiten, die ja mit zum Wesen dieses Stückes gehören, nicht getroffen, dann steht die „Hermannsschlacht" in ihrer dramatischen Kraft als vaterländische Dichtung in unbesiegter Größe da. Die Art, wie Kleist das Treiben der Rheinbundfürsten, überhaupt die gesamte politische Lage vor 1813 gezeichnet hat, wie er schließlich auch den einzigen Ausweg wies, der aus den Ketten des Korsen herausführen konnte, zeugt von wahrhaft großer geschichtlicher und dichterischer Auffassung. Hierbei bleibt es gleichgiltig, ob der Dichter die Rolle des Hermann dem König von Preußen oder dem Kaiser von Österreich zugedacht habe. An den König von Preußen denkt unser patriotisches Gefühl, an den Kaiser scheinen Verhältnisse, unter denen das Drama entstand, zu gemahnen.

Als Kleist sein Stück am 1. Januar 1808, dem „Käthchen von Heilbronn" nachfolgend, an den österreichischen Dichter Collin sandte, damit es in Wien aufgeführt werden könne, lagen die Verhältnisse noch nicht zu ungünstig dazu. Aber die Schlacht von Wagram zerstörte alle Hoffnungen, und nicht einmal geschenkt mochten es die Bühnen. Sein Wunsch, den er etwa um die gleiche Zeit auch für seine patriotischen Lieder äußerte: „Ich wollte, ich hätte

1) Steig, Kleists Berliner Kämpfe, S. 451.

eine Stimme von Erz, und könnte sie vom Harz herab, den Deutschen absingen" (Briefe S. 385), mußte ohnmächtig verhallen. Dennoch durfte das nachträgliche Motto der Hermannsschlacht:

„Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter verwehrt,"

nicht in Erfüllung gehen, denn die Geschichte machte den Schluß seines letzten Dramas wahr:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

XXXI.

Anglikaner und das andere Leben.

Von Urban Zurburg.

Ein hervorragender Vertreter der hochkirchlichen Richtung, Erzdiakon Denison, hat vor Jahren das Wort geschrieben: „Es geht schwer, die Anglikaner zu bewegen, grundsätzlich zu einer Sache zu stehen; sie leben, so zu sagen, was die heiligsten Dinge betrifft, von der Hand zum Mund."[1]) Diese Grundsatzlosigkeit haftet aber dem anglikanischen Bekenntnis selbst an, verbindet es doch, wie der große Pitt einmal bemerkte, eine päpstliche Liturgie mit kalvinischen Artikeln. Damit erklärt sich auch, wie nach den Zeitverhältnissen bald das eine bald das andere in den Vordergrund tritt, um dem Bedürfnis des Augenblickes, dem religiösen Leben „von der Hand zum Mund" zu genügen.

Der Würgengel schlägt heute die Blüte Britanniens; in fremder Erde ruhen die Toten und in zahlreichen anglikanischen Kirchen wird im memorial service der Gruß der Lebenden ihnen nachgesandt. Das religiöse Bedürfnis des

1) The Letters of G. A. Denison by L. A. Z. Denison p. 137, London 1902 (Murray).



Augenblickes findet hiebei nur selten seine Befriedigung und wie schon in früheren Kriegen, so besonders heute, tritt wieder das große Problem vor die anglikanische Kirche: Wir und die Toten. In zahlreichen Zuschriften werden die Bischöfe bestürmt, dem gläubigen Herzen in dieser ernsten Zeit eine möglichst tröstliche Antwort auf diese Frage zu geben, — eine Auskunft über das andere Leben.

Der anglikanische Totenritus gibt zwar eine Antwort; man steht ihr aber vielfach skeptisch gegenüber. Sie lautet: „Die Seelen der Gläubigen, befreit von der Bürde des Fleisches, sind in Freude und Seligkeit." Den Nachklang einer früheren, wesentlich anderen Lösung findet der Anglikaner heute noch in seiner XIX. Homilie in der Bemerkung: „Träume doch Niemand von uns, daß den Seelen der Verstorbenen durch unser Gebet irgendwie geholfen werden kann; sondern, wie die Schrift lehrt, laßt uns festhalten, daß die Seele des Menschen, wenn sie den Leib verläßt, geradeswegs entweder in den Himmel oder in die Hölle geht, wo die eine das Gebet nicht mehr nötig hat, die andere ohne Erlösung ist. Träume deshalb keiner von uns weder vom Fegfeuer noch von Gebeten für die Seelen der Verstorbenen." Der XV. Kirchenartikel betont eigens noch „die gottselige und gesunde Lehre" der anglikanischen Homilien, während der XXII. die neue Meinung der Reformation — die Verwerfung des Fegfeuers — klar ausspricht. Der zögernde Schritt der englischen Reformation, diese Frage betreffend, läßt sich noch in den verschiedenen Revisionen des offiziellen Gebetbuches deutlich erkennen. Das Gebetbuch von 1549 besaß noch — im Sinne Heinrich VIII. von 1536 — das Gebet für die Abgestorbenen; die Revision von 1552 ließ es verschwinden.[1]) In der Periode der englischen Karoliner und zumal seit der Oxforder Bewegung hat sich die

1) Vgl. Edward VI and the Book of Commun Prayer by A. Gasquet (Kardinal) and E. Bishop p. 202, 211, 281, 289, London 1891 (Burn & Oato).

anglikanische Theologie wieder mehr der katholischen Auffassung zugekehrt. So begreift man es, daß eine Reihe von Zuschriften heute den anglikanischen Primas bestürmen, in dieser Frage vom anderen Leben und den Pflichten gegen die Toten den Willen der Kirche kundzutun. Tastend und abwägend erläßt heute der Erzbischof von Canterbury folgende Erklärung:

„Dieser Gegenstand bezüglich der Gebete, die bestimmt im Namen jener aufgeopfert werden, deren Leben auf Erden abgeschlossen, ist in so großes Dunkel eingehüllt, daß die Behandlung desselben die äußerste Sorgfalt und Zurückhaltung unsererseits verlangt . . . Es ist kaum notwendig zu bemerken, daß die Kirche Englands nirgends die Erklärung gab, es sei ungesetzlich oder irrtümlich, an die Schicklichkeit und Wirksamkeit solcher Bitten zu glauben. Aber als Folge übertriebener oder abergläubischer Lehre und schwerwiegenden Mißbrauches hat unsere Kirche ehrfurchtsvoll, doch unbeugsam von den Gebeten, die offiziell für öffentlichen oder allgemeinen Gebrauch vorgeschrieben werden, solche Ausdrücke ausgeschieden, welche ein bestimmtes Gebet für die Verstorbenen, zum Unterschied und getrennt von jenen, welche noch auf Erden sind, nahelegen. Es wurden z. B. die Worte in unserem heiligen Kommunionritus: ‚daß wir und deine Kirche Verzeihung unserer Sünden erlangen mögen', von hoher zeitgenössischer Autorität angesehen, als seien darin die Gläubigen jenseits des Grabes auch eingeschlossen; jedoch kann nicht gesagt werden, daß sie in ihrem Zusammenhang notwendig diesen Sinn haben. Ich möchte getreu an jener Unterscheidung festhalten, die nachdrücklich von Bischof Andrews und andern großen anglikanischen Theologen gemacht worden ist, einerseits zwischen jenen Glaubensansichten, die, auf bestimmtem Schriftbeweis beruhend, in die Lehre unserer Bekenntnisschriften übergenommen worden sind, und Meinungen und Ansichten andererseits, die einen solchen bestimmten Beweis nicht für sich haben. Wenn man sich an diese Unterscheidung erinnert, zweifle ich gar nicht daran, daß Gebete für Verstorbene den treuen Söhnen und Töchtern solang erlaubt sind, als sie

nicht einen Zustand bei den Abgeschiedenen annehmen, wie ihn unser Artikel XXII (Vom Fegfeuer) bestimmtestens verworfen hat."[1])

Man wundert sich, was solche Worte an Aufklärung, Beruhigung und Trost für geängstigte Gemüter bieten können! Die klare und bestimmte Lösung viel umstrittener, heikler Fragen wird sorgsam vermieden. Für die Öffentlichkeit darf man nicht mehr wagen, indessen verspricht der Primas gerne bereit zu sein, jedem Geistlichen der Diözese, der hierüber mehr Aufschluß sich erwünscht, weiteren Rat zu erteilen.

Trotz dieser oder gerade wegen dieser erzbischöflichen Erklärung darf man ruhig sagen, daß die Anglikaner in dieser Frage vom anderen Leben nicht mehr auf dem Boden der Reformation stehen, auch wenn man nur in der hochkirchlichen Richtung bezüglich der Existenz und der Art des Reinigungsortes katholische Ansichten vertritt. Die durch die Traktarianer angeregten kirchengeschichtlichen Studien haben den Glauben der Urkirche über das andere Leben klarer in den Vordergrund gerückt und einer der Vernunft zusagenden und dem innersten Bedürfnis der Menschenseele entsprechenden Wahrheit zum Siege verholfen.[2]) In dieser Beziehung wird man die Entwicklung des neueren Protestantismus nicht beklagen dürfen, auch wenn in rationalistischen Kreisen eine der menschlichen Psyche naheliegende Änderung und Entwertung des Dogma von der Ewigkeit der Höllenstrafen damit im Zusammenhang steht.

Der als Kanzelredner hervorragende Vertreter der hochkirchlichen Richtung, Kanonikus Liddon, glaubte aus Farrars Angriff auf letzteres Dogma erwarten zu dürfen, daß die anglikanische Kirche sich nun wenigstens ihrer Vernachlässigung

1) The Tablet 1915 I 107 (23. Januar).

2) Neuere Schriften hierüber: The Early Christians in Rome, by Spencer-Jones, London 1910 (Methuen). — Praying for the Dead: an Historical Review of the Practise, by the Rev. R. J. Edmund Boggis, London 1913 (Longmans).



der Wahrheit vom Zwischen-Zustand (Intermediate State) klar werde, zumal einzig diese Erwägung das Problem vom anderen Leben, nach seiner praktischen Seite, zu lösen vermöge.[1]) In seinem Kommentar zum englischen Gebetbuch bemerkt Blunt: „Jede Liturgie der ersten Zeiten enthält Gebete für die Verstorbenen und die Werke der frühesten Kirchenschriftsteller zeigen, daß die Christen für die Toten ebensowohl zu beten pflegten als für die Lebenden.“ Es wird ferner behauptet, die „in der ursprünglichen Kirche und in der Kirche Englands vor der Reformation“ bestandene Gewohnheit, für die Verstorbenen am Jahrestag ein Offizium zu begehen, bestehe „dem Prinzip nach“ auch jetzt noch in der Kirche Englands. Es werden zwei Offizien mitgeteit, von denen das eine jetzt noch in der königlichen Kapelle von Windsor, das andere in den Kollegien von Oxford und Cambridge in Gebrauch seien.[2]) Aufklärend für englische Kreise wirkte auch der als Hymnologe bestens bekannte Anglikaner J. M. Neale mit der Herausgabe alter Hymnen und Liturgien und in der Vorrede zur zweiten Auflage dieses Buches gestand selbst Littledale, daß diese Liturgien klar bezeugen, die Eucharistie sei ein „Versöhnungsopfer für Lebendige und Tote.“[3]) Eine anglikanische Autorität, wie Dr. Swete, hat neuerdings auf diese altchristlichen Gewohnheiten hingewiesen. Er schließt seine Ausführungen mit der Bemerkung: „Es mag einem erlaubt sein, das Bedauern auszusprechen, daß eine so gemäßigte und vernünftige Form der Fürbitte für die Verstorbenen (wie jene des Bischofs Serapion) nicht den Reformern des 16. Jahrhunderts vorlag, als sie die Praxis der englischen Kirche fixierten. Es ist zum großen Teil die Furcht vor Hyper-Präzision in Betreff einer Lebenssphäre, deren Be-

1) Life and Letters of H. P. Liddon, by Johnston, P. 225, London 1905 (Longmans).

2) Annotated Book of Common Prayer, p. 301 London 1866.

3) The Liturgies of S. Mark, S. James, S. Clement, S. Chrysostom, S. Basil, by J. M. Neale, London 1868.

dingungen noch zu unvollkommen bekannt sind, welche Tausende von Einzelchristen des Trostes des Gebetes für die Verstorbenen beraubt und ganze Gemeinschaften zurückgehalten hat, die Namen ihrer verstorbenen Gläubigen in der Liturgie nach dem Beispiel der alten Kirchen zu erwähnen."[1])

Für die Reformation, mit ihrem Grunddogma: „Vom Glauben allein", konnte folgerichtig die Lehre vom Fegfeuer keinen Platz finden, denn wer mit diesem Glauben (Fiduzialglauben) starb, der war gerettet, ewig glückselig; wer diesen Glauben nicht besaß, verdammt. Ein Mittelding war hier nicht möglich. Aber dieses der kalvinischen Prädestination so zusagende „Entweder-Oder", das der menschlichen Vernunft wie dem Begriff der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes vollständig zuwider ist, konnte unvoreingenommene Geister auf die Dauer nicht befriedigen. Nur dem Angriff auf die kirchliche Lehre von den Ablässen und dem hl. Meßopfer 2c. mit all den bekannten Entstellungen ist es gelungen, die Lehre vom Mittel-Zustand im anderen Leben mit mittelalterlichem Aberglauben und Verwirrung in Verbindung zu bringen. Wo war je etwas anderes, als „eine gemäßigte und vernünftige Form der Fürbitte für die Verstorbenen" — wie Swete es gewünscht — von der katholischen Kirche empfohlen? Wie gemäßigt und vernünftig muß heute noch die Entscheidung des Konzils von Trient auch für moderne Ohren klingen:

„Da die katholische Kirche in Übereinstimmung mit der Hl. Schrift und den alten Überlieferungen der Väter, in früheren Konzilien und zuletzt noch in der gegenwärtigen Allgemeinen Synode gelehrt hat, daß ein Reinigungsort sei und daß den darin aufbewahrten Seelen durch die Fürbitte der Gläubigen, hauptsächlich aber durch das Gott

1) Vgl. Prayers for the Departed in the Firot Four Centuries in The Journal of Theological Studies 1907 t. VIII pp. 500 bis 514.

wohlgefällige Altarsopfer Hilfe geleistet werde: so befiehlt der Heilige Kirchenrat den Bischöfen, Sorge zu tragen, daß eine unverfälschte Lehre vom Reinigungsort — wie sie von den heiligen Vätern und Konzilien übergeben ist — von den Angehörigen der Kirche geglaubt, gehalten, gelehrt und gepredigt werde. Schwere und tiefsinnigere Fragen darüber, die weder zur Erbauung etwas beitragen, noch die wahre Frömmigkeit befördern, sollen in den Anreden an das ungebildete Volk (rudem populum) vermieden werden. Desgleichen sollen sie Ungewisses und was den Schein des Unwahren hat, nicht vortragen lassen."

Man braucht nur die Schrift des apostolischen Vikars, Dr. Milner,[1]) die er am Anfang des 19. Jahrhunderts schrieb, zu lesen, um zu ersehen, wie anglikanische Prälaten noch damals über diese Lehre vom Reinigungsorte rc. urteilten. Die angeblich auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Polemik von R. F. Littledale,[2]) der zudem der hochkirchlichen-ritualischen Partei angehörte, war auch diesem Lehrpunkt gegenüber wieder nicht fehlerfrei und besonders war eine Privatansicht Benedikt XIV. total mißverstanden worden. Nicht das Fehlen jener „gemäßigten und vernünftigen Form der Fürbitte für die Verstorbenen" brachte die Reformer auf Abwege, sondern das ganze System der Sola fides-Lehre. „Die äußerste Mäßigung der römischen Kirche in der Lehre vom Fegfeuer" anerkennt heute der Anglikaner Hodges.[3])

---

1) The End of Religious Controversy (1818) neu herausgegeben von Luke Revington, London 1904 (C. T. S.).

2) „Plain Reasons against joining the Church of Rome." Gegen diese Schrift erschienen mehrere Widerlegungen, z. B. Catholic Controversy b. Ryder u. The Character of Dr. Littledale as a Controversialist b. King. Neben vielen direkten Fälschungen strotzt das Buch von falschen Zitaten, die nicht sagen, was sie sagen sollen.

3) Treaties of St. Catharine of Genoa on Purgartory p. 11 (Einleitung). Im Auftrag der „Guild of All Souls" herausgegeben.

Als Farrars Buch[1]) die ewige Strafgerechtigkeit Gottes in Zweifel zog, schrieb Liddon seinem Freunde, dem Dechanten Gregory von St. Paul in London:

„Sie möchten wohl zu mir oder zu einem vom Kapitel sagen: Warum tun sie nichts dagegen? Solches ist mir von verschiedener Seite nahegelegt worden. Ich habe hauptsächlich aus diesem Grunde gezögert: Ich bin sicher, die richtige und ausreichende Antwort an Farrar ꝛc. besteht in einer vollständigen Darlegung der Lehre vom Zwischen-Zustand, mit einem praktischen Nachtrag von den Gebeten für die verstorbenen Gläubigen. Die Masse der Gläubigen denkt nicht über Texte der Schrift nach, welche, pace Farrar, beweisen, daß die verlorenen Seelen ewig gestraft werden. Sie fragen, was ist geworden aus A., B. und C., welche sie im Leben gekannt haben und die nun gestorben sind und von denen sie, ohne moralische Gewalt, nicht glauben können, daß sie im Himmel, noch in der Hölle sich befinden. Die populäre protestantische Lehre mit den zwei Kategorien von Toten, kommt in endlose Schwierigkeit, wenn sie auf die Tatsachen des Lebens bezogen wird. Wenn nicht eine stufenweise Erlassung, wie sie durch den Glauben an einen Zustand des Aufschubes und der Erziehung für den Himmel gegeben ist, angenommen wird, so wird die Mehrheit der modernen Menschen die Hölle in ein Fegfeuer umwandeln — wahrscheinlich in ein sehr kurzes und erträgliches Fegfeuer — und sie werden sich überreden, daß die Schrift ihnen dies gestattet, oder daß dies geschehen muß, mag die Schrift es zulassen oder nicht.“ [2])

Schon unter Erzbischof Tait († 1882) drängte man von privater Seite die oberste kirchliche Instanz zu Erklärungen und sprach in Eingaben von der „Pflicht der Gebete für Verstorbene“ als einer „Pflicht, welche dem christlichen Herzen und Geiste am nächsten liegt“. Bei allem Entgegenkommen betrachtete es Tait als „perversen Scharf-

---

1) „Eternal Hope“ 1878 erschienen.

2) C. c. p. 287.



sinn", die Pflicht, für die Verstorbenen zu beten, aus dem Gebetbuch der Kirche Englands abzuleiten, und bedauerte, daß die katholische Kirche „durch eine dogmatische Entscheidung in einem Falle, wo Gott selbst sich in Schweigen gehüllt," manche Anglikaner angezogen habe.[1]) Erzbischof Temple († 1902) hatte sich wiederholt mit dieser Frage zu beschäftigen und wurde damals schon dieses Fürbittgebet mit der anglikanischen Kommunionfeier in Verbindung gebracht, was denn auch scharfe Opposition in streng protestantischen Kreisen auslöste. Im Burenkrieg erließ der englische Kronrat Gebete für die Gefallenen, und als diesbezüglich Erzbischof Temple im Oberhaus von Lord Kinnaird interpelliert wurde, konnte dieser auf ähnliche Erlasse in früheren Kriegen (19. Dez. 1797 und 29. Nov. 1798) hinweisen. Seine Ausführungen gingen dahin: die anglikanische Gemeinschaft hat die Gebete für die Verstorbenen, auch wenn sie nicht üblich sind, nicht direkt verboten, obwohl es ihr leicht gewesen, dies im XXII. Artikel zu tun. „Der gegenwärtige Krieg ist eine große und besondere Gelegenheit; trauernde Seelen beten für ihre Geliebten draußen im Krieg. Zu solchen Zeiten ist es recht, Duldung zu gewähren." [2])

Im Falle Maurice[3]) hatte Temple schon lange, bevor er die oberste kirchliche Stellung bekleidete — ähnlich wie Liddon mit Farrar —, sich seine Privatmeinung bilden können. Er schrieb damals an Kanonikus Stock, daß die Verwerfung des katholischen Gedankens von Seite der protestantischen Theologie, diese Schwierigkeit über die Ewigkeit der Strafen herbeigeführt habe und bemerkte: „Die Lehre

---

1) Vgl. Life of Archbishop Tait, by Davidson I. p. 507f. London 1891 (Macmillan).

2) Vgl. Life of Archbishop Temple, by Seven Friends II. p. 356f. London 1906 (Macmillan).

3) Vgl. Life of F. D. Maurice II. p. 191. Er wurde wegen falscher Lehren über die ewige Strafe der Verdammten 1853 seiner Stellung als Professor am King's College, London, enthoben.

vom Fegfeuer ließ dem Verstande einen Weg offen, um nicht den großen Teil sehr fraglicher Fälle dem ewigen Tode zu überantworten. Indem wir jene Lehre aufgeben, sind wir gehalten, alle entweder in den Himmel oder in die Hölle zu senden. Das Gewissen schreckt davor zurück. Die römische Lehre, wenn verbunden mit jener von den Ablässen, Verzeihungen u. dergl., ist unsittlich, und wenn in die Details des Feuers u. dergl. ausgeführt, anmaßend. Aber indem wir die römische Lehre verwerfen, brauchen wir sicher nicht die Existenz irgendwelchen Reinigungsmittels, womit die Halbgerechten nach dem Tode noch vollkommen gemacht werden, abzuleugnen. Was denken Sie hievon?"[1])

„Was denken Sie hievon?" ist so recht der Standpunkt des Anglikanismus. Bei dem Bestreben, einer unbeliebten Erbschaft aus der Zeit des Bruches mit Rom sich zu entledigen, muß beim Fehlen einer bestimmten Lehrentscheidung — welche die anglikanische Kirche nicht leicht geben kann, auch wenn sie wollte — ein jeder mit sich selbst auskommen. Der deutsche Theologe Martensen hat mit seiner Ansicht vom Mittelzustand als „ein Reich fortschreitender Entwicklung, in welchem die Seelen für das letzte Gericht zubereitet werden", manche Nachtreter in England gefunden.[2]) Selbst die strengere Low Church-Richtung acceptiert heute zumeist den Mittelzustand und sogar die Gebete für die Verstorbenen; trotzdem soll bei ihnen der Gedanke an das römische Fegfeuer streng vermieden werden. Welchen Wert sie indessen dem Gebete für die Abgeschiedenen zuschreiben, ist nicht klar. Der Läuterungs-

1) C. c. II. p. 497 f.

2) Vgl. Rational Religion, by H. Th. Knight. London 1903 (Rivington).

When a Man dies where does he go? by a Priest of the Church of England. New Edition. London 1905 (Taylor).

Spiritual Difficulties in the Bible and Prayer Book, by Mortimer Suckock. London 1905 (Longmans).

prozeß wird ohne Leiden gedacht, und wenn Kingsley[1]) auch den Gedanken äußerte, daß die Seelen jenseits des Grabes „nach schweren Leiden und langen Wanderungen" schließlich ihren Gott und Erlöser finden werden, stellte er sich dieses „Leiden" im Sinne des Suchens und Forschens vor.

Kardinal Newman's „Traum des Gerontius", der nach dem Wort eines ausgezeichneten Kenners der Literatur mit einem Gesang aus dem Paradiso verglichen werden kann, hat als Oratorium sich neuestens Zutritt in anglikanische Kathedralen errungen. Der Anglikanismus ist für diesen Gedanken an den Mittel-Zustand genügend vorbereitet und damit vertraut, so daß dieser Blick in das innere Leben der scheidenden und abgeschiedenen Seele, auch in den Ort der Erwartung und Sühne ihm nicht mehr Ungewohntes eröffnet. Wenn Worte wie „Fegfeuer" und „Messen" vor dem Stift des protestantischen Zensors keine Gnade fanden, mag noch die Entschuldigung gelten, daß solche Worte für streng protestantische Ohren, zumal bei einer Art religiöser Feier, ihre Härte nicht ganz verloren haben.

Der Weltkrieg hat in dieser Frage neue Anregungen gebracht. Wie das englische Kirchenblatt „Church Times" (8. Okt. 1915) berichtete, haben sämtliche Kapitel der Diözese Carlisle die Praxis der Gebete für die Verstorbenen begrüßt und sogar die Bitte ausgesprochen, es möchten eigene Gebete für die Verstorbenen in die Kommunionliturgie offiziell eingefügt werden. Worcester feierte 1915 das Gedächtnis aller Seelen an Allerheiligen. Der Versuch scheint schüchtern und tastend gewesen zu sein und die „Church Times" erteilt dem Kapitel die nötige Belehrung. Wohl aus Mangel an entsprechenden Verfügungen verband die Totenfeier in St. Paul für die Opfer der „Titanic" „die heilige Majestät" des

1) From Death to Life (Predigten). Ein Blatt „Anglican Church Magacine" nennt den bekannten geistlichen Schriftsteller „in Theologie tief unwissend". Kingsley hat die Ansicht ausgesprochen, daß sich auch Jesus Christus einige Zeit in den Leiden der Hölle befunden habe!

englischen Ritus mit der „Liturgie für die Verstorbenen aus dem Ritus der heiligen orthodoxen Kirche Rußlands“ („Globe“ 20. April 1912).

Mit solchen halben Maßnahmen haben sich einzelne Teile der Kirche Englands nicht mehr begnügt; sie sind in Auffassung des andern Lebens vollständig katholisch geworden. Nicht bloß wird gelegentlich zu Requiemmessen eingeladen, sondern theologische Werke, Predigten, Gebetbücher, öffentliche und geheime Zirkulare, Statuten von Priestervereinen und frommen Laienverbänden wetteifern seit Jahren im Dienste der Verstorbenen. Die Eucharistie ist zum Sühnopfer geworden; der Allerseelentag ist wieder eingesetzt und, um das vom Anglikanismus versäumte nachzuholen, widmet sich seit 1873 die „Gilde aller Seelen“ den Verstorbenen nach streng katholischer Auffassung. Schon 1897, als dieser bis dahin „geheime Verein“ an die Öffentlichkeit gezogen wurde, fand man im Verzeichnis 646 Geistliche als Mitglieder eingetragen und die Vereinsbestrebung in 71 Zweigen über das ganze Land verbreitet. Was bis dahin im Geheimen geschah, wohl wegen den kostspieligen Prozessen und Verfolgungen durch das Gesetz, hat sich kühn an die Öffentlichkeit gewagt; ihr Treiben hindern hieße die Kirche in Stücke reißen.[1])

Zur heute geplanten Revision des Gebetbuches der anglikanischen Kirche ist vom Geistlichen Edmund Boggis im obengenannten Buche im Sinne seiner Partei folgende Bemerkung geäußert worden:

„Uns wird keine Revision befriedigen, sofern sie nicht diese dreifache Wiederherstellung des alten und frommen Gebrauches für die Verstorbenen zu beten in sich schließt: 1. Die Commemoration der Verstorbenen mit einem bestimmten Fürbittgebet im Kanon der Messe bei jeder Zelebration der hl. Kommunion;

1) Vgl. The Secret History of the Oxford Movement, by W. Walsh p. 227 ff. 6. Aufl. London 1899 (Sonnenschein).



2. Schaffung einer Totenmesse zum Gebrauch bei Leichenbegängnissen und Jahrzeiten oder anderen ähnlichen Anlässen, wo es gewünscht werden mag oder ratsam erscheint; 3. Einfügung eines Begräbnisritus, der in erster Linie ein Totenoffizium und nicht, wie die heutige Form, ein Ritus zum Trost der Leidtragenden ist. Wenn sich die Kirche Englands hiezu entschließen kann, wird sie dem sehnenden Verlangen der Herzen vieler ihrer treuesten und frömmsten Söhne und Töchter entsprechen; sie wird den Vorwurf, der schon längst gegen ihr Gebetbuch erhoben worden, von sich abwälzen und sich wiederum in volles Einvernehmen setzen mit dem übrigen katholischen Christentum, rücksichtlich der ursprünglichen und allgemeinen Übung des Gebetes für die Abgestorbenen."

Die anglikanische Gemeinschaft kann diesen Wünschen nicht voll entsprechen; man wird sich damit begnügen dem Treiben dieser Richtung — ob gesetzlich oder ungesetzlich — freien Lauf zu lassen. Die breite, indifferente Masse mit rationalistischem Einschlag (Broad Church) wäre vielleicht noch für einen Kompromiß zu haben; ihr müßte das Symbolum St. Athanasii im Gebetbuch, mit dem Drohfinger auf eine ewige strafende Vergeltung im Jenseits, zum Opfer fallen. Die strengen Protestanten (Low Church), wie die hochkirchliche Richtung, können hier nicht mithelfen und der englische Rationalismus, der auch im hohen Klerus seine Vertreter hat, vermochte im Jahrzehnte langen Ringen diesen Stein des Anstoßes nicht zu beseitigen. Eine Gemeinschaft, auf protestantischer Basis ruhend, wird es auch am besten dem freien Ermessen ihrer Mitglieder überlassen, wie sie sich das andere Leben denken wollen. Daß der katholische Gedanke hierüber immer mehr durchbricht, verdankt er nebst der sieghaften Kraft der Wahrheit auch seiner für die Vernunft leichten Verständlichkeit und seinem dem betrübten Herzen wohltuenden Troste. Der Weltkrieg mußte diesen Gedanken mächtig wecken; doch einzig das katholische Dogma lenkt ihn in die rechte Bahn; die katholische Kirche steigt als tröstender Engel aufs Schlachtfeld und mit der Seele hinüber ins

andere Leben; sie weiß nichts von der traurigen Alternative des alten Protestantismus und singt mit Newman:

„Dream of Gerontius."

„Farewell, but not forever! Brother dear,
Be brave and patient on thy bed of sorrow;
Swiftly shall pass thy night of trial here,
And I will come and wake thee on the morrow."

XXXII.

Zur Abdankung König Ludwigs I.

Von Anton Doeberl.

Den tiefsten Grund, der den König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1848 zur Abdankung veranlaßte, hat bereits Karl Theodor von Heigel[1]) bezeichnet: es war der „Widerwille des Königs gegen die neue Zeitrichtung", genauer gesagt, die Furcht des „letzten" Königs vor Zugeständnissen, die ihm nach seinem stark selbstherrlichen Empfinden als eine Preisgabe königlicher Rechte an die Volksvertretung erschienen. Der Gegensatz zwischen den selbstherrlichen Neigungen des auf vielen Gebieten bedeutenden Königs und den freiheitlichen Forderungen der Zeit zieht sich durch die ganze Regierungszeit König Ludwigs I. An diesem Gegensatz ist 1831 der Minister Eduard von Schenk gestürzt, nachdem der König unter dem Eindruck der französischen Julirevolution eine strengere Zensur- und Kammerausschlußverordnung veranlaßt hatte; an diesem Gegensatz ist Fürst Öttingen-Wallerstein im Jahre 1837 gestürzt, nachdem er über Verwendung der „Erübrigungen" aus den Staatseinnahmen mit dem Finanzministerium in Konflikt geraten und im Staatsrat für das Selbstbewilligungsrecht der Stände bei Feststellung des Budgets einge-

1) Karl Theodor Heigel, Ludwig I., König von Bayern, S. 284.



treten war. Dieser Gegensatz zeigt sich auch unter dem Ministerium Abel. Derselbe Minister, der anfangs bei einer scheinbar unbedeutenden Benennungsfrage (ob „Staatsminister“ oder „Minister“) den König in seiner Auffassung noch bestärkt hatte, versuchte während des Landtages 1846 gegenüber der königlichen Meinung wenigstens zum Teil den Ständen ein größeres Mitwirkungsrecht, so bei der Festsetzung der Maximalsätze des Eisenbahntarifs, zu erwirken.

Der Gegensatz zwischen Kronrechten uud Volksrechten kam auch nach dem Sturze Abels zum Ausdruck. Dieser Gegensatz führte zu den Märzunruhen des Jahres 1848, wenn auch andere Gründe die Erregung erhöhten.

In einer Adresse, der sich die meisten bayerischen Städte anschlossen, forderte die Stadt Nürnberg eine Neugestaltung der deutschen Verhältnisse wie eine Umkehr von dem bisherigen Regierungssystem in Bayern und zu diesem Zwecke eine schleunige Einberufung der Stände.

Der König war nicht willens, einer Forderung — Forderung und Bedingung waren für König Ludwig unbekannte Worte — nachzugeben. „Er fürchtete, die Stände würden von der drohenden Zeitlage Nutzen ziehen, um die Kronrechte ganz illusorisch zu machen.“ Ein Erlaß vom 1. März 1848 setzte fest, daß die Stände erst am 31. Mai zusammentreten sollten. Diese Verzögerung erregte Unzufriedenheit. Die Unruhen wuchsen. Fürst Wrede, der Sohn des Feldmarschalls, war unklug genug zu meinen, mit Waffengewalt lasse sich unterdrücken, was das Volk Forderungen der Zeit nannte. Sein Vorgehen verschärfte die Situation. Das Volk stürmte das Zeughaus. Der Zusammenstoß zwischen Volk und Militär schien unvermeidlich.

Da gab der König in seiner Besorgnis vor einem Blutvergießen nach und erließ am 6. März eine königliche Proklamation, welche den Wünschen des Volkes in reichstem Maße Rechnung trug. Sie verhieß Verbesserungen in Bayern und Mitarbeit der bayerischen Regierung zur Revision der Bundesverfassung.



Es war ein Versprechen, das der König unter dem Eindruck der Verhältnisse, aber sicher aufrichtig gegeben hatte.

Leider brachen bald darauf neue Unruhen aus auf das Gerücht hin, die Gräfin Landsfeld sei zurückgekehrt. Die neuen Unruhen mochten wohl in dem König die alte Furcht aufs neue erweckt haben, daß „unter dem Vorwand der deutschen Interessen die Fahne der Empörung aufgepflanzt werden solle;“ nun reute es ihn, Forderungen zum Teil zugestimmt zu haben, die seiner Auffassung von den Kronrechten widersprachen. Diese Furcht ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, bis er sich am 20. März 1848 entschloß, der Krone zu entsagen.

Der tiefste Grund, der ihn zur Abdankung veranlaßte war: König Ludwig I. wollte das nicht sein, was nach seiner Ansicht nur ein „Schattenkönig“ war.

Das hat König Ludwig I. bereits am 22. März 1848 wörtlich zu einem seiner treuesten Diener und Freunde, dem Grafen Seinsheim,[1]) geäußert und dieser unmittelbar darauf dem bayerischen Gesandten am Turiner Hof, dem früheren Minister Karl von Abel, geschrieben.

Dieser Brief, den ich hier mitteilen kann, ist deshalb besonders bemerkenswert, weil er mitten aus der düsteren Stimmung der Märztage geschrieben ist und uns in Herz und Geist eines edlen, dem König unbedingt ergebenen und zugleich gut kirchlichen Adeligen blicken läßt. Er dürfte darum als Beitrag zur Geschichte des Jahres 1848 interessieren.

Der Brief lautet:

München, den 20. März 1848.

Verehrtester Freund!

Wenn ich Ihren w. Brief vom 21. Dez. vor. Jhrs. auch bis jetzt nicht beantwortete, so sind Sie doch gewiß überzeugt, daß ich seinem Inhalt die vollste Erfüllung gab. Ich teilte

1) Über Graf Seinsheim vergl. u. a. Beilage zur A. Postzeitung vom 22. Dez. 1869.

Herrn von Maurer wortgetreu alles mit, was Sie über seine Äußerung in der Kammer der Reichsräte und seine so wenig befriedigende Antwort mir geschrieben haben. Allein noch harre ich der Antwort. Ich glaubte auch die Sache nicht weiter betreiben zu sollen, da Maurer indessen das Schicksal schwer getroffen und die neueren Ereignisse die älteren ohnehin in Schatten gestellt hatten. Habe ich hierin nach Ihrer Meinung, mein werter Freund, gehandelt? Ich schmeichle es mir. Seit ich Ihnen nicht geschrieben, was hat sich alles erreignet! Was ist alles in Ihren Umgebungen, was ist alles bei uns geschehen! Wir haben hier traurige Momente erlebt. Allerdings stehen die Verfasser des damals so bitter angefeindeten Memorandums vollkommen gerechtfertigt da. Jede Voraussehung ist eingetroffen und ich wundere mich oft selbst über den prophetischen Geist, der damals Ihre Feder leitete. Allein es ist noch weit mehr geschehen, als wir vorausgesagt hatten — selbst das Unwahrscheinlichste hat stattgefunden — und wenn ich Thon-Dittmer in den Gemächern sehe, wo wir so oft unsere Gedanken austauschten und über so manches vereinigten, was wahrlich nicht dem Vaterlande zum Nachteil gereichte, so scheint mir alles ein schwerer Traum, von dem es eben kein Erwachen gibt. Die Szenen, die wir hier erlebten, ich hätte sie nie für möglich gehalten. Hat schon die Bierunruhe in den verhängnisvollen Maitagen des Jahres 1844 einen Blick tun lassen in das, was die hiesige Bevölkerung zu tun im Stande ist, so hätte man doch damals kaum gedacht, daß dieselbe Bevölkerung sich für Ideen begeistern kann, die ihr damals noch so ferne lagen. Allein leider hat die Regierung alles getan, um es dahin zu bringen. Das schlechte Beispiel von oben, das nach und nach jede Achtung für die Königswürde schwinden machte, die Schwäche und üble Gesinnung des Fortschrittsministeriums und endlich die wirklichen Umtriebe und Lügen des bekannten Haufens haben es endlich dahin gebracht, daß unsere so ruhige Bevölkerung durch die Einwirkung der äußeren Ereignisse zu jenen bedauerlichen Bewegungen gebracht wurde, denen die Regierung die grenzenloseste Schwäche entgegen setzte.

Fortsetzung den 23. März.

Da ich gestern meinen Brief nicht vollenden konnte, so ergriff ich heute wieder die Feder. Was ich Ihnen gestern als eine Vermutung, als ein Gerücht sagen wollte, ist nun Wahrheit geworden. König Ludwig hat der Krone entsagt, König Max II. den Thron bestiegen. Wie es nun in meinem Herzen aussieht, können Sie denken. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viele Tränen vergossen als in diesen paar Tagen. Einen solchen Mann wie König Ludwig, der bei allen seinen großen Fehlern doch ein großer Regent war, von jener Bahn scheiden zu sehen, zu der er von der Vorsehung berufen schien, das ist ein Ereignis, das jedes fühlende Herz brechen muß; das meine ist es aber auch ganz und gar. Die Lage ist aber auch eine ganz eigentümliche. Einen König lebend zu sehen, der doch politisch tot ist, darein kann man sich eben gar nicht finden und ich frage mich oft selbst, ob denn nicht alles ein Traum ist. Dabei ist der abtretende König so mild, so gut, daß einem das Herz im Leibe springen möchte. Seit Jahr und Tag war ich gestern wieder zum ersten Mal zum Thee geladen. Er war nun gerade, so wie in jenen Zeiten, wo ich sein volles Vertrauen genoß. Gumppenberg und ich mußten sich ihm gegenüber setzen und es war gerade so, als wenn die vergangenen 18 Monate mit ihren traurigen Ereignissen gar nicht gewesen wären. Mir war es, als erwachte ich aus einem schweren Traum, als eben die Königin Marie kam und die Majestät ihr entgegen tönte, da war es mir nun freilich klar, daß alles die volle Wirklichkeit sei. Übrigens ist der Entschluß des Königs ein völlig freier. Was die jetzt wie immer perfide Allgem. Zeitung von einer Partei fabelt, die ihn dazu gebracht habe, ist reine Lüge. Das Benehmen der Bürgerschaft Münchens, die ihm am 6. März erklärte, daß, wenn er jene Punkte, die man ihm vorgelegt hatte, nicht bis 12 Uhr bewilligte, 4000 Mann die Residenz stürmen würden, ist die Hauptursache seines Entschlusses. Dazu kommt noch, daß er sich nicht entschließen konnte, ein Schattenkönig zu sein, wie er mir selbst sagte. Allerdings fehlt es nicht an Leuten, welche die ganze



Sache dem Adel und den Ultramontanen in die Schuhe schieben möchten, wovon Ihnen das hier anliegende Gedicht, das an allen Straßenecken feilgeboten wird, einen Beleg abgeben mag. Übrigens herrscht hier die unbedingteste Preßfreiheit. Kolporteurs haben sich in Mengen gebildet und verbreiten allenthalben Flugblätter, welche alle dazu bestimmt sind, im höchsten Grade aufzureizen, dazü die Stände und 20 Pfälzer, welche hieher gekommen sind, ihren extravaganten Bitten Nachdruck zu geben. Es ist ein heilloser Zustand, der nur zum Üblen führen kann, wenn nicht ein ungeheures Glück uns rettet. Ob das neue Ministerium Thon-Dittmer (Inneres), Lerchenfeld, der Abgeordnete (Finanzen), Heres (Justiz), Beisler (Kultus uud Unterricht — !!!), Giese, wie man sagt, Äußeres, Kriegsminister noch unbekannt, uns zu retten vermag, steht wohl sehr in Zweifel. Die Stimmung der Kammer der Abgeordneten ist bis jetzt eine ziemlich radikale, die der Kammer der Reichsräte, deren 42 gegenwärtig sind, bis jetzt wenigstens fest und männlich. Wallerstein hat sich in ein solches Netz von Intriguen und und Lügen verstrickt, daß er in den Augen aller Parteien gefallen ist, nur Prinz Karl hält ihm noch die Stange. Der neue König benimmt sich höchst würdevoll und durchaus als guter Sohn. So stehen die Sachen, möge Gott alles zum Guten lenken. Indem ich Sie bitte Ihrer Frau Gemahlin recht viel Herzliches von mir zu sagen, bin ich ewig

Ihr

alter Freund Seinsheim.

XXXIII.

Die amerikanische Präsidialmacht.

Der Weltkrieg bringt Erscheinungen, Tatsachen und Zustände zu Tage, aus denen Jeder, insbesondere der Nationalökonom, der Politiker und der Militär seine Lehre ziehen kann, Lehren, die schon jetzt zu gesetzlichen Maßnahmen geführt haben. So wurde in Österreich-Ungarn die Ausdehnung der Militärdienstpflicht bis zum fünfzigsten Lebensjahr für geboten erachtet, in Großbritannien die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, und ob man, trotzdem unsere Heeresverfassung sich so vorzüglich bewährt hat, später im Frieden nicht zu einer Ausdehnung des sogenannten Krümpersystems auf die mangelhaft Tauglichen übergehen wird, wer weiß es.[1]) Auch aus den Leiden und Freuden der Neutralen in diesem Weltkriege lassen sich mannigfache Lehren ziehen. Ob die Neutralität sich später bloß als eine historische Reminiscenz erweisen wird, oder, was zu wünschen wäre, eine machtvolle Koalition der Neutralen geschaffen wird? Ist, was in Griechenland heute geschieht, nicht eine Lehre für Volk und Staat Griechenlands, an die Mächte sich anzuschließen, die es mit Griechenland wirklich wohl meinen?

Und was geschieht in Nordamerika? Durch Massenerzeugung von Munition bereichern sich einige Wenige, während ein nicht geringer Teil des Volkes, und nicht der schlechteste, durch Erschwerung der Ausfuhr von Landesprodukten, Baumwolle, Cerealien 2c. in seinen Erwerbsverhältnissen behindert wird. Und das alles unter den Augen und mit Zustimmung des Präsidenten des Staatswesens, der sogar in seiner Botschaft an den Kongreß, in welcher er gemäß der Verfassung

1) Übrigens hat auch unsere Heeresverwaltung eine Ausdehnung der Dienstpflicht für geboten erachtet. Vergl. R.G. vom 4. Sept. 1915.

Nachricht geben soll über den Zustand der Union, die amerikanischen Staatsbürger, welche mit der vom Präsidenten gehandhabten Buchstabenneutralität nicht einverstanden sind, wie Schulbuben abkanzelt, eines Präsidenten, der vor einem allerdings bis jetzt nur wörtlichen Eingriff in die Kriegführung der England feindlichen Mächte nicht zurückschreckt, als Neutraler!

Man fragt sich, wie ist so etwas möglich? Die Antwort gibt die Verfassung der nordamerikanischen Union. Es ist bekanntlich eine Repräsentiv-Demokratie, aber nicht allgemein bekannt dürfte sein die eminent große Macht, die die Verfassung in die Hände des Präsidenten gelegt hat. Der Präsident ist alleiniger Inhaber der vollziehenden Gewalt, er ist Oberbefehlshaber der Armee und der Flotte der Vereinigten Staaten sowie der Miliz der einzelnen Staaten, wenn diese zum aktiven Dienste der Vereinigten Staaten berufen ist. Der Präsident bestimmt über Strafaufschub und Begnadigung bezüglich der gegen die Vereinigten Staaten begangenen Vergehen, ausgenommen in Fällen der öffentlichen Anklage (impeachement). Er ernennt und entläßt sämtliche Beamte des Staates. Seine Erlasse bedürfen zu ihrer staatsrechtlichen Gültigkeit nicht der Gegenzeichnung irgend eines Ministers oder Staatssekretärs. Die zu erlassenden Gesetze bedürfen seiner Zustimmung. Allerdings hat er, falls er gegen einen Gesetzesvorschlag sein Veto einlegt, ihn mit seinen Einwendungen binnen zehn Tagen dem Hause (Senat oder Repräsentantenhaus) zurückzusenden, von welchem er ausging. Das Haus hat noch einmal zu prüfen. Die Zustimmung des Präsidenten ist nun nicht mehr erforderlich, falls das bezeichnete Haus und auch das andere Haus den Gesetzesvorschlag mit einer Mehrheit von zwei Dritteilen annimmt, einer Mehrheit, die bei entschiedenem widerstrebenden Verhalten des Präsidenten wohl nicht so leicht in beiden Häusern zu Stande kommen wird. So ist der Gesetzesvorschlag, daß die Ausfuhr von Munition zu verbieten sei, falls die Zeitungen nicht falsch berichten, dem Veto des Präsidenten verfallen, und es ist bei der in Nordamerika herrschenden Korruption, welche



bekanntlich auch in die Versammlungsräume der Senatoren und Repräsentanten sich einzuschleichen versteht, nicht wahrscheinlich, daß das bezeichnete, der Gewinnsucht der Munitionsproduzenten entgegentretende Ausfuhrverbot Zweidrittelmehrheit erlangen wird. Hat doch der österreichisch-ungarische Botschafter Dumba Amerikas Boden verlassen müssen, weil die Munitionsfabrikanten es verlangten, obwohl er seine Landsleute, die in den Munitionsfabriken arbeiteten, lediglich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie Kriegswerkzeuge und Munition für die Feinde ihres Vaterlandes produzierten, eine Mitteilung, zu der ihn Vaterlandsliebe, Stellung und Beruf ebenso berechtigten wie verpflichteten.

Nun bestimmt die Verfassung allerdings, daß der Präsident sein Amt auf die Dauer von 4 Jahren inne haben soll. Damit hat man ein Korrektiv gegen die ungeheuere Machtvollkommenheit des Präsidenten schaffen wollen. Aber, da die Wiederwahl zulässig, und es bekanntlich süß ist, zu regieren, also wohl jeder Präsident eine Wiederwahl wünscht, so ist damit die Gefahr geschaffen, daß der Präsident sein Amt nicht im Interesse des gesamten Volkes, sondern zum Wohle und Gedeihen derjenigen Klassen und Teile des Volkes zu verwalten sich bemüht, die für seine Wiederwahl tatkräftig einzutreten Willens und im Stande sind. Es ist bekannt, daß der amerikanische Journalist Donn Piat im Jahre 1889 erklärte, an dem Wagen des zum Kapitol fahrenden, neu gewählten Präsidenten könne man mit großen, goldenen Buchstaben anbringen die Worte:

„Gekauft für zwei Millionen Dollars."

Daß der jetzige Präsident Wilson der Bestechung sich zugänglich erweisen sollte, ist nicht anzunehmen. Aber nehmen wir einmal an, es sei jetzt ein anderer Mann auf dem Präsidentenstuhle, wie würde es auf einen nicht ganz stahlharten Mann wirken, wenn ihm eine mehrzifferige Zahl von Millionen Dollars als „Angebinde und Anerkennung für die großen, dem Vaterlande geleisteten Dienste" dargebracht würde! Die Verfassung verbietet dem Präsidenten wie jedem nordamerikanischen

Funktionär ohne Einwilligung des Kongresses irgend ein Geschenk, Emolument, Amt oder Titel von irgend einem Könige, Fürsten oder fremden Staate anzunehmen. Die Verfassung sieht auch vor, daß gegen den Präsidenten die Anklage wegen Verräterei oder Bestechung erhoben werde. Daß so etwas in der Verfassung besonders vorgesehen wird, scheint mir bedeutsam. Die kurze Frist der Herrschaft kann bei schlechten Menschen als Antrieb dienen, sie zur Bereicherung zu benutzen. Schon bei Beratung der Verfassung in der konstituierenden Versammlung 1787 wurde von Hamilton der Befürchtung Ausdruck gegeben, ein Präsident ohne Aussicht auf Wiederwahl könne sich versucht fühlen, aus seinem kurzen Amtstermin den größtmöglichen persönlichen Vorteil zu ziehen (vergl. das o. R. d. V. St. von Freund Tübingen 1911, S. 124). Jedenfalls ist zur Zeit die Tatsache festzustellen, daß Wilson, mag es auch in bester Absicht geschehen, durch angeborene Hinneigung zu Großbritannien zu einer Leitung der Staatsgeschäfte sich bewogen fühlt, die von einem Teile der nordamerikanischen Bevölkerung als eine nicht gerecht neutrale und von einem anderen Teile als ihren wirtschaftlichen Interessen nachteilige empfunden wird. Daß so etwas möglich ist in einer Demokratie, sollte man nicht glauben. Wie sagte doch Emilio Castelar in seiner Rede in den Kortes am 20. Mai 1869 über Republik und Monarchie: „Aber was ist die Demokratie, welches ist ihr erster Grundsatz? Der Grundsatz der Volkssouveränität. Was ist ihr zweites Prinzip? Das Prinzip der Gerechtigkeit!“ Und der Eingang der Verfassung vom 17. Dezember 1787 lautet: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten in der Absicht eine vollkommene Vereinigung zu bilden, Gerechtigkeit einzusetzen, die innere Ruhe zu befestigen, für gemeinsame Verteidigung Vorsorge zu treffen, die allgemeine Wohlfahrt zu heben, und die Segnungen der Freiheit uns und unseren Nachkommen zu sichern, setzen fest und errichten hiermit diese Verfassung für die Vereinigten Staaten von Amerika.“

Werden diese Bestrebungen heute in die Tat umgesetzt?



Ich meine nicht. Nicht einmal mit der Verteidigung des Landes ist es meines Erachtens gut bestellt. Landheer und besonders die Kriegsflotte scheinen nicht genügend. Und weshalb dieses Alles? Weil durch die Verfassung einem Manne eine Gewalt in die Hand gegeben ist, wie sie manche Monarchen nicht besitzen. H. T.

XXXIV.

Militärseelsorge.

Von Georg Lindermayr, Augsburg.

In der vielgenannten Anklageschrift des Rektors der katholischen Universität in Paris, Msgr. Alfred Baudrillart, „La guerre allemande et le Catholicisme“ behandelt das letzte Kapitel in drei von je einem andern Verfasser geschriebenen Teilen die Religion in der französischen Armee. Der erste Teil (von Ehrendomherrn H. Conget in Paris) gibt Aufschluß über die Militärseelsorge und den Militärdienst der Geistlichen; der zweite (von G. Ardant, Militärgeistlicher) ist zunächst eine Plauderei über Gottesdienst, Sakramentenempfang und religiöses Leben im Felde, und stellt dann die Tätigkeit der Feldgeistlichen bei den Verwundeten, die freiwillige Seelsorgetätigkeit des „Priester-Soldaten“ bei seinen Kameraden und die Tätigkeit der dem Krankendienste zugewiesenen Geistlichen dar, der dritte (von Baudrillart) behandelt „Die Tiefe der religiösen Bewegung in der französischen Armee“ und deren Vorbereitung durch die kath. Jugendvereinigungen. Die Verfasser stellen an die Religionsübung des französischen Soldaten sehr geringe Anforderungen. Darüber hilft das Lob nicht hinweg, das, wie Baudrillart erzählt, im Dezember 1914 ein Kardinal in Rom ihm gegenüber äußerte: „Eure Armee ist die religiöseste von Europa und vielleicht von allen Armeen, die es im Laufe der Geschichte



gegeben hat." Schilderungen des religiösen Lebens unter den katholischen Soldaten Deutschlands ergeben jedoch sofort den Vorrang der katholischen deutschen Soldaten gegenüber den französischen. (Vgl. hierüber Dr. Georg Pfeilschifter, Religion und Religionen im Weltkrieg, Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1915, S. 9 ff.)

Das religiöse Bedürfnis der Soldaten an der Front, der Zudrang zu den Sakramenten ist eine allgemein bekannte und anerkannte Tatsache. In Nr. 3768 der „Leipziger Illustrierten Zeitung" schrieb Professor Dr. Karl Dunkmann: „Die Bedeutung der Religion im Völkerleben": „Vielleicht wird sich später herausstellen, daß die Gesamtleistung der religiösen Pflege unseres Heeres wesentlich auf Lazarettdienste und etliche — wohl nur gelegentliche — Gottesdienste, ziemlich weit hinter der Feuerlinie beschränkt war." Diese Mißkreditierung der Feldseelsorge durch den Greifswalder Theologieprofessor Dr. Dunkmann wurde von den verschiedensten Seiten, so z. B. in der Kölnischen Volkszeitung Nr. 802 und neuerdings in Nr. 942 der K. V. von dem Felddivisionspfarrer P. Kleinenbroich O. P. in sachverständiger Weise zurückgewiesen. Wie steht es mit dem religiösen Leben der Soldaten in den Heimatgarnisonen? Einen Beitrag hiezu liefert Oberlehrer H. J. Rademacher, Garnisonspfarrer der Festung Köln, in einer soeben erschienenen dankenswerten Schrift: „Die Organisation der Militärseelsorge in einer Heimatgarnison". (M.-Gladbach 1915, Volksvereinsverlag, ℳ 1,20. 63 S.) Eine erschöpfende Darstellung der Militärseelsorge im deutschen Heere und ihrer segensreichen Wirkungen in den heimatlichen Garnisonen wie draußen im Felde wird die geeignetste und zwar eine glänzende Abwehr und Verteidigung sein gegen die von Haß und Neid diktierten Verleumdungen des deutschen Soldaten im Auslande, im feindlichen wie im neutralen. Eine solche Gesamtdarstellung des religiösen und sittlichen Geistes, der Dank des Einflusses einer organisierten Militärseelsorge unsere Armeen durchweht, ist erst möglich, wenn nach dem Kriege von allen zuständigen Seiten,



von allen Trägern der Militärseelsorge, sowohl von katholischer wie protestantischer Seite, das erforderliche Material herbeigeschafft wird. Notwendig aber ist es, schon während des Krieges, belehrende Einblicke in die pastorelle Führung unseres „Militarismus“ zu geben, um Vorurteile zu zerstören und Tatsachen zu erwähnen, die jeden Christgläubigen erfreuen müssen. In übersichtlicher Weise wird von Rademacher berichtet über die Mobilmachung der Militärseelsorge. Der Sonntagsgottesdienst für die aktiven Truppenteile, die Kasernen-Abendstunden, Abtransporte, Herbst- und Osterbeichten, besondere religiöse Veranstaltungen, Vereidigungen, Gottesdienste in den Lazaretten, Lesestoff für die Verwundeten, die Militärseelsorge außerhalb des Festungsgürtels, sowie über die Seelsorge für die kriegsgefangenen Verwundeten. Es ist eine Riesenarbeit, die da geleistet wurde.

Aus der Schrift spricht der Geist unermüdlichen Seeleneifers und Opfersinnes. Auch im deutschen katholischen Klerus ist ein gutes Stück von dem „deutschen Organisationsgeist“. Hervorgehoben wird, daß die in den Jünglings-, Gesellen- und Arbeitervereinen tätigen Geistlichen dank ihrer Erfahrungen besonders geeignet sind, in der Predigt, beim Militärgottesdienst und in den Kasernenabendstunden auf die Mannschaften erzieherisch einzuwirken. In 37 Pfarrkirchen der Festung Köln wird seit dem 5. Sonntag des Kriegszustandes regelmäßig Militärgottesdienst gehalten. Kasernenabendstunden mit religiös-patriotischen Vorträgen fanden 401 statt. Bis zum 31. Juli 1915 wurden 28 379 Soldaten unmittelbar vor dem Abtransport durch den Empfang der hl. Sakramente religiös gestärkt. An den dienstlich angesetzten Herbst- und Osterbeichten nahmen insgesamt 38 612 Soldaten teil. Der Verfasser rühmt dabei den religiösen Eifer der Soldaten. „Von den dienstlich angesetzten Beichten und Kommunionen schlossen sich kaum 3 bis 4 Prozent der dazu befohlenen Mannschaften aus. Das ist umso bezeichnender für den religiösen Sinn unserer Soldaten, umso ruhmvoller für unser Heer, als immer wieder in jeder Beichtvorbereitung aus-

drücklich darauf hingewiesen wurde, daß der militärische Gehorsam nur bis an den, aber nicht in den Beichtstuhl hineingehe. Es wurde bei diesen Gelegenheiten mit Betonung hervorgehoben, daß die Militärbehörde nur Gelegenheit gewährt zur Erfüllung aller religiösen Pflichten, daß sie aber keinerlei Zwang ausübt. Jeder würde an seine persönliche Freiheit erinnert und davor gewarnt, aus Gedankenlosigkeit oder aus Menschenfurcht sich den heiligen Übungen zu unterziehen, gemäß den Worten des hl. Apostels Paulus: „Alles, was nicht aus Überzeugung geschieht, ist Sünde.“ Diese gründliche und immer wieder angebrachte katechetische Warnung hatte dahin gewirkt, daß diese Masse von Beichten nicht etwa eine rein äußerliche, religiöse Übung war, als Ergebnis einer vorübergehenden Begeisterung, sondern die Frucht einer tiefernsten, durch sorgfältige Vorbereitung geweckten und geförderten sittlichen und religiösen Erhebung, durch die sich unsere Soldaten als wahrhaft christliche Männer auszeichnen.“ (S. 24 f.) Mit dem religiösen Bildungsgrad unserer Soldaten halten unter den Ausländern nur die Iren einen Vergleich aus. „Im Vorbeigehen sei hier bemerkt, wie vorteilhaft sich auch bei diesen Gelegenheiten die unserm Volke in der Volksschule vermittelten Kenntnisse beweisen. Die Wahrheiten des Katechismus und ihr überlieferter sprachlicher Ausdruck sind den meisten unserer katholischen Soldaten in Fleisch und Blut übergegangen.“ (S. 15) Gewiß ein glänzendes Lob für die Methode des Religionsunterrichtes unserer Volksschulen und für den vaterländischen Wert unserer konfessionellen Volksschule. Einen erhebenden Ausdruck fand der religiöse Sinn unserer Soldaten in der Teilnahme an den Prozessionen zu Ehren des allerheiligsten Altarsakramentes, zugleich ein Beweis für die wohlwollende Stellung des von unseren Feinden so schlecht verstandenen „Militarismus“ zur Religion. „Diese höchst erfreulichen Erscheinungen im religiösen Leben unserer Vaterlandsverteidiger sind nicht ein Erzeugnis der Angst, sie sind vielmehr die dankbare Frucht der eucharistischen Erziehung, die besonders in unseren Jünglingskongregationen, Gesellenvereinen und im



Männerapostolat in den letzten Jahren mit besonderem Eifer gepflegt worden ist. Wiederholt konnte beobachtet werden, welch segensreichen Einfluß in religiöser und sittlicher Beziehung auf ihre Umgebung die Jünglinge ausüben, die den katholischen Jugendorganisationen angehören. Das mag manchem Präses, der selber die Frucht seiner mühevollen Arbeit nicht hat sehen können, zum Troste und Ansporn gereichen." (S. 28) In den linksrheinischen Lazaretten Köln's betrug die Zahl der Beichten vom 2. August 1914 bis 31. Juli 1915: 20027, die der Kommunionen 21631. Die Zahl der Lazarettgottesdienste übersteigt 7500, die der Predigten 1900. Ein Beitrag von außerordentlichem Werte ist das Kapitel: „Die kriegsgefangenen Verwundeten". „Die verwundeten Franzosen, aus ihrer Heimat her seit Jahren daran gewöhnt, die Religion und jede ihrer Äußerungen geknebelt und niedergetreten zu sehen, machten große Augen, daß der schönste Raum im deutschen Lazarett reserviert war für den Gottesdienst." (S. 46) Der als Barbar in der ganzen Welt verschrieene und verleumdete Deutsche ehrt den kranken, verwundeten und verstorbenen Feind ebensosehr und pflegt ihn geradeso liebevoll wie die eigenen Soldaten. „Nicht unser siegreiches Schwert, sondern die Dankbarkeit der heimkehrenden Engländer, Franzosen und Belgier, die als Gefangene und Verwundete die Segnungen unserer wahren christlichen und ritterlichen Gesinnungen an sich erfahren haben, wird das Ansehen und den vollen Glanz des verleumdeten deutschen Namens vor aller Welt wieder herstellen. Schon jetzt gesteht der wortkarge Engländer nicht ohne Dankbarkeit ein, von welch ungerechten Vorurteilen ihn die deutschen Ärzte, die deutschen Geistlichen und nicht zuletzt die deutschen Feldgrauen befreit haben." (S. 55.) Von Interesse ist es zu erfahren, woher das Garnisonspfarramt, das weder Kirchensteuer noch Gebühren erhebt, die Geldmittel genommen hat, um in diesem Umfange moderne Seelsorge zu treiben. Kardinal-Erzbischof Dr. Felix von Hartmann stiftete zu seelsorgerlichen Zwecken 2000 ℳ, der Oberpräsident der Rheinprovinz überwies auf Antrag des Garnisonspfarramtes



aus der Summe, die die deutsch-amerikanischen Katholiken für das Rote Kreuz gesammelt haben 2000 M, aus Gönnerkreisen wurden 2500 M gesammelt. Ein Beispiel, wie mit geringen Mitteln Großes geschaffen werden kann. Zu dem Gelingen dieser außerordentlich glücklichen Organisation haben die maßgebenden kirchlichen und militärischen Behörden Hand in Hand gearbeitet, nicht zuletzt hat dazu beigetragen die selbstlose, unentgeltliche freiwillige Mitarbeit von 74 Geistlichen.

Die inhaltsreiche Schrift Rademacher's ist eine der wertvollsten Erscheinungen der Kriegsliteratur, ein Ehrendenkmal nicht bloß für unsere Soldaten, sondern auch für die religiös-patriotische Tätigkeit des Klerus. Im neutralen und feindlichen Auslande wird sie ihren Eindruck nicht verfehlen. Es ist zu zu wünschen, daß sie zur Kenntnis des „Katholischen Ausschusses für französische Propaganda im Ausland" gelangt. Die Schrift behandelt die Militärseelsorge in der Festung Köln. Es wäre wünschenswert, daß aus katholischen Garnisonsstädten Bayerns, sowie auch aus anderen deutschen Gauen ähnliche Abhandlungen der Öffentlichkeit übergeben würden. Es würden Bilder eifrigsten religiösen Lebens unserer braven tapferen Bayern und unserer gläubigen deutschen Soldaten sein. Für die bevorstehende Neuorganisation der Militärseelsorge in Bayern bietet die Schrift wertvolle aus der Praxis genommene Winke.

XXXV.

Wann entstand Brentanos Chronica eines fahrenden Schülers?

Es wird nächstens (1918) hundert Jahre, seit Brentano in Försters Sängerfahrt seine Chronica eines fahrenden Schülers veröffentlichte. Viel Beachtung hat dieses Kleinod mittelalterlich gefärbter Erzählungskunst trotz seiner Fülle an Poesie, trotz seinen entzückenden Liedern und der meisterlich gewahrten Stileinheit zunächst nicht gefunden; auch nicht, nachdem es in die gesammelten Schriften (1852 ff.) aufgenommen worden war. Es teilte eben das Schicksal des Dichters und seiner Werke, die mit seltenen Ausnahmen erst seit dem Säkularjahr seiner Geburt (1878) allgemeinere Aufmerksamkeit und gerechtere Würdigung gefunden haben. Damals schrieb J. B. Heinrich[1]), der Mainzer Domdechant, in heller Begeisterung: „Uns scheint dieses Fragment keineswegs fragmentarisch, vielmehr das Schönste und Vollendetste, was Clemens gedichtet hat, ja, was überhaupt im Geiste altdeutscher christlicher Poesie jemals in neudeutscher Sprache geschrieben wurde. Hätte Clemens auch keine anderen Lieder gedichtet, als das Lied „O Mutter, halte dein Kindlein warm", als das Lied „Es sang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall", und die Umdichtung des alten Kirchenliedes „Hör', liebe Seel', wer rufet dir?" und hätte er nie etwas

1) Clemens Brentano (3. Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1878) S. 34.

anderes in Prosa geschrieben als die Erzählung des fahrenden Schülers Johannes von seiner Kindheit und dem Leben seiner Mutter — Clemens wäre ein wahrhaft großer christlicher Dichter."

Heinrich erwähnte in diesem Zusammenhang eine andere Fassung der Chronica. Nach den Mitteilungen der Diel-Kreiten'schen Brentano-Biographie[1]) sollte die Ausgabe von 1818 „nur eine kurze Bearbeitung des Urmanuskriptes (von 1802) sein, das sich im Böhmer'schen Nachlaß aufgefunden hat. Es ist in manchen Punkten ausführlicher und origineller als die spätere Bearbeitung," d. h. als der Druck von 1818 — was Heinrich nicht gehindert hat, mit sehr berechtigter Vorsicht zu bemerken: „Ob die ursprüngliche Fassung jenes vom Dichter selbst umgearbeitete und mitgeteilte Bruchstück an Schönheit übertreffen wird, wissen wir nicht."

Der Wunsch Heinrichs nach Veröffentlichung des „Urmanuskriptes" wurde rasch erfüllt: Bereits 1880 ließ W. Kreiten mit ausführlicher Erläuterung den „ersten Entwurf" erscheinen, wie er sich in einer 1874 entdeckten Abschrift aus dem Böhmer'schen Nachlaß finde.[2]) Aus dem Umstand, daß die Abschrift (Kreiten XIX, 474) bei dem Nachtigallenlied der Chronica auf den Urdruck desselben im 2. Band der gesammelten Werke Brentanos verweist, ergibt sich, daß sie nicht vor 1852 gefertigt worden sein kann, also erst lange nach Br.s Tode (1842). Der Text der Chronica (Kreiten 326) trägt in der Kopie die Überschrift: „Altes erstes Msc.-Fragment von der Chronica des fahrenden Schülers." An der Richtigkeit dieser Notiz hat Kreiten nicht den mindesten Zweifel. Andere sind ihm gefolgt, so G. Gietmann[3]), A. v. Bernus[4]) und neuerdings Aeg. Buchta.[5]) Umgekehrt hält

1) Diel-Kreiten, Cl. Brentano (1877) I, 185.

2) In den Stimmen aus Maria-Laach Bd. XIX, 320 u. XX, 57 ff.

3) In der 2. Auflage von Diels ausgewählten Poesien Brentanos (1906) II, 493.

4) Cl. Brentano und Edward v. Steinle. Dichtungen und Bilder herausg. von A. v. Bernus und A. M. v. Steinle (1909), 219.

5) Das Religiöse in Cl. Br.s Werken (1915), 71 ff.



Max Morris[1]) es für „ganz unmöglich", daß der Kreiten'sche Text der erste Entwurf sei; das sog. „Urmanuskript" sei vielmehr zweifellos eine „Überarbeitung des Druckes von 1818". Es handelt sich hier durchaus nicht um eine gleichgültige Doktorfrage: Die chronologische Fixierung hat zu den seltsamsten Irrtümern verführt. Daher die folgende Untersuchung, die sich nur zum Teil an Morris knappe Beweisführung anschließt. Der Kürze halber wird im Folgenden der Druck von 1818 mit A, der Druck des „Urmanuskripts" mit B bezeichnet.

Die äußeren Beweisstücke zur Entscheidung der Frage sind dürftig. Am 6. September 1802 schreibt Brentano an Arnim: „Ich schreibe jetzt an einem Buch ‚Der Ritter und die Seinigen', es sind einfache fromme Geschichten aneinander gereiht." Im Oktober 1804 an denselben: „Meine Chronica eines fahrenden Schülers, welche erst wenig Bogen füllt, soll in Berlin unter Deiner Leitung fortgesetzt werden und ich hoffe, es wird etwas Leidliches."[2]) Die Vorrede Br.s zu A beginnt mit den Sätzen: „Vor fünfzehn Jahren machte es mir Freude, die folgende einfache Geschichte niederzuschreiben. Sie sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutscher Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Veltlin von Türlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt. So lieb ich das Gedicht hatte, blieb es doch unterbrochen." In einem Briefe vom 12. September 1826 schreibt Br.: „Ich bin nach dem Kloster Arnstein geritten, eine ganz wunderherrliche, majestätische Einsamkeit, die mir einen eigenen Eindruck machte, weil ich nie hier war, und einmal die Gegend im fahrenden

1) Cl. Br's ausgewählte Werke (1904) III, 5. Beim Druck der Chronica folgen Gietmann und Morris der Fassung von 1818, Bernus-Steinle dem Kreiten'schen Text, an den sich auch Edward v. Steinles Illustrationen anschließen.

2) R. Steig, Achim v. Arnim und Clemens Brentano S. 43.

Schüler gebrauchte"[1]); das kann sich nur auf A beziehen, denn nur in ihm bildet das Lahntal den Schauplatz, während die Erzählung des „Urmanuskriptes" (B) in Franken spielt. Endlich ist noch eine Stelle aus der Widmung des 1838 gedruckten Gockelmärchens zu erwähnen: „Wisse, daß ich einst ein Fragment aus der Chronica eines fahrenden Schülers bekannt machte [nämlich A] und daß jene Blätter [aus dem Tagebuch der Ahnfrau] flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener Chronica sind, welche ich noch nicht in die harmonische Haltung mit dem Ton derselben gebracht hatte, die ich aber zu meiner eigenen Belustigung mit der Geschichte der Ahnfrau verwebte."

Aus diesen Stellen ergibt sich unmittelbar: Die Entstehung des Buches „Der Ritter und die Seinigen", identisch mit der „Chronica eines fahrenden Schülers", geht bis ins Jahr 1802 zurück, wozu die Ansetzung der Vorrede von A („vor fünfzehn Jahren") annähernd genau stimmt; es war als Rahmen-Erzählung gedacht, die Chronica im engeren Sinne, d. h. die Erzählung des fahrenden Schülers, sollte nur die „Einfassung" anderer „frommer Geschichten" sein. Diese Einfassung liegt vor in A, wo zwar „der Ritter" vorkommt, nicht aber „die Seinigen", nämlich seine Töchter; dagegen spielen letztere in B eine große Rolle, und den Schluß bildet wieder eine jener „frommen Geschichten", die Br. schon 1802 plante, nämlich die Parabel „von dem traurigen Untergang zeitlicher Liebe". B entspricht also mehr als A dem Plane Br.s; ob aber dieses „Urmanuskript, wie Kreiten u. a. annehmen, wirklich 1802 und allenfalls in den nächstfolgenden Jahren in der von Kreiten veröffentlichten Form niedergeschrieben wurde oder in späterer, vielleicht viel späterer Zeit, ist eine Frage für sich. Weder in Br.s Briefen noch in seinen Gesammelten Werken findet sich auch nur der leiseste Beweis für die Existenz eines solchen „ersten Manuskriptes". Diese Frage muß aus inneren

1) Ges. Briefe II, 160.

Gründen entschieden werden. Hiefür ist zunächst eine knappe Vergleichung des Inhalts der beiden Fassungen erforderlich.

In A beginnt „Johannes der Schreiber“ — der Name und einige Einzelheiten sind der Limburger Chronik entnommen — wie er 1338 im Sommerhaus eines Gartens zu Straßburg erwacht. Im Garten unterhält er sich mit dem alten braven Ritter, der ihn Tags vorher „am Wege barmherzig zu sich nahm“, beherbergte und kleidete. In diese Unterhaltung flicht er das wunderbare Lied „O Mutter, halte dein Kindlein warm“ ein, „das meine Mutter oft sang, wenn sie mich in frühester Jugend einschläferte“. Dann liest er dem Ritter die liebliche Geschichte seiner eigenen Jugend vor, die „Chronika des fahrenden Schülers Johannes Laurenburger von Polsnich an der Lahn“. Darin berichtet er kurz von seinem Vater, den er nie gesehen, dem Ritter Hans oder Jörg von der Laurenburg[1]); in einem wunderschönen Idyll von seiner Mutter, der „schönen Laurenburger Els“, die in einem kleinen Häuschen vor dem Hofe Polsnich wohnt; nach einem Besuch im Kloster Arnstein trägt ihn die Mutter durch den Wald — Ludwig Richter und Wilhelm Steinhausen haben diese anmutige Szene köstlich illustriert — zu einer verlassenen Hütte und erzählt ihm hier von ihrer früh verstorbenen Mutter, ihrem Vater, dem Vogler Kilian, und ihrer Jugendfreundschaft mit dem Junker Jörg von Laurenburg; beide sind noch Kinder, und die Väter beider leben noch, als das Fragment plötzlich abbricht, unmittelbar nach dem Begräbnis der Mutter der schönen Els.

In B ist der Gang der Handlung zunächst der gleiche, aber der Inhalt von A ist viel kürzer erzählt, er beansprucht noch lange nicht die Hälfte des Raumes. Gerade mehrere der besten Partien fehlen oder sind auf ein Minimum beschränkt; von dem Prachtlied „O Mutter, halt dein Kindlein warm“ keine Spur, und der Waldgang der schönen Els

1) Der Name wechselt zwischen Hans und Jörg; einmal wird auch ein älterer Bruder Johann erwähnt.



füllt nur wenige Zeilen. Verändert ist der Schauplatz dessen, was der Schüler Johannes von seiner Jugend erzählt: die Handlung spielt nicht an der Lahn, sondern Schloß, Kloster und Hütte liegen am Main in Franken, während in A nur gelegentlich erwähnt wird, der Vater der schönen Els sei zu Kitzing in Franken geboren und von dort als Falkenier des Grafen von Nassau an die Lahn gekommen. Dann folgt in B eine Fortsetzung, die fünfmal so lang ist als der mit A im Ganzen übereinstimmende Anfang. Lang und breit erzählt die schöne Else ihre Liebe zu dem jungen fränkischen Ritter Siegmund; als ihr Vater zum Sterben kommt — in A heißt er Kilian, in B ist der Name auf einen ihm befreundeten alten Knappen übertragen, dem zu Liebe er auch seinen Lieblingsfalken Kilian nennt — werden Siegmund und Els ein Paar unter Zustimmung der Mutter Siegmunds, die in A als tot erwähnt wird. Den Rest von B bildet ein breit ausgesponnener Bericht des Schülers Johannes über seinen Verkehr mit dem alten Ritter Veltlin und seinen Töchtern, schließend mit der schwermütigen langen Parabel von dem traurigen Untergang der zeitlichen Liebe. Nebenbei bemerkt, ist die Überschrift der Parabel handgreiflich ein Gegenstück zu dem Kapitel „von der wunderbaren Wirkung der göttlichen Liebe“ in der Nachahmung Christi (III, c. 5).

Die Urteile früherer Brentano-Forscher über das Verhältnis der beiden Redaktionen sind seltsam verschieden. Bald[1]) hören wir, A „bilde nur eine kurze Bearbeitung des Urmanuskriptes“, letzteres (B) sei „in manchen Punkten ausführlicher und origineller als die spätere Bearbeitung“ (A), während tatsächlich nur das erste Fünftel von B mit A korrespondiert und viel kürzer und farbloser ist. Anderswo[2]) wird anerkannt, die Fassung A sei wertvoller, des Dichters würdiger, manche Stellen religiös vertieft, andere künstlerisch

1) Diel-Kreiten I, 185. Wiederholt bei Buchta 72.
2) Diel-Gietmann II, 493.



ausgeführt oder phantasievoll erweitert. Der Herausgeber des „Urmanuskriptes“[1]) glaubte: „Das gedruckte Fragment (A) ist zum ungedruckten (B), was der reumütig zum praktischen Christentum zurückgekehrte Clemens im Jahre 1818 zu dem Romantiker von 1803 war“. Wieder anderswo[2]) wird behauptet, „der erste Entwurf“ (B) repräsentiere (im Gegensatz zu A) „die noch reine, durch reflektierendes Beiwerk noch nicht getrübte Form“. Und neuerdings[3]) hören wir: „Die neue Redaktion (A) beschränkt sich lediglich auf einige Erweiterungen im Sinne seines jetzt lebendigen Katholizismus“.

Allen diesen so verschiedenen Urteilen gemeinsam ist die Annahme der Priorität des „Urmanuskriptes“. Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt Max Morris:[4]) „Später (nach dem Druck von 1818) unternahm er eine Fortsetzung. Teils verkürzend teils erweiternd schrieb er das Vorhandene um und führte es dann ein Stück vorwärts . . . Kreiten sieht darin (in B) den ersten Entwurf von 1802. Das ist ganz unmöglich. Nach Stil und Gesinnung stammt die Parabel (von dem traurigen Untergang der zeitlichen Liebe) aus Brentanos Spätzeit. Auch die übrigen Partien erweisen sich als Überarbeitung des Druckes von 1818 . . . Diese spätere Überarbeitung ist ebensowenig eine Verbesserung wie die zweite Gockelfassung.“

Ich halte diese Bemerkungen für im Ganzen zutreffend. Wir wissen, daß Br. bereits 1802 an „frommen Geschichten“ schrieb, aber Koch[5]) wird Recht haben, wenn er glaubt, schon in der Bearbeitung von 1818 (A) sei „der religiöse Grundton erst bei der Durchsicht für den Druck wohl stärker aufgetragen worden.“ So, wie es in Försters Sängerfahrt zu lesen steht, spricht, bei aller Anpassungsfähigkeit an

---

1) Stimmen aus Maria-Laach XIX, 325.
2) Bernus 219.
3) Buchta 80.
4) Brentanos ausgewählte Werke III, 5.
5) Arnim Brentano Görres (Kürschners deutsche National-Literatur, Bd. 146).

diese oder jene Ausdrucksform, nicht der jugendliche Sausewind von 1802, wohl aber der wieder fromm gewordene Dichter, der 1817 seinen Frieden mit der Kirche geschlossen hatte. Und nun soll er schon 15—16 Jahre früher dieses „Urmanuskript" geschrieben haben, das vollständig durchtränkt ist von Frommsinn und strenger Kirchlichkeit, das, am meisten in der angehängten Parabel, handgreiflich den Stempel der weitschweifigen Reflexion und der grüblerisch-mystischen Stimmung des alternden Dichters trägt! Lassen sich nun diese allgemeinen Erwägungen durch spezielle Beweise stützen?

Morris glaubte „einen äußeren Beweis" in dem Umstande erblicken zu dürfen, daß im „Urmanuskript" das Nachtigallenlied in der Form „Es sang vor vielen Jahren" zitiert wird, während Br. selbst, bereits in dem Brief an Arnim vom 6. September 1802, es beginnen lasse „Es sang vor langen Jahren", wie es auch im Druck von 1818 beginne. Darauf möchte ich kein großes Gewicht legen; man vergesse nicht, daß das „Urmanuskript" nur in „Abschrift" vorliegt, bei der ein so geringfügiger Fehler leicht unterlaufen konnte. Andere Gründe dürften schlüssiger sein.

Wie erwähnt, spielt die Fassung B in Franken am Main. So stehts an einer ganzen Reihe von Stellen, aber dazwischen findet sich eine vereinzelte Stelle, die dazu absolut nicht paßt. In der Klosterszene zeigt die schöne Else ihrem Söhnchen das Denkmal seiner ritterlichen Vorfahren mit den Worten: „Der stehende Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater", und der Kleine fragt sie: „Was macht denn der alte Laurenburger da?" Wie kommt ein Rittergeschlecht, dessen Schloß in Mainfranken liegt und ein Denkmal in einem benachbarten Kloster erhält, zu einem Namen, der unerbittlich auf das Lahntal verweist? Die Frage stellen heißt sie beantworten: In das „Urmanuskript" hat sich, als Rest einer älteren Fassung, ein Name eingeschlichen, der nicht zu ihm paßt, wohl aber zu dem Schauplatz der Handlung der angeblich viel später geschriebenen Redaktion von 1818.



Nicht so sicher ist ein anderes Argument. In der Straßburger Gartenszene legt der Schreiber Johannes vor einem Christusbild ein kostbares Band als Weihegeschenk nieder. So in beiden Fassungen, aber mit einer Verschiedenheit im Detail: In A hat Johannes das Band erhalten von „einer frommen Klosterfrau", in B von „einer frommen Einsiedlerin". Sollte das nicht eine Reminiszenz sein an die „Jungfrau in einem braunen Einsiedlerröckchen", an die „Einsiedlerin Lilinu", die in dem Fragment einer Brentano'schen Skizze zum Staarenberg-Märchen auftritt?[1]) Lilinu aber ist Luise Hensel, die 1802 noch ein Kind war, Br. erst 1816 kennen lernte und unmöglich in einem 1802 geschriebenen „Urmanuskript" auftreten kann.

In der Schlußparabel der Redaktion B begegnet ein halbes Dutzend Mal der „bittere Brunnen", zweimal in Verbindung mit dem „Sterne Wermuth"; beispielsweise im Schlußsatz: „Indes war ein Stern senkrecht über den bitteren Bronnen gekommen" usw., eine Stelle, die großenteils wörtlich der Geheimen Offenbarung (8, Vers 10 u. 11) entspricht. Nun aber erwähnt Br. in einem Briefe an den Maler Runge vom 21. Jannar 1810[2]) mehrere Gedichte Hölderlins in Seckendorfs Musen-Almanach von 1807 und 1808 und fügt bei: „Manchmal wird dieser Genius (der damals schon mit dem Irrsinn kämpfende Hölderlin) dunkel und versinkt in den bittern Brunnen seines Herzens; meistens aber glänzt sein apokalyptischer Stern Wermuth wunderbar rührend über das weite Meer seiner Empfindung." Zweimal also hat Br. das gleiche apokalyptische Motiv verwendet. Wann zuerst? In der dichterischen Charakteristik Hölderlins, wo es sich zwanglos einfügt, oder in einer Parabel, die fast

1) Cardauns, Die Märchen Cl. Brentanos 115, 116. Damit zusammen hängt das Gedicht „Die Einsiedlerin" (Ges. Werke II, 138), wo die Jungfrau, die fromme Klausnerin in einem Einsiedlerröckchen, einem braunen seidenen Kleid, einem braunseidenen Klausnerröckchen erscheint.

2) Ges. Briefe I, 139.



in jeder Zeile die geschraubte, gekünstelte Anschauuungsweise des alten Dichters atmet? Zur vollen Sicherheit mag hier nicht zu gelangen sein; das erstere ist wahrscheinlicher.

Entscheidend dürfte eine Verschiedenheit der beiden Redaktionen sein, welche bereits frühere Forscher bemerkt haben, aber ohne daraus die Schlußfolgerung zu ziehen. Die Brentano-Biographie (I, 197) bemerkt: „Wir erfahren (in B), daß die Laurenburger Els mit dem Rittersohne wirklich kirchlich getraut war — ein Punkt, der in der gedruckten Bearbeitung im Dunklen gelassen wurde“, und Kreiten [1]) schreibt: „Jedenfalls freut es den Leser, im Urmanuskript deutlich von einer gültigen Ehe zu erfahren, während der einzig schwache Punkt der [angeblich] neuen Fassung (A) gerade die Unklarheit über den Ursprung des Schülers war“.

Vorab ist festzustellen, daß in A, nach der Zeitfolge der Begebenheiten, von der Eheschließung nicht die Rede sein konnte, da am Schluß des Fragments die beiden Liebesleute noch Kinder sind; sie konnte natürlich gelegentlich erwähnt werden, aber das ist in ausdrücklicher Form nicht geschehen. Wohl begegnen auch in A Wendungen, welche die Trauung vorauszusetzen scheinen. Auch hier ist die schöne Else ein solches Bild der Reinheit und Unschuld, daß man sie sich schwer als Geliebte des Laurenburgers vorstellen kann. Dazu kommt, daß der Abt von Arnstein sie als „Laurenburgerin“ anspricht; sie selbst nennt sich „des edlen Laurenburgers Weib“ und bezeichnet die Eltern des Laurenburgers als Großvater und Großmutter ihres Sohnes. Kreiten [2]) ist denn auch nachträglich von seiner Ansicht, daß in A eine „Unklarheit über den Ursprung des Schülers“ vorliege, zurückgekommen, und fand seine eheliche Geburt schon in A „sogar ausdrücklich enthalten“.

Dabei stieß er aber auf eine Schwierigkeit. Brentano selbst nämlich bemerkt [3]) in dem schon erwähnten Brief von

1) Stimmen XIX, 482. 2) A. a. O. XX, 512.
3) Ges. Briefe II, 160.

1826, in dem er von seiner Lahnreise erzählt: „Merkwürdig ist, daß wir bei der Tochter des Ritters aßen, welche einen unehelichen Knaben gebar, da ihr Bräutigam vor der Trauung erschossen wurde, und daß im fahrenden Schüler die Lauenburger[1]) Els auch eine Jägerstochter mit solch einem Kind ist." Kreiten meint, Brentano habe „sich offenbar geirrt, obwohl der Dichter hier genau dasselbe sagt, was Kreiten früher bei der „Unklarheit über den Ursprung des Schülers" als möglich angenommen hatte.

Das ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wie soll der Dichter auf den „Irrtum" verfallen sein, aus der so ideal gezeichneten Mutter seines Helden nachträglich ein gefallenes Mädchen zu machen? Und *wo* soll er es schon vorher getan haben? Im „Urmanuskript" sicher nicht, denn da steht ganz ausdrücklich das Gegenteil. Im Druck der Chronica von 1818 auch nicht, doch bleibt immerhin eine „Unklarheit", und allenfalls könnte man annehmen, hier habe er sich die Laurenburgerin als uneheliche Mutter *vorgestellt*. Wäre das aber der Fall, dann wäre die Priorität des „Urmanuskripts" vor dem Druck von 1818 unbedingt ausgeschlossen. Oder kann man sich denken, der Freigeist Brentano, der 1802—3 die kirchliche Trauung in aller Form erzählt, habe 15 Jahre später, ein Jahr nach seiner Rückkehr zur Kirche, als frommer Katholik die Eheschließung, wenn auch nur in Gedanken, beseitigt? Nein, es *muß* eine Fassung der Chronik gegeben haben, in welcher der fahrende Schüler wirklich als uneheliches Kind figurierte. Das kann nur sein „erster Entwurf" sein, geschrieben zu einer Zeit, wo Br. es mit geschlechtlichen Dingen noch leicht nahm, und dann ist das „Urmanuskript" ganz sicher nicht dieser „erste Entwurf", sondern eine Überarbeitung, in welcher er, seiner neuen kirchlichen Richtung entsprechend, den Makel der Geburt tilgte und auch die „Unklarheit" der gedruckten Fassung beseitigte. *Nicht bloß zwei* Redaktionen der Chronica

1) So im Druck statt Laurenburger.

sind anzunehmen, sondern drei: Der erste Entwurf von 1802—3, der Druck von 1818 und die später entstandene, nur in einer nach Br.s Msc. gefertigten Abschrift erhaltene Erweiterung. Das ist der echte Brentano, der sich mit Ändern nicht genug tun kann: Er bringt sein Buchdrama Ponce de Leon in gekürzter Form als Valeria auf die Bühne, bringt die beiden ersten Akte seines Trauerspiels Aloys und Imelde in metrische Form; seine Romanzen sind zwar nur in einer Fassung erhalten, zeigen aber noch die „Schichten“ verschiedener Arbeitsperioden, und an vielen seiner Märchen hat er, nach eigenem Ausdruck, „geflickt“, nicht zu ihrem Vorteil: Am Liebseelchen, am Staarenberg-Märchen, am Gockel usw. Die auffallendste Parallele zur Chronica bietet das Märchen vom Fanferlieschen: Zuerst hat Guido Görres die erweiterte Fassung herausgegeben, dann hat sich eine ältere kürzere Redaktion gefunden, und diese trägt wieder die Spuren einer noch älteren Redaktion, die wir nicht mehr besitzen.

Eine Einwendung könnte man noch erheben: Das Gedicht „O Mutter, halte dein Kindlein warm“, dieses Schmuckstück der Fassung A, ohne Zweifel nach der Heirat Br.s mit Sophie Mereau (November 1803) entstanden,[1]) fehlt in B; der Schluß liegt nahe, daß B früher geschrieben wurde. Aber auch eine andere Erklärung ist zulässig: In den Druck der Chronica von 1818, kurz nach seiner Umkehr, hat Br. das Lied noch aufgenommen, erst nachträglich hat er es gestrichen, weil seine immer schärfer sich akzentuierende streng kirchliche Gesinnung ihm diese Erinnerung an ein kirchlich nicht erlaubtes Verhältnis als bedenklich erscheinen läßt.

Jedenfalls fällt eine Reihe von Schwierigkeiten fort, sobald man auf die Priorität des angeblichen „ersten Entwurfes“ verzichtet. Vielleicht löst dieser Verzicht auch das

1) In Franz Binders Handexemplar der Brentano-Biographie finde ich (I, 202) die Bleistiftbemerkung von Binders Hand: „O Mutter, halte dein Kindlein warm! entstand um diese Zeit.“



Rätsel, welches Br. uns mit der Bemerkung (in der Widmung des Gockelmärchens) aufgegeben hat: Seine Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau seien flüchtige Skizzen aus dem Umfang der Chronica. „Diese Erklärung", glaubte Morris (a. a. O.), „ist bisher bezweifelt worden, weil der Stil des Tagebuches zu sehr von dem der Chronica abweiche, als daß beide derselben Zeit entstammen könnten. Brentanos Angabe wird nun verständlich; sie bezieht sich eben auf die späte Umarbeitung, die bisher als erster Entwurf galt." Möglich, daß eine genauere Umarbeitung des Tagebuchs hierüber volle Klarheit schafft.

Bonn. H. Cardauns.

XXXVI.

Das römische Portraitbuch.

Von Julius Schnorr von Carolsfeld.[1])

Zu den ersten mannhaften Kämpen, welche mit anderen gleichstimmigen Genossen, vor hundert Jahren beginnend, so mächtig beitrugen, den glänzenden Tag der neuen deutschen Kunst anzubahnen und heraufzuführen, zählt nächst dem innigen Friedrich Overbeck, dem grandiosen Peter Cornelius, den beiden Veit und späteren E. v. Steinle, der edle Julius Schnorr von Carolsfeld, welcher, geboren 26. März 1794 zu Leipzig, von 1811—17 an der Wiener Hochschule, nach Italien zog, 1818—27 zu Rom in vielseitiger Tätigkeit wirkend von König Ludwig I. nach München berufen wurde, dann für Dresden gewonnen, am 24. Mai

1) In der Bibliothek der K. K. Akademie der Bildenden Künste zu Wien. Herausgegeben in den Mitteilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Wien 1914 (auch im Sonderabdruck mit erläuterndem Text von Alois Trost. 8 Seiten mit 19 Tafeln und 2 Illustrationen). Gr. Fol.



1872 aus dem vollen Schaffen schied. Seine Ariosto-Fresken in der römischen Villa Massimi (1822—27) sind in Deutschland weniger bekannt geworden. Dagegen gelang es ihm zu München, in den Sälen der Residenz mit den Kompositionen zu den „Nibelungen" bleibende Typen zu schaffen, welche, durch Holzschnitt und Photographie vervielfältigt, seinen Namen weithin verbreiteten. Ebenso erging es mit den historische Szenen aus den Zeiten der Kaiser Karl des Großen, Friedrich I. und Rudolf von Habsburg abschildernden Fresken, welche durch die Neujahrsgaben des Kunstvereins in dem damals noch vornehmen, ihren monumentalen Charakter entsprechenden Steindruck und Kupferstich ein dankbares Publikum fanden.

Noch mehr glückte seine mit anderen alten und neuen getreuen Beihelfern (darunter der durch seinen unvergleichlichen Schönheitssinn der Contouren ausgezeichnete Alexander Straehuber 1814—1882) in mehrfachen Ausgaben (1843—62) inszenierte „Bilderbibel",[1]) welche in

1) Die erste Anregung zu einer neuen Bilderbibel gab Joh. Fr. Böhmer während seiner Anwesenheit 1819 in Rom, wozu er 100 Scudi Anzahlung leistete (vgl. Janssen „Böhmer" 1869 S. 50); auch eine Liste der Zeichner und Stecher (C. Barth, Samuel Amsler) wurde aufgestellt. Konrad Eberhard lieferte ein Bild („Abschied des Tobias") und Overbeck eine Zeichnung, welche Barth in 12° und 8° als Kupferstich probeweise bearbeitete. Der Plan scheiterte aber an den hohen Druckkosten. Praktischer suchte der edle Josef Schlotthauer in München (Histor.-polit. Blätter 104, 659 ff.) die technische Frage zu lösen, indem er den billigeren, freilich auch nur eine geringere Auflage gestattenden Steindruck in Aussicht nahm und als Zeichner den blutjungen Johann Schraudolph gastweise an Tisch und in Wohnung setzte. So ermöglichte er die „Biblische Geschichte für Kinder- und Volksschule" im Verlag des Zentral-Schulbücher-Verlag, München 1832 in 2 Bänden, 236 S. 8° mit je 12 Bildern (wozu auch Claudius Schraudolph und Josef Anton Fischer je ein Blatt lieferten), womit vorläufig diese populären Vertreter ihr Ende fanden. Zehn Jahre später trat schon der Holzschnitt durch die mustergiltige xylographische Kunstanstalt Kaspar Braun und Johann Rehle in Tätigkeit.

den dritthalbhundert blattgroßen in Holzschnitt ausgeführten, auch in kleinen Photographien reproduzierten „Biblischen Bildern" gipfelte. Erst nach Schnorrs Tode erschien eine Sammlung seiner „Italienischen Landschaften" (herausgegeben mit Text von Max Jordan, Berlin 1878 bei Alfons Dürr), womit er ehedem auf Ludwig Richter, Karl Rottmann, Albert Zimmermann u. a. großen Einfluß übte. Am längsten ließ die Veröffentlichung seines „Römischen Portraitbuchs" warten, welches 1874 aus dem Nachlaß des Meisters, von der Wiener Akademie erworben, aber erst 1914 in unübertrefflicher Kopie herausgegeben wurde.

Die kostbare Reihenfolge eröffnet das ganz durchgeistigte Haupt des Johann Scheffer von Leonhardshof (geb. 30. Oktober 1795 in Wien, gest. 12. Januar 1822 das.), einer jener jugendlichen Künstler, die sich in brüderlicher Liebe um Overbeck vereinten, der gleichfalls früher verstorbene Frankfurter Franz Pforr, der wackere Ludwig Vogel aus Zürich, Josef Sutter und sieben andere Genossen, welche die „St. Lukas-Gilde" (1810) gründeten zu gemeinsamer Abwehr der akademischen Pedanterie des Zopfs, durchglüht von Dürers Ernst und Wahrhaftigkeit, von der beseligenden Kraft des Glaubens und der Schönheit italischer Meister, in Rom ihr Heil suchten. Ihre Geschichte wäre, obwohl von Franz Binder und M. Howitt (1886) geschildert, immer noch einer besonderen Beleuchtung wert. Alle standen mehr oder minder im Bann der „blauen Blume" der Romantiker Novalis und Wackenroder, wozu auch Overbecks Vater neigte; die Vorläufer der späteren englischen Präraphaeliten.

Als Schützling des Grafen von Salm-Reifferscheidt (Kardinalbischof von Gurk) ging Scheffer 1811 nach Venedig, schuf in Klagenfurt mehrere Gemälde, übersiedelte nach Rom, wo ihm der vielgeprüfte Papst Pius VII. zu einem Bilde saß. Hier veranstaltete Scheffer am 20. Mai 1815 ein Fest zu Dürers Ehren, ein (später noch öfter) auch bei Schnorrs Abreise 1827 wiederholter Abend, wobei Cornelius, Overbeck, die beiden Schadow, Schaller, Platner, Ruschewey,



Veit, Sieg (aus Magdeburg) erschienen, Dürers Stiche und Holzschnitte ausgestellt, im Wechsel mit Liederklang, Reden und Vorlesungen aus dessen Leben und Briefen gehalten wurden, worüber Overbeck freudig an Vogel nach Zürich berichtete, es sei „einer der schönsten Abende seines Lebens gewesen!“ In Wien schuf Scheffer, schon schwer leidend, eine zu Engelgesang „Orgelspielende hl. Cäcilia“ (gestochen von Stahl) und als Schluß-Akkord seiner Kunst das leider wenig bekannt gewordene Bild vom Tod dieser Kunstpatronin (gestochen von Hermann Walde): der frühe Schwanensang dieses edlen Künstlers. Sein sinnig ausblickendes Haupt, welches Schnorr noch in Wien (am 4. August 1816) vor seiner italienischen Reise zeichnete, bildet als Grundlage das erste Blatt dieser Sammlung.[1])

Das nächste dieser Bildnisse zeigt uns den am 5. März 1818 gezeichneten Dr. Johann Nep. Ringseis. Er gehörte als Leibarzt des bayerischen Kronprinzen zu der kleinen Reisegesellschaft, welche nächst dem Regierungsrat Karl Grafen von Seinsheim, dem Galerieinspektor Georg Dillis (wozu noch Leo von Klenze berufen wurde), dem General Sceverras-Testaferrata als angeblich landeskundigen Reisemarschall an der Spitze, mit wenig Dienerschaft, über Neapel mit dem Studiums Siziliens beginnen sollte.

Der Mann, welcher erst kürzlich den neuentdeckten Cornelius seinem feuerigen Mäzen vorgeführt hatte — von diesem Tage stammt (wie Bunsen so zutreffend sagt, daß man das schöne Wort wohl wiederholen mag), „die Europäische Kunstblüte Münchens“ — stand bei den Malern in hohen Ehren, so daß Dr. Ringseis mehrfach, einmal sogar von einer ganzen Gesellschaft, darunter auch der Bildhauer Konrad Eberhard und der Kupferstecher Barth, in einer Sitzung —

1) Über Scheffer vgl. Ernst Förster, „Denkmale Deutscher Kunst“. Leipzig 1859. V. B. u. dessen „Gesch. d. deutsch. Kunst“. Leipzig 1860. IV. 235 ff. Wurzbach, Lexikon 1878. 29. B. S. 49 bis 53. Franz Binder, „Overbeck“ I. 348 ff. u. II, 424. Fr. v. Bötticher, „Malerwerke“ 1901. II, 536.

natürlich seiner Sitte gemäß — lesend gezeichnet wurde. Im damals bei der „deutschen Kolonie" allgemein beliebten kragenlosen Rock, das schmucke Barett auf dem Haupte, die ganze schneidige Persönlichkeit und Physiognomie, wie ihn „das Kind Bettina" schon 1809 in ihrem Briefe an Goethe schilderte:[1] „Ein Gesicht wie aus Stahl gegossen, alte Ritterphysiognomie, kleiner, scharfer Mund, schwarzer Schnauzbart, Augen, aus denen die Funken fahren, in seiner Brust hämmert's wie in einer Schmiede, will vor Begeisterung zerspringen, und da er ein feuriger Christ ist, so möchte er den Jupiter aus der Rumpelkammer der alten Gottheiten vorbringen, um ihn zu taufen und zu bekehren!" Man denkt unwillkürlich an den erzgepanzerten, zwischen Tod und Teufel ohne Furcht und Tadel unbeirrt dahintrabenden Reiter Albrecht Dürers! — Schnorr hat ihn lesend dargestellt, ebenso alle nachfolgenden Zeichner und Maler; lesend reitet er auf einem Porzellanvasengemälde nach dem Gipfel des Vesuv; ähnlich zeigt ihn Rottmanns Freskolandschaft von „Messina"; ein Liederbüchlein in der Rechten, ein Glas in der Linken, den „Prinz Eugenius" singend, so schildert ihn der treffliche Franz Catel (geb. 22. Februar 1778 in Berlin, gest. 19. Dez. 1856 in Rom) in der spanischen Osteria des mit seinen Flaschen dahinwatschelnden Don Raffaele d'Anglade, wo der Kronprinz in heiterster Laune mit seinen Getreuen die Morgenfeier des 29. Februar 1824 beging.[2])

1) Vgl. Goethe's Briefwechsel mit einem Kind (Clemens Brentano's, nachmals an Achim von Arnim verheiratete Schwester Bettina). Berlin 1835. II, 181.

2) Das Datum auf der Rückseite des Bildnisses, welches der König immer in seinem Arbeitszimmer hatte. Vgl. Beilage 163 „Allgem. Ztg." 11. Juni 1880, wo auch die Reihenfolge der Sitzenden benannt ist. Dazu Fr. v. Bötticher, „Malerwerke" 1891. I, 163 und Sepp, „Ludwig Augustus" 1903. S. 55. — Über Geheimrat Dr. Johann Nep. von Ringseis (geboren 16. Mai 1785 zu Schwarzhofen in der Oberpfalz, gestorben 22. Mai 1880 in München) vgl. „Allgem. Deutsch. Biographie" 1889. 28,





Ein ernstes Haupt schaut finster drohend aus dem nächsten Blatt: Friedrich Rückert, der als „Freimund Reimar" seine „Geharnischten Sonette" gegen den corsischen Imperator stellte. Das Bildnis ist gleich jenem Görres', des ebenso wortgewaltigen Schreibers des „Rheinischen Merkur", durch viele Kopien und Karl Barths kleinem Stich bekannt geworden: dieses ernste Antlitz mit dem glühendbohrenden, tief liegenden Auge und dem hohnschneidig malmenden Mund, umrahmt von kurzem Bart und wallenden Dürer-Locken: So wird der Dichter in der „Glanzversammlung" des deutschen Künstlerfestes am Abend des 19. April 1818 in der Villa Schultheis, vor dem „kronenwürdigen Prinzen", wie ein Zeichendeuter die farbigen Wandbilder erklärend, seine stolz dahin rollenden, wohllautenden Verse gesprochen haben, in welchen die Poesie alle Künste als ihre Töchter redend einführt mit zündenden Worten der Begeisterung, das ganze Pensum der neuen Aera prognostizierend. Der gefeierte Mäzen, dem das Fest noch lange nachklang, der davon mit Freuden schrieb und erzählte, auch den Dichter nie vergaß, trug an jenem Abend den sogenannten „deutschen Rock" mit gepufften Ärmeln, ein blausammten Barett mit wallenden Federn. In der allgemeinen Freude wagte man sogar ein Tänzchen, und da es an Frauen fehlte, machte Ringseis die Partnerin der Tarantella: das gelbe römische Schultertuch über den Armen, eine weiße Serviette mit Rückwand in das Haar genestelt, bildete er eine graziös fächelnde Charakterfigur zu erhöhter Heiterkeit. — Damals dichtete der unter den Künstlern sich so wohl fühlende Rückert noch das „Hochzeitsgedicht an ein deutsches Brautpaar", die den schaukelnden Wogengang in rhythmischem Wohlklang nachahmende wundervolle „Fahrt um den Posilip", die „Ritornellen" und

635. ff. — Seine Lebenserinnerungen erschienen zuerst teilweise in den „Histor.-polit. Blättern" (75, 393 ff.) und in vierbändiger Ausgabe Regensburg 1886 bei Habbel, welcher 1909 eine vorzügliche Bearbeitung (ebenda) folgte; ein reiches historisches Quellenmaterial zur gründlichen Kenntnis seiner Zeit bietend.



„Sicilianen" und brach dann auf nach Wien, wo ihn der nüchterne Hammer-Purgstall für die Literatur des Orients gewann. Aus diesen neuentdeckten Bergwerken erhielt Rückert mit seinen bisher unerhörten, alle früheren Leistungen überflügelnden Nachdichtungen bisher ganz ungeahnte Schätze, womit er die eigene Sprachkunst bereicherte, man denke nur an die „Makamen des Hariri" und die „Morgenländischen Sagen und Erzählungen". [1] Die frühere Lehrmeinung, es sei „die Wissenschaft der Tod der Poesie", ist durch Rückert schnell hinfällig geworden, der mit Recht rühmen konnte: Was Philologie im Bunde mit Dichtung zu leisten vermag, habe sein „Hariri" gezeigt. Seine „Weisheit der Brahmanen" ist übrigens mit vielem Import aus Hegeltum durchsäuert!

Zu Rückerts engeren Freunden gehörte der gleichfalls sehr ernste Kupferstecher Carl Barth (geb. 12. Okt. 1787 zu Eisfeld), der schon in Frankfurt mit Cornelius verkehrte und 1817 nach Rom kam. Seine erste Leistung daselbst war das Bildnis des schönen, beim Baden in dem Tiberfluß am 19. Juni 1818 ertrunkenen Malers Karl Philipp Fohr und das Titelblatt zu Cornelius „Nibelungen". Barth, der das Klima nicht ertragen konnte, mußte, nachdem ihn Schnorr noch am 22. April 1819 gezeichnet hatte,

1) Bei diesem Anlaß sei auch der kleinen Abhandlung von Jos. Karl Brechenmacher (Stuttgart 1911) gedacht, worin dieser schwäbische Schulmann Rückerts berühmte Parabel „Es ging ein Mann im Syrerland" als eine ganz internationale Erscheinung nachgewiesen hat — ein bisher unbeachtet gebliebener höchst dankenswerter Zuwachs der Rückert-Literatur. Aus dem Kamel ist vorerst ein Elefant, Einhorn und Stier geworden, vielleicht kommen bei weiterer Zonenwanderung noch Krokodill, Panter und Tiger oder Klapperschlange und Wallroß an die Reihe. Die Phantasie eines jeden neuen Stammes schafft zonenmäßig umbildend, unermüdlich durch die Jahrhunderte neugestaltend weiter.

Eine sehr umsichtige, empfehlenswerte Auswahl aus Rückerts Dichtungen für „Haus und Welt" hat Stephan List (München bei Piper, 242 S.) mit Portraits, Ansichten und Facsimilen nebst einer biographischen Einleitung herausgegeben.

nach Deutschland zurück, wo er sich durch strenge Arbeit einen geachteten Namen errang; vielseitigst begabt zeichnete er nicht nur an 400 Bildnisse nach dem Leben, sondern schrieb kleine Novellen, auch ein Werk über die Kupferstecherkunst; in Berlin genoß er die Gastfreundschaft Rückerts, welcher auf ihn das heitere Albumblatt dichtete:

Wenn du dich gestochen müd am Stechtisch,
  Wie ich mich gesprochen matt am Sprechtisch,
Laß uns sitzen, sprechen und ausstechen
  Reinen Rheinweins eine Flasch' am Zechtisch.
Freien Künsten stehen wir zu Diensten;
  Laß uns ihnen dienen nicht zu knechtisch!

Von Verfolgungswahn getrieben, stürzte sich Barth auf einer Reise zu Guntershausen aus dem Fenster und starb an den Folgen zu Kassel am 12. September 1853.[1])

Eine anmutende Erscheinung war sein Fachgenosse Ferdinand Ruschewey aus Neustrelitz (1785—1845), der mit guter Vorbildung 1808 nach Rom kam und sich der neuen Aera warm anschloß; er kopierte nach Markanton Raimondi und lieferte gute Stiche nach Giotto, Fra Angelico, Overbeck und Cornelius; in die Heimat zurückgekehrt (1832), setzte er seine rühmliche Tätigkeit fort mit Reproduktionen nach Bendemann, Thorwaldsen, Schnorr, Steinle, Overbeck (Ruth und Boas) mit gewissenhafter Treue und innigstem Verständnis.

Während seines unfreiwilligen durch Krankheit veranlaßten Aufenthaltes in Florenz zeichnete Schnorr (am 21. Juni 1819) den schon durch seine Erscheinung fesselnden, deutsch gesinnten, auch in Kügelchens „Jugenderinnerungen" genannten polnischen Grafen Rudolf Przystanowski;[2]) der dankbare Maler, welcher längere Zeit mit demselben verkehrte, rühmt von ihm, in vielen Dingen „großen Aufschluß

1) Vgl. Brückner in „Allgem. Deutsche Biographie" 1875. II, 100.
2) Ein ähnlich klingender, vielleicht durch unrichtige Schreibung entstellter Graf Przezdiecky erwarb 1859 eine Sepiazeichnung zu Overbecks „Vater unser" um 400 Skudi (Binder II. 426).



und erwünschte Anregung erfahren zu haben, daß ich seiner nie vergessen werde“.

Mit dem aus Rückerts „Fahrt um den Posilip“ leuchtenden „sonnenhellen Jugendsinn“ und jener aus Eichendorffs „Taugenichts“ übermütig lachenden Laune, „die alle, so es ehrlich meinen, aus Herzensgrund grüßt“, sang wetteifernd Wilhelm Müller (geb. 7. Oktober 1794 in Dessau, gest. am 30. November 1827 ebendaselbst), der sich in den Befreiungskriegen tapfer bei Lützen, Bautzen, Hanau und Kulm geschlagen hatte, seine von Franz Schubert so congenial vertonten „Müller-Lieder“. Denselben fröhlichen Jubel intoniert er auch als „Wandernder Waldhornist“, auf seinen „Lyrischen Reisen“ und „Epigrammatischen Spaziergängen“. Schnorr, welcher mit ihm die genußreiche Reise von Wien nach Florenz gemacht hatte, zeichnete am „18. April 1818“ dessen Portrait in der langersehnten Siebenhügelstadt, in welcher Müller sein, mit einer neidenswert prächtigen Climax „Rom, Römer und Römerinnen“ betiteltes Buch verfaßte, welches 1820 bei Duncker & Humblot in zwei Bändchen erschien. Der erste, 278 Seiten umfassende Teil bringt „Briefe aus Albano“ mit der Widmung an seine lieben Freunde Fr. Grafen von Kalckreuth und Ludwig Sigismund Rühl, zum Denkmal ihrer glücklichen Begegnung, das zweite Bändchen enthält auf 286 Seiten die ziemlich redeseligen Schilderungen aus Rom über Straßen- und Volksleben, Trachten, Musik und Tänze, Volksbücher und -Sänger, Balladen und Romanzen, mit der Dedikation an M. Daniel Amadeus Atterborn in Upsala. Der Verfasser wurde dadurch ein Vorlänfer des armen Fr. Waiblinger (geb. 21. Nov. 1804 in Heilbron, gest. 17. Januar 1830 zu Rom) [1]. Größeren Ruhm als Graf Platens „Polen-

1) Ungleich wichtiger für das damalige römische Kunstleben ist die von dem Tiroler Maler Josef Anton Koch (geb. 27. Juni 1768 zu Obergiebeln bei Elbingenalp, gest. 12. Januar 1839 in Rom) gefertigte „Moderne Kunstchronik“, auch „Die Rumfordische Suppe“

lieder", welche erst lange nach des Dichters Ableben zu bleibender Würdigung kamen, erreichten Müllers begeisterte „Griechenlieder" (1821 ff.); sehr verdienstlich war die populäre Wiedererweckung der Dichter des 17. Jahrhunderts, welche nun durch die kritische „Bibliothek der deutschen Klassiker des deutschen Mittelalters" (Leipzig bei Brockhaus) und die „Publikationen des Literarischen Vereins" (Stuttgart bei Cotta) hocherwünschte Pflege fanden. Wilhelm Müller erhielt reichliche Anerkennung, wahren Weltruhm dagegen sein Sohn Max Müller (geb. 6. Febr. 1823 zu Dessau, gest. 28. Oktober zu Oxford), der größte Kenner der Sanskrit-Literatur und Herausgeber der vierbändigen Rigveda.

Besonderen Dank verdient Schnorr, daß er uns die schönen Züge des stillbescheidenen Franz Horny überlieferte. Geboren 1797 zu Weimar nahm ihn Herr von Rumohr auf seiner zweiten Reise mit nach Rom, wo er zu Olevano und Civitella als Schüler von J. A. Koch nicht allein die Landschaft, sondern auch die Botanik studierte, und ihre Architektonik, ebenso wie der Engländer Pugin und unser Eugen Neureuther in den Kreis seines Wirkens zog, ihre ewigen Formen zu neuem ornamentalem Zier und Schmuck verwendend. Rückert gedenkt seiner, freilich ohne Nennung des Namens: wie an den Bildern jenes von ihm besungenen Festes in der Villa Schultheis, Einer sich unter dem Malergerüste „ungesehen hingeschmiegt, um zu aller Künste Füßen eine kaum bemerkte Zier von stillen Blumen und Kräutern sprossen zu lassen". Mit Festons, Ghirlanden und Kränzen von Blumen und Früchten umrahmte er auch die Dante-Fresken des Cornelius in der Villa Massimi, ganz im Style des Tomaso Vigordi oder Giovanni da Udine. Als Horny kaum 26 Jahre alt zu Olevano starb, vererbte er alle seine

betitelte scharflaugige Satyre (Karlsruhe 1834), in neuer Ausgabe von Ernst Jaffé (Innsbruck 1905, Wagner) zugleich mit einer biographischen Studie (nebst 15 Abbildungen, in der Zeitschrift des Ferdinandeum III. Folge, 30. Heft. Ebenda 1905).

Aquarell-Originale seinem Gönner Rumohr, der selbe nach Weimar verbrachte.[1])

Dazwischen finden sich die Bildnisse des Malers Karl J. Mosler (geb. 1788 in Coblenz), der ein Schüler von Langer, mit Cornelius schon von Frankfurt aus befreundet, von 1816—20 in Rom weilte, rechtzeitig aber das Malen aufgab und an der Düsseldorfer Akademie wirkte, die er auch seit Cornelius Abgang nach München bis zu Schadows Ernennung provisorisch leitete und als Lehrer der Kunstgeschichte, Schriftsteller und Sekretär 1860 starb. Dann den vielgenannten Herrn Joh. G. Quandt (geb. 9. April 1787, gest. 29. Juni 1859), welcher auf seiner Hochzeitsreise 1819 nach Rom kam, in unauffälliger Weise fast bei allen Künstlern — Bestellungen machte[2]) und schriftstellerisch tätig blieb. Dazu gesellte sich der Naumburger Domherr Christian Leberecht von Ampach[3]) (geb. 1772 zu Astern, gest. 5. Juni 1831), der neun Künstler mit Aufträgen für seinen Dom betraute, welche nachmals wieder zurückgenommen wurden. Daran reihen sich der freundliche, an Eduard von Steinle erinnernde Joh. Passavant und der mächtige Thorwaldsen (gezeichnet 18. April 1822), welcher mit den unter der weißen Mähne lebensprühend leuchtenden Augen, wie er noch 1841 auf dem zu seinen Ehren veranstalteten Künstlerfeste zu München allen Beteiligten unvergeßlich erschien, drei Jahre vor seinem am 24. März 1844 zu Kopenhagen erfolgten plötzlichen Ableben.

Overbecks mächtiger Kopf ist am 24. April 1821 gezeichnet. Zwei frühere Aufnahmen (gleichfals von Schnorr) von 1818 und 1819 befinden sich im „Museum am Dom zum Lübeck", dessen Schätze der fleißige Freiherr W. L. von

1) Vergl. Binder Overbeck 1886. I, 415 und Fr. v. Bötticher 1895. I, 572.

2) Vgl. Erinnerungen der Malerin Luise Seidler, herausgegeben von H. Uhde 1874, S. 251 und „Allgemeine Deutsche Biographie" 1888. Band 27. Seite 11 ff.

3) Binder Overbeck II, 408.

Lütgendorff (Lübeck 1815 bei Gebrüder Borschers, mit vielen Abbildungen) ausführlich katalogisierte, wobei diesem in seiner Vaterstadt nach Gebühr verehrtem Meister eine neue, eingehende Schilderung und Charakterisierung verständnisinnigst gewidmet wird.

Langsam und allmählich ciselierte sich Overbecks ganz durchgeistigter Ausdruck als das unübertreffliche Vorbild der Güte, Milde und Frömmigkeit. Schade, daß Schnorr seinen Bildnissen keine Hände anfügte. Auch Overbeck trug an diesen seine Ideen darstellenden willigen Werkzeugen die Signatur seiner Kunst, ebenso wie Ludwig Richter, der Bildhauer Rischel, der Dichter Andersen und der Tonzauberer Liszt. Hände und Finger haben ihre eigene Sprache!

Merkwürdig ist Schnorrs wechselnde und fortschreitende Technik des Vortrags. Während die meisten seiner Bildnisse, wie man heutzutage sagen würde, im „schönen akademischen Styl" sorgsam gezeichnet sind, zeigt das Bildnis des ernsten Freiherrn von Stein, dieser Eck- und Grundstein der preußischen Monarchie, den leichteren, volkstümlichen Holzschnittstrich. Dagegen ist Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen, als gewiegter Diplomat, in Sepia zierlich getuscht und der physiognomisch schwer definierbare Marchese Massimi,[1]) der die Vollendung der bahnbrechenden Fresken in seiner weitberühmt gewordenen Villa nicht mehr erlebte, in spitzer Radiermanier skizziert, vielleicht in unbewußter Andeutung oder in tastendem Vorgefühl, daß eines nicht für alle paßt und der Zeichner gleichfalls seine Phasen und fortschreitende Entwicklung mit den Zeitgenossen teilte.

1) In Rom ist noch kurz vor Schluß des vorigen Jahres der jüngste Inhaber der Villa Massimi und Besitzer eines gleichnamigen Gutes zu Frascati, Fürst Filippo Massimo-Lancellotti, im Alter von 72 Jahren gestorben. Ein beharrlicher Verfechter des Patrimonium St. Petri, der seine kostbaren Kunstschätze gegen das Andringen des landläufigen Touristenschwarmes eifersüchtig hütete und nur mit größter Vorsicht Zutritt gewährte, die Erlaubnis zum Zeichnen oder Photographieren stets unerbittlich verweigerte. Seine Nachfolge ist gesetzlich geregelt. Also — „Zuwarten!"

Den Schluß macht Carl Begas (signiert 27. Oktober 1824) der Gründer dieser vornehmen, in klassischer Formgebung exzellierenden Bildhauerfamilie. Eingefügt als Holzschnitte in den Begleittext finden sich zwei Frauenköpfchen, darunter als Mädchen Schnorrs nachmalige Gattin.

Dieses kostbare Portraitwerk ist ein wahres artistisches Urkundenbuch und dankenswertes Spiegelbild, lehrreich für die Nachwelt und Alle, die noch eines guten Willens sind, ihre Aufgabe mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Wahrheit zu lösen!

XXXVII.

Die Entstellung des Landes.

„Ein Volk, das sich seiner ganzen Vergangenheit beraubt, ist das unvornehmste der Welt."
Paul Schultze-Naumburg.

Der gegenwärtige Krieg hat das Antlitz der europäischen Erde verwüstet, wie es außer den Verheerungen der Völkerwanderung kaum andere große Kriege jemals bewirkten. Die Zerstörungswut der halbkultivierten Barbaren des Ostens, die Unvernunft der Feinde des Westens, welche die herrlichsten Städte zu befestigten Plätzen umgestalteten, haben baukünstlerische Werte und landschaftliche Reize vernichtet, für welche ein Jahrhundert keinen Ersatz schaffen wird. Was einst der hl. Ambrosius[1]) von den Verwüstungen der Kriege seiner Zeit schrieb, gilt auch für die unsere: „Blühende Städte in Ruinen. Wie viele von ihnen liegen da, verlassen, halbeingestürzt, beinahe nur mehr ein Haufen rauchender Trümmer. Vordem die Heimstätten üppigen Wohlstandes und stolze Sammelplätze frohgemuten Lebens. Jetzt

1) „Histor.-polit. Blätter" Bd. 155, S. 600 f.



Städteleichen. Land auf und ab ein einziges Leichenbegängnis, eine düstere, erschütternde Totenfeier."

Der Krieg hat, durch den Einfall sengender und brennender russischer Truppen, auch einen Teil des deutschen Nordostens verwüstet. Aber so beklagenswert diese Verwüstung deutscher Gaue ist: die größte Verwüstung der Heimat hat uns nicht der Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern die Verständnislosigkeit und Geschmacklosigkeit des neunzehnten gebracht. Es war keine Übertreibung, als Paul Schultze-Naumburg[2]) im Jahre 1908 warnend schrieb:

„Wir stehen vor dem Schicksal, daß Deutschland sein Gepräge als unser trautes Heimatland verlieren und zu einer Stätte der ödesten Nüchternheit werden wird. Geht es so weiter, so werden in kurzer Zeit Städte und Dörfer in Proletarierwohnstätten verwandelt sein, deren einförmige Bauten ihren Stil vom Zuchthaus entlehnt haben. Alle Reste einer feineren Kultur, wie wir sie von unsern Voreltern ererbt haben, werden entweder der Zerstörung oder der Restaurierungswut verfallen sein. Und ebenso wird von der ursprünglichen Schönheit und Eigenart der Natur nichts mehr übrig bleiben."

Das Auge der Sehenden auf die Entstellung unseres Landes zu lenken ist heute eine umso notwendigere und verdienstvollere Aufgabe, als seit einem halben Jahrzehnt die mutig einsetzende Bewegung gegen diese Entstellung im Abflauen begriffen ist und sich zugleich der erkältende Einfluß der Ingenieure und Ingenieure-Architekten und unberufener Kunstliteraten immer stärker geltend macht.[1]) Bevor wir aber unser Auge auf die sichtbaren Wirkungen lenken, müssen wir auf die weiter zurückliegenden Ursachen der Vernichtung von tausend Heimats- und Schönheitswerten, auf die Ursache der Zerstörung der Harmonie unseres Landes die Blicke richten.

1) Die Entstellung unseres Landes. Herausgegeben vom Bund Heimatschutz. 2. Aufl. S. 7.

2) Vergl. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 146, S. 166.



I.

1. Die führenden Geister des Humanismus und der Reformation haben uns den inneren Bruch mit der christlichen Vergangenheit und ihrer Gedankenwelt gebracht. Sie haben die früher einheitliche Kultur des Abendlandes schrittweise aufgelöst, Leben, Glauben und Wissen in Gegensatz gestellt. Die schwersten und grellsten Folgen dieses geistigen Bruches lieferte uns die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und ihr blutiges Abendrot: die große Revolution, welche die ganze historische Entwicklung des christlichen Abendlandes sichtbar durchschnitt und vernichtete und das Volk selbst des Verständnisses für die alten Tage beraubte.

Der Vernichtung der Einheit der geistigen Kultur mußte später, mit zwingender Logik, die Vernichtung der Einheit der künstlerischen Kultur folgen. Durch die mächtig fortwirkende Tradition und den noch konservativen Geist des korporativ organisierten Handwerker- und Künstlertums und durch andere Einflüsse blieb zwar die äußere Einheit der bildenden Kunst, des Kunsthandwerkes und der Volkskunst noch drei Jahrhunderte gewahrt, bis endlich auch sie zerriß und verschwand mit der französischen Revolution und den ihr folgenden kriegerischen Umwälzungen. Das erste oder zweite Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet den in der ganzen Geschichte ohne Beispiel dastehenden Untergang der alten einheitlichen, in Harmonie mit Volk und Volksempfinden stehenden Kunst und des alten einheitlichen Stiles.

Zu dem Abbruche der künstlerischen Tradition, dem kommenden Stilwirrwarr und der Stillosigkeit kamen, als weitere die bildenden Künste indirekt schädigende Faktoren, die rasche Entwicklung der Naturwissenschaften und die Fortschritte der Technik. Sie nahmen die Sinne und das Denken der Gelehrten wie des Volkes gefangen, die Wunder der Technik lenkten die Blicke von den Wundern der Schönheitswelt ab, die einseitig intellektuelle und technische Kultur ließ



die ästhetische Kultur des Auges und der anderen Empfindungsorgane verkümmern.

Wie die Einheit schwand die Stetigkeit der kulturellen — und damit auch der künstlerischen — Entwicklung. Die moderne Kultur ändert nicht schrittweise, wie die ehemalige Kultur, das Alte, sondern zerstört mit ihren gewaltigen technischen Hilfsmitteln und mit ihrer Traditionsverachtung das Überlieferte. Am auffallendsten und für gewisse moderne Bestrebungen am lehrreichsten ist bekanntlich diese Zerstörung, das ohne Übergänge erfolgende äußerliche Hinübergleiten von der einstigen zur jetzigen Kultur in Japan erfolgt. Die Folge war ein bis heute ungelöster Kulturwiderspruch, ein ästhetischer und ethischer Konflikt zwischen Alt- und Neujapan. „All die Schönheit, Einfachheit, Ökonomie, die Abhärtung und Selbstbeherrschung, die ästhetische nnd ethische Kultur Altjapans", schreibt Robert Wilbrandt,[1]) „steht auf dem Spiel." An die Stelle der verlorenen Schönheitsfreude tritt die nüchtern erkannte Zweckmäßigkeit. Die nicht für den Eigenbedarf, sondern für den Markt produzierende Industrie verdirbt den Geschmack. Ähnlich ist die Perspektive in dem gegenwärtig europäisierten und industriell reformierten China: „Wie in Japan ist auch hier der Geschmack im Wanken. Die Barbarei bricht herein." [2]) — —

Die ersten Dezennien des industriellen neunzehnten Jahrhunderts haben die Zerrissenheit und den Niedergang der Kunst eingeleitet, aber sie bezeichnen nicht, wie vielfach heute noch angenommen wird, den Tiefstand der bildenden Kunst. Ihren tiefsten Stand erreichte die Baukunst „erst um 1870 herum, als in der Stadt die Altdeutschmeierei anfing und die Renaissanceherrlichkeit „wiederentdeckt" wurde und . . . eine Auferstehung feierte, in der sich die gute alte echte Renaissance kaum wiedererkannt hätte".[3]) In den Dörfern zehrte man bis in die sechziger Jahre hinein „noch an den

1) Als Nationalökonom um die Welt. Jena 1913. S. 38.
2) Ebenda S. 60. 3) Ebenda S. 53.



Beständen einer alten guten Überlieferung, dann drang auch dorthin das Elend des Gewerbeschulmeisters. Seitdem auch die ländlichen Maurermeister die Erziehung der neuen Bauschulen kennen gelernt oder doch Vorlagewerke zu Gesicht bekommen haben, die aus jenen Gegenden stammen, seitdem ist es mit dieser Überlieferung aus."[1]) „Ein historischer Drill hat die Werkstättentradition abgelöst. Aber die Tradition allein ist es, in der der Künstler und Handwerker aufwachsen kann, um sich zur Freiheit zu entwickeln."[2])

2. Die Entstellung von Stadt, Dorf und Landschaft hat seit vierzig Jahren rapide Fortschritte gemacht und schreitet, trotz einzelner Gegenmaßregeln, weiter vorwärts. Die alten Schätze der Heimat werden selten und seltener. Es wird Deutschland einst ergehen wie Tarquinius Superbus mit den sibyllinischen Büchern: der noch übrig gebliebene Rest seiner Schönheitswerte wird mit Gold aufgewogen werden.

Eine Fundamentalursache, warum die wachsende Entstellung von Stadt und Land in den berufenen Kreisen und im Volke nicht mehr empfunden und nicht mehr geglaubt wird, ist — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — eine ästhetisch-physiologische. Das Auge hat unter den verwirrenden, disharmonischen und häßlichen Eindrücken der Zeit seine ehemalige künstlerische Sehkraft eingebüßt. Es sind nicht viele, die richtig zu sehen, Künstlerisches von Unkünstlerischem zu unterscheiden vermögen, wenn auch, infolge der Bemühungen einzelner Männer, eine kleine Besserung eingetreten ist. Man hat sich in hohem Grade an das Unharmonische und Unschöne gewöhnt. Einen interessanten Gradmesser für das zurückgegangene ästhetische Sehvermögen des Auges, bilden u. a. unsere bisherigen Reisebücher. In diesen wird fast regelmäßig nur das Große und Aufsehen Erregende, neue Promenaden und Straßenanlagen, Bahnhöfe und Postgebäude, protzige Hotels, moderne, in die

1) Ebenda S. 53 f. 2) Ebenda S. 69.

Umgebung nicht passende Kirchen usw., erwähnt, während die anheimelnden Gassen und die alten anspruchslosen, aber harmonischen Bauten der Stadt mit Stillschweigen übergangen werden: eine Bankerotterklärung jeglichen künstlerischen Gefühls bei den Herausgebern dieser Bücher und ein verhängnisvoller Einfluß auf die Reisenden, die nach denselben ihr künstlerisches Urteil einrichten.

Mit der Unfähigkeit des künstlerischen Sehens verbindet sich bei vielen unserer Zeitgenossen eine „prinzipielle" Geringschätzung alles Alten. Unsere Zeit hat, ungeachtet aller Fortschritte der Geschichtswissenschaft und der historischen Kritik, wenig Achtung vor den Werken der Vergangenheit. Ein Hauptzug unseres demokratischen Zeitalters, sagt an irgend einer Stelle Fr. W. Förster, ist die Pietätslosigkeit. Sie hat ebensoviel Kunstwerke vernichtet, wie die Technik und das gesunkene Kunstempfinden.

II.

1. Suchen wir ein anschauliches, sich hundertmal wiederholendes Bild der Entstellung unseres Landes durch eine kleine Wanderung, ausgehend von den neuen Teilen einer Stadt und endigend in einem modernen Dorfe, zu gewinnen. Es soll mit Absicht eine der weniger entstellten Gegenden sein, auf die wir unsere Aufmerksamkeit lenken.

Wir betreten von unserer modernen, wenig anheimelnden Wohnung aus eine gerade, einen Kilometer lange Straße, deren Langweile und unkünstlerische Anlage nur durch die eingepflanzte Kastanienallee gemindert wird. In dieser Straße liegt das neue Rathaus der Stadt, als ehemaliger Bahnhof ein Ziegelbau, dessen Häßlichkeit gärtnerische Anlagen zum großen Teile verdecken. Dann folgt an einer Straßeneinmündung in spitzem Winkel, ein Ergebnis der nur das Papier und nicht die Wirklichkeit sehenden Städte-Geometrie des vorigen Jahrhunderts, die protestantische Kirche und das dazugehörige Pfarrhaus. Beide sind in moderner Pseudogotik und in intensiv roten Backsteinen er-



baut und stören das ganze Städtebild in Form und Farbe empfindlich. Ein kurzer Weg führt an den Seitenfluß des großen, die Stadt berührenden Gebirgsflusses. Eine eiserne Brücke, ein Ingenieurwerk der sechziger Jahre, dessen konstruktive Bögen störend in das schöne Landschaftsbild einschneiden, vermittelt den Verkehr. Eines der anstoßenden Ufer des kleinen Flusses hat man in den letzten Jahren unnötigerweise seiner malerischen Gebüsch- und Baumreihe beraubt. Wir kommen an die lange, über den großen Fluß hinüberleitende Brücke. Sie wies noch vor zwei Jahren dieselbe geschmacklose Eisenkonstruktion wie die vorgenannte auf; jetzt ist sie besser, aber bedauerlicherweise wieder in Eisen, neugebaut. Der Blick auf das breite Wasser und das nahe Gebirge ist schön; aber er war ungleich schöner in der nicht weit zurückliegenden Zeit, in der die nahezu geradlinige Regulierung des Flusses noch nicht vollzogen war, in der die dunkelgrünen Ufersäume ein entzückendes Linienspiel darboten und die weißen Sandbänke aus den blaugrünen Fluten weithin leuchteten.

Am jenseitigen, rechten Ufer führt eine schmale Straße zwischen bewaldeten Auen und üppigen Wiesen flußabwärts. Bald zeigt sich ein neues Landhaus mit einem Erkerturme. Es wäre erträglich, vielleicht sogar schön, wenn es hell verputzt wäre; so liegt es mit seinen rohen und roten Backsteinmauern unschön und tot im Grün des Angers und „harmoniert“ nur mit dem durch mehrere große Sandgruben entstellten, den Hintergrnnd des Gebäudes bildenden Abhang. Ein paar Bauernhöfe folgen, nicht häßlich aber auch nicht anziehend, ausdruckslos und charakterlos wie die meisten in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstandenen ländlichen Bauten.

Mangels einer Brücke oder eines Steges setzen wir einige Kilometer unterhalb der Stadtbrücke über den raschströmenden Fluß. Am jenseitigen Ufer haben die Wasser des Frühjahres den geradlinigen Damm zerstört und dadurch das Gelände wieder etwas malerischer gestaltet. Nach Durch-



querung des Erlenwaldes mit seinem dichten Unterholz betreten wir ein weites, gut bewachsenes Wiesengelände. Es ist, so weit das Auge reicht, entstellt durch die elektrischen Leitungen der Überlandzentrale und durchschnitten mit einzelnen geradlinigen, ihres Ufergebüsches beraubten Bächen: ein umfangreiches Zeugnis des Sieges unserer technischen Kultur und unseres Ingenieurwesens über jede landschaftliche Rücksicht. In kurzer Entfernung taucht eine Reihe von großen Häusern auf. Wir halten sie zuerst für eine industrielle Kolonie, bis wir, näherkommend, sehen, daß sie ein Bauerndorf vorstellen sollen. Das Dorf fiel vor ein paar Jahrzehnten einem verheerenden Feuer zum Opfer und wurde, einschließlich des Gasthauses, größer und — häßlicher wieder aufgebaut; aufgebaut als eine Summe roher, unverputzter Backsteinkästen, die jede bauliche Tradition verleugnen und auf die ganze sie umgebende Landschaft düster abfärben. Daß man an ein Verputzen der Mauerflächen in keiner Weise denkt, das beweist das an denselben emporstrebende Spalierobst samt den angenagelten Latten und erklärt sich, hier wie überall, durch das erstorbene Gefühl des heutigen Bauerntums für schlichte und anheimelnde ländliche Schönheit. Schön ist nach seiner Auffassung, was halbstädtisch und neu ist. Die weiße alte Kirche mit ihrem schlanken Kuppelturm steht wie ein fremdartiges Gebilde in den monströsen dunklen und wie ältere Fabrikanlagen abstoßend wirkenden Bauten und ihren mit Stacheldraht umfriedigten Obstgärten.

Wir schließen unsere Wanderung mit einem Blick auf das herüberblauende Gebirge, das allein seine Harmonie und alte Herrlichkeit noch bewahrt zu haben scheint, während die einstige Schönheit des flachen Landes mit den heimgegangenen Geschlechtern verschwunden und versunken ist.

2. Entstellt das alte Land, entstellt die alte Stadt! Entstellt vielfach noch in jener Zeit, in der die Bewegung der Verbände für Heimatsschutz bereits lange und kräftig



eingesetzt und die meisten Staaten Gesetze gegen die weitere Verunstaltung des Landes geschaffen hatten.

Wir besuchten in den letzten Jahren wiederholt eine deutsche Bischofsstadt des gebirgigen österreichischen Südens: ein Städtebild von selter Harmonie mit traulichen Gassen und Plätzen, Kirchen und Klöstern, Gast- und Privathäusern. Nur eine, in potenzierter Geschmacklosigkeit erbaute und von vielen Einheimischen — bewunderte große Villa am Bahnhofe war geeignet, den Touristen von dem Besuche der tausendjährigen Stadt zurückzuhalten.

Ein neuer, „Großstadtideale“ verfolgender Gemeinderat löste den alten, konservativen ab. Große Projekte wurden entworfen und ausgeführt, die städtischen Umlagen und die städtischen Schulden bis zu einer erdrückenden Höhe gesteigert — und das alles, um einen ohne Beispiel dastehenden Bauvandalismus an einem Juwel alter Städtebaukunst zu verüben! Enge Gassen von hohem malerischem Reize wurden ohne zwingenden Grund eingerissen, die kunsthistorisch wertvolle Hauptstraße mit ihren heimlichen Lauben durch ein modernes Kaffee entstellt und mit riesigem Kostenaufwand eine neue Bahnhofstraße geschaffen, die das Entsetzen jedes für städtische und bauliche Schönheit einigermaßen empfänglichen Reisenden erregt. Die erwähnte Villa am Bahnhof scheint den Ausgangspunkt und das Vorbild für die bauliche Neugestaltung der Stadt und für die Auffassung ihrer Kunstbanausen gewesen zu sein. Heute klingt es wie Ironie, was einstens Emilie Escherich von ihr sang:

„Alles hast du überdauert,
Alte Stadt aus alter Zeit,
Fest mit Turm und Tor ummauert —
Beispiel deutscher Herrlichkeit.“

So haben nicht Kriege und revolutionäre Aufstände, nicht Verheerungen des Wassers und des Feuers das prächtige Bild der tausendjährigen Gebirgsstadt vernichtet, sondern die Verständnislosigkeit, Pietätslosigkeit und Geschmacklosigkeit einer die baukünstlerischen Aufgaben kleinerer Städte



und die Heimatschutzbewegung ignorierenden und von unklaren Großstadtplänen träumenden Gemeindevertretung. Auf die mißhandelte Stadt trifft, wie auf hundert andere Orte, die Klage John Ruskins[1]) zu: „Die alten Burgen und Klöster Europas und noch mehr die Straßen seiner alten Städte schwinden dahin wie Träume, und nur schwer können wir uns das Gefühl des Neides und der Verachtung vorstellen, mit dem künftige Geschlechter auf uns zurückblicken werden, die wir noch solche Dinge besaßen, aber keine Anstrengung machten, sie zu erhalten."

III.

1. Die Bewegung gegen die Entstellung des Landes hat vor ungefähr ein und einhalb Dezennien sichtbar eingesetzt. Eine erfreuliche Wirkung ist seit einigen Jahren erkennbar, allein sie ist noch keine in die Augen fallende. Zudem scheinen, wie oben angedeutet, sich gerade in der neuesten Zeit der Heimatschutzbewegung starke Gegenströmungen entgegenzustellen.

Das Problem der Erhaltung der Schönheit unserer Heimat und der Beseitigung der Verunstaltungen derselben ist in allererster Linie ein Problem des richtigen ästhetischen Sehens. Heute ist die Zahl der künstlerisch Sehenden noch verschwindend klein. Die Mehrzahl unserer Volksgenossen scheint sich in dem beruhigenden Glauben zu befinden, daß unser Land infolge der regen Bautätigkeit und der zahlreichen Restaurationen der letzten Jahrzehnte, der immer größer werdenden Städte und der reichen Bauten, der imponierenden technischen Werke usw. immer herrlicher und künstlerischer geworden sei. Hier bedarf es einer fast allgemeinen ästhetischen Staroperation, wenn eine Gesundung eintreten soll.

Künstlerisch sehen heißt Harmonisches sehen; heißt zuerst das Ganze und das Verhältnis seiner Teile, heißt die

1) Vorlesungen über Kunst. Übersetzt von Hedda Moeller-Bruck. Leipzig. S. 81.



Schönheit in Form und Farbe und in ihrer ruhig wirkenden Zusammenstimmung erfassen. Alles Unruhige und Zerrissene, alles nicht mehr Einheitliche und alles Entstellte ist unschön und muß das normale, durch die verwirrenden und widersprechenden Eindrücke einer Überkultur nicht verdorbene Auge abstoßen. Das Auge muß von Jugend auf daran gewöhnt werden, Schönes in Natur und Kunst, in Stadt und Land, in dem Heime und auf der Straße zu sehen und zu verstehen. Die größte Kunstschule ist die Öffentlichkeit und die beste Kunstschule für unsere heranwachsende Generation sind die Bilder unserer unverdorbenen Städte, Dörfer, Schlösser, Kirchen und Landschaften.

Das Verständnis und Empfinden für bildende Kunst und landschaftliche Schönheit erwirbt man sich nicht durch den Besuch von Galerien und Ausstellungen, durch das Abonnement auf Kunstzeitschriften und durch die Lektüre der Kunstliteratur, am wenigsten durch eine in der Erklärung der Unterschiede der historischen Stile ihre Hauptaufgabe erblickende Kunstgeschichte; dieses alles kann unter Umständen mehr verwirren als schulen und klären. Die Kunst und das Schöne müssen in großen harmonischen Bildern gesehen, und dieses Sehen muß von jungen Tagen an geübt werden.

2. Die sichere Führung im unbewußt künstlerischen Sehen übernahm ehemals die Tradition und eine von Dissonanzen freie bauliche Kultur; heute muß diese Leitung — mag es auch als eine unerfreuliche Bevormundung erscheinen — bei der Jugend die Schule, bei den Erwachsenen die staatliche Verwaltungsbehörde übernehmen. Abnorme Zeiten verlangen abnorme Mittel.

Die staatliche Gewerbe-, Bau- und Kunstschule hat, insbesondere in den mittleren Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts, schwere Sünden in Bezug auf die bauliche usw. Gestaltung des Landes auf sich geladen; die Schule muß hiefür Genugtuung leisten, indem sie ihre Schüler auf die guten Werke unserer Väter und auf deren vandalische Mißhandlung aufmerksam macht; sie muß in ihrem theoretischen



und praktischen Unterrichte an die vor einem Jahrhundert abgerissene Tradition anknüpfen und auf dem Grunde des zunächst liegenden Alten sorgsam weiter zu bauen versuchen. Die staatliche Schule wird damit nicht alles, aber sie wird vieles erreichen.

Der staatlichen Behörde obliegt es vor allem, gegen die weitere Vernichtung der künstlerischen und landschaftlichen Werte des Landes auf dem Boden bereits geschaffener Gesetze[1]) und entschiedener als bisher vorzugehen. In den Städten müßten strenge Bauordnungen, bei deren Durchführung auch die privaten Architektenkreise heranzuziehen wären, die alten harmonischen Städtebilder schützen und neue schaffen, auf dem Lande soll die alte bodenständige Bauweise überall erhalten und gefördert werden, nicht nach bureaukratischen, sondern nach künstlerischen und praktischen Gesichtspunkten. Eine schreiend notwendige Verordnung wäre das Verbot unverputzter Backsteinhäuser und greller oder gemusteter Dächer,[2]) von denen ein einziges ein ganzes Dorfbild zu entstellen vermag.

„Daß der Schutz der Naturdenkmäler ebenso wie der Schutz der Kunstdenkmäler", sagt G. Eigner,[3]) „zu den Aufgaben des Staates zu rechnen ist, wird heutzutage nicht mehr bezweifelt; Theorie und Praxis sind hierin eins." Ministerialrat Frhr. v. Biegeleben, der Schöpfer des hessi-

1) Das preußische Gesetz „gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden" datiert vom 15. Juli 1907. Ähnliche Gesetze haben auch Bayern, Hessen, Württemberg, Sachsen und andere Staaten geschaffen.

2) „Seien Sie versichert", sagt John Ruskin, „solange die Dächer nicht in Ordnung sind, wird (in der Baukunst) nichts recht sein." (A. a. O. S. 87.) — Wie ein einziges Dach die Harmonie eines ganzen Dorfes zu vernichten vermag, so geht auch gewöhnlich der zusammenfassende Mittelpunkt des Dorfes verloren, wenn man, aus Gründen der „Stilreinheit", den alten anheimelnden Kuppelturm der Kirche, wie wir es mehrfach erlebt, in einen mageren gotischen umbaut.

3) Der Schutz der Naturdenkmäler. Stuttgart 1905. S. 41 f.



schen Gesetzes, erklärte in der Sitzung der zweiten Kammer der hessischen Landstände vom 20. November 1901: „Erkennt man einmal an, daß der Denkmalschutz im öffentlichen Interesse liegt, dann ergibt sich aus diesem Grundgedanken ganz einfach die Konsequenz, daß hier das Recht und die Pflicht des Staates eintritt, beschränkend, schützend und helfend mitzuwirken."

3. Nicht alle staatlichen Maßnahmen zum Zwecke des Kunst- und Heimatsschutzes dürfen indeß dauernde Einrichtungen sein. Die Kunst ist keine im staatlichen oder politischen, sondern im sozialen Boden wurzelnde Pflanze; sie entfaltete ihre schönsten Blüten, als sie noch ausschließlich Aufgabe der kunsthandwerklichen Korporationen und Meisterschulen war und deren Überlieferung ihr Gesetz und Grenze, Richtung und Ziel gab. Wir müssen wieder einen natürlichen, sozialen Boden für die Kunst und insbesondere für die Volkskunst im weiteren Sinne des Wortes schaffen; wie müssen, um die Harmonie in der Kunst zu erzielen, auch unser Leben wieder einfach und harmonisch gestalten. Wir dürfen nicht in der Kompliziertheit die Höhe einer Kultur erblicken. Die ehemalige harmonische und anheimelnde Baukultur, die wir selbst an den im gegenwärtigen Kriege eroberten russischen Städten schauen, läßt sich nur durch eine sozial-ästhetische Regeneration, nicht durch amtliche Dekrete schaffen, weil diese nicht zugleich die Bedingungen,[1]) welche jene Kultur geboren, dekretieren können.

Die Grundbedingungen für eine Heimatskunst und für den künstlerischen Schutz der heimatlichen Umgebung fehlen heute zum großen Teile. Viele innere Ergebnisse unserer technischen Kultur machen, trotz mancher gegenteiligen Behauptungen, eine äußere ästhetische Kultur zur Unmöglichkeit oder hemmen deren Entwicklung. Das Eisenbahnwesen, das rücksichtslos die schönsten Landschaften in gerader Linie durchschneidet, hat uns die häßlichen Bahnhofanlagen und

1) Vergl. Hellmuth Wolff, Die Volkskunst als wirtschaftsästhetisches Problem. Vortrag: Halle a. S. 1909, S. 22.

ausgedehnten Bahnhofslager, die eisernen Stege und Überführungen gebracht. Die heutige Wichtigkeit des raschen, des kürzesten Verkehres hat ihren Einfluß auch auf unsere Städte und das Land ausgeübt durch Schaffung langer gerader städtischer Straßen und den Bau von Landstraßen, die jede naturgemäße Anpassung an das vorhandene Terrain vermeiden. Der elektrische Draht überspannt unsere Fluren und Ackergelände mit einem sie entstellenden Netze, das sein Pendant in den geradlinigen Gräben und schwarzen Rohrleitungen besitzt. Die Industrie hat das heimatliche Land mit abstoßenden schwarzen Bauten und berußten Schornsteinen übersät, Bach- und Flußläufe verseucht und nicht selten die landschaftlichen Reize ganzer Provinzen vernichtet. Dazu kommt das aufdringliche Reklamewesen in Stadt und Dorf, längs der Schiffahrts- und Bahnlinien und selbst an den schönsten Punkten des Mittel- und Hochgebirges u. a. m.

Viele der durch das moderne Verkehrswesen und den Industrialismus bewirkten Entstellungen des Landes wären zu vermeiden gewesen, viele technische Anlagen können künftig erträglicher gestaltet werden — im ganzen aber wird unsere technische und kapitalistische Richtung einer wahrhaft ästhetischen Kultur[1]) immer feindlich oder doch hemmend gegenüberstehen. Eine Kultur der äußeren Schönheit, wie sie das Perikleische Zeitalter und das italienische Quattrocento und Cinquecento hervorgerufen, muß einem ausgesprochen

1) Wir verstehen unter „ästhetischer Kultur“ nicht eine einseitig ästhetische Erziehung im Sinne der Modernen. Wir stimmen bezüglich der sogenannten ästhetischen Erziehung völlig Dr. Fr. W. Förster bei, wenn er sagt: „Unharmonische Beziehungen harmonisieren, ungeordnete Triebe beherrschen, widerwärtige Schickungen im kleinen und großen in Segen verwandeln lernen — dieses ist fundamentalste Kunsterziehung, die überhaupt erst das Innerlichste und Geistigste der Kunst verstehen und mitfühlen lehrt. Wer nie seinen eigenen Block bearbeiten lernte, wer nie den Meißel gegen sich selbst zu führen wußte, der wird auch nie den vergeistigten Marmor des Michelangelo verstehen.“ (Schule und Charakter. 4. Aufl. Zürich 1908. S. 16.)

technischen und von den Erfolgen der Technik faszinierten Zeitalter stets versagt bleiben. Wenn wir heute, trotz der Nüchternheit der Technik, noch eine achtunggebietende Kunst besitzen, so verdanken wir das dem überlieferten Erbe der Väter und dem historischen Grunde, auf dem wir immer noch bauen. Wo diese Überlieferung und dieser geschichtliche Boden fehlt, ist heute nur eine technische, keine ästhetische Kultur möglich. Den sichtbaren Beweis hiefür liefern die Vereinigten Staaten Nordamerikas [1]) und die geschmacklose Architektur ihrer Städte.

Die Aufgabe, welche nicht nur dem Staate, sondern allen mit Liebe zur heimatlichen Scholle Erfüllten, welche den das Land Besitzenden heute obliegt, heißt vor allem das noch vorhandene Schöne sorgsam hüten, heißt zu den Verwüstungen den Krieges nicht noch die Verwüstungen der Empfindungslosigkeit und der Pietätlosigkeit fügen. Wir haben der industriellen Technik und dem kapitalistischen Interesse schon zu vieles geopfert, wir wollen ihr nicht alles opfern. Wir fordern auch von unserem deutschen Vaterlande, was einer der geistvollsten Bekämpfer der Entstellung des Landes einst von England verlangt hat:

„Das Land, das die halbe Welt beherrschen soll, darf selbst kein Schlackenberg sein, den ein elender, streitsüchtiger Volkshaufen zertrampelt, es muß wieder das England werden, das es einst gewesen, ja auf den Gebieten der Schönheit muß es mehr werden; so glücklich, sicher und klar, daß es an seinem Firmanente, das kein unheiliger Rauch verunreinigt, jeden Stern am Weltenhimmel deutlich sehen und nennen kann und auf den wohlbebauten Feldern jedes Kraut kennt, das den Tau der Wolken trinkt; und in den grünen Gängen seines Zaubergartens soll es, eine heilige Circe, als treue Tochter der Sonne die Künste überwachen.“ [2])

1) In den „japanischen Porzellanfabriken ist eine Abteilung besonderer Scheußlichkeiten speziell für amerikanischen Geschmack bestimmt!!“ (R. Wilbrandt, a. a. O. S. 18 f.)

2) John Ruskin. Zitiert nach „Stände-Ordnung“ Jahrg. 7, S. 604.

Das deutsche Vaterland darf kein mit Hochöfen übersätes und durch bleierne Rauchwolken verdüstertes England werden. Es muß hüten die natürlichen Schätze der reinen Luft, der reinen Erde und des reinen Wassers und es muß beschützen und bewahren das baukünstlerische Erbe, angefangen von der niederen schlichten Hütte bis zum himmelanstrebenden reichen Dome. Der ideale irdische Reichtum eines Landes besteht nicht in Waren, Gold- und Silberbarren, sondern in seiner unzerstörten Schönheit, Reinheit und Fruchtbarkeit und in dem darin begründeten anspruchslosen Glücke seiner Bewohner.

R. F. X. H.

XXXVIII.

Der blaue Montag.

Eine kulturgeschichtliche und soziale Studie von H. F. Singer, Darmstadt.

(Schluß.)

II. Warum hat man den „Montag" als freien Tag erkoren?

Von einer Montagsvergünstigung im westdeutschen Handwerksleben hören wir zum erstenmal, soweit wir es bis jetzt feststellen konnten, in der oben erwähnten Urkunde aus dem Jahre 1330.[1]) Zunächst wurde den Gesellen nur ein bescheidener Teil des Montags freigegeben, später der halbe, endlich der ganze Montag erlaubt. Warum aber haben die Gesellen gerade den Montag zu ihrem Lieblingstag erkoren?

Für einen vollen freien Tag kamen etwa in Betracht der Montag, Donnerstag, Mittwoch und Samstag. Schon im Jahre 1363 gab Heinrich der Löwe der Stadt Lübeck folgendes Privilegium: mene markede to hebbenda 2 dage in der wekene, des mandages und des dondertages,

1) S. oben S. 317.

darmede vorgingen de jarmarkede.[1]) Die „frihen Jaermackten" wurden besonders an Montagen und Donnerstagen gehalten.[2]) Den Mittwoch oder Donnerstag wollten die Meister nicht freigeben wegen der großen Störung des Arbeitsbetriebes mitten in der Woche. Ein „guter Samstag" paßte den Gesellen nicht; denn der Samstag war Zahltag, sehr oft auch Fast- oder Abstinenztag und dazu noch Badetag (vgl. loverdag), an dem ohnehin nur bis nachmittags 3 oder 4 Uhr gearbeitet wurde. Die Gesellen aber verlangten einen ganzen, freien Tag ohne Einschränkung, und hiefür war der Montag wie geschaffen. Am Montag war man noch in der Feiertagsstimmung, hatte man noch seinen „Sonntagsstaat" zur Hand, vielleicht auch noch seinen ganzen Wochenlohn in der Tasche, da ging das „Feïern und Trinken" viel leichter als sonst. Manche mochten auch aus „physischem Katzenjammer" gerade am Montag zur Arbeit nicht besonders aufgelegt gewesen sein. In ganz ungeschminkter Weise spricht dies die Steinmetz- und Maurerordnung in Wien 1550 aus: „So ist wissentlich, daß die Gesellen beider Handwerke, so oft sie sich am Feiertage überweinen, den andern und sonst etliche Tage feiern, das dann kein kleiner Schaden ihrem Bauherrn zukommen tut; demnach so soll solcher blauer Montag und alle anderen ungewöhnlichen Feiertage in der Woche hiermit allerdings aufgehoben sein."[3]) Was speziell diese Urkunde und die darin ausgesprochene Tatsache, daß auf einen durchschwärmten Sonn- oder Feiertag in der Regel ein sogen. blauer Montag folgte, angeht, so kann daraus nicht die Entstehung des blauen Montags abgeleitet werden, besonders da die hier angezogene Urkunde zeitlich soweit von den Anfängen des freien Montags entfernt liegt (mindestens 250 Jahre!), sodaß man wohl schon damals die

1) Chronik der deutschen Städte, Lübeck I, 20.

2) Vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein V, 13 (Urkunden). Jahrmarkt „up Namendag" erlaubt. Siehe ebenda V, 127.

3) Stahl, a. a. O. I, 314 f. Hormayr, Wien I. Jahrg. V, 121.

eigentliche Entstehungsgeschichte dieser bereits berüchtigten Gewohnheit nicht mehr kannte. Wichtig für uns ist jedoch, daß die betreffende Urkunde schon für die damalige Zeit vom „blauen Montag“ als etwas ganz bekanntem spricht und bereits ein Verbot desselben enthält. Daß aber gerade der Montag zum Feiern, Trinken, Müßiggehen, zum Abhalten von Messen, Märkten und Volksbelustigungen ein sehr günstiger Tag war, bedarf wohl keines besonderen Beweises.

Noch in anderer Hinsicht wurde der freie Montag wie ein gefundener Tag begrüßt. Der Handwerksgeselle wollte und mußte wenigstens hie und da auch für seinen eignen Gebrauch etwas arbeiten. Hierzu wurde ebenfalls der Montag bestimmt. Zwar ward es bei den meisten Zünften den Gesellen verboten für den eigenen Bedarf zu arbeiten, weil die Meister, durch die Erfahrung gewitzigt, fürchteten, daß ihnen dadurch zuviel Arbeitszeit verloren gehe, und manchmal noch ihre eigenen Stoffe und Zubehör benützt und geplündert wurden; andererseits aber konnte man doch auch beispielsweise einem Schneidergesellen nicht zumuten, daß er bei einem Fremden für seinen eigenen Bedarf an Kleidungsstücken arbeiten ließ. Und so läßt sich denn auch aus einer Reihe von Urkunden nachweisen, daß wiederum vorzugsweise der Montag als Tag bestimmt wurde, an dem die Knechte „ihr Werk“, „ihr Eigenwerk“, „für ihre eigene Notdurft“ arbeiten konnten. Die Rolle der Lübecker Schneider (14. Juli 1464) bestimmt an erster Stelle, daß Sonn- und Feiertagsarbeit in und außer dem Hause verboten sei. Dann fährt sie fort: „Ebenso an den vier Zeiten des Jahres, also an Paschen, Pfingsten, Michaelis und Weihnachten, sollen die Knechte ihren Meistern den nächsten Montag vor dem Feste ganz ausarbeiten und nähen, dafür sollen die Meister ihren Knechten den nächsten Montag nach dem Feste vollständig gönnen, ihr eigen Werk zu arbeiten und zu nähen.[1])

1) Wehrmann, a. a. O. S. 424.



Zur Ausgestaltung des blauen Montags hat auch nicht wenig beigetragen die Erwählung des Montags zum Badetag. Schon aus Gründen des Anstandes und der Hygiene mußte der Meister den Gesellen wenigstens alle 8 bis 14 Tage einige Stunden zum Baden freigeben. Diese Universalreinigung wurde gewöhnlich am Samstag oder Montag besorgt; am letztgenannten Tage um so allgemeiner, je mehr der „gute“ Montag in Übung kam. Ja, die Gesellen verlangten geradezu den freien Montag, um zum Baden gehen zu können, sie verlangten ihn in dieser Hinsicht als ein gutes Recht, das ihnen „seit Menschengedenken“ zustehe[1],) sie verquickten Badeschicht und Montagsfeierschicht so sehr, daß sie lieber einen Teil ihres Wochenlohnes als die Badezeit am Montage verlieren wollten. Ein altes Sprichwort (a. 1470) plaudert aus:

„Es baden am Montag die trunken,
Am afftermontag[2]) die reichen.“

Bereits aus dem Jahre 1425 wissen wir, daß die Zimmergesellen in Nürnberg alle 14 Tage „eine Stunde vor der Zeit“ zum Baden gingen. Ihrem Beispiele folgten die Steinmetzen und bald nachher auch die anderen Handwerke.[3]) Die Schneiderordnung in Lübeck (1464) sagt ausdrücklich: „Der Montag bis 1 Uhr gehört dem Knecht, mögen sie ihr Werk nähen oder zum Baden gehen.“[4]) Die Schneidergesellen zu Lüneburg wurden 1480 angehalten, an den Montag-Vormittagen zu baden.[5]) In der Stadt Freiberg in Sachsen wurde im gleichen Jahre bestimmt, daß die Gesellen alle Vierteljahr einen guten Montag halten sollten,

1) Protest der Schneidergesellen zu Straßburg 1472. Vgl. Schanz, a. a. O. S. 37..
2) Dienstag.
3) Vgl. Schanz, a. a. O. S. 115 (Tuchers Baumeisterbuch S. 61). Schönlank, a. a. O. S. 32.
4) Wehrmann, a. a. O. S. 434; Stahl, a. a. O. S. 318.
5) Bodemann, Die älteren Zunfturkunden der Stadt Lüneburg. Hannover 1883, S. 211.



und wenn sie zum Bade wollten, so sollten sie dies am Sonnabend während der Vesperzeit tun.[1]) Dasselbe besagt die Luxus-Polizeiordnung für Freiberg aus demselben Jahre.[2]) In Amberg durften die Gesellen alle 14 Tage einen guten Montag, den sog. Badtag halten, jedoch erst des Nachmittags nach beendigtem Tagewerk. Wer aber vor der Vesper ins Wirtshaus ging, der sollte in das Gefängnis der Stadt gelegt werden.[3]) In Görlitz fand alle Quartal ein allgemeiner Badetag statt, an welchem sich die Gesellen baden und gründlich reinigen sollten; darauf wurde ein Mahl gehalten. Am vorhergehenden Tage jedoch sollten die Gesellen doppelt fleißig arbeiten.[4]) Die Schneider- und Grobschmiedegesellen in Hildesheim hielten im Mittelalter ihre Versammlungen wahrscheinlich regelmäßig an den vier freien Montagen. Diese fielen bei den Schneidern auf den Montag nach Ostern, den Montag nach Johannistag im Mitsommer, den Montag nach der Meintwoche (Woche nach Michaelis) und auf den Montag nach dem Zwölften (hl. Dreikönig). An diesen Tagen mußten die Gesellen und Lehrjungen morgens in der St. Paulskirche eine hl. Messe hören und „in die Ehre aller Christen Seelen" je einen Pfennig geben. Darauf sollten sie sämtlich zum Baden gehen in die Badstube, die ihnen die „Schäffer" anwiesen. Wer keine Lust hatte zu baden, zahlte dem Schäffer einen neuen Pfennig, der als Trinkgeld für das Dienstpersonal verwandt wurde. Wer anderswo badete, als befohlen war, mußte ebenfalls eine Strafe zahlen, der Geselle 1 Pfund, der Lehrjunge $^1/_2$ Pfund Wachs.[5]) In der Schneidergesellen-Ordnung zu Nürnberg vom 30. Juni und 17. August 1586 wird be-

1) Ermisch, Urkundenbuch der Stadt Freiberg. Leipzig 1883, S. 639.
2) Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein, 1884, H. 24, S. 53.
3) Löwenthal, Gesch. von Amberg I, 369.
4) Neumann, Gesch. von Görlitz, S. 601.
5) Hartmann, Gesch. der Handwerkerverbände der Stadt Hildesheim im Mittelalter, Hildesheim 1905, S. 51.

stimmt: „Dieweil auch auf ihrem Handwerk gebräuchlich, daß die Gesellen alle 14 Tag einen guten Montag machen und wie sie an anderen Orten, also auch hier in der Stadt ihr besonderes Bad haben, daß die Gesellen und Jungen auch schuldig sein sollen, in kein anderes, als in das ihnen bestimmte Bad zu gehen."[1]) Auch die Bäder für die Armen wurden vielfach am Montag verabreicht. So steht beispielsweise fest, daß die Badestube in Meißen die Verpflichtung hatte, je in der vierten Woche auf einen Montag ein Seelbad einzurichten allen armen, bekümmerten, elenden Leuten, die da um Gottes willen vor gut nehmen wollen. Der Badstübner soll ihnen nach Landes Recht wohl und redlich auswarten, es sei an Lauge, an Wasser, an Schropfköpfen, Aderlaß ꝛc. Fällt auf den Montag ein Fest, so hat er einen andern Tag auszuwählen „mit der Verkündigung in der Kirche, da sich arme Leute nach wissen zu richten."[2])

Der Kampf um den freien Montag und die Badeschicht laufen, wie wir sehen, nebeneinander her und stehen in enger Beziehung zu einander. Als der gute Montag mehr und mehr in Übung kam, zeigte sich bei Gesellen und Meistern das Bestreben, das Baden auf den Montag zu verlegen. Früher wurde nämlich meistenteils an Samstagen gründliche Körperreinigung gehalten. Die Arbeit wurde alsdann an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage früher beendet, damit die Gesellen und Jungen ins Bad gehen konnten, wofür sie überdies vom Meister oder Bauherrn den „Badegroschen" erhielten.[3]) „So hat auch ein Geselle alle 14 Tage

1) Schönlank, a. a. O. S. 157 und Sch., Zur Gesch. altnürnberg. Gesellenwesens im Jahrbuch für Nationalökonomie und Staatswissenschaft 1889, Bd. 19, S. 347, Nr. 1.

2) Cod. dipl. Saxoniae reg. II 4, 54. Vgl. Uhlhorn, Liebestätigkeit der Kirche im Mittelalter II, 313. Ein Beweis, wie sehr die Kirche für Arme, Kranke, für Volkshygiene usw. besorgt war.

3) Wehrmann, a. a. O. S. 434; Stahl, a. a. O. I, 318. Vergl. Kiraly, Gesch. des Donau-Mauth- und Urfahr-Rechts der Stadt Preßburg. Preßburg 1890. S. 68.

sein frei Badegeld, ein Junge alle 4 Wochen. Geht er ins Bad, so schenkt er es dem Bader, geht er aber nicht hinein, so schenkt er es dem Meister." [1]) In Stettin erhielten die Gesellen ebenfalls alle 14 Tage ein Badegeld von 1 Schilling, „um ihme das Haupt waschen zu lassen", wie die Urkunden sich ausdrücken.[2]) Von etwa 1450—1550 wurde, wie es scheint, von den Handwerksgesellen vorzugsweise an Montagen gebadet. Als aber der blaue Montag immer mehr ausartete und infolgedessen mit allen Mitteln bekämpft wurde, und als infolge der bereits erwähnten Reduktion der Feiertage die Feierschicht an den Vorabenden der Feste nebst diesen selbst wegfiel,[3]) da wurde auch wieder bei Handwerkern das Baden am Samstag allgemein üblich. Wir dürfen wohl den Arzt Quarinonius zu Steyr als Gewährsmann anführen, der in seinem „Greul der Verwüstung" (Innsbruck 1610) schreibt: „Also laufen alle unsauberen Handwerker als Lederer, Weiß- und Rothgerber, Schmid, Schlosser, Knappen, Kohler am Samstag dem Bade zu." [4]) „Bei den Handwerkern ward es herkömmlich, sich jeden Samstag zu baden", sagt Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes.[5]) So kam man im Handwerk wieder auf die alte Gewohnheit und den alten Vers zurück:

Gott geb uns sin Gnad
Und jeden Samstag ein gut Bad. Amen.

Warum haben die Handwerksgesellen den Montag zu ihrem Lieblingtage erkoren? Der Montag war auch ihr Wandertag und auch auf diesen hielten sie große Stücke.

In Stahl „Deutsches Handwerk" lesen wir: Hatte der Geselle vorschriftsmäßig Sonntag nach dem Essen seinem Meister

---

1) Schmidt, Das Seiller Handwerk Gewohnheit. Vergl. Zappert, Badewesen im Archiv f. Österr. Geschichtsquellen. Bd. XXI, 24.
2) Blümke, Die Handwerkszünfte des mittelalterlichen Stettin. Stettin 1884. S. 146.
3) Brentano, Arbeitergilden. I, 53. Schanz a. a. O. S. 246.
4) Kath. Sonntagsblatt (Mainz) Nr. 37 vom 13./9. 1891.
5) Janssen, a. a. O. I, 348.

gekündigt, so mußte er Montags oder, je nach der festgesetzten Kündigungsfrist, nach 8 oder 14 Tagen Montags den Wanderstab ergreifen. Versäumte er diesen Termin, so verlor er mancherlei Vorrechte, z. B. das Recht, von den Gesellen zum Tore hinausbegleitet zu werden. Hatte der Geselle das Geleite verwirkt, so durften nur seine Nebengesellen oder, wenn er solche nicht hatte, höchstens 2 bis 3 Gesellen ihn begleiten.[1]) — An urkundlichen Belegen für diese allgemeinen Wander-Regeln fehlt es nicht. So konnte z. B. in Lissa der Geselle von Sonntag zu Sonntag kündigen; der plötzlich weggeschickte Geselle zog sofort am Montag ab.[2]) Janner stellt fest, daß der Meister den Gesellen erst am Samstag oder am Lohnabend verabschieden durfte, außer wenn der Knecht straffällig war in bezug auf die Arbeitszeit, „guten Montag machen" usw.[3]) Genauere Einzelbestimmungen über Kündigen und Wandern der Zunftzeit enthält ein Nürnberger Ratsdekret vom Jahre 1601. Es verordnet, daß der Kürschnergeselle bei dem Meister, da er in Arbeit einsitzet, vier Wochen lang an einander auszuarbeiten schuldig ist und keine Macht habe, während dieser Zeit die Arbeit zu verlassen. Dem Meister stand es jedoch frei, den Gesellen, wenn er sich nicht gebührlich verhielt oder nicht tauglich war, vor Ausgang der vier Wochen zu entlassen. Will der Geselle nach Ablauf der vier Wochen wandern, so muß er 14 Tage vorher kündigen. Hat der Meister dem Gesellen Geld vorgestreckt, und hat dieser versprochen es abzuverdienen, so muß der Geselle sein Versprechen halten und darf vorher nicht die Arbeit verlassen. Wer ohne Grund und nur aus Mutwillen austritt und dem Meister die Arbeit liegen läßt, darf innerhalb sechs Wochen von keinem Meister eingestellt werden.[4])

Aus dem Gesagten erhellt schon, daß das Wandern, Aus-

1) Stahl, a. a. O. S. 369 u. 371. Histor.-polit. Blätter. München 1840. 5, 676 u. 5, 748.

2) Nesemann, Die Lissaer Tuchschererinnung in Zeitschrift der Histor. Gesellschaft der Provinz Posen, 1902, Bd. 17. S. 125.

3) Janner, a. a. O. S. 137.

4) Schönlank, a. a. O. S. 130.

begleiten und „Montagmachen" in engem Zusammenhang standen. Die Gesellen, welche wandern wollten, stellten nämlich am Samstage die Arbeit ein und zogen Montag früh weg unter Begleitung der Genossen, zu denen der „Altgeselle" und „alle ehrlichen Gesellen und Jungen" gehörten. Diese waren bei solchen Gelegenheiten begreiflicherweise nicht sonderlich aufgelegt zur Arbeit, wohl aber zu einem Abschiedstrunk, zum Singen und Scherzen in der Herberge, zum Begleiten des Scheidenden bis auf die nächsten Dörfer. Und dieses große Geleite hat ohne Zweifel viel zur Gestaltung des blauen Montags beigetragen.[1]) Deshalb wurde es von den Meistern höchst ungern gesehen und allerorts bekämpft. Als nun gar im 16. Jahrhundert der „Wanderzwang" aufkam, da wuchs sich das sog. Ausbegleiten zu einem wahren Unfug aus, der nicht selten zwei bis drei volle Tage währte. Eine Nürnberger Urkunde aus dem 16. Jahrhundert bezeugt uns, daß den Barchentwebern vorgeschrieben war, „daß kein Geselle, der ledig und in des Meisters Kost ist, Macht haben soll, seinem Meister in der Woche ohne dessen Vorwissen und Bewilligung aus der Werkstatt und von der Arbeit auszustehen und müßig zu gehen oder den wandernden Gesellen das Geleite zu geben außer den Sonntagen und anderen gebotenen Feiertagen, an denen den Gesellen dasselbe ungewehrt, und daß sie auch schuldig seien, wenn in der Woche kein Feiertag ist, am Montag bis nach der Vesper in der Werkstatt zu bleiben und der Arbeit zu warten. Da sie auch schon an den Sonn- und Feiertagen einem Wandernden das Geleit geben werden, sollen sie sich doch selbigen Tages wieder nach Hause machen und nicht zwei oder drei Tage auf den Dörfern liegen."[2]) Diesem Unfug mußte gesteuert werden.

In manchen Zunftartikeln finden wir daher die Vorschrift, daß kein Geselle vor 3 Uhr nachmittags einwandern dürfe, „damit die Gesellen bei dem Meister nicht an der Arbeit verhindert werden."[3])

1) Stahl, a. a. O. S. 371 f.

2) Stockbauer, Nürnbergisches Handwerksrecht. S. 32.

3) Historisch-politische Blätter 5, 742.

Nach der Polizeiordnung des Kaisers Ferdinand vom Jahre 1527 durften die abreisenden Gesellen nur noch an Sonn- und Feiertagen begleitet werden.[1]) Die Übertreter dieser Verordnung bedachte man mit empfindlichen Strafen. So faßte die Union der siebenbürgischen deutschen Schuhmachermeister folgenden Beschluß (1556): Wenn ein Geselle wandern will, so soll keiner einen besonderen Feiertag machen; wer das tun will, soll um den Wochenlohn gestraft werden.[2]) Der Rat von Nürnberg drohte sogar mit Freiheitsstrafen (16. Jahrh.):

„Es gebieten unsere Herrn des Rats, daß fürbaß kein Handwerksknecht an keinem Werktag seinem Meister von der Arbeit ausstehe, und will ein Knecht oder mehrere einen schenken oder ihn ausbegleiten, so soll dies an einem Sonntag oder Feiertag und nicht an einem Werktag geschehen; wer dagegen handelt, den will man ins Loch legen und strafen, wie es einem ehrbaren Rat geraten erscheint."[3])

Also ähnlich wie man das Baden von Montag auf Samstag verlegte, um der Feier des blauen Montags Abbruch zu tun, ähnlich und aus demselben Grunde suchte man auch das Ausbegleiten der Gesellen auf die Sonn- und Feiertage zu verlegen. Heute noch halten unsere Dienstboten auf dem Lande auf die Weihnachtsfeiertage ihren allgemeinen „Wander"- oder „Bündelchestag".[4])

Das Wandern war nicht bloß „des Müllers Lust", sondern Stolz und Freude eines jeden echten Handwerksgesellen. Mit einer gewissen Verachtung schaute der Wandergesell auf die vom Wanderzwang befreiten Meistersöhne und sang am Montag beim Biere:[5])

1) Zeitschrift für Sozial- und Wirtschafts-Geschichte. Freiburg 1894. S. 86.

2) Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde. N. F. Bd. 16. S. 405.

3) Stockbauer, a. a. O. S. 32.

4) Singer, Wanderschaft und blauer Montag (Mainzer Journal 1914).

5) Otto, Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwickelung. Leipzig 1900, S. 134. (Orientiert kurz und gut.)



Wenn Montags wir beisammen sind
Und unsere Reisen zählen,
Da möchte manches Hätschelkind
Sich bald zu Tode quälen,
Das nur in seiner Mutterstadt
Beim Vater ausgelernet hat
Und helfen Rüben schälen.

Am Montag fand auch das Gebot der Gesellen statt. Dies war die allmonatliche Versammlung der Gesellen zur „frommen Bruderzeche". Hierbei wurden die Gesellenartikel ausgerufen und besprochen. An Sonn- und Feiertagen waren solche Versammlungen untersagt und mußten deshalb auf einen Werktag verlegt werden. Der Montag paßte hiezu am besten. So wurden wenigstens die Montage, an denen die Knechte ihr Gebot hielten, allmählich zu allgemeinen Zechtagen und haben seit 1400 viel dazu beigetragen, den blauen Montag einzubürgern, aber auch in Mißkredit zu bringen.[1]) Die guten Montage alle vier Wochen, von denen manche Urkunden reden, knüpfen hieran an. Der Zweck dieser allmonatlichen Geselligkeit war ja recht löblich. „Wegen Fried und Einigkeit und Erhaltung der Herberge" kam man in der Trinkstube zusammen; aber die Kehrseite dieser lustigen Montage war doch öfters so wenig erbaulich, daß das alte Ratsbuch von Konstanz schon aus den Jahren 1390 und 1441 folgende energische Mahnung enthält: „Der knecht trinkstuben sol man verbieten und den knechten irn gebott abtun."[2]) Die Frankfurter Ratsverordnung vom 13. Nov. 1353 verbot die Errichtung von Trinkstuben der Zünfte ohne Wissen und Willen des Rates.[3]) Im Jahre 1421 hatten Speier, Worms, Frankfurt und Mainz alle Gesellenstuben gemeinsam verboten.[4]) Ebenso wurden 1423 die Trink-

1) Stahl, a. a. O. I, 322.
2) Mone, a. a. O. 17, 61 und 9, 136. Schanz, a. a. O. S. 156.
3) Schmidt, a. a. O. I, 1.
4) Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter. S. 541 f.

stuben und das Gebot der Knechte in Straßburg untersagt.[1]) Anscheinend ging es auch bei den Schlächtergesellen manchmal recht ungeschlacht zu. „Item es sollend“, so spricht die Verordnung der Metzgerzunft zu Freiburg i. Br. (1462 bis 1496), „ouch die knecht dis hantwercks kein gebot haben anders den mit wissen und urlop eines burgermeisters, an den sie das vor hin bringen sollen, . . .[2]) Hier wurde also das Gesellengebot von ortspolizeilicher Erlaubnis abhängig gemacht. Aber auch noch an anderen Tagen und Montagen gab es Anlässe und Gelegenheiten zum Trinken in Hülle und Fülle.[3])

C. J. Stahl[4]) vermutet, der blaue Montag stehe in engem Zusammenhange mit den sogenannten „geschworenen Montagen“ des Mittelalters. An diesen Tagen fanden bestimmte Gerichtstermine, die Grenzgänge und Umritte um die Stadtgrenzen statt, bei denen die Innungs- und Zunftmeister beteiligt waren. „Sehr viele Weistümer“, so bestätigt uns J. Grimm in seinem Werke ‚Deutsche Rechtsaltertümer‘,[5]) „bezeichnen den Montag für das ungebotene Gericht und hier lag die Verwechslung nahe, indem auch da, wo Dienstag zur eigentlichen Haltung festgesetzt ist, Montag zu der Versammlung des Volkes bestimmt wird; in einigen Gegenden hieß der Dienstag Aftermontag (zweiter Montag). Der Freibot soll allen freien Leuten verkündigen, darzukommen auf den Montag nächst nach dem Pfingsttage nach Mittag, und des Gerichts da warten auf den

1) Vgl. Heitz, Zunftwesen in Straßburg. Mone, a. a. O. 17, 61.

2) Mone, a. a. O, 17, 51.

3) Vgl. Schmoller, Die Straßburger Tucher- und Weberzunft und das deutsche Zunftwesen vom XIII.—XVII. Jahrhundert S. 51; Mone, a. a. O. 9, 157; Stahl, a. a. O. I, 190 f. Zusammenkunft alle acht Tage in der Wirtsstube s. Mone, a. a. O. 17, 24 (anno 1481).

4) Nicht zu verwechseln mit dem Verfasser des bedeutenden Werkes „Das deutsche Handwerk“.

5) Grimm J., a. a. O. Leipzig 1899. II, 446.

Dienstag nahest darnach in den Pfingstheiligen Tagen . . . Rienecker w." Ähnlich so das Haslacher w. Den Montag fürs „umgebotene Ding" setzen ferner das Dreißer, Dachsweiler, Bacharacher, Salzschlirfer, Wallhauser w.; alle wertheimischen Weistümer bestimmen drei geschworene Montage; vergl. das Büttelbrunner, Diefenthaler, Heidenfelder; ebenso war es im Rheingau,[1]) am Niederrhein[2]) und an der Lahn.[3]) Von diesen geschworenen Montagen ausgehend weist C. J. Stahl mit Recht darauf hin, daß der blaue Montag hauptsächlich im Schwunge war, als das deutsche Handwerk in finanzieller Hinsicht in höchster Blüte stand, aber die Schlußfolgerungen und sog. Tatsachen, die er daran anreiht, sind unhistorisch. „Die Handwerksmeister liebten es selbst, wie wir wissen, ihre Feiertage in die Länge zu ziehen," sagt er, „sie machten selbst gern ein wenig ‚blau', um an den auf Sonn- und Feiertagen folgenden Tagen die aus dem Gleichgewicht gekommenen Magenempfindungen durch ‚Hundehaar auf den Hundebiß', also erneutes Trinken, wieder ins Gleichgewicht zu bringen.[4]) Dies übertrug sich auf die Gesellen und so hat sich der blaue Montag wohl schon sehr bald nach Einführung der Zünfte und Innungen in das Handwerksleben eingeschlichen."[5]) Diese Darstellung liest sich ganz schön; aber aller Wahrscheinlichkeit nach liegt die Sache umgekehrt. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Zunftmeister gerade deshalb vorzugsweise am Montage in bürgerlichen Angelegenheiten in Anspruch genommen wurden, weil das „Montagmachen" der Gesellen damals schon längst an der Tagesordnung war. Jedenfalls aber haben die Zunftmeister

1) Bodemann, Rheingauische Altertümer, Mainz 1819. S. 653.

2) Annalen des hist. Ver. für den Niederrhein V, 207.

3) Eberhard, Vom geschworenen Montag, Marburg 1768. S. 4.

4) Trifft für die Entstehungszeit und die ersten zwei Jahrhunderte der Entwicklung des blauen Montags nicht zu.

5) Vergl. Aufsatz in der „Feierstunde" (Beil. zum Mainzer Journal) Mainz 1906, Nr. 64.



zur Zeit der Entstehung des freien Montags noch nicht die Ehre gehabt, im Rate der Stadtväter zu sitzen.

Wir sind der Ansicht, daß von den meisten Forschern auf diesem Gebiete der allerdings naheliegende Fehler gemacht wird, daß sie die Entstehung des blauen Montags überhaupt mit dem Ursprung des ziemlich bedeutungslosen Beiwortes „blau“ und dann den ursprünglichen freien Montag ohne weiteres mit den Fastnachtsmontagen (tollen, unsinnigen Montagen einer viel späteren Zeit) konfundieren und auf diesem „betrüglichen Grunde“ die Entstehungsgeschichte des blauen Montags aufbauen wollen. Gewiß, Wechselwirkungen und Wechselbeziehungen liegen ja vor, sonst könnten nicht (aber erst spät!) in manchen Gegenden die blauen Montage schlechthin auch tolle, unsinnige, rasende Montage genannt werden; aber sicherlich hat der ursprüngliche freie Montag mit der Fastnacht nichts zu tun. Daß die Gesellen einer späteren Zeit besonders die Fastnachtstage zu Trinkereien und Tollheiten benutzten, ist leicht begreiflich. Der folgende XI. Artikel der Königsberger Kannengießer-Ordnung läßt uns manches zwischen den Zeilen lesen: „Soll kein Geselle gezwungen sein auf Fastnachten über zehn Tage und auf Burkhardi einen Tag zu halten, und soll kein Geselle den anderen zu Gefallen sein Geld zu vertrinken schuldig sein, sondern soll in eines jeden Gefallen stehen.“ [1]. Auch hielt jede Zunft und Gesellengenossenschaft mindestens ein oder zweimal im Jahre ihr eigenes Fest ab mit Festessen, pompösen Umzügen, Maskeraden, öffentlichen Gassentänzen usw. So berichtet z. B. eine Nürnberger Urkunde vom Jahre 1614: Sonntag, den 17. Juli sind die Bäcken, Lebküchler, Mühlenknechte und Pfragnerssöhne [2]) mit 18 Spielleuten durch die Stadt gezogen, haben nach dem Mittagsmahl einen offenen Gassentanz gehalten an selbigem Sonn-

1) Histor.-polit. Blätter. München 5, 749.

2) Söhne von Kleinhändlern.



tage und am Montag.[1]) Da bei solchen Festlichkeiten ein Tag nicht ausreichte, da keine Zunft hinter der anderen zurückstehen wollte, da sich ferner die mittelalterlichen Gesellenfeste vielfach zu Volksfesten ausgestalteten, so war in den Städten um die Fastnachts-, Pfingst-, Johanni- und Martinizeit fast jeden Sonn- und Montag „etwas Besonderes los". Dies alles war dem blauen Montag „Wasser auf die Mühle".

Zum obengenannten Ausdruck „rasender Montag" sei uns noch eine Bemerkung gestattet. Bis jetzt hat sich nur feststellen lassen, daß mit dem rasenden Montag nur der tolle Fastnachtsmontag gemeint sein kann.

Ein Sprach- und Dialektkundiger schrieb seiner Zeit über das Schauspiel „Rosenmontag" von O. E. Hartleben dem Wiener Fremdenblatt: „Rosenmontag". Der Titel des gleichnamigen Schauspiels von Hartleben ist begreiflicherweise mit der Blume, der Rose, in Zusammenhang gebracht worden. Dem Rosenmontag folgt das blutige Drama. Die etymologische Bedeutung des Wortes ist aber eine ganz andere und kann nur aus der plattdeutschen Kölner Mundart erklärt werden. Bekanntlich ist der tollste Tag im Jahre in der alten Hansastadt Köln der Faschingmontag. Im milderen Lichte der Neuzeit wurde dieser Tag Rosenmontag genannt, während er im Mittelalter der „roësige Mondig" hieß. Dieses roësig" bedeutet aber etwas ganz anderes als Rosen. Roësen ist gleichbedeutend mit Rasen; der rasende Montag, der Montag, an dem gerächt, getollt und gestritten wurde. . . .[2])

In einem katechetischen Werke lesen wir folgende Erklärung: „Rosenmontag. Die ‚Freuden' der Fastnachtstage sind Montags am größten. Oft kennt man dabei keine Grenzen mehr, und mancher ‚rast' förmlich in seinen sogen. Freuden. Darum wurde der Montag nicht unrichtig ‚Rasenmontag' genannt. Das Volk, dem der böse Name vielleicht ein Ankläger war, wan-

1) Otto, a. a. O. S. 146 f.

2) Plattdeutsch: rosen, roësen — rasen; rüsen — streiten. Vergl. Darmstädter Zeitung Nr. 462 vom 2. Okt. 1902.

delte ihn um in den unschuldigen ‚Rosenmontag‘ (rasen heißt mundartlich ‚rosen‘).[1])

Rosenmontag und blauer Montag haben also wahrscheinlich keinen ursprünglichen Zusammenhang. Eher aber könnte der Rosenmontag vom blauen Montag abstammen, als der blaue vom Rosenmontag. Es gab aber noch einen anderen Rosenmontag, der für gewöhnlich den Namen „Flora“- oder „Blumenmontag“ trug.

Von diesem weiß Bodmann in den „Rheinischen Altertümern“ (S. 673) zu berichten: „Der verschworene Montag,[2]) der sonst auch der verlorene, ingleichen der Floramontag hieß, war der Montag nach dem heiligen Dreikönigfeste, welcher im Mittelalter bei uns am Rheinstrome in den Städten sowohl als auf dem Lande überaus fröhlich begangen ward. Es war dies der Tag, wo die Jugend zu Mainz das bekannte Königsspiel hielt, welches, weil sich im Jahre 1381 auch die Eltern darein mischten und dadurch ein gräuliches Blutvergießen anrichteten, vom Rate verboten ward. Nach dem alten Landbrauche erhielten an diesem Tage der Schultheis und die Schöffen Scheppel, das ist Blumensträuße,[3]) wofür sie dem Boten eine kleine Verehrung, die Gans genannt, verabreichen mußten.“[4])

Daß man für diese Spiele ebenfalls die Montage, besonders Dreikönigs-, Oster- und Pfingstmontag, auswählte, ist leicht begreiflich; andererseits ist es auch ganz natürlich, daß alle diese Veranstaltungen auf den sog. blauen Montag recht fördernd eingewirkt haben. Sollen wir also noch weiter

1) Bendel, Joh., Die Perikopenstunde. Paderborn 1909. S. 80.

2) Es scheint, daß hier Bodmann den „geschworenen“ (Gerichtsmontag) mit dem „verlorenen“ (Volksspielmontag) verwechselt.

3) Eigentlich = Kranz, Blumenkranz.

4) Vgl. Falk, Die Schul- und Kinderfeste im Mittelalter in Frankf. Broschüren I, 244 (Frankfurt 1880). Ausführl. Literaturangabe ebenda. Vgl. außerdem noch Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh. Wien 1892. Bd. I, 295. Froning, Das Drama des M.-A. Stuttgart 1891. I, 542 f.



fragen, warum die Gesellen gerade den Montag zu ihrem Lieblingstag erkoren haben? Der Montag war im ganzen Mittelalter für Gesellen und Volk une bonne pour tout; er war Flicktag, Zechtag, Versammlungstag, Badetag, Gerichtstag, Wandertag, Markttag, Spiel- und Volksbelustigungstag; er war ein ‚lundi perdu' für die Volkswirtschaft, für die Persönlichkeitskultur jedoch ein gefundener, ein fetter Tag, ein ‚lundi gras' in des Wortes weitester Bedeutung.[1])

XXIX.

Rumänien am Scheidewege.

— 6. März.

Schon wiederholt haben wir darauf hingewiesen, daß es das augenscheinliche Bestreben der sogenannten Entente-Gruppe ist, immer mehr Staaten in ihren Krieg hineinzuziehen. Das gilt namentlich auch von Rumänien und Griechenland, deren Teilnahme die Entente-Gruppe schon beim Gallipoli- und nicht weniger dringend jetzt wieder beim Salonik-Unternehmen ersehnt hat. Bis jetzt allerdings haben alle Bemühungen, auch diese Staaten an den Entente-Wagen zu spannen, keinen anderen Erfolg gehabt, als daß Griechenland sich der Festsetzung der Entente-Truppen in Salonik nicht mit Waffengewalt widersetzt hat. Und einstweilen scheint es, daß auch in der nächsten Zukunft keine Änderung in diesem Stande der Dinge erwartet werden darf. Aber gerade sehr klar ist die Stellung dieser Staaten auch jetzt noch

1) Aus der französischen Literatur kommen besonders in Betracht: Bibliothèque de l'école des chartes. Depping, Livre des métiers (1837). Engländer, Gesch. der französischen Arbeiterassociationen. Hamburg 1864. Levasseur, Histoire des classes ouvrières en France 2 vol. 1859. Ezerville, Les désordres du lundi, Paris. Haton 1881. Über die englischen Verhältnisse orientiert sehr gut Brentano, Arbeitergilden der Gegenwart (1900).

keineswegs. Man sucht in den offiziellen Erklärungen der führenden Staatsmänner der beiden Länder vergeblich nach einem bestimmten Prinzip, das ihnen als Leitstern dient. Denn daß sie, wie sie immer wiederholen, ausschließlich das Interesse des Landes im Auge haben, ist ja selbstverständlich, diese Redensart bietet aber noch keinerlei Aufklärung darüber, in welcher Richtung und in welchen Mitteln sie das Interesse des Landes gelegen finden, ob hauptsächlich in territorialer oder nationaler Vergrößerung, ob in Ausdehnung des Handels, ob in Hebung der Kultur des Landes usw. Natürlich glaubt Niemand, daß die Minister und Parteiführer etwa wirklich selber nicht wissen, was sie eigentlich wollen, im Gegenteil findet alle Welt gerade in dieser Unbestimmtheit ihrer Ausdrucksweise den Beweis, daß sie sehr bestimmte Ziele verfolgen, daß aber diese Ziele solche sind, die öffentlich nicht eingestanden werden können, weil ein solches Eingeständnis mit der Kriegserklärung an den einen oder anderen Nachbarstaat nahezu gleichbedeutend wäre. So lange aber am Balkan solche Verhältnisse bestehen, so lange die dortigen Staatsmänner gegen einander und gegen andere solche Hinterhältigkeiten pflegen, kann von einer dauernden Ruhe und Ordnung am Balkan, kann von einem wirklichen Gedeihen der Balkanvölker natürlich keine Rede sein. Die Balkanvölker, auch die Rumänen und Griechen, müssen in ihrem eigenen Interesse endlich die gewissen vagen Träume ihrer Kindheit aufgeben und sich zu jenen Feststellungen ihrer Ziele und Aufgaben entschließen, die ihnen durch die Geschichte und die natürlichen Verhältnisse vorgezeichnet sind.

Sprechen wir heute von den Rumänen, die zwar nicht geographisch, aber doch vermöge ihrer Geschichte zu den Balkanvölkern gerechnet werden. Wie schon ihr Name andeutet, leiten die Rumänen ihre Herkunft von den Römern ab. Natürlich nicht gerade von den Römern oder Italikern selber, sondern von Untertanen des alten Römer-Reiches, von Provinzialen, welche die Römer im alten Thrazien und Dazien zum Schutze ihrer dortigen Grenzen gegen die Ein-



brüche der Barbaren angesiedelt haben. Und zwar glauben die Historiker festgestellt zu haben, daß es sich schon bei dieser Ansiedlung um sehr verschiedene Elemente gehandelt hat, um Kolonisten, die Kaiser Trajan — denn dieser hat bekanntlich jene Länder unterjocht — aus Nordafrika, aus Gallien, Germanien und selbst aus Syrien dorthin verpflanzte. Die römische Herrschaft dauerte aber da nur etwa 150 Jahre, ein zu kurzer Zeitraum, um Land und Leute vollständig und gründlich zu romanisieren. Nach dem um etwa 270 erfolgten Abzug der römischen Legionen mußten die zurückgebliebenen Kolonisten sich natürlich mit der übrigen vorhandenen Bevölkerung oder den neuen Eindringlingen, hauptsächlich Slaven, abzufinden suchen. Aus der Vermischung der Thrako- und Dakoromanen mit den später eingedrungenen Slaven, so glaubt man, seien die Blachen, resp. die heutigen Rumänen entstanden.

Auf die hier erwähnte Mischung schließt man hauptsächlich aus der rumänischen Volkssprache, wohlgemerkt: Volkssprache, nicht aus der heutigen Schriftsprache, die man als ein sehr willkürliches und gar wenig geschmackvolles Kunstprodukt bezeichnet, die vom Volke auch gar nicht verstanden und noch viel weniger gesprochen wird. Fast die Hälfte der Worte der Volkssprache soll slavischen Ursprungs sein, und außerdem will man darin noch ziemlich viele griechische, türkische, magyarische und selbst albanische Wurzeln festgestellt haben. Die männlichen Termini sind, wie gesagt wird, ausnahmslos lateinischen, dagegen die weiblichen fast ebenso ausnahmslos slavischen Ursprungs. Auch die Namen der Fische, Vögel, Berge und Flüsse sind überwiegend slavisch. Der große Anteil des slavischen Elements im Rumänischen ergibt sich übrigens schon daraus, daß die rumänischen Fürsten sich Hospodare (vom slavischen Gospod: Herr) nannten und daß denselben Titel auch die litauischen Fürsten und selbst einzelne polnische Könige sich beilegten. Desgleichen kommt die Bezeichnung Bojaren für den hohen Adel der Moldau auch bei den alten Ruthenen, Russen und Bulgaren



vor. Immerhin spielt das Lateinische gerade auch in der Volkssprache doch eine so große Rolle, daß man die Bezeichnung der Sprache als einer romanischen nicht als unberechtigt darstellen und ebensowenig die daraus gezogene Schlußfolgerung ablehnen kann, daß ein erheblicher Teil dieses Mischvolkes, wenn nicht von wirklichen Römern, so doch von römisch resp. lateinisch sprechenden Kolonisten abstammen müsse.

Wir sagen: Schlußfolgerung, denn an anderen historischen Belegen fehlt es fast vollständig. Was in diesen Teilen Thraziens und Daziens in den Jahren von ungefähr 270 bis etwa 1220 vorgegangen ist, darüber weiß die Geschichte sehr wenig zu berichten, es herrscht da ein nahezu tausendjähriges Dunkel. In der Zeit, in welche wieder einiges Licht fällt, findet man in den Gebieten der Moldau und Walachei mehrere Fürsten herrschend, die sich zum Teil gegenseitig, zum Teil mit Polen und Ungarn bekriegten oder wohl auch gegen einander verbündeten. Letzteres, nämlich die Verbündung mit Polen und Ungarn fand dann auch gegen die Türken statt, aber bald verbündete man sich auch mit diesen selber wieder gegen die anderen, bis die Türken ganz die Oberhand gewannen und nach Gutdünken die Fürsten ein- und absetzten, die sie mit Vorliebe den Kreisen des vornehmen und reichen Griechentums entnahmen. Mittlerweile aber waren die Russen erstarkt und begannen ihre Hände zu beiden Seiten des Schwarzen Meeres gegen die Dardanellen auszustrecken, im Osten über und vom Kaukasus, im Westen über und von Rumänien aus. Das war dann die Periode der russischen Protektionswirtschaft, wo zwar die Rechte der Pforte, zugleich aber auch die Selbständigkeit der Fürstentümer selber — Moldau und Walachei bildeten damals noch zwei getrennte Fürstentümer — immer mehr eingeschränkt, fast nullifiziert wurden; die Fürsten waren eigentlich nur russische Statthalter.

Der Krimkrieg und der Pariser Friede machten diesem russischen Protektorat ein Ende, die Fürstentümer wurden

als nahezu selbständig erklärt, es wurden ihnen moderne Volksvertretungen gegeben und diese Vertretungen wählten im Jahre 1859 beide den Obersten Alexander Cusa zu ihrem Fürsten, womit die endgiltige Vereinigung der beiden Fürstentümer zum einen Fürstentum Rumänien angebahnt war.

Und wie mit der Sprache der Rumänen, so ungefähr, ja noch schlimmer ist es in diesen Zeiten mit ihrem Kirchentum gegangen. Unter den römischen Legionen und Kolonisten Daziens befanden sich zweifellos auch manche Christen. Jedenfalls haben jene Länder die erste Kunde vom Christentum von Rom und nicht von Byzanz erhalten. Der Ursprung ihrer Kirche und Religion weist also die Rumänen ganz widerspruchlos auf Rom hin. Und je mehr die Rumänen selber ihre romanische Nationalität betonen und von anderen anerkannt wissen wollten, umso entschiedener sollten sie, wenn sie der Logik die Ehre geben wollten, das byzantinische Schisma von sich weisen. Mit dem Schwinden der römischen Herrschaft aber scheint den Rumänen nicht bloß ein großer Teil ihres lateinischen Wortschatzes, sondern auch ihr Kirchentum abhanden gekommen zu sein. Sie haben dafür einen Teil der slavischen Sprache und das orientalische Schisma eingetauscht. Wie das genauer so gekommen, liegt in dem schon erwähnten tausendjährigen Dunkel der rumänischen Geschichte verborgen. Hatte aber das Schisma unter den Rumänen einmal Wurzel gefaßt, so wurde es natürlich von den griechischen Fürsten (Phanarioten), welche die Pforte ins Land sandte, mit vielem Eifer gefördert und von den nachgefolgten russischen Statthaltern erst recht mit aller Macht gestützt und gefestigt. Nicht bloß die weltliche, auch die kirchliche Amtssprache war ehemals durchaus slavisch. Die cyrillischen Buchstaben wurden erst in den fünfziger Jahren aufgegeben, die slavische Kirchensprache aber behauptete sich noch bis in die sechziger Jahre hinein. Erst da sprach Fürst Cusa die Unabhängigkeit der rumänischen Kirche vom Patriarchat aus, aber man kehrte nicht zur ursprünglichen römischen Kirchengemeinschaft zurück, sondern



richtete ein Kirchenregiment nach dem Muster des Petersburger Heiligen Synod ein, in welchem der jeweilige Kultusminister die Stelle des russischen Prokurors einnimmt.

Dies also war beiläufig die weltliche und kirchliche Verfassung, mit welcher Rumänien in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in die Reihe der europäischen Staaten eintrat.

Wir haben oben bemerkt, daß die Rumänen, weil in der Hauptmasse nördlich der Donau hausend, geographisch eigentlich nicht zu den Balkanvölkern zählen, ihre geographische Stellung ist in dieser Beziehung vielmehr die, daß sie die Brücke vom und zum Balkan bilden. Als solche Brücke zum Balkan hatten sie bis zum Pariser Frieden den Russen dienen müssen. Die Intention des Pariser Friedens war dann eben die, den Russen diese Brücke zu sperren und so die unaufhörlichen russischen Einmischungen in die Balkan-Angelegenheiten unmöglich zu machen. Deshalb sollten die Rumänen selbständiger gemacht und die Brückenwacht noch dadurch verstärkt werden, daß ein Teil des russischen Beßarabien zur Moldau geschlagen wurde. Es ist bekannt, daß Rußland, als es im Jahre 1877 der Türkei neuerdings Krieg ansagte, wieder Rumänien als Brücke benützte, um seine Heeressäulen auf den Balkan zu bringen. Fürst Karl aus dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen, der Nachfolger des Fürsten Cusa, glaubte in diesem Falle den Russen Heerfolge leisten zu sollen. Er hat dabei wohl mehr der Not als dem eigenen Triebe gehorcht. Jedermann aber weiß, daß Rußland den Rumänen die damaligen großen Dienste mit schnödestem Undank gelohnt hat. Die Rumänen mußten den Russen das fruchtbare und sprachverwandte Beßarabien, das sie im Pariser Frieden erhalten hatten, zurückgeben und sich mit der steppenartigen und fremdsprachigen (bulgarischen) Dobrudscha abfertigen lassen.

Trotz dieser andauernd schlechten Erfahrungen, die die Rumänen mit den Russen gemacht haben, gibt es auch heute in Rumänien noch immer eine ziemlich starke russische Partei



und einzelne Kenner der Verhältnisse behaupten sogar, daß die Majorität der Rumänen mit den Russen wenigstens platonisch sympathisiere. Anhänger der gewissen Nationalitätentheorie mögen darin einen Beweis für den überwiegend slavischen Zug der rumänischen Volksseele, wie man heutzutage sagt, erblicken, wer aber dieser modernen Theorie skeptisch oder gar ungläubig gegenübersteht, wird viel eher geneigt sein, den Grund dafür in dem tatsächlich weit verbreiteten Haß gegen die Ungarn, d. h. eigentlich gegen die Magyaren, zu finden. Dieser Haß scheint unter den rumänischen Rumänen fast noch stärker zu sein als unter den ungarländischen Rumänen. Sagen wir es gleich mit einem Worte: wie den Serben so hat man auch den Rumänen den gewissen Nationalismus des modernen Italien einzureden verstanden. Demgemäß gibt es schon lange wie eine italienische so auch eine serbische und rumänische Irredenta. Und wie der Haß in gewissen italienischen Städten gegen Österreich viel stärker ist als in einzelnen italienischen Teilen Österreichs selber, so verhält es sich auch mit der serbischen und rumänischen Irredenta Ungarn gegenüber. Brauchen wir noch ausdrücklich beizufügen, daß erfahrungsmäßig die Wogen dieser Irredenta bald sehr hoch gegangen sind, bald sich wieder etwas geglättet haben, je nach dem momentanen politischen Bedürfnis der betreffenden Regierungen und Parteien? Also namentlich das gewisse Zeitungspublikum der rumänischen Städte hat die Überzeugung gewonnen, daß es seine heilige Aufgabe ist, die schrecklich unterdrückten Brüder in Siebenbürgen und Südungarn zu erlösen. Wir wollen hier sicherlich kein Loblied singen auf die Methode, nach welcher die Budapester Regierungen bisher die ungarischen Serben, Rumänen usw. zu behandeln befunden haben. Es wäre dies übrigens im vorliegenden Falle auch umso weniger angebracht, als die rumänische Irredenta immer nur um die Brüder in Ungarn und nie um die Brüder in Beßarabien sich kümmert. Ganz im Gegenteil, statt von Beßarabien und der serbischen Kraina zu reden, predigen



Take Jonescu und Filipescu seit Jahr und Tag ein förmliches Bündnis mit Rußland zur Befreiung der ungarischen Brüder, und sie haben bittere Zähren darüber vergossen, daß die Regierung Bratianu vorigen Winter die so günstige Gelegenheit, wo die Russen schon tief in den Karpathen standen, ungenützt habe vorübergehen lassen. In Wirklichkeit also ist die Frage eine wesentlich politische und die Fahne des Nationalismus wird, wie gewöhnlich, auch hier wieder nur für den „dummen Mob" ausgehängt.

Die neueste Phase dieses Teiles der rumänischen Politik ist dadurch gekennzeichnet, daß einer dieser rumänischen Irredenta-Politiker, Filipescu, sich zur Zeit als vornehmer Gast in Rußland befindet. Sasanow hat bekanntlich in seiner Februarrede namens der Ententegruppe die Hoffnung ausgesprochen, daß Rumänien seine eigenen Interessen nicht verraten und, wenn die Stunde schlägt, die nationale Einheit zu verwirklichen wissen werde. Er hat ferner angedeutet, daß Rußland bereit sei, über die Bedingungen dieses Eingreifens mit sich reden zu lassen. Filipescu hat bei seiner Abreise von Bukarest erklärt, daß er in keinerlei Auftrag reise. Es hat ihn niemand darum gefragt. Es liegt aber nahe, daß er mit Sasanow über die Bedingungen des rumänischen Eingreifens zu sprechen und darnach seine weiteren Aktionen in Rumänien einzurichten wünscht. Bis diese Zeilen im Druck erscheinen, wird Filipescu vielleicht schon über das Resultat seiner politischen Forschungsreise sich ausgesprochen oder auch ausgeschwiegen haben.

Im Grunde genommen hat Rumänien, wenn es einen bestimmten Entschluß fassen soll, nur zu überlegen, ob es eine selbständige Existenz fortführen will oder nicht. Wir haben es schon gesagt, die politische Erfahrung hat es bewiesen, und die geographisch-politischen Verhältnisse lassen auch gar keine andere Möglichkeit offen: Rumänien, wenn es in den Gesichtskreis der russischen Politik sich einfügen will, kann in dieser Kombination wie bisher auch weiterhin nur die Rolle einer Brücke spielen, über welche hin Ruß-

land, so oft ihm beliebt, seine Truppen gegen die Dardanellen verschieben kann; Rumänien muß in dieser Kombination dienen, unbedingt dienen, andernfalls ist seine Freundschaft für Rußland nicht bloß ganz wertlos, sondern umgekehrt wird und muß dann gerade Rußland selbst der größte und hartnäckigste Gegner seiner Erstarkung werden.

Ganz anders stellt sich die Situation, wenn Rumänien zum Anschluß an die Zentralmächte sich entschließt. Im Interesse der Zentralmächte liegt ein selbständiges und starkes Rumänien, welches dem russischen Druck Widerstand zu leisten vermag. Die Rumänen können nicht übersehen, daß ihre Stellung seit den Römer-Zeiten sich total geändert hat. Damals gab es in Zentral-Europa keine Großmächte. Mit dem Aufkommen Deutschlands und Österreichs hat die Donau eine ganz neue Bedeutung erhalten. Früher war sie die Grenze zwischen Nord und Süd, ungefähr die Nordgrenze des Römer-Reiches. Jetzt ist sie die Verbindungsstraße zwischen West und Ost. Früher trennte sie, jetzt verbindet sie. Und der Donau diesen Charakter eines Verbindungsweges zwischen West und Ost zu bewahren und zu sichern, dazu ist Rumänien als Nachfolger der ehemaligen Donaufürstentümer in hervorragendem Maße berufen. In der Erfüllung dieser Aufgabe liegt auch zugleich die Garantie seines Gedeihens. Die Rumänen können und sollen die Wächter und Frächter der Donaumündungen sein, der Mündung jener großen Wasserstraße, auf welcher die Zivilisation des Westens nach dem Orient sich bewegen mag, nicht aber sollen sie der große Straßendamm sein, auf welchem der Moskowitismus sich nach Süden wälzen kann. Je früher die Rumänen sich zur bezeichneten Aufgabe bekennen, desto besser, je länger sie zaudern und zögern, desto schlechter für sie; die abendländische Kultur, worunter nicht gerade Jakobinismus und Manchestertum verstanden werden müssen, würde nötigenfalls auch ohne sie den Weg nach dem Osten zu finden wissen. J—l.

XL.

Brief aus Holland.

Je länger der Weltkrieg dauert, je deutlicher treten in die Erscheinung die wahren und tieferliegenden Gründe des schrecklichsten Kampfes, der jemals seit Erschaffung der Welt gewütet hat. Gott sei Dank! Die Maske, welche die Wahrheit verhüllen sollte, ist gefallen. Die durch die Hetzpresse geblendeten Geister in den neutralen Ländern, die noch gerechten Sinnes sind und die Wahrheit ernstlich suchen, kommen mehr und mehr zur Erkenntnis, daß die viel geschmähten „Barbaren" nicht die wirklichen Urheber des Weltkrieges sind, sondern daß in der Entente die schlimmsten Feinde der Ordnung und des Friedens für Staat und Kirche sich befinden und unter diesen die Freimaurer die führende Rolle spielen. Wer das noch nicht einsieht, der ist bedauernswert blind. Leider gibt es unter den holländischen Katholiken geistlichen und weltlichen Standes noch manche, die an dieser Blindheit leiden. Die Lügen- und Hetzpresse, sowie die einseitige Haltung vieler katholischer Blätter haben das klare Einsehen verdunkelt. In der jüngsten Zeit treten die Freimaurer Italiens unter Führung des Großmeisters Ettore Ferrari mit der größten Wut in den Weltkampf ein und behaupten schlankweg: „Der Internationalismus des Papstes sei eine beständige Bedrohung für den Bestand und das Blühen der Nationen."

Diesen Brief möchten wir unsern Glaubensgenossen, insbesondere den vielen Ententefreunden zum Lesen empfehlen. Als kürzlich die neuen Züricher Nachrichten meldeten, daß auf Ansuchen Italien's die Behandlung des Garantiegesetzes beim kommenden Friedensschlusse um jeden Preis ausgeschaltet werden müsse und man der vollen Zustimmung von England, Frankreich und Rußland versichert sei, knüpfte die Residenzie-Bode in Haag an diese Mitteilung die folgende



Ausführung an: würde diese Nachricht der neuen Züricher Nachrichten sich in der Tat als zutreffend erweisen, so würde hierdurch für die Katholiken der ganzen Welt eine neue und sehr eigenartige Stellungnahme gegenüber der Entente begründet. Diese Worte der Residenzie-Bode zeugen von einer besseren Erkenntnis der jetzigen Weltlage. Das Vertrauen vieler holländischer Katholiken in die Ententemächte und ihren endlichen Sieg wird jetzt erschüttert. Vor einigen Wochen meldete man aus Havre, daß drei Erzfeinde unserer Kirche in das belgische Ministerium eintreten würden: nämlich Coblet d'Alviella, Meister vom Stuhl und gleichzeitig Vizepräsident des belgischen Senates, Paul Heymans, bekannter Führer der Liberalen, augenblicklich Gesandter in London, und Emil van der Velden, Führer der Sozialdemokraten. Anfangs hieß es in der Presse: die Aufnahme dieser Herren ins Ministerium wäre verzögert durch den Widerstand von katholischer Seite; aber diese hätte schließlich dem Drucke des Königs weichen müssen. Weiterhin verlautet, daß ein Teil des Kabinetts in Bälde Havre verlassen werde, um sich in Paris besser mit den französischen Machthabern zu verbrüdern. Nun hätte man selbstredend von unseren maßgebenden katholischen Blättern einen scharfen Tadel über die Verletzung der katholischen Interessen und den Anschluß an die Freimaurerei und die liberalen Freidenker erwarten dürfen. Die einseitige Gefühlspolitik für Belgien duldet in unserem Lande nur in seltenen Fällen eine scharfe Kritik über unsere südlichen Nachbarn. Die Wahrscheinlichkeit, daß die belgische Regierung schon seit Jahren durch Paris auf Kosten Deutschlands beeinflußt wurde, fand keinen Glauben. Die Macht der eigentlichen Drahtzieher in Frankreich hat man nicht bei Zeiten erkannt. Die bitteren Erfahrungen bezüglich des Treibens der Loge in Italien und in Portugal hat man nicht genügend beachtet. Die ungläubige und seichte Presse ist eine wahre Seuche, die in vielen katholischen Familien schlimmer wütet als bei den gläubigen Protestanten, die öfters eine bessere Einsicht in die auswärtige Politik



bekunden. — Das Schreiben der belgischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder hat leider viel Staub in der Presse aufgewirbelt. Alle Freunde der Entente sind natürlich entzückt über den Inhalt und loben den bekannten Verfasser bis in die Wolken. De Tyd, der treue Freund der Belgier, erklärt voller Begeisterung: Es ist unnötig, unsere Leser zu weisen: „Op de actuelle en historische beteekenis van dit document, dat een der belangryste is, welke tydens deren oorlog syn gepübliceest". — Wir bedauern, offen gestanden, sein Erscheinen, weil Inhalt und Form nach menschlichem Ermessen nicht seinen Zweck, dem Frieden zu dienen, erfüllen werden. Inzwischen brachte die Post die Abweisung des vorgeschlagenen Schiedsgerichtes vonseiten der deutschen Bischöfe, weil es rechtlich unmöglich und praktisch völlig undurchführbar ist. Man muß mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu sehen, daß die Weigerung der deutschen Bischöfe volle Anerkeunung verdient. Wir bedauern, daß unser Hauptorgan in der katholischen Presse „de Tyd" sich wiederum einer Entgleisung schuldig gemacht hat. In den Kreisen einsichtsvoller Katholiken wird man unbeschadet ihrer Sympathie für Belgien diesen Schritt der belgischen Bischöfe nicht billigen im Interesse des Friedens.

Dieser tragische Vorgang beweist aufs neue, wohin ein krankhafter Patriotismus führen kann. In diesem schrecklichen Weltkrieg hat die belgische Regierung sich schwer vergriffen an der wahren Vaterlandsliebe und dadurch die eigentliche Volksseele vergiftet — ob bewußt oder unbewußt, lassen wir dahingestellt; die schroffe, die unbegründete Stellung, die sie lange Zeit vor dem Ausbruch des Krieges gegen Deutschland einnahm trotz der ernsten Warnung ihrer Vertreter in London, Paris und Petersburg, war durchaus falsch und verwerflich, um so mehr, weil sie in ein Bündnis trat mit den größten Feinden unserer Kirche. Sie trägt die Verantwortung für das unschuldig vergossene Blut ihres Volkes, das seine Pflicht tat dem Aufruf der gestellten Obrigkeit zufolge und sich heroisch gewehrt hat gegen den



Einbruch des Feindes; jedoch die Regierung huldigte einem falschen Patriotismus und verletzte die Vaterlandsliebe in ihrer wahren Bedeutuug. Die Worte des französischen Benediktiners Pater Dom Germanus Morin werden stets wahr bleiben: „Betrachtet man Belgiens militärische Hülfsquellen, über welche es zu Beginn des Monats August 1914 verfügte, so muß man sich fragen, wie man da nicht hat voraussehen können, daß sein hartnäckiger Widerstand, so heldenhaft er auch war, verhängnisvoll zum Schlimmen ausschlagen und zu seinem Untergange führen mußte, daß infolgedessen dieser Widerstand weder anzuraten noch zu billigen war, ebensowenig vom Standpunkte der Vernunft, wie sogar der Theologie." Das ist eine schwere Beschuldigung an die Adresse des belgischen Kabinetts, das unter dem Drucke der Entente und der Freimaurer, sowie durch den unheilvollen Nationalismus unter der Fahne einer falschen Vaterlandsliebe sich verleiten ließ. Und was uns am tiefsten betrübt, ist die traurige Tatsache, daß sogar hohe Würdenträger unserer Kirche ein Opfer dieser Verwirrung geworden sind. I. W. B.

XLI.

Kürzere Besprechungen.

1. Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche Deutschlands in der Neuzeit. Auf Grund des katholischen Kirchen- und Staatskirchenrechts dargestellt von Universitätsprofessor Dr. Joseph Freisen. Leipzig, G. B. Teubner 1916. XXIV. u. 455 S. 12 geb. 16 M.

Bei der Einbringung des sog. Toleranzantrages im Jahre 1900 machte sich der Mangel einer übersichtlichen und klaren Zusammenstellung der Materialien geltend, aus denen man die Einschränkung der Freiheit der Religionsübung der Katholiken durch die bestehenden staatskirchenrechtlichen Bestimmungen er-



kennen konnte. Auch in der Praxis, in den Kämpfen um die Parität der deutschen Katholiken mußte man ein derartiges Werk in einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Materialien schmerzlich vermissen. Diesem Mangel hat Freisen, der auf diesem Gebiete eine Reihe von wissenschaftlichen Vorarbeiten gemacht hat, in seinem neuen vorliegenden Werke gründlich abgeholfen. Wenn man zunächst die Beschaffung des weitverzweigten Materials ins Auge faßt, muß man dem ungeheueren Fleiß des Verfassers vollste Anerkennung zollen. Nicht weniger aber gebührt der sachlichen zweckdienlichen Anordnung und Verarbeitung des Stoffes hohes Lob. Da Freisen seine Darstellung auf breitester Basis aufbaut und auf die rechtshistorische Entwicklung großes Gewicht legt, bildet sein Buch sowohl für die Kreise der wissenschaftlichen Kirchenrechtler reiche Quellen, wie es namentlich den Männern des praktischen Lebens, Parlamentariern, Politikern, Zeitungsredaktionen, Domkapiteln eine schier unerschöpfliche Fundgrube darbietet. Freisen hat sich durch sein Werk, bei welchem ihm trotz des großen Umfangs der Verlag in anerkennenswertester Weise entgegenkam, ein großes Verdienst auch in kirchenpolitischer Beziehung erworben. Bei allen Kämpfen um die Rechte und Freiheiten der Kirche insbesondere in den norddeutschen Bundesstaaten wird man auf das Buch wegen seiner vorzüglichen Orientierung zurückgreifen und sich über die kirchenrechtlichen strittigen Gesichtspunkte Aufklärung verschaffen können.

Der erste Hauptteil schildert die Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche nach katholischem Kirchenrecht. Die Darstellung setzt ein mit den Reformen des Konzils von Trient; behandelt die Maßnahmen gegen das Staatskirchentum, die Konkordate, die Vereinbarungen über Errichtung und Besetzung der Kirchenämter, Papst, Papstwahl, Kirchenstaat, den Missionsorganismus und die Exemtionen. Besonderer Ausführlichkeit erfreuen sich die kirchenrechtlichen Reformen Pius X. Diese kirchenrechtlichen Erlasse hat Freisen in objektiver Weise dargestellt und sie erfreulicherweise selbst bis in untergeordnete Einzelheiten hinein verfolgt, so daß der Leser von dem Werdegang ihrer Aufnahme und Beurteilung in den politischen und



kirchlichen Kreisen Deutschlands sich ein klares Bild machen kann. Über die Gesetzgebung Pius X. in ihrem ganzen Zusammenhange urteilt Freisen, man könne „dem Papste Anerkennung, ja Bewunderung nicht versagen. Man muß sich aber bei der Beurteilung auf den Standpunkt der katholischen Kirchenverfassung stellen. Ein allgemeines Urteil über die kirchenrechtlichen Reformen Pius X. kann erst nach Erscheinen des gesamten Kodifikationswerkes abgegeben werden. Entspricht das Ganze dem jetzt vorliegenden Gesetzesmaterial, so kann das Gesamturteil nur ein anerkennendes sein; denn es scheint ein großartig angelegtes, konservatives Werk aus einheitlichem Guß werden zu wollen."

Der zweite größere Hauptteil des Werkes behandelt die Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche nach Staatskirchenrecht und zwar für alle deutschen Bundesstaaten. Als ein großer Vorzug dieser Darstellungen muß es bezeichnet werden, daß der Verfasser die heute bestehenden kirchenrechtlichen Verhältnisse in ihrer kirchengeschichtlichen Entwicklung herauszuschälen mit großem Erfolg unternimmt. Wie die Abhandlungen dieses zweiten Teiles ergeben, ist der Umfang des die Bewegungsfreiheit der katholischen Kirche einschränkenden katholischen Staatskirchenrechts in den einzelnen Staaten bald weiter, bald weniger weitgehend. Am umfangreichsten ist es im katholischen Bayern ausgebildet. Hinter Bayern folgen an nächster Stelle die evangelischen kleineren Bundesstaaten. In den letzteren Jahrzehnten ist die Stellung der katholischen Kirche in diesen kleineren Staaten eine bedeutend bessere geworden, wozu namentlich der Toleranzantrag und die bei den Beratungen desselben an die große Öffentlichkeit gebrachten unwürdigen Verhältnisse der katholischen Kirche wesentlich beigetragen haben.

Am Schluß seines vortrefflichen Werkes bietet Freisen eine kurze Aufzählung der karitativ-religiösen, sozialen, kulturellen und volkswirtschaftlichen Tätigkeit der katholischen Kirche, um daran die Bemerkung anzuknüpfen, „daß eine Religionsgesellschaft, welche derartig große Kulturwerte schafft, mit nichten die mißtrauische Bevormundung verdient, welche ihr einige



Staaten entgegenbringen zu müssen glauben, sondern daß sie den zuvorkommendsten Schutz der Staatslenker erheischt, selbst wenn diese sich auch nicht zu ihr religiös bekennen. Allerdings nimmt in der gegenwärtigen materiell gesinnten Zeit die Abneigung gegen jede positive Religion immer mehr zu, der katholischen Religion gegenüber hat sich ein kaum verständlicher Trust von Katholikenhaß gebildet. Die Geschichte aber lehrt, daß Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen die Religion stets die Vorboten des Unterganges der Nationen gewesen sind." R.

2. Der Kulturkampf in Hohenzollern. Von Dr. Adolf Rösch. Freiburg, Herder 1916. 128 S. 1.50 M.

Kißlings grundlegendes Werk über die Geschichte des Kulturkampfes soll nach einem Beschlusse des Zentralkomitees für die Katholikenversammlungen Deutschlands durch Darstellungen über den Verlauf des Kulturkampfes in den einzelnen Diözesen bezw. Kirchensprengeln ergänzt werden. Als Früchte dieser Sonderstudien liegen bis jetzt vor Dr. Dittrichs Kulturkampf im Ermlande und das Werk von Dr. Rösch. Mit dem großangelegten Werke von Kißling hat die Darstellung Rösch's den Aufbau auf offiziellen Schriftstücken, sowie die leidenschaftslose Schilderung gemeinsam. Letztere Eigenschaft ist im Hinblick auf den ohnehin aufregenden Stoff notwendig. Rösch beschreibt den Kulturkampf in Hohenzollern in seinen wichtigsten Erscheinungen, wobei ihm hauptsächlich die Akten des erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg, die hohenzollernschen Dekanatsarchive, das Amtsblatt der k. Regierung zu Sigmaringen und die in Hohenzollern erscheinende politische Tagespresse als Quellen dienten.

Eingangs schildert der Verfasser die kirchenpolitischen Verhältnisse vor dem Ausbruch des Kulturkampfes, die seit dem Übergange Hohenzollerns an Preußen ein Bild erfreulicher Entfaltung des kirchlichen Lebens und friedlicher, vertrauensvoller Beziehungen zwischen Kirche und Staat darstellten. Diesen glücklichen Zuständen brachte der Kulturkampf ein jähes Ende. Nun folgt die Entwicklung der Kulturkampfereignisse, die ersten Konflikte mit der Regierung, die sich zunächst auf



die Zwangsmaßregeln des Gesetzes über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen erstreckten. Dann kommen Prozesse gegen Geistliche wegen Übertretung des Kanzelparagraphen, die Bedrückungen im Volksschulwesen, die Angriffe auf das in entschieden katholischem Geiste geleitete Gymnasium Hedingen bei Sigmaringen, wo die Marianische Kongregation aufgelöst, sowie das Gymnasialkonvikt „Seminarium Fidelianum" durch das Verbot der Aufnahme neuer Zöglinge gesperrt wurde. Da die Anstalt nach dem „Schwäb. Merkur" „noch ziemlich mit ultramontanen Lehrkräften ausgestattet" war, wurde der hochverdiente Rektor Dr. Stelzer zur Disposition gestellt, nicht etwa als Opfer wissenschaftlicher oder pädagogischer Unzulänglichkeit, sondern infolge echt kirchlicher Gesinnung. Der Grund dieser Maßregel war nach dem Schwäb. Merkur darin zu suchen, weil sein Gymnasium als eine „der hauptsächlichsten Stützen des Ultramontanismus in Hohenzollern" galt. (Siehe auch Histor.-polit. Bl. 104 Bd., 1889.) Außerdem wurden noch mehrere überzeugungstreue katholische Anstaltslehrer entfernt. Dann folgen die Maßnahmen gegen die in Hohenzollern bestehenden Ordensniederlassungen, die Auflösung der Niederlassung des Ordens der Gesellschaft Jesu in Gorheim, die in den zwanzig Jahren ihres Aufenthaltes in Gorheim in Süddeutschland gegen 300 Missionen abhielten und mehrere hundert Novizen ausgebildet hatten. Ferner wird beschrieben die Ausweisung der Franziskaner in Stetten bei Hechingen, die Aufhebung der Benediktinerabtei Beuron, deren Choralschule man bestehen lassen wollte, wenn die betreffenden Lehrer aus dem Orden ausgetreten wären, und schließlich die Maßnahmen gegen die eine Lehr- und Erziehungstätigkeit ausübenden weiblichen Ordensgenossenschaften. Das Verhalten von Volk und Presse, sowie die Wahlverhältnisse und Flugblätter bilden den Schluß des historisch und politisch wertvollen Buches. Mit Ausnahme verschiedener Überreste aus der unglückseligen Kulturkampfzeit ist heute das Bild des kirchlichen Lebens und Wirkens in Hohenzollern ein erfreuliches. R.

XLII.

Zwei Geheimnisse.

Beitrag zur Grundbeleuchtung der modernen Weltanschauung.

Von Kanonikus Johann Schraml, bisch. geistl. Rat in Regensburg.

Jahrhunderte lang hatten Autorität und Vernunft in Wissenschaft und Leben zusammengearbeitet. Wohl erschien da der einzelne Mensch als bloßer Einzelpunkt des Geschlechtes und Universums, aber er war gestellt auf festen Boden, umkleidet und geschützt von einer erhabenen Würde, getragen und bewegt von Idealen, von einem unermeßlichen Endziele. Belebend und verklärend leuchteten helle, willkommene Strahlen aus den Fernen einer ewigen Welt in das Herz und auf die Pfade des pilgernden Menschen.

„Die ältere Denkweise, welche vom Altertum und Mittelalter sich bis in die Neuzeit erstreckt, hatte das Geistesleben in einen eigentümlichen Zusammenhang verkettet, und zwar war das im engen Anschluß an die unmittelbare Lebensform und Lage des Menschen geschehen. Hier umspannte eine beherrschende Einheit alle Mannigfaltigkeit und verband sie zu einer Weltordnung, hier beherrschten feste Ziele und ewige Normen alles zeitliche Geschehen, hier hatte das Geistesleben eine sichere Überlegenheit gegen die Natur, hier wird das Geistesleben selbst nach Art des menschlichpersönlichen Daseins verstanden und auch die Gottesidee als ein Idealbild dessen gefaßt. Alle einzelnen Züge griffen dabei eng ineinander . . . der alte Lebensstand



ging uns verloren und einen neuen haben wir noch nicht gewonnen." [1])

Vielerlei sind die Gründe des Verlustes. Einen, vielleicht den Hauptgrund, in welchem alle sich sammelten, spricht Euken (S. 426) aus.

„Von Haus aus trägt die Neuzeit eine Wendung zum Subjekte in sich und hat sie immer entschiedener durchgeführt ... sie macht das Subjekt zum Standort und Träger des Lebens, von dem aus die Welt sich erst aufbauen und ihren Inhalt empfangen soll. Aber zugleich wird das Subjekt sich selbst zum Problem, zum schwersten aller Probleme." „Von keinem Grundfaktor der modernen Zeit wird der wesentliche Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und der modernen Welt (aus Mangel echt wissenschaftlichen Geistes) öfter und nachdrücklicher behauptet als von demjenigen, dessen Wirken den sichtbarsten Abgrenzungspunkt zwischen der mittleren und neueren Zeit schon vor den Tagen des Humanismus bis in die Gegenwart bildet, dem Individualismus und Subjektivismus." [2])

Sachlich und formell ist besonders die moderne Philosophie der Ausdruck der neuen Denkweise. Und was der große, heilige Anselmus für die Scholastik ist, der Vater, das bedeutet Kant für die neuere Philosophie, deren „Begründer er durch die ‚Kritik der reinen Vernunft' geworden." [3]) „Kant ist, schreibt Chamberlain, der wahre rocher de bronze unserer neuen Weltanschauung." [4]) Nach Nietzsche „ist die neuere Philosophie als eine erkenntnistheoretische Skepsis, versteckt oder offen, antichristlich." [5]) Kants Zeit kennzeichnet Paulsen dahin, „daß der Rationalismus, mehr und mehr in die Masse der gelehrten und zuletzt auch der ungelehrten Bevölkerung dringend, zur Aufklärung wird ... Einer der

1) Euken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. S. 529 f.
2) Ehrhard, Der Katholizismus u. das zwanzigste Jahrhundert. S. 307.
3) David Friedrich Strauß, Der alte und der neue Glaube. S. 153.
4) Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. II. Hälfte. S. 1101.
5) Jenseits von Gut und Böse. S. 78.

ersten, die dem deutschen Volke Rousseaus Gedanken zuführten, ist Kant."[1]) Dieser selbst hielt seine Zeit für „das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß."[2]) Im Zeitstrom schwimmend, ohne tiefere historische Bildung, sah der warme Bewunderer Rousseaus das Übernatürliche in gänzlich vernebelter Ferne. Daher seine unwürdige Äußerung über das Gebet, sowie seine ans Komische streifende Abneigung und Scheu vor „Dogmatism". Von einem realen Verhältnisse zur Übernatur hatte er keine Ahnung. „Alles, auch das Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen, wenn sie die Idee desselben zu ihrem Gebrauche verwenden."[3]) Ein sinnloses Wort, im Widerspruch mit aller wahren Gottesverehrung und allem christlichen Leben! Unbegreiflich erscheint aus der Feder eines Philosophen die Behandlung der Menschheitsfrage: „Was ist Wahrheit?" „Sie nennt er, schreibt Willmann, eine Vexierfrage der Logiker, die ‚ungereimt ist und unnötige Antworten verlangt', so daß der Fragende und Antwortende den belachenswerten Anblick gewähren, daß einer (wie die Alten sagten) den Bock melkt, der andere ein Sieb unterhält."[4]) Ähnlich ist eine der „strengen Grundansichten" Nietzsches: „Inwiefern könnte irgend Etwas ‚an sich wahr' sein? Dies ist der Grund-Unsinn!"[5])

Nach Euken „war Kant selbst eine tief religiöse Natur, sein System bringt aber das wenig zum Ausdruck".[6]) Will-

---

1) Geschichte des Gelehrten-Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Zweiter Band. S. 1, 192.

2) Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Herausgegeben von Dr. Karl Kehrbach. Zweite Auflage. Vorrede zur ersten Ausgabe. S. 5.

3) Vgl. Euken a. a. O. S. 427.

4) Geschichte des Idealismus. Dritter Band. S. 509.

5) A. a. O. Einleitung. S. XI.

6) A. a. O. S. 424.

mann charakterisiert ihn als „völlig irreligiös".[1]) Für Strauß ist der Kantsche Gott ein Witz. „Kant wollte doch den Gott seiner Jugend und Erziehung nicht ganz missen und wies ihm daher an einer leeren Stelle seines Systems wenigstens eine aushelfende Rolle an." [2]) Tatsächlich ist der von Kant aus der Moral gefolgerte Gott eine leere Idee. „Die Überzeugung (daß ein Gott sei) ist nicht logische, sondern moralische Gewißheit, und, da sie auf subjektiven Gründen (der moralischen Gesinnung) beruht, so muß ich nicht einmal sagen: es ist gewiß, daß ein Gott sei, sondern ich bin moralisch gewiß." (Kritik S. 626.) Zum Verständnisse seiner Kritik der reinen Vernunft ist zu beachten Willmanns Konstatierung. Er doppelt wichtige Begriffe (z. B. Objekt, Form) und den Standpunkt (nach Bedarf Nominalist nnd Realist). „In diesem Messen mit doppeltem Maße ist Kant Meister; er wendet die Begriffe, wie er sie eben braucht." [3])

Für die alte Denkweise und das geistige Edelgut der christlichen Vergangenheit hat Kant nur eine absolute Absage. Aber diese stützt sich nicht etwa auf eine wissenschaftliche Überwindung der christlichen Philosophie. Die Riesenarbeit eines Augustinus, Anselmus, Thomas von Aquin kannte er überhaupt nicht. Ohne das großartige, fest gefügte Gerüst und die sublime Ausstattung des Himmel und Erde verbindenden Baues der alten Denkrichtung irgend näher ins Auge zu fassen, geschweige zu berennen, wollte er einen vollen Neubau fundamentieren und aufrichten. Soviel über das innere und äußere Milieu für und bei Ausreifung des ersten Geheimnisses, das behandelt werden soll.

Das „Geheimniß" Kants.

Einmal erstarkt zum offenen Durchbruchsversuch verkörpern sich alle großen geistigen Bewegungen in einer hervor-

1) A. a. O. S. 434.
2) A. a. O. S. 119.
3) A. a. O. S. 437, 441.

ragenden Persönlichkeit, welche sie aktiviert. Kant hat die Substanz der neuen Denkart formuliert und mit seinen Mitteln zu organisieren versucht.

„Das wesentliche Stück der Umänderung der Denkart ... Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntniß müsse sich nach den Gegenständen richten ... die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntniß richten ... Daß die Natur sich nach unserem subjektiven Grunde der Apperzeption richten, ja gar davon in Ansehung ihrer Gesetzmäßigkeit abhängen solle, lautet wohl sehr widersinnisch und befremdlich ... Es liegt hier ein gewisses Geheimniß verborgen: nämlich mit gehöriger Allgemeinheit den Grund der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori aufzudecken." (Kritik S. 17, 126, 42.)

Was Kant Geheimnis nennt, ist faktisch nichts anderes als ein schweres Vergreifen an den beiden methodischen Erkenntnisquellen, beziehungsweise am menschlichen Erkenntnisvermögen. Die eine Quelle hat er indirekt annulliert, die andere entsprechend gesteigert. Darum äußert sich das Geheimnis oder die Willkür nach zwei Seiten. Negativ zapft es der Analyse das Lebensblut ab, indem ihr jede Erweiterung der Erkenntnis abgesprochen wird. (Kritik S. 39 ff., 94.) Damit fällt die Analyse und das ihr korrespondierende aufnehmende Moment unseres Vermögens als Ausgang der Erkenntnis. Ebenso ist beseitigt alles a posteriori (von außen nach innen) zu erntende inhaltlich apriorische (aus dem Grunde, Wesen, aus der Natur des Objektes) Wissen. Das Tor vor dem Wesen aller Dinge, vor den Gottesbeweisen, vor dem Unterrichte in der positiven Religion ist vernagelt. Schon die tägliche Erfahrung überzeugt von dem Irrtum der Kantschen Entwertung der analytischen Erkenntnisquelle. Der tägliche Betrieb der Wissenschaft bekundet, wie aus dem Auffassen eines Objektes durch Vertiefung, Forschung, ferner aus der Kenntnis und Vergleichung von Tatsachen durch Ergründen von deren Umständen und Ursachen ein Wissen aus dem Grunde erwächst. Ebenso führt die Analyse des Begriffes eines Dinges in

dessen Wesen ein. Die analytische Auflösung eines Glaubensartikels, Dogmas, Gebotes spendet gründlicheren Einblick in dessen Inhalt.

In der Ausschaltung des analytischen Prinzipes liegt der Schwerpunkt der Kantschen Irrungen. Dadurch wurde die Verschiebung der Erkenntnistheorie und Subjektivierung von selbst notwendig. Vor allem mußte er die Analyse von apriorischen Wahrheiten und Prinzipien, ohne welche das Erkennen nicht hausen kann, enteignen. Zum Besitzstand dieser Methode gehören gewisse Wahrheiten oder Urteile, welche der Verstand unmittelbar erfaßt, weil das Inliegen des Prädikates im Subjektbegriff des Urteiles von selbst einleuchtet. Ferner jene Urteile, bei welchen die Auflösung des Subjektsbegriffes oder die Rückführung des Prädikates auf das Subjekt deren sachlich bedingte Zusammengehörigkeit aufweist. Ihre Erkenntnis ist keine unmittelbare. *Kant nimmt nun diese Urteile der Analyse ab und macht sie zu synthetischen a priori.* Er gibt mehrfache Beispiele solcher Art, wie $7 + 5 = 12$. Der Satz ist natürlich analytisch, weil das Inliegen des Prädikates (12) im Subjekte zwar nicht unmittelbar, jedoch durch Auflösung des letzteren, beziehungsweise Rückführung des ersteren erkannt wird. „Der Unglücksmensch", spasselt Wahle, „hält den Satz für einen synthesischen Satz; er meint, das Prädikat enthalte etwas, was im Subjekte nicht enthalten sei."[1]) Ähnlich einfältig ist die Einreihung des Kausalitätsprinzipes unter die synthetischen Urteile. Subjekt und Prädikat sind hier sachlich bedingt in ihrem Verhältnisse. *Ausnahmslos* sind alle Kantschen synthetischen Urteile a priori in Wirklichkeit analytisch. *Das Wesen des Geheimnisses besteht in der Verwechselung seiner genannten Urteile mit den analytischen,* welche nicht unmittelbar erkannt werden.

1) Die Tragikomödie der Weisheit; die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens. S. 349.



Die positive Seite desselben bedeutet eine Überspannung der Synthese und damit des heraussetzenden Elementes unseres Erkenntnisvermögens. „Die Synthese ist das Erste, worauf wir Acht zu geben haben, wenn wir über den ersten Ursprung unserer Erkenntnis urteilen wollen." (Kritik S. 95.) Ihr Charakteristikum ist das des Bauens, Bestimmens vom apriorischen Wissen, von der intellektuellen Anschauung des erkennenden Subjektes aus. Kants einseitiger Standpunkt macht also das Subjekt selbst bestimmend, bedingend, indem er die Synthese als den Ursprung der Erkenntnis erklärt. Es ist demnach das Kantsche a priori Erkennen ein wesentlich anderes als das aus Grund und Wesen. Nämlich das Subjekt trägt a priori, vor aller Erkenntnistätigkeit, selbstherrlich bauende Elemente in sich: die Sinnlichkeit oder das Anschauungsvermögen die zwei „reinen Formen sinnlicher Anschauung, Zeit und Raum"; der Verstand die „Kategorien, seine Stammbegriffe, deren Geburtsort" er ist; die Vernunft die Idee von Gott, Seele, Welt. Diese Inlage, in Bewegung gesetzt durch die Anschauung, ist die apriorische Quelle der Wahrheit, ihre Tätigkeit schafft sie. Es ist die Subjektivierung der ganzen Erkenntnis, der Substanz und Accidentien der Dinge; das menschliche Innere ist a priori bestimmend allem gegenüber.

Wenn „die reinen Formen der Anschauung im Gemüte bereit liegen", wenn „die Kategorien im Verstande ihren Geburtsort" haben, so ist die wichtigste Frage die nach der inneren Beschreibung und Begründung der Seele mit derartiger Immanenz. Eine sachliche Begründung ist dem Vater der neuen Denkart unmöglich. Dafür löst er den Seelenbegriff in eine vogelfreie Fiktion auf.

„In dem, was wir Seele nennen, ist alles in kontinuierlichem Flusse und nichts Bleibendes, außer etwa (wenn man es durchaus haben will) das darum so einfache Ich, weil diese Vorstellung keinen Inhalt, mithin kein Mannigfaltiges hat. . . Da wir an der Seele keine beharrliche Erscheinung antreffen als nur die Vorstellung Ich, welche sie alle begleitet und verknüpft, so



können wir niemals ausmachen, ob dieses Ich (ein bloßer Gedanke) nicht ebensowohl fließe als die übrigen Gedanken. . . . Wollte ich auch nur fragen, ob die Seele nicht an sich geistiger Natur sei, so hätte diese Frage gar keinen Sinn. . . . Der Fundamentalbegriff einer einfachen Natur ist von der Art, daß er überall in keiner Erfahrung angetroffen werden kann und es mithin gar keinen Weg gibt, zu demselben als einem objektiv gültigen Begriff zu gelangen" (S. 322, 309, 530, 307).

Behaglich konstatiert der Gottesverächter Strauß, „die Seelenlehre der alten Metaphysik hat schon Kant in die Luft gesprengt".[1])

Rein willkürlich nimmt der Königsberger Philosoph analytische Urteile als synthetisch apriorische. Mit der nämlichen Selbstherrlichkeit hat er zur Ermöglichung solcher Urteile den menschlichen Geist ausgestattet. Er hat den Seelenbegriff vernichtet und wiederholt immer wieder, das Ding an sich sei nicht erkennbar. Gleichwohl hat er die ganze innere Formenmaschinerie des Geistes, wie er sie braucht, ermüdend breit dargelegt. Woher hat er diese Erkenntnis? Raum und Zeit liegen im Gemüte bereit — aber wie denn? Als bloßes Vermögen oder fertig? „Die Kant'sche Raumanschauung", sagt Wahle, „will von Haus aus eine fertige unendliche Anschauung sein. Das ist aber, im Hinblicke auf das langsame, von Flächlein zu Flächlein wachsende Raumgebilde, ganz falsch. Von Leibnitz nahm Kant die Idee, daß der Raum ein völlig subjektives Gebilde sei."[2]) „Was sind Raum und Zeit?" Sie sind nicht „wirkliche Wesen", nicht Bestimmungen oder auch Verhältnisse der Dinge, die ihnen auch an sich zukommen würden" . . . „sie sind solche, die nur an der Form der Anschauung allein haften und mithin an der subjektiven Beschaffenheit unseres Gemüts, ohne welche diese Prädikate gar keinem Dinge bei-

1) A. a. O. S. 131.
2) A. a. O. S. 348.

gelegt werden können" (Kritik S. 51). Beide sind „eine notwendige Vorstellung, a priori, die allen äußeren Anschauungen zu Grunde liegt. Man kann sich niemals eine Vorstellung machen, daß kein Raum sei. . . . Man kann in Ansehung der Erscheinungen überhaupt die Zeit selbsten nicht aufheben . . . die Zeit ist also a priori gegeben" (Kritik S. 51, 58).

Also: weil alle Dinge, alles Gegebene der sichtbaren Schöpfung, an Zeit und Raum gebunden sind, und wir beide in unserer Vorstellung nicht aufheben können, sind sie nach Kant nur in uns a priori! „Er schließt, bemerkt trefflich Gisler, „nach dem Muster: weil in Europa Menschen wohnen, so kann es außerhalb Europas keine Menschen geben." [1])

„Nichts dient zum Maß für dieses Himmels Schnelle,
Nein, jede andre wird nach ihr bemessen;
Denn hier nimmt Ausgang: Raum, Zeit und Bewegung." [2])

Auf der gleichen Höhe hält Kant seine Beweise für die Apriorität seiner Kategorien, seiner zwölf Stammbegriffe des Verstandes. In den Kategorien unternimmt er die weitere Subjektivierung der Dinge für den Verstand — wozu?

„Der Verstand ist selbst die Gesetzgebung für die Natur . . der Quell der Gesetze der Natur, und mithin der formalen Einheit der Natur. . . . Die Natureinheit soll eine notwendige, d. i. a priori gewisse Einheit der Verknüpfung der Erscheinungen sein. Wie sollten wir aber a priori eine synthetische Einheit auf die Bahn bringen können, wären nicht in den ursprünglichen Erkenntnisquellen unseres Gemüts subjektive Gründe solcher Einheit a priori enthalten. . . . Die Ordnung und Regelmäßigkeit . . . an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein" (Kritik S. 135, 134).[3])

---

1) Der Modernismus. S. 345.

2) Dantes Göttliche Komödie von Schuler (Himmel XXXVI).

3) In seinem neuesten Buche „Die Träger des deutschen Idealismus" (S. 195) bezeichnet Euken Kants „Methode als analytisch-regressiv". Das ist absolut irrig. Allerdings läßt Kant „alle menschliche

Also: weil vom Schöpfer Ordnung und Einheit in der Natur gegeben ist, sind die Stammbegriffe a priori in uns — um Einheit und Ordnung zu schaffen. Die Naturwissenschaft eruiert analytisch die von uns unabhängigen Gesetze der Natur — nach Kant ist der Verstand der Träger derselben. Da muß freilich „eine reine Einbildungskraft, als ein Grundvermögen der menschlichen Seele, aller Erkenntnis a priori zum Grunde liegen." (Kritik S. 129 ff.)

„Frägt man, schreibt Willmann, bei einem kantischen Dinge: Wie groß? so erhält man nicht Maßbestimmungen zur Antwort, sondern die Angabe: eines oder vieles oder alles; frägt man: wie beschaffen? so ist die Antwort zwischen Etwas oder Nichts... Frägt man nach dem Wo? und Wann? des Dinges, so wird man auf ein anderes Kapitel verwiesen... Diese Inkonvenienzen rühren daher, daß Kant die Kategorien mit den Formen des Urteils zusammenbringen will."[1])

Erkenntnis mit Anschauung anfangen" (Kritik S. 542), fügt aber sofort bei, sie „hat in Ansehung der Anschauungen, der Begriffe und Ideen Erkenntnisquellen a priori", welche sie bestimmen. Wäre seine Methode analytisch, so wäre ja seine ganze Kritik von A bis Z unmöglich geworden. Kants System ist seinem und dem Charakter der Methode nach synthetisch wie bei Hegel. Nur Form und Grad des Subjektivismus ist verschieden. Bestimmend, bauend ist das Subjekt. Dagegen ist die ganze christliche Philosophie analytisch-regressiv angelegt. Hier (von dem Gegebenen rückschreitend zu den Prinzipien, von Außen nach Innen) bestimmt das Objekt die Erkenntnis nach der Natur des erkennenden Subjektes. Wie weit der Wellenschlag der Ausschaltung der Analyse als vollberechtigter Erkenntnisquelle und Ausgang für das Gegebene seine Kreise zog, beweist nicht bloß die moderne Philosophie. Auch in der konservativen methodischen Literatur wird auf das Wesen, auf den gegenfüßlerischen Charakter der Methoden und damit auf die grundsätzliche Stellung des Erkenntnisvermögens zum Gegebenen vielfach gar keine Rücksicht genommen. Ihr willkürlicher Gebrauch zerstört die Erkenntnistheorie und verwirrt den naturgemäßen Standpunkt unseres Denkens und Erkennens.

1) A. a. O. S. 417.



Kants „eigene Frage, meint Nietzsche: wie sind synthetische Urteile a priori möglich? ist durch eine andere zu ersetzen, ‚warum ist der Glaube an solche Urteile nötig?'"[1]) Wahrlich, ein ungeheuerlicher Glaube ist erforderlich an Kants Geheimnis.

Schrankenlos entfaltet sich der Apriorismus auf dem Gebiete der Moral. Da „Gott" das Produkt der moralischen Gesinnung ist, „darf sich die praktische Vernunft gar nicht unterwinden, ... von dem Begriffe eines einigen Urwesens, als des höchsten Gutes, auszugehen und die moralischen Gesetze selbst von ihm abzuleiten." (Kritik S. 619.) Auf das sittliche Urteil eines jeden denkenden Menschen hin „setzt er voraus wirklich reine moralische Gesetze, die völlig a priori (ohne Rücksicht auf empirische Bewegungsgründe, d. i. Glückseligkeit) das Tun und Lassen, d. h. den Gebrauch der Freiheit eines vernünftigen Wesens überhaupt, bestimmen und schlechterdings (nicht bloß hypothetisch unter Voraussetzung anderer empirischer Zwecke) gebieten und also in aller Absicht notwendig seien." (Kritik S. 611.) Der Satz ist lächerlich und ein Widerspruch in sich. Er entzieht nämlich dem moralischen Handeln jede Beziehung zu jedem Anderen, das Ziel, den Zweck und damit das reale Motiv. Jede moralische Handlung als solche verlangt eine Zweckbeziehung, weil sie sonst überhaupt nichts ist.[2]) Durch die Entziehung eines Motives zu Anderem nimmt Kant jedem moralischen Tun das Leben, setzt es außerhalb aller Ordnung, er isoliert es für die Willkür des Subjektes. In dieser Entseelung und Isolierung erblickt der Vater des Apriorismus das „völlig a priori reine". Die völlig a priori reinen, also die ordnungslosesten Gesetze sollen „den Gebrauch der Freiheit eines vernünftigen Wesens bestimmen". Bestimmen des Gebrauches schließt doch irgend eine Beschränkung in sich. Wo und wie kann es ohne Ordnung, ohne Ein- und Unter-

---

1) A. a. O. S. 21.

2) Vergl. Scheeben, Natur und Gnade. S. 51.

ordnung ein Bestimmen im Sinne einer Beschränkung geben. Nein, konsequent seinem System mußte Kant sagen, das ordnungslose Subjekt bestimmt sein Handeln und das Gesetz „schlechterdings" selbst. In Isolierung von Ordnung und Ziel, in der völligen Subjektivierung besteht die viel gerühmte Verinnerlichung der Moral durch Kant.

„Wie werden ... Handlungen nicht darum für verbindlich halten, weil sie Gebote Gottes sind, sondern sie als göttliche ansehen darum, weil wir dazu innerlich verbindlich sind." (Kritik S. 620.) Nur was sich innerlich als Gebot rührt, fordert nicht hypothetisch, sondern um seiner selbst willen unbedingten Gehorsam. Das ist der kategorische Imperativ und seine Brunnstube. Aber das System hat denselben im vornherein entseelt; es gestattet ihm keinen konkreten Inhalt, keine Verbindung mit konkretem Ziele. Man darf nur fragen: wozu innerlich unbedingt verbindlich? so stößt man auf einen „empirischen" Zweck. Entweder muß Kant seine Moral und Freiheit einer Ordnung und Beschränkung unterwerfen, oder der kategorische Imperativ ist eine tönende Schelle. Das erste kann Kant unmöglich zulassen; es wäre der Tod seines Apriorismus, das Subjekt wäre nicht mehr a priori vor und über allem. Weil das Kantsche Gesetz ohne Ordnung, Inhalt und Ziel, so ergibt sich ein lächerliches Phänomen: das Subjekt und sein Gesetz stehen gänzlich isoliert, ohne alle andere Verbindung da, d. h. konkret: der kategorische Imperativ ist ein leerer, subjektiver Spruch.

Dieses seltsame, apriorische Phänomen kleidet zustimmend Euken in den Satz: „Wir müssen handeln aus bloßer Achtung vor dem Gesetze, als Gefäß und Werkzeug des Gesetzes, dessen Urheber wir selber sind."[1]) Ungemein ideal und erhaben. Aber in welcher konkreten Ordnung und Verbindung, zu welchem konkreten Wozu sollen wir handeln? Kant, überall mit seinem Apriorismus selbst im Widerspruch, möchte

1) A. a. O. S. 419.

an anderen Stellen auch empirische Motive berufen. Doch jedes weitere Motiv außer der Achtung überkleckst ja die völlige apriorische Reinheit des Gesetzes. Von solcher Sachlage wird schön illustriert eine Äußerung des autonomen Kant-Schwärmers Chamberlain. „Die Grundlage zur Handlungsweise des Menschen gegen sich und andere muß in etwas Anderem gefunden werden als im Gehorsam gegen einen regierenden Weltmonarchen und in der Hoffnung auf eine zukünftige Belohnung.“ [1]) Zur Deckung ihrer generellen Ziellosigkeit und ihres Abseits vom lebendigen Gott suchen die Autonomen die ordnungsmäßige Grundlage des sittlichen Lebens mit „Eudämonismus“ zu differenzieren.

Komisch zerreißt die Kantsche Moral denselben Menschen in derselben Sache unter zwei Gesichtspunkte: sich selbst gesetzgebend und sich selbst gehorchend. Wird das legislative Ich nicht das dienende berücksichtigen, oder wird dieses nicht nach Unterschlupf trachten unter empirischer Zwangslage, da keinem Gotte und niemandem verantwortlich? Wird durch die Selbstherrlichkeit nicht grundsätzlich das Ungeheuer des Egoismus frei zum rücksichtslosen Sprunge in fremde Interessen und Rechte? Was gilt seinen Krallen der kategorische Imperativ! Wie darf Kant, ohne Widerspruch mit sich selbst, überhaupt von unbedingt verbindlichen Gesetzen reden? Die Objektivität allgemeiner Notwendigkeit und Verbindlichkeit setzt ja ein konkretes Ziel mit Beschränkung des Subjektes voraus. Dazu fluktuiert der Quell der Gesetze, die Seele ständig. Schon aus diesem Grunde ergeben sich auch nach Durchbrechung der Selbstherrlichkeit besten Falles Zeit-„Maximen“: „praktische Gesetze“, welche ad hoc die Glieder einer mehr oder minder großen Kommunität „subjektiv“ anerkennen. (Kritik S. 615.) Grausam faßt Wahle Kants praktische Vernunftlehre an:

„Wie zu einem schrecklichen Schlangenknäuel sind hier alle Ranken des Unsinns zusammengeringelt. Jenes großartige, groß-

1) A. a. O. II. B. S. 1119.



tuerische Gesetz — handle so, daß die Maxime deines Wollens, Handelns zugleich das Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein könne — ist völlig inhaltlos und richtungslos! . . . Dieser hohle kategorische Imperativ soll also — unerhörterweise, obzwar wir, nach Kant, doch in allem an die sinnliche Raumform gebunden sein sollen — von einem Ding an sich stammen! . . . Es ist für ihn gar nicht wahr, was er gesagt hat, was er nie geglaubt hat, daß wir die Dinge an sich nicht kennen; nein, er sagt, wir selbst sind ein Ding an sich. Wir seien allerdings der sinnlichen, empirischen Erscheinung nach unfrei gebunden; aber wir haben uns schon vormals, wir, ein Ding an sich, als Wesen an sich, als Noumenon, als Platonische Idealpotenz, als intelligibler Charakter, frei zu unseren Handlungen bestimmt." [1])

Mit den reinen Anschauungs- und Verstandesformen hat Kant den Menschen zum Gesetzgeber der Natur, mit den apriorisch reinen moralischen Gesetzen hat er ihn zum freien Schöpfer der sittlichen Welt, von Gut und Bös befördert. Die erste Würde hängt an seinem Erkenntnisvermögen, die zweite an seinem freien Willen, an der praktischen Vernunft.

Als vernünftiges Wesen, führt Thomas von Aquin aus, hat der Mensch das Dominium über sein Handeln. Durch das innewohnende Naturgesetz nehme er Anteil am ewigen Gesetze in Gott und werde sich und Anderen Gesetzgeber (sibi et aliis providens).[2]) Das Naturgesetz offenbart sich im Gewissen und bildet dessen Voraussetzung. Gebot oder Verbot, lohnendes oder strafendes Urteil des Gewissens ist die mittelbare Sprache des ewigen Gesetzes, die Korrektive des Willens, das Kriterium des sittlichen Handelns. In Einordnung und Beschränkung hat das vernünftige Geschöpf seine Herrschaft oder Freiheit zu gebrauchen. Bei Kant wird das Dominium ein absolutes. Der Grund ist wieder die

1) A. a. O. S. 362.

2) S. theol. 1. qu. 29. a. 1 und S. theol. 1. 2. qu. 91. a. 2.

alte, drollige Einbildung. Weil moralisches Handeln vom Menschen nicht wegzudenken ist und darum moralische Gesetze allgemein notwendig sind, setzt er a priori völlig reine Gesetze voraus in ihm. Nicht etwa das objektive, von außen stammende „heteronome" Naturgesetz, sondern leere Formen, leere, moralische Gefäße. Bei entsprechender Rührung des Inneren empfangen sie ihren Inhalt; sie werden allgemeine, inhalts- und richtungslose Gesetze. Ein solches wurde oben erwähnt im Zitate von Wahle. Dem fügt Willmann aus Kants „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" eine andere Formfüllung bei: „Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte."[1]) Ohne Todeserklärung seines Apriorismus kann Kant seinen Gesetzen keinen wirklichen Inhalt, keine reale Verbindung geben. Es liegt also auch für den Bereich der Moral das alte, drollige Resultat vor. Die Subjektivierung der Substanz und Accidentien der Dinge kostet diesen und dem Verstand die Erkennbarkeit der Gegenstände und Natur an sich; die Subjektivierung der Moral bezahlt diese mit vollständiger Isolierung, mit der Unmöglichkeit ihrer Konkretisierung. Ährenbüschel ohne Inhalt ist der Ertrag des Geheimnisses. Phänomene und nichts als Phänomene auf Grund eines Phantoms! So sehr „richten sich die Dinge" nach uns, daß wir bei ihrem Schauen und Kategorisieren stehen bleiben. So sehr ist das Subjekt unmittelbarer Gesetzgeber, daß seine Gesetze außer Verbindung mit jedem realen Ziele sich halten müssen. Angesichts des Resultates darf man von einer systematischen Ohnmachts-Erklärung unseres Verstandes reden. Demgegenüber rechnete die mißachtete Scholastik „die Kraft der Vernunft"[2]) zu ihrem Krongut.

Nietzsche, der gegen Christus und alles Übernatürliche

1) A. a. O. S. 470.

2) Vergl. Grabmann, Die Geschichte der Scholastischen Methode. Erster Band. S. 26.



aus erblindetem Auge höhnisch grinsende Gnom, hat auch sein „‚a priori‘ und den aus ihm redenden ‚kategorischen Imperativ.‘“[1]) Kant hat den Menschen autonomisiert, was schließlich den Krieg aller gegen alle wirken müßte. Nietzsches Imperativ, synthetisch-progressiv konsequent fortschreitend, modelt sich in das brutalste Ich will. Unsäglich roh, mit den schonungslosen Griffen eines Goliath, schleudert er die „Anarchisten“ ... den „Pöbel“ ... das „Proletariat“ ... die „sozialistischen Tölpel und Flachköpfe“, alle „Heerdentiere“ vom utopistischen Throne, um ihn den „Schaffenden“ — „versprechenden Edeltieren“ zu reservieren.[2])

„Sich über Kant, resumiert Eucken, ein Urteil bilden, ist ein schweres Ding; schon seine geschichtliche Wirkung zeigt, wie verschieden man ihn verstehen, und wie verschiedene Antriebe man aus ihm schöpfen kann. Fichte und Herbart, Schleiermacher und Schopenhauer, der Neukantinismus usw. alle haben sich auf Kant berufen und sein Werk fortzusetzen vermeint.“[3]) Leicht begreiflich. Seine Autonomie ist ohne innere Begründung, welche rückwärts der bunte Sammelpunkt, vorwärts der zaunlose Tummelplatz des Subjektivismus werden mußte. Nietzsche verulkt den Tummelplatz.

„Kant war stolz darauf, im Menschen ein neues Vermögen, das Vermögen zu synthetischen Urteilen a priori entdeckt zu haben. . . . Die Entwickelung und rasche Blüte der deutschen Philosophie hängt an diesem Stolze und an dem Wetteifer aller Jüngeren, womöglich noch Stolzeres zu entdecken und jedenfalls ‚neue Vermögen‘“[4]) „Was ist“, frägt Wahle, „originell am simplen Um und Auf der Kantschen Lehre? Nichts. . . . Er hat mit seinem abgeschmackten Gemisch von Empirismus, Apriorismus, Nativismus, der Angeborenheit, dem Idealismus usw. nicht nur die Erkenntnistheorie, sondern auch die Psychologie geschädigt?“[5]) „Wir mußten“, resumiert der gewinnende Neu-

1) A. a. O. S. 290. 2) A. a. O. S. 139.
3) A. a. O. S. 425. 4) A. a. O. S. 20.
5) A. a. O. S. 345, 365.

Kantianer Euken weiter, „das eine Ufer verlassen, ohne am anderen sicher zu landen . . . bei seiner (Kants) Weiterbildung haben sich die Geister entzweit und die Wege geschieden, das Gesamtergebnis ist ein starkes Gefühl der Unsicherheit.“ [1])

Das treue Bild des Grundes, Beginnens und Endes beim babylonischen Turmbau.[2])

Objektives, Wirkliches voraussetzend muß das Erkennen, weil nicht schöpferisch, von Außen ansetzen, um dann das Prinzip, das Intelligible der Dinge einzuheimsen und diese herrliche Frucht schwesterlich bei der Synthese, beim spontanen Elemente unserer Erkenntniskraft zu deponieren. Diese verarbeitet, konkretisiert, wendet die Beute an, und trägt die reife Frucht wieder der Analyse zu. So schreitet Wissenschaft und Forschung sicher vorwärts und aufwärts. So ist nicht bloß die alte Denkweise ex datis ad principia gegangen. Auf dem allernämlichen Wege ist unsere technische, medizinische, naturkundliche usw. Forschung und Wissenschaft großartig erwachsen. Ohne ordnungsgemäße Ausnützung der beiden methodischen Erkenntnisquellen ist ein sachliches Fortschreiten unseres Denkens nicht möglich.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) A. a. O. S. 426.

2) Sinnvoll nennt Chamberlain das verlassene Ufer „altgeheiligte Heimat“. Er läßt im Widerspruch mit der Geschichte der Philosophie und dem Leben Kant „die Menschen bis zu einer neuen Heimat hinleiten“. (II. B. S. 1101.)

XLIII.

Die Grundfragen der Philosophie und die katholische Religion.

Von Professor Dr. Johannes Chr. Gspann, Stift St. Florian.

I.

Francis Bacon (1561—1626) hat zum erstenmal die Wissenschaften nach Seelenvermögen eingeteilt. Den einzelnen facultates der Vernunftseele, Gedächtnis, Phantasie und Vernunft, entsprechen in gleicher Reihenfolge die aus diesem Vermögen stammenden Wissenschaften, Geschichte, Poesie, Philosophie. Die letztere Disziplin wird dann nach Gegenständen in eine Lehre von Gott, von der Natur und vom Menschen eingeteilt. Als ich vor Jahren die Einleitung in die Philosophie von Oswald-Kulpe durchstudiert habe, ist mir die vorgeführte Wissenschaftseinteilung von Bacon angenehm aufgefallen. Ich hatte sie, wie es schon geht, längst wieder vergessen; wie ich aber im Sommer 1911 Friedrich Klinkes Hauptprobleme der Weltanschauung durchnahm, fiel mir plötzlich wieder Bacons Einteilung ein. Wieso das? Klinke gibt im bezeichneten Buch eine sehr gute und vernünftige Begriffsbestimmung von Philosophie und Weltanschauung. Philosophie bedeutet ihm die Erforschung der allgemeinen Gesetze und Beziehungen des Seins. Denn wäre es Aufgabe der Philosophie, die ganze Wirklichkeit zu erforschen, so stellte sie nichts anderes dar als die algebraische Summe der einzelnen Wissenschaften. Die Weltanschauung ist ein noch allgemeinerer Begriff als Philosophie. „Wie die Philosophie das eigentliche Wesen der verschiedenen Erscheinungsgruppen, sowie ihre gegenseitigen Beziehungen und gemeinschaftlichen Gesetze untersucht, so beschäftigt sich wiederum die Weltanschauung ihrerseits nur mit den allgemeinsten Ergebnissen der einzelnen philosophischen



Disziplinen, so sammelt und verbindet sie zu einer Einheit die obersten Gesetze des Seins, indem sie vor allem die gemeinschaftlichen wesentlichen Eigenschaften und die höchsten, allgemeinsten, letzten Ursachen berücksichtigt." (S. 12.) Demgemäß verhält sich Philosophie zu Weltanschauung wie die einzelnen Wissenschaften zu jener. Ich finde diese Auffassung vollständig korrekt und sehr vernünftig; sie verdiente allgemein rezipiert zu werden. Wenigstens könnten dann fürderhin in den „Einleitungen in die Philosophie" die Paragraphe über den Begriff der Philosophie bedeutend gekürzt werden.

Die Weltanschauung beschäftigt sich mit den allgemeinsten Ergebnissen der einzelnen philosophischen Disziplinen, also der Erkenntnistheorie und Logik, der Psychologie und Metaphysik, der Ethik, Ästethik ꝛc. Aus den allgemeinsten Ergebnissen dieser philosophischen Wissenschaften wird das geistige Gebäude einer einheitlichen, geschlossenen Weltanschauung konstruiert. Jedes Gebäude ruht auf Fundamenten. Das geistige Gebäude einer soliden natürlichen Weltanschauung stützt sich, wie die Geschichte der Philosophie genugsam beweist, auf zwei Probleme: 1. Wie wirken Stoff und Geist aufeinander? 2. Gibt es eine absolute Wirklichkeit; wie verhält sich zu ihr die relative Wirklichkeit? Wie merkwürdig, daß diese beiden Grundfragen einer Weltanschauung die hervorragendsten Vermögen der Seele beschäftigen, die Vernunft und das Gedächtnis. Die Vernunft des Einzelforschers müht sich ab im diskursiven oder aposterioristischen Denken eine Brücke zwischen Stoff und Geist zu bauen und von der bunten Mannigfaltigkeit materieller und geistiger Kreaturen eine persönliche geistige Ersturſache zu erschließen. Die philosophische Erfahrung, das geschichtliche Material von grauer Vorzeit bis heute, belehrt unser Gedächtnis, daß es die von uns angegebenen Probleme sind, um deren Lösung sich der Menschengeist fast müde gerungen hat.

Heutzutage tobt der Kampf der Geister mächtig gegen die katholische Weltanschauung. Da ist es für manchen gewiß nicht uninteressant, die Grundlagen, auf welchen die

33*



katholische Weltanschauung — philosophisch betrachtet[1]) — steht, genauer zu untersuchen. Es ist von jeder Offenbarung abgesehen, wie der Beisatz „philosophisch betrachtet“ ja ohnehin besagt. Die Betrachtung jeder der zwei Fragen in den verschiedenen Lösungen, denen wir jeweils die aristotelisch-thomistische Lösung schließlich gegenüberstellen, muß den Beweis erbringen, daß auch vom philosophischen Standpunkt aus die katholische Weltanschauung auf einem Felsen gebaut ist.

Welches eigenartige Verhältnis besteht zwischen Stoff und Geist? Der Stoff ist eine sichtbare, materielle, zusammengesetzte Substanz. Der Geist eine unsichtbare, immaterielle, einfache Substanz. Eine große Gruppe von Philosophen behauptet schlechthin, dieses Problem sei unlösbar. Agnostizismus, Pragmatismus, Positivismus und Skeptizismus rufen unisono: Ignoramus et ignorabimus. Es ist daher kein Wunder, daß speziell der Positivismus (Gründer ist August Comte 1798—1857) anfangs gar keine Beachtung fand. Es liegt einmal in den Tiefen der menschlichen Natur das Verlangen, über diese Frage Aufschluß zu bekommen. Und deswegen neigt der ernst Forschende sich lieber einem philosophischen System zu, das wenigstens eine Lösung versucht, wenn auch die Lösung noch so absonderlich ist. Der Mensch will einmal eine fertige, abgerundete Weltanschauung haben. Agnostizismus und Positivismus bieten sie nicht. Der Materialismus, der die Existenz des Geistes leugnet, muß über unsere Frage überhaupt zur Tagesordnung übergehen. Wieviel Staub hat dieses System seinerzeit aufgewirbelt! Aber nicht gar lange! Die bekanntesten Werke über Materialismus resp. zum System des Materialismus erschienen in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. „Köhlerglaube und Wissenschaft“ von Vogt 1854; „Der Kreislauf des Lebens“ von

---

1) Theologisch betrachtet dieselbe mein Ende 1914 erschienenes Buch „Schönheit der katholischen Weltanschauung“ (Benziger & Co., Einsiedeln).

Moleschott 1852; „Kraft und Stoff“ von Büchner 1855. Und heute? Heute ist wissenschaftlich der Materialismus fertig. Er fristet sein Dasein nur mehr in den Broschüren und Büchern der Halbbildung, besonders Gymnasisten stillen aus Büchners „Kraft und Stoff“ ihre freigeisterischen Bedürfnisse, wie Falkenberg spöttisch schreibt. Aber als „wissenschaftliche Weltanschauung hat der Materialismus fast keinen Boden“ mehr.[1])

Neben dem Materialismus geht auch der Idealismus oder Spiritualismus über unser Problem fast zur Tagesordnung über, weil ja die Existenz der Körperwelt von diesem System geleugnet wird. Ohne auf die verschiedenen Systeme der materialistischen und idealistischen Richtungen näher einzugehen, kann kurz, aber auch erschöpfend gesagt werden: der interessanten, grundlegenden Frage, wie sich Geist und Körper zueinander verhalten, entzieht der strenge Monismus jeder Art, ob materialistisch, ob idealistisch, ob spiritualistisch, den Boden. Wir werden uns unten näher mit ihm beschäftigen.

An die Lösung der Frage kann nur der Dualismus, worunter wir hier die Annahme einer doppelten Substanz, einer stofflich-materiellen und einer unsichtbar-geistigen, verstehen, herantreten. Von den verschiedenen Lösungen sind die wichtigsten: 1. Die Annahme einer von Gott prästabilierten Harmonie zwischen Körper und Geist (Leibniz). 2. Der Okkasionalismus (Malebranche). 3. Identität, metaphysische Identität von Körper und Geist (Spinoza und alle Monisten resp. Pantheisten im weiteren Sinn). 4. Kausale Wechselwirkung (Aristoteles, St. Thomas 2c.). Nun, betrachten wir nur mit dem gesunden Menschenverstand diese vier Lösungen, er allein wird uns den Beweis bringen, daß die vierte Lösung die richtige ist.

1. Die prästabilierte Harmonie des großen Leibniz

1) Überweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie III 2[8] (Berlin 1897) 228.

muß dem Denker Achtung abringen, wenngleich sie das Problem des Aufeinanderwirkens von Stoff und Geist nicht befriedigend löst. In der Geschichte des genannten Problems verdient jedenfalls die harmonia praestabilita für alle Zeiten eine Ehrenstellung; sie verdient auch wegen ihrer spekulativen Tiefe den Vorrang vor dem seichteren Okkasionalismus Malebranches. Nach Leibniz besteht das Universum aus unendlich vielen Monaden, das sind unräumliche, metaphysisch unteilbare, wahre Einheiten (Substanzen). Zum Unterschied von den Atomen sind sie qualitativ verschieden. Jede Monade spiegelt in sich die Vielheit der Dinge ab, wie etwa das Auge eine Landschaft, jede Monade sei eine Kleinwelt der Großwelt. Ja die Monaden sind auch Tun, sogar begrifflich unterscheidendes Tun, unterscheidendes Tun heißen wir Denken. Hier kommt nun der qualitative Unterschied noch mehr zum Vorschein. Alle Monaden denken, aber nicht in gleicher Weise. Der niederste Grad des Denkens herrscht in der anorganischen Natur, ihre den Makrokosmos spiegelnden, tätigen Monaden sind schlafend. In den Tieren sind sie träumend, in den Menschen wachend. Die Monaden sind durchaus selbständige Wesen, ein physischer Einfluß, eine direkte Einwirkung der einen auf die andere ist ausgeschlossen. Weil es keine direkte Ursächlichkeit gibt und jede Monade das gesamte Universum in sich spiegelt, so gleicht die Welt „einem Uhrwerk, wo jedes Rädchen, weil es die Formen aller anderen schon in sich trägt, eingreift in den Gesamtlauf. Dieser Gesamtlauf ist daher ein Bild der vollsten Harmonie (Harmonia praestabilita). Prästabiliert (d. h. vorausbegründet) ist sie von Gott.“ [1])

Originell ist die Erklärung, aber falsch. Einmal ist der Unterschied zwischen belebten und unbelebten Naturdingen aufgehoben, wenn alle Monaden denken. Zum anderen ist eine unendliche Zahl ein Unsinn. Durch Addierung endlicher Dinge kann ich ganz unmöglich etwas Unendliches

1) Hamma M., Geschichte der Philosophie. ([2] Münster 1908) 46.

bekommen. Leibniz sucht die mannichfache Veränderung der Dinge, also die Ursache der Erscheinungen außerhalb der Dinge, sie ist aber in den Ursachen. Wenn es eine prästabilierte Harmonie gibt, dann sind die unseren Sinnen sich darbietende Ursächlichkeit und die Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit in der Natur Schein — das ist Gottes unwürdig. Endlich kommt die Freiheit des Willens in Gefahr, die mit philosophischen Gründen zur Evidenz bewiesen werden kann. [1])

Nikole Malebranche [2]) (1638—1715) hat sich die Sache leichter gemacht. Einmal statuieren er und Arnold Geulinex einen Gegensatz zwischen Geist und Materie. Das war verhängnisvoll, weil sie die gegenseitige Einwirkung nicht mehr erklären konnten. Die gegenseitige Einwirkung ist einmal da, ob ich sie mit Leibniz, Spinoza oder Aristoteles erkläre, sie ist Tatsache — und vor Tatsachen hat sich jede Wissenschaft zu beugen. Nun verfiel Malebranche auf folgende Erklärung: die gegenseitige Wirksamkeit (der Seele auf den Körper, des Körpers auf die Seele), die nach Leibniz längst vorausgeordnet ist, wird in jedem einzelnen Fall Gott zugeschrieben. So oft durch irgendeine äußere Ursache (Affektion) der Körper affiziert wird, bringt Gott eine Vorstellung in unserem Geiste hervor; so oft unser Geist bewegt wird (z. B. bei Gelegenheit eines Willensaktes), bringt Gott in unserem Körper eine Bewegung hervor. Das eine ist nach diesem sonderbaren System die gelegentliche Veranlassung des anderen, darum heißt es Occasionalismus.

Kritik [3]): Geist und Materie werden bei Malebranche

1) Besonders klar und überzeugend bei Mercier D., Psychologie II. Bd. (6. u. 7. Deutschland von L. Habrich, Kempten 1907) 108 ff.

2) Hauptwerk: De la recherche de la verité.

3) Für eingehende Untersuchungen verweise ich auf: Schmid A., Erkenntnislehre II, 390. — Gutberlet C., Allgemeine Metaphysik [3] 108. — Stöckl A., Lehrbuch der Philosophie II, 91, 133. — Ebenda: Geschichte der neueren Philosophie I, 118. — Pesch T., Die großen Welträtsel I, 347, 725.

radikal getrennt, das ist gegen Erfahrung und Selbstbewußtsein. Homo sentit, se cogitare[1]) sagt St. Thomas in klassischer Kürze. Der Mensch fühlt, daß er denke. (Wir müssen auf diesen Satz später noch einmal zurückkommen.) Wer kann das widerlegen? Ferner wird die Wirkursache geleugnet, das ist gegen unsere innerste Erfahrung. Während ich jetzt schreibe, weiß ich, daß zwischen dieser Tätigkeit und den kleinen schwarzen Schriftzeichen ein innerer, ursächlicher Zusammenhang bestehe, nicht nur leere, zeitliche Aufeinanderfolge. Malebranche zeigt, von philosophischen Widersprüchen abgesehen, eine kleinherzige Gottesauffassung und zwar nach beiden Seiten. Daß Gott, die ewige, oberste Ursache, in meiner Seele einen Schmerz hervorruft, wenn mich eine Biene sticht — ein Beispiel und nicht das nüchternste aus Milliarden! Das ist denn doch seiner unwürdig. Und ebenso unwürdig ist es seiner, Geschöpfe in das Leben zu rufen, die keine Wirkursachen sind, obwohl sie es in einemfort zu sein scheinen. 400 Jahre vor Malebranche hat St. Thomas auf dessen Leugnung der geschöpflichen Wirkursächlichkeit die treffende Antwort bereitgestellt: „Contra rationem sapientiae est, ut sit aliquid frustra in operibus sapientis. Si autem res creatae nullo modo operentur ad effectus producendos, sed solus Deus omnia operaretur immediate, frustra essent adhibitae ab ipso aliae res ad producendos effectus. Repugnat igitur praedicta positio divinae sapientiae.“[2])

Die Pantheisten aller Schattierungen, ob sie reine Materialisten, reine Spiritualisten oder verkappte Dualisten sind wie Spinoza, verteidigen die metaphysische Identität von Körper und Geist. Entweder ist die Seele, das geistige Leben des Menschen, auf Stoffveränderungen zurückgeführt (Materialismus) oder der Stoff ist eine Erscheinung des Geistes bezw. der Leib eine Vorstellung der Seele (Spiri-

1) Summa theol. 1976 a 1.

2) Summa c. gentiles III, c. 69.

tualisten) oder endlich Leib und Seele sind zwei verschiedene Seiten einer und derselben Substanz. (Idealisten. Spinoza † 1677, nimmt eine Substanz an mit den beiden Attributen des Denkens und der Ausdehnung.) Die Annahme einer einzigen Substanz verlegt (nach der noetischen Seite) alles Erkennen in uns selber hinein, denn das Ich kann nach Fichte, Schelling, Hegel nicht aus sich hinaus. Dieses Hineinverlegen der Tätigkeit des Erkennens und der Gegenstände in das erkennende Ich verstößt klar gegen unser Bewußtsein. Unser Erkennen wird fort und fort von außen angeregt, wir steigen von den sinnlichen Dingen der uns umgebenden Welt zu den geistigen Begriffen, zur Idee, zum Allgemeinbegriff auf. Warum komme ich denn gar nie auf die Idee vom Korallentierchen, wenn ich nie eines sehe, nie von einem höre? Warum gibt es denn soviel Unbekanntes in Gottes wunderschöner Welt, wenn alle Gegenstände des Erkennens unser Werk sind? Wenn es nach Schopenhauer kein Objekt ohne Subjekt gibt und geben kann: ist denn die reale Welt, wie die Scholastik sich ausdrückt, mit dem Menschen erst geschaffen worden? Und, wenn wir das geistige Schauen auf das sinnliche Schauen übertragen dürfen, hört die reale Welt auf, wenn ich die Augen ganz schließe und noch dazu mit den Händen bedecke?

Doch führte uns die erkenntnistheoretische Zurückweisung des Monismus aller Arten in die zweite der hier zu erörternden Fragen. Die philosophia perennis verteidigt ein dreifaches Leben im Menschen, ein vegetatives, animalisches und intellektuelles, und macht so den Menschen zum „Abriß des Gesamtuniversums". Nach Art eines biogenetischen Gesetzes beseelten den Embryo im Mutterleibe der Reihe nach eine vegetative, animalische und endlich intellektuelle Seele, die nachfolgende ihre Vorgängerin jeweils zerstörend.[1]) So ist die Geistesseele die Wesensform, das Lebensprinzip alles

1) Vergl. meine Abhandlung in dieser Zeitschrift (155. Bd. 8. H. S. 517 ff.).

Lebens im Menschen. Nur so lassen sich jene Lebenserscheinungen erklären, die Tatsachen der Erfahrung sind. Wir sind uns bewußt, daß das nämliche Ich denkt und vielleicht zu gleicher Zeit Kopfweh hat. Wir wiederholen hier den unanfechtbaren Satz des hl. Thomas: „Der nämliche Mensch ist es, welcher fühlt, was er denke und wolle." Wenn die Verbindung zwischen Leib und Seele nicht so innig ist, daß sie zusammen eine Natur (die geistig-leibliche) und eine Person ausmachen, daß die Seele das einheitliche Prinzip aller menschlichen Tätigkeit ist, daß der Leib nur Aktualität durch die Seele hat — so kann die Tatsache des Selbstbewußtseins, wie es sich im Satze Thomas' ausspricht, nicht erklärt werden.

Diejenigen Philosophen, welche Leib und Seele getrennt haben, wie Plato, Leibniz, Malebranche, Herbart . . könnten sich gleich den Trichotanisten[1]) darauf berufen, daß starkes Denken das animalische Leben zum Teil absorbiert und umgekehrt, daß harte, körperliche Arbeit zum Studium untüchtig macht. Das deute denn doch auffallend auf Trennung und Zweiheit. Wir antworten: im Gegenteil! Auch diese Tatsache steht im Dienste der philosophia perennis. Wenn Leib und Seele irgendwie getrennt wären, könnte intensives Studium die organischen Lebensfunktionen nicht stören und umgekehrt. Wenn der A arbeitet, wird B in alle Ewigkeit nicht müde. Wenn aber Nähren, Fühlen, Denken einem Lebensprinzip angehören, an einem Strange zerren, so erklärt sich diese Tatsache kinderleicht.

Der geistige Erkenntnisprozeß[2]) spricht evident für Aristoteles und Thomas. Der nämliche Mensch steigt vom sinnlichen Gegenstand zur Idee auf. Und die Idee (z. B. vom Baum) ist so geistig wie die Seele selbst.

1) Diese verteidigen Dreiheit, Körper, Seele und ein Prinzip für das sinnlich-vegetative Leben im Menschen.

2) Meisterhaft dargestellt bei Mercier a. a. O. II, 19 ff.



II.

In der wichtigen Frage nach Schein und Wirklichkeit bezw. relativer und absoluter Wirklichkeit hat Kant die radikalsten Sätze aufgestellt — bis dahin. Denn Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer überboten im Subjektivismus den Königsberger Denkerfürsten weit. Zum erstenmal begegnet man in der Geschichte der Philosophie der Leugnung einer realen Außenwelt bei den Eleaten. (Parmenides von Elea, geb. um 550 vor Chr.; Zeno von Elea, † 430). Die Eleaten beschäftigen sich wie ihre Vorgänger (Thales, Anaximander, Anaximenes, Heraklit usw.) mit der einen Grundfrage aller Philosophie: Wie verhalten sich Eins und Vieles? Parmenides sagt, nur das Eine sei, Vielheit, Werden und Bewegung sei gar nicht. Ja, aber die Vorstellung spricht doch für Bewegung und Werden?! Ja, sagt Zeno, das ist aber Schein. Wo liegt demnach der Grund von Sein und Schein? Im Menschen! Denn der Mensch hat zwei Auffassungsweisen, eine in der sinnlichen Vorstellung, die zweite im abstrakten Denken; diese letztere fällt mit dem objektiven Sein zusammen („τὸ αὐτὸ νοεῖν ἐστίν τε καὶ εἶναι"), die sinnliche Vorstellung ist Schein, ist falsch. Denken und Vorstellen unterschieden zu haben, ist der größte Fund der Eleatenschule, sie dann radikal getrennt zu haben, ist ihr größter Fehler.[1])

Wieder verlegt einer alles hinein in das erkennende Subjekt, das war gut 2000 Jahre später, Immanuel Kant. Tilman Pesch beschreibt diese „Verschiebung" bei Kant in nachfolgender anschaulicher Weise:

„Kant selbst ist kein erklärter Monist. Aber er ist es, der dem Monismus in deutschen Köpfen Platz machte; er ist es, welcher a sagte, worauf b und c von selber nachfolgen mußten. Er ist es, der die Philosophie zu der Annahme brachte, der erkennende Mensch fasse die Gegenstände nur nach

1) Vgl. zum Absatz Hamma, M., Geschichte der Philosophie ([2]Münster 1908) 4.—



ihrer erscheinenden Seite, nicht aber auch nach ihrer wesenhaften Seite auf; unsere Begriffe richteten sich nicht nach den Gegenständen, sondern die Gegenstände nach unseren Begriffen. Die anscheinend so geringfügige Verschiebung des wahren Sachverhalts ist einem Fünkchen vergleichbar, aus dem sich ein gewaltiges Feuerwerk entwickelt. Durch diese in protestantischem Geiste vorgenommene Abschwächung des Objektiven ward Raum geschafft für alle beliebigen Baumeistereien des Subjektivismus.[1])

So war man wieder einmal glücklich beim Schein angelangt. Wer hier genau zusieht, kommt darauf, daß Kants erkenntnistheoretisches System eine verschlechterte Auflage der Anschauungen Zenos und Parmenides' ist. Die Eleaten sagten allerdings, die Sinne vermittelten uns nur Schein und Täuschung, sie leugneten aber nicht, daß das Denken über diese „täuschende Sinneswahrnehmung" hinausführe zum Sein, zur Realität: *νοεῖν ἐστιν εἶναι*! So sei — nach der Lehre der Eleaten — die große Menge fortwährend in Schein und Täuschung befangen, die Philosophen jedoch drängen zum strahlenden Lichte des Seins und der Realität vor im abstrakten Denken. Kant läßt auch seine Kollegen im Finstern herumtappen. Denn alles Erkennen, das die Erfahrung überschreitet, hat keine objektive Giltigkeit mehr; so ist der Mensch, wie nach dem System des Empirismus, auf die Sinneserfahrung beschränkt, und dieses Sinneswissen ist Scheinwissen![2]) Ja, haben wir wenigstens vom Nicht-Ich, von der gesamten Sinnenwelt, sichere Kenntnis? Nein! Die Existenz einer Außenwelt kann nicht gewiß zugegeben werden, da die Kategorie des Daseins eine Form des Verstandes ist.

Dem gegenüber verteidigt die philosophia perennis genau nach dem sinnlich-geistigen Wesen des Menschen, in dem

1) Pesch T., Die großen Welträtsel. Philosophie der Natur (Freiburg 1883/1885) II, 8.

2) Vgl. dazu Schmid A., Erkenntnislehre (Freiburg 1890) I, 87, 150 und Pesch T., Das Weltphänomen (Freiburg 1881).



die Seele einziges Lebensprinzip des gesamten Lebens ist, ein Aufsteigen von der sinnlichen Erfassung des Objektes zur abstrakten Erfassung desselben durch den Verstand im Wort (Begriff, Idee). Agere sequitur esse — die Tätigkeit richtet sich nach dem Sein. Dieses Axiom der aristotelisch-thomistischen Philosophie ist auch in den meisten Systemen außerhalb jener Schule anerkannt. Warum wendet man es nicht an im Verhältnis des animal rationale zum Nicht-Ich? Nicht nur jene Systeme, die alle Materie im Geiste oder alles Geistige im Stoff aufgehen lassen, reden vom Schein der sinnlichen Vorstellung, von trügerischer Erfassung der Außenwelt durch die Sinne, sondern auch erklärte Dualisten, ja noch dazu solche, die von einem inneren Zusammenhang zwischen Vorstellen und Denken sprechen. Das ist höchst sonderbar! Für manche mag der Grund auch in der unklaren Erfassung der hieher gehörigen Termini liegen. Es wird oft das Wesen eines Dinges und das „Ding an sich", das Kant dem Schein gegenüber gestellt, zusammengeworfen. Wer aber gegen den Phänomenalismus behauptet, unsere Sinne nehmen die Dinge wahr, wie sie sind — eine These der philosophia perennis —, der sagt und behauptet noch lange nicht, daß wir das Wesen der Dinge erkennen. Das sollte man doch nicht verwechseln! Ein Kuhhirte mit gesundem Sinne nimmt die Außenwelt wahr, wie sie ist, erkennt den grünen Sandläufer „an sich", aber nicht einmal Wasmann erkennt das Wesen der Ameise.

Für andere liegt der Grund in der maßlosen Übertreibung der Sinnestäuschungen. Sind denn Farbenblindheit, Falschsehen, Fata Morgana ... die Regel? Exceptio firmat regulam — sagten die alten Römer, diese lebensklugen Philosophen. Es berührt eigentümlich, fast in allen philosophischen Werken des Subjektivismus dieselben Beispiele aufspazieren zu sehen. Letzthin studierte ich die Einleitung in die Philosophie des † Friedrich Paulsen (1907, 19. Aufl.); wieder einmal las ich da die Sinnestäuschung vom gebrochenen Ruder im Wasser. Wenn Paulsen kein besseres



Beispiel findet, wenn das am grünen Holz geschieht, was soll man dann von „Philosophen" elften und zwölften Ranges erwarten? Ist es nicht ungereimt, von Sinnestäuschung zu sprechen, wenn die Sinne immer täuschen? Es steckt ja schon im Begriff Täuschung etwas Exzeptionelles drinnen.

Nichts garantiert so sehr die objektive Existenz der Außenwelt wie das sinnlich-geistige Wesen des Menschen. Vom Sinnlichen gehen wir aus, zum Geistigen steigen wir auf und die Resultate des geistigen Erkennens liefern den metaphysisch gewissen Beweis.

Vom geschichtlich-psychologischen Standpunkt aus sei daran erinnert, daß mit der Leugnung der realen Außenwelt, mit dem aufgewärmten Phänomenalismus, das Aufblühen der sogenannten exakten Wissenschaft zusammenfällt. Zusammenfällt, aber nicht zusammenhängt. Es ist das eine der größten Ironien, wie sie im Menschheits- und Wissenschaftsleben übrigens vorkommen. Warum Ironie? Ja, weil mit der Leugnung einer realen Außenwelt ein wirkliches Studium der Naturwissenschaften gar nicht denkbar ist! Man höre, was A. Schmid in seiner ganz vorzüglichen Erkenntnislehre schreibt:

„Sollten alle Kräfte der Natur ihre Tätigkeit nur ausüben, die Doppelsterne einander nur umkreisen, die Wandelsterne ihren Umlauf um die Sonne nur betätigen, Licht und Wärme von dieser nur ausgehen, die Flüsse nur abwärts fließen, die blühenden Bäume an deren Ufern nur blühen, das brennende Feuer seine zerstörende Wirksamkeit nur äußern, die Turm- und Zimmeruhr ihren Gang nur vollziehen, der Zeiger an deren Zifferblatt nur voranrücken innerhalb der Sphäre meines oder eines anderweitigen Bewußtseins, ohne dieses aber gar nicht, trotzdem aber beim Wiederhervortreten des Bewußtseins den trügerischen Schein erwecken, als ob sie mittlerweile auf naturgesetzliche Weise alle diese Einwirkungen aufeinander betätigt, alle diese Funktionen vollzogen und die intellektuellen Wahrnehmungen meines gegenwärtigen Bewußtseins so hervorgerufen hätten? Wie höchst unglaublich ist alles dieses! Die



fortdauernde, von unserem Bewußtsein unabhängige Wirksamkeit dieser Ursachen leugnen oder selbst nur bezweifeln, heißt die gesetzliche Naturcausalität zu einem leeren Schein herabsetzen oder sie dieses Scheines wenigstens nicht entledigen. Ein konsequenter Idealist oder Phänomalist kann keinen Sinn haben für Astronomie, Physik, Chemie, Physiologie, Psychophysik usw. Und wie sollte und wie könnte er sich gar ernstlich mit Kosmogonie oder Geogonie befassen, da die Welt- und Erdbildung der Entstehung tierischen und menschlichen Bewußtseins in Wirklichkeit gar nicht vorausgegangen wäre?“ (II, 137).

So erklärt sich auch die für Idealisten und Phänomenalisten aller Art verdächtige Tatsache, daß nicht selten solche, die vom grünen Tisch aus philosophieren, Erkennen und Erkenntnisobjekte in das Bewußtsein verlegen, während solche, die in Gottes grüner Natur philosophieren, eine reale Außenwelt verteidigen. Freilich gibt es auch hier Ausnahmen wie W. Ostwald, der Physiker (reiner Idealist), Helmholtz (Kritizist) u. a. Einen durchschlagenden Beweis[1]) für die Realität der Außenwelt bringt Reinke, der große Botaniker. Er sagt: „Überall sehen wir die Organe der Pflanzen und Tiere an ihre Lebensbedingungen, an die Außenwelt richtig angepaßt, wie die Flossen an das Schwimmen, die Flügel an das Fliegen; warum sollten Gehirn und Geist davon eine Ausnahme machen? Warum soll gerade das Wahrnehmungsvermögen der Natur unrichtig angepaßt sein?“ (Die Welt als Tat. [3]Berlin 1901 S. 21.) Man kann diesen Beweis noch verschärfen! Die Geistseele ist das Vornehmste der Natur — oder nicht? Und diese Natur, beschienen vom Licht der Seele, ist Täuschung? Seit wann ist Wahrheit Unnatur und Lüge und Täuschung Natur?

Worauf es manchen Philosophen ankommt, wenn sie die Realität der Außenwelt leugnen oder bezweifeln, darüber

1) Von den landläufigen Beweisen für die Realität der Außenwelt, wie sie in jedem guten Lehrbuch der theoretischen Philosophie zu finden sind, können wir hier füglich absehen.

belehrt uns das Buch „Religion und Religionen" (Stuttgart 1893) von Ziegler. Die Phantasie, meint dieser Straßburger Gelehrte, verfahre mit der Religion nicht anders als das Denken auf dem Gebiete der Erfahrungswelt. „Die Welt ist meine Vorstellung; Bewußtseinsinhalt ist alles; aber aus Empfindungen und Vorstellungen schafft sich der Mensch eine Außenwelt, indem er hinausverlegt, was in ihm ist, die Empfindungen im Bewußtsein auf Dinge außer sich projiziert. Von diesem Prozeß ist natürlich auch die fromme Sehnsucht nach einem Unendlichen nicht ausgenommen, auch das Unendliche wird projiziert; und so entsteht der Glaube an ein Unendliches außer mir, an einen Gott, an meinen Gott" (S. 33). Von den Antworten, die Ziegler von katholischer Seite erhielt, ist die beste die J. Mausbachs. Sie umfaßt bei aller Kürze beide Probleme, das der Realität der Außenwelt bezw. deren Leugnung und die „Projektion" derselben auf Gott. Darum mag Mausbachs Erwiderung auch sinngemäß diese meine kleine Studie abschließen. „Ich glaube, wir dürfen zufrieden sein, wenn Professor Ziegler die Projektion seiner Gottesempfindung so fest für wahr hielte wie etwa die Vorstellung des Straßburger Münsters. Auch danach dürfen wir wohl fragen, ob das Hochgebirge, das uns die Schauer des Unendlichen in die Seele ruft, nur von unserem Denken aufgetürmt ist, ob der Leichnam des Freundes, vor dem wir trauern, nichts anderes ist als unsere Vorstellung, ob der Hagel, der die Hoffnungen des Landmannes zerschlägt, nichts anderes ist als die Projektion eines verhagelten Bewußtseins?" (Weltgrund und Menschheitsziel. M.-Gladbach 1905 S. 7.)

Sarkastisch — aber wohlverdient!

XLIV.

Alfred Holder.

1840—1916.

Ein langes Leben ebenso gesegneter als rastloser Forscherarbeit fand seinen Abschluß, als Dr. Alfred Holder am 12. Januar 1916 seine Augen für das Licht dieser Welt auf immer schloß. Mit diesem Tode ging nicht nur ein in Gelehrtenkreisen aufs höchste angesehener Mann dahin, es schied auch ein wahrhaft edler Charakter aus der Mitte der Lebenden, die, soweit sie ihn näher gekannt haben, voll Wehmut den schweren Verlust empfinden, der in seinem Heimgang für sie gelegen ist.

Von Holders Lebenslauf ist nicht viel zu sagen; er war einfach wie der Mann selber. In Wien am 4. April 1840 geboren, kam Alfred Holder schon früh nach Rastatt, wo er 1849—1858 mit vielversprechendem Erfolge das angesehene Lyzeum besuchte, um sich sodann 1858—1862 in Heidelberg, Bonn und nochmals Heidelberg dem Studium der klassischen und germanischen Philologie zu widmen. Ein darauf folgender längerer Studienaufenthalt in Paris erlaubte ihm, die auf der Universität erworbenen Kenntnisse an den Schätzen der kaiserlichen Bibliothek zu bewähren und zu mehren. Dann schenkte er seine Kraft vier Jahre hindurch, zum Teile in Holland, der Schule, bis er 1867 als Volontär bei der damaligen Großherzoglichen Hofbibliothek und jetzigen Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe eintrat, in deren Dienst er bis an sein Lebensende blieb, und an der er 1870 zum Bibliothekar, 1904 zum Oberbibliothekar und Leiter der Handschriftenabteilung, 1911 zum Bibliothek-Direktor emporstieg. Im Jahre 1902 wurde er zum Hofrate, 1906 zum Geh. Hofrate ernannt.

Holders Leben und Liebe gehörten den Büchern und der Wissenschaft; und konnte er am Schlusse seines Lebens



auf 48 Jahre im Dienste seiner Bibliothek zurückschauen, so durfte er sich auch freuen im Gedanken an eine mehr als fünfzigjährige literarische Laufbahn. In seinem Walten für die Bibliothek und in der Tätigkeit für die Wissenschaft entfaltete er gleich hohe Gaben; er erwies sich als Philologe im großen und vollen Sinne des Ausdrucks, als ein verständiger Freund des geschriebenen und gedruckten Wortes und seiner Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, aber auch als ein Freund des Gedankens und der Idee, deren Ausdruck das Wort ist.

Die Grundlage seiner Forschungen bildete die liebevolle Beschäftigung mit den Sprachschätzen des klassischen Altertums. Besonders Horaz fesselte ihn zeitlebens. Gemeinsam mit Otto Keller bot er 1864/70 (Leipzig) als reife Erstlingsgabe die schöne und wertvolle, mit ihrem umfassenden kritischen Apparat bahnbrechende Ausgabe des römischen Dichters, dessen Erforschung auch die große, alle frühere Darbietung und Bearbeitung des Textes weit überflügelnde Ausgabe von Porfyrios Commentum in Horatium Flaccum (Bd. I der von Holder und Keller herausgegebenen Scholia antiqua in Horatium, Innsbruck 1894) dient. In der Bearbeitung von Cäsars Bellum Gallicum (Freiburg 1882) war Holder erfolgreich bemüht, durch eingehende Untersuchung des handschriftlichen Materials bis zur letzten Quelle der Überlieferung vorzudringen. Auch auf die kritische Ausgabe von Cäsars Bellum civile (Leipzig 1898) verwandte er außerordentliche Sorgfalt und vermochte durch Entdeckung und Verwertung neuer wichtiger Handschriften den Text um ein Bedeutendes zu fördern. Erwähnt seien ferner des Tacitus Germania (ebd. 1878), und aus der nachklassischen Literatur die kritische Ausgabe der Carmina des Avienus (Innsbruck 1887) sowie des Favonius Eulogius Disputatio de somnio Scipionis (Leipzig 1901). Die im Auftrage der Wiener Akademie übernommene Rezension des Enchiridion des hl. Augustin, an der Holder bei seiner Verehrung für den geistesgewaltigen Vater mit besonderem Eifer gearbeitet hatte, konnte infolge



des unerwarteten Todes nicht mehr zur Ausführung kommen. — Das Gebiet der griechischen Philologie betrat Holder mit der Herausgabe des Herodot (Leipzig 1882) sowie der Inventio sanctae crucis (Actorum Cyriani pars I, ebd. 1889).

Der lateinischen Philologie gehören rücksichtlich der Sprache die meisten der Bändchen an, die Holder für die von ihm herausgegebene Sammlung „Germanischer Bücherschatz“ (Freiburg i. B.) selber mit gewohnter Gewissenhaftigkeit besorgte: Tacitus De origine et situ Germanorum, Einhard Vita Karoli imperatoris, Jordanis De origine actibusque Gotorum, Nithard Historiarum libri quattuor, Beda Historia ecclesiastica gentis Anglorum (alle 1882). Ideell aber will die Sammlung der Erkenntnis germanischen Wesens und Lebens dienen, und sie enthält als besonders wertvolle Gabe die Frucht eines Studienaufenthaltes in London: die Herausgabe und Bearbeitung des altenglischen Gedichtes des Beowulf in drei Heften, enthaltend die getreue Wiedergabe des Inhaltes des Londoner Manuskriptes, den berichtigten Text und den sorgfältig bearbeiteten Sprachschatz (1882—1896). Zeigt uns die Bearbeitung des Beowulf, wie vertraut Holder mit der altenglischen Sprachforschung war, so finden wir ihn mit Dat Lyden ende die Passie ons heren Jhesu Christi (Groningen 1877) auch tätig auf dem Gebiete der niederländischen Philologie. Zu nennen ist in diesem Zusammenhange die von erstaunlichem Fleiße und größter Genauigkeit zeugende philologische Bearbeitung der Gesta Danorum des Saxo Grammaticus (Straßburg 1886), ferner „Waltharius. Lateinisches Gedicht des zehnten Jahrhunderts. Nach der handschriftlichen Überlieferung berichtigt, mit deutscher Übertragung und Erläuterungen von J. V. Scheffel und A. Holder“ (Stuttgart 1874). Weiter müssen die Beiträge genannt werden, die Holder zur Erforschung der für germanische Rechtsgeschichte hochbedeutsamen Lex Salica geliefert hat, indem er (Leipzig 1879/80) eine Reihe von wichtigen Handschriften deutscher, französischer und niederländischer Bibliotheken durch



sorgfältige Ausgaben allgemein zugänglich machte. Der Germanistik diente auch schon die pietätvolle Bearbeitung und Veröffentlichung des Nachlasses seines verehrten Lehrers Adolf Holtzmann (Germanische Altertümer 1873, Deutsche Mythologie 1874, Die ältere Edda übersetzt und erklärt (Leipzig 1875), dessen „Nibelungenlied in der ältesten Gestalt" (Stuttgart) er 1874 und später in sachkundiger Neubearbeitung auf der Höhe der fortschreitenden Forschung erhielt.

So reich und vielfältig nun auch die geschilderte Arbeit auf dem Felde der altklassischen und germanistischen Studien ist, so gehört doch Holders philologisches Hauptwerk einem anderen Gebiete zu, dem der altkeltischen Sprachforschung. Auf Grund sechzehnjähriger unermüdlicher Vorarbeiten begann er 1891 die Veröffentlichung eines großen Werkes, „Alt-celtischer Sprachschatz" betitelt, dessen erster Band 1896, dessen zweiter 1904 bei Teubner in Leipzig vollendet vorlag. Ziel des Verfassers war die möglichst vollständige, quellenmäßige und geschichtlich geordnete Darstellung des gesicherten reinkeltischen, sowie des zur Zeit noch fraglichen Sprachstoffes. Als Quellen zu dem monumentalen Werke dienten die Inschriften auf Münzen und anderen Denkmalen keltischer Kultur, sowie die Überlieferung keltischen Sprachgutes durch griechische und lateinische Schriftsteller. Verwertung fand nicht nur der gelehrte Apparat kritischer Ausgaben, sondern namentlich auch der inschriftliche und handschriftliche Inhalt zahlreicher Museen und Bibliotheken, die Holder auf seinen alljährlichen Studienreisen für diesen Zweck eingehend durchforschte. Daß er im Fortgange der Arbeit sich der bereitwilligen Unterstützung durch bekannte Gelehrte erfreute, erkennt der Verfasser dankbar an. Leider war es ihm nicht möglich, das große Lebenswerk zum Abschlusse zu bringen. Vom dritten Bande liegen nur einige Hefte vor, und namentlich fehlt die in Aussicht gestellte Einleitung zu dem ganzen Werke, auf die man große Hoffnungen gesetzt hatte. Immerhin aber ist die Hauptsache geleistet, und zwar mit einer Umsicht und einem Fleiße, die das Staunen der Fach-



männer erregen. Die Bedeutung des Werkes ist denn auch von der Gelehrtenwelt wie Deutschlands, so auch des Auslandes vollauf gewürdigt worden und hat dem Verfasser die Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der französischen Akademie als wohlverdiente Belohnung gebracht.

War der „Alt-celtische Sprachschatz“ die wissenschaftliche Hauptarbeit des gelehrten Bibliothekars, so war seine Lieblingsarbeit die Erforschung und Beschreibung der handschriftlichen Schätze der Karlsruher Bibliothek. Von der großen Veröffentlichung „Die Handschriften der Großh. Badischen Hof- und Landesbibliothek“ enthält der IV. Band über „Die Karlsruher Handschriften“ (Karlsruhe 1896) von Wilhelm Brambach größere Beiträge aus Dr. Holders Feder, und Band III „Die Durlacher und Rastatter Handschriften“ (ebenda 1895), Band V „Die Reichenauer Pergamenthandschriften“ (Leipzig 1906) sowie Band VI „Die Reichenauer Papierhandschriften“ (ebenda 1914) sind sein eigenstes Werk. Namentlich die beiden letzteren stattlichen Bände sind ein unübertroffenes Meisterwerk sorgfältiger Beschreibung und sachkundiger Erläuterung, wie sie nur nach lebenslänglicher, liebevollster Beschäftigung mit den Handschriften und nur von einem so vorzüglichen Paläographen gleich Holder gegeben werden konnten. Wie viel verrät dem Benützer nur der erste Satz der Vorrede zur Beschreibung der Pergamenthandschriften, wo Holder sagt: „Nach wiederholter Umarbeitung und mannigfacher Verkürzung beginnt jetzt der vor einem Menschenalter in Angriff genommene Katalog der Reichenauer Handschriften im Drucke zu erscheinen.“ Will man Holders Leistung bei der Bearbeitung der Handschriften auch nur einigermaßen verstehen und würdigen, so muß man sich gegenwärtig halten, welche umfassenden Kenntnisse nicht nur auf dem Gebiete der mittelalterlichen Philologie, Paläographie und Geschichte, sondern beispielsweise auch der Theologie und ihrer einzelnen Zweige, wie der Patristik und Liturgik, erforderlich waren, um die dem Forscher dienlichen und den Wert der einzelnen Hand-



schriften beleuchtenden Angaben und Aufschlüsse bieten zu können. Bedauerlicherweise ist auch dieses Denkmal Holderschen Wissens und Fleißes durch den überraschenden Tod des Meisters unvollendet geblieben. Es fehlt noch der dritte und letzte Band, der zum größeren Teile zwar schon gedruckt, aber doch im Manuskripte nicht zu Ende geführt war, als dem Verfasser die Feder entsank. Es steht zu hoffen, daß, was Holder nicht mehr zu leisten vermochte, von anderer Hand in würdiger Weise vollbracht werden wird. Die Geschichte der herrlichen Klosterbibliothek der Reichenau, die Holder als Abschluß und Krone seiner lebenslangen Beschäftigung mit den teilweise zerstreuten Bücherschätzen des altehrwürdigen Kulturzentrums geplant hatte, wird freilich nur dann geschrieben werden können, wenn ein zweiter Holder sich mit gleicher Liebe und Treue ans Werk macht.

Was wir soweit zur Schilderung des gelehrten Lebenswerkes des verewigten Bibliothekars gesagt haben — seine Beiträge zu einer stattlichen Anzahl philologischer und historischer Fachzeitschriften sowie zu hervorragenden encyklopädischen Werken mußten dabei unberücksichtigt bleiben —, mag genügen, ein Bild seines weiten und vielfältigen Schaffens und seiner Bedeutung als Vertreter deutscher Forschung zu ermöglichen. Es erübrigt hier, in kurzen Zügen auch noch ein Bild des Mannes selbst zu zeichnen, der durch den Adel seines Charakters und seiner Gesinnung die Wissenschaft mindestens ebenso ehrte, wie seine Gelehrsamkeit ihm selber zur Zierde gereichte.

Schon ein flüchtiger Blick auf das, was Holder geleistet hat, läßt bei Berücksichtigung der Gründlichkeit seiner Leistung erkennen, daß er in vorzüglichem Sinne ein Mann der gewissenhaftesten, unablässigen Arbeit war. In sinniger Weise wurde an seinem Grabe gesagt, er, der Herausgeber des Horaz, habe nie auf das otium cum dignitate gesonnen, ihm sei vielmehr das andere Wort des Dichters, das carpe diem! vor der Seele gestanden. In Wahrheit ist Holder ein leuchtendes Vorbild unermüdlichen Arbeitseifers gewesen.

Nulla dies, nulla hora sine linea, kein Tag, keine Stunde ohne eine Zeile, das allein ermöglichte das außergewöhnliche Maß kritischer Kleinarbeit im Dienste großer Pläne und hoher Ideen. Wer den Gelehrten etwas näher kannte, weiß, daß nicht nur ein vorbildlicher Fleiß, sondern geradezu ein Heldentum wissenschaftlicher Arbeit seiner Leistung zu Grunde liegt. Denn gerade die umfangreichen Hauptwerke, Gebieten angehörig, die an die Augen hohe Forderungen stellen, sind von Holder zum großen Teile in Jahren geschaffen worden, in denen ihn ein überaus schmerzliches Augenleiden, das zeitweise nahe an Blindheit zu grenzen schien, in allem Lesen und Schreiben aufs äußerste hemmte und störte. Lieber wohl hätte er sich der Gefahr völliger Erblindung ausgesetzt, als daß er dem Rate der Ärzte gefolgt und die Arbeit, der er sich geweiht hatte und die ihm das Leben erst sinnvoll und wert machte, zur Seite gelegt hätte. Selbst die Erholung suchte er in der Regel nur in veränderten Formen der Arbeit, und die Ferien, die ihm der Bibliothekdienst gönnte, waren regelmäßig mit Studienreisen ausgefüllt, die ihn nach Österreich, England, häufig nach Italien und besonders oft nach Frankreich, namentlich nach Paris, führten, wo er dann jeweils für sich wie auch für ihm befreundete Forscher in emsigem Suchen wertvolle Erkenntnisse sammelte. Sein charakteristischer Wunsch, der ihm dem Sinne nach wenigstens erfüllt worden ist, war, mit der Feder in der Hand inmitten seiner geliebten Bücher zu sterben.

Der Eifer, mit dem Holder jedes Zeitteilchen für seine Studien verwertete, wuchs sich aber nicht, wie es manchmal der Fall ist, zu jener selbstsüchtigen Abgeschlossenheit aus, die nur noch für die eigene Arbeit Zeit und Teilnahme hat, vielmehr war Holder durch eine seltene Liebenswürdigkeit gekennzeichnet, wo immer es sich in dienstlichem oder privatem Verkehre darum handelte, die Schätze der Bibliothek oder auch das eigene Wissen und Können in den Dienst anderer Forscher zu stellen. Wie trug er voll Diensteifer mit eigenen Händen alles herbei, was einem zugereisten Gelehrten an



Handschriften oder Hilfsmitteln des Studiums irgendwie dienlich sein konnte, und wie oft widmete er ganze kostbare Tage der Erledigung von Bitten, die von auswärts in wissenschaftlichen Dingen an ihn gerichtet worden waren. Manch einer wäre mit einem kurzen Fingerzeig vollauf zufrieden gewesen, und wenn er dann die Antwort Holders erhielt, fand er zu seinem dankbaren Staunen nicht eine karge Andeutung für die eigene Arbeit, sondern die sorgfältige, einläßliche Behandlung der gestellten Frage in Form einer inhaltsreichen Studie. Nicht selten trug er sich aus völlig freien Stücken zu mühevollen Dienstleistungen an — ich nenne als Beispiel das Anerbieten, das er einem Mitgliede der von ihm warm begrüßten päpstlichen Kommission zwecks Revision der Vulgata machte; er wollte bei einem Studienaufenthalte in Paris durch die Vergleichung handschriftlichen Materials sein Scherflein zu dem großen Unternehmen beitragen, obgleich er gerade damals im höchsten Maße an den Augen litt.

Kein Wunder also, daß Holder, den außerdem selbstvergessene Bescheidenheit doppelt liebenswert machte, unter den Gelehrten des In- und Auslandes zahlreiche Freunde hatte, mit denen ihn zarte Bande des Verständnisses und Wohlwollens ebenso sehr wie freudiger Hilfeleistung dauernd verknüpften. Die häufigen Aufenthalte an den bedeutendsten Bibliotheken Europas boten ja zudem reiche Gelegenheit, mit hervorragenden Forschern bekannt und von ihnen in seiner Bedeutung als Mensch und Gelehrter erkannt zu werden. Kam dann einer der so gewonnenen Freunde in die badische Residenz, so war es der Stolz und die Freude des lieben Mannes, ihn gastfreundlich in sein schlichtes Heim zu führen, in dem auf diese Weise im Laufe der Jahre manch führender Geist köstliche Stunden erquickender Geselligkeit und anregenden Austausches verbracht hat. Den Freunden, die in der Ferne weilten, widmete er ein rührend treues Gedenken, das in regem Briefwechsel einen notgedrungen oft kurzen, stets aber edlen und dabei geistvollen Ausdruck

fand. Noch zu Holders Lebzeiten schrieb mir ein gelehrter und feinsinniger Benediktiner mit Rücksicht auf den „unvergleichlichen Meister inter Augienses“ die schönen Worte: „Eine der größten Segnungen ernsten Arbeitswillens ist es, mit solchen Männern in Beziehung zu stehen.“ Für Holder selbst waren diese Beziehungen ein Herzensbedürfnis, sie brachten ihm nächst dem Leben im Kreise seiner Familie jene Erfrischung von Geist und Gemüt, ohne die er seine bis ins Alter ungemein strenge Arbeit auf die Dauer nicht hätte leisten können. Je mehr er aber seinen Freunden innerlich zugetan war, um so schmerzlicher mußte er es empfinden, als der gegenwärtige Krieg so viele lang gewohnte Verbindungen jäh durchschnitt, und er die namenlose Verfeindung der Gemüter wahrnehmen mußte, die selbst im Heiligtume der Wissenschaft Raum fand. Bei aller begeisterten Treue für deutsche Wesensart vermochte der friedliebende Greis seine durchgeistigten Empfindungen für die ausländischen Freunde auch jetzt nicht zu opfern, mit Wehmut gedachte er ihrer fort und fort, und als ich ihn wenige Tage vor seinem Tode ein letztes Mal auf der Bibliothek zu sprechen Gelegenheit hatte, erkundigte er sich in gewohnter Weise, wie nach anderen Freunden, so auch nach einem belgischen Benediktiner, der kurz vor dem Ausbruche des Krieges sein Gast gewesen und seither verschollen war.

Die immer rege Arbeitsfreudigkeit und die freundliche Liebenswürdigkeit dieses großen Gelehrten hatten einen tiefen gemeinsamen Grund — den harmonisch entwickelten Sinn und die damit verbundene Begeisterung für die idealen Güter der Menschheit, denen er im gelehrten Schaffen und in persönlicher Hingabe zu dienen bemüht war. Holder war im schönsten Sinne des Wortes ein vollendeter Humanist. Den Äußerungen edler Menschlichkeit auf Grund der geschichtlichen Dokumente nachzusinnen und sie sich teilnehmend zu eigen zu machen, war sein stilles Streben ebenso wie seine innere Freude; daher die Liebe zum klassischen Altertum, daher das warme Interesse für alles germanische Volkstum. Wer aber



unseren Holder bei seinem intimsten Leben belauschen, seine reinsten Freuden nachempfinden will, der muß ihm dorthin folgen, wohin er selbst so oft und gerne gegangen ist: zu den Handschriften der Reichenau, dieser Perle unter einst blühenden deutschen Klöstern. Können wir ahnen, was die kostbaren, oft so prächtigen Handschriften dem einzigartig mit ihnen Vertrauten im Laufe von dreißig, vierzig und mehr Jahren erzählt haben, wenn er still und andächtig bei ihnen saß und von der Mühsal anstrengenden Forschens ein wenig abließ? Und um über den Handschriften deren köstlichen Inhalt nicht zu vergessen: was muß durch die Seele Holders gegangen sein, als er beim beharrlichen Studium seiner mittelalterlichen Buchschätze immer wieder von dem Geiste berührt ward, der aus den Texten der hl. Schrift, der Kirchenväter, der monastischen, aszetischen, mystischen Schriftsteller, der Klosterannalen und namentlich auch der liturgischen Bücher leise doch machtvoll zu ihm sprach? Wir ahnen es nicht nur, wir wissen es, daß Holder hierin das Leben fand, das ihm über alles andere Leben ging, daß sein tiefchristliches, frommes Gemüt aus dem Gehalte jener altehrwürdigen Bücher seine beste geistige Nahrung sog, und daß nicht zuletzt dieser Umgang mit einer hochstehenden christlich-kirchlichen Vorzeit ihm jene Verehrungswürdigkeit mitgeteilt hat, die wir an ihm unwillkürlich erkannten und empfanden. Kann es für eine empfängliche Seele eine geeignetere Anregung und Stärkung geben als die liebevolle Beschäftigung mit jenen Zeugnissen und Erzeugnissen eines kraftvollen und unbefangenen religiösen Lebens und Strebens? Holder wußte in der Klosterschule und Bibliothek der Reichenau zu lernen. Dort stärkte und entwickelte sich die Gottesfurcht und Religiosität, die in seinem Herzen wie in einem Heiligtum lebte und die schlicht und ungekünstelt war wie der ganze Mann, edel, milde und maßvoll wie sein Charakter, ernst und klar wie seine Wissenschaft. So wurde er ein treffliches Vorbild für die harmonische Verbindung von gründlichster Gelehrsamkeit und treuer Kirchlichkeit,



ein Vorbild, das zur Nachahmung einlädt und den Wunsch erweckt, es möchten viele aus Laien-, Priester und Ordensstand durch sein Beispiel aufgemuntert werden, mit der Tugend wahrer Religiosität die Zierde echter Wissenschaft zu einen.

Wenn aber Holder so war, wie er vor unserer Erinnerung steht, ist es dann zu verwundern, daß sein unvorhergesehener Tod denen, die ihm nahegestanden, herbe Trauerstunden verursachte? Daß die Botschaft, Holder sei nicht mehr, auf seine Freunde geradezu erschütternd wirkte? Gar manches Herz findet sich nur schwer in den Gedanken, des Geistes und der Liebe, die sein Leben verklärten und mit warmem Licht umgaben, nun nicht mehr genießen zu können. Und nicht bloß Einer mag ein Bedauern fühlen, daß er die Gelegenheit, mit dem greisen Gelehrten Verkehr und Austausch zu pflegen, nicht öfter benützt hat. Holders Tod war die glänzend bestandene Probe auf die Werte, die er durch Beispiel, Wort und Tat denen vermittelte, die zu ihm in innere Beziehung traten: sein Heimgang ließ in ganzem Maße empfinden, was er als Mensch gewesen und was man an ihm besessen hatte; sein Scheiden brachte zum vollen Bewußtsein, was er an Großem und Schönem in seinem Wesen und Walten vereinte, und was es bedeutete, mit seiner Persönlichkeit in geistige Berührung gekommen zu sein. So kam es, daß bei Holders Tode das Seltene sich ereignete: der Schmerz der Trennung schuf bald von selbst seine eigene Verklärung, indem er dazu half, die Eindrücke, durch die der stille Forscher in das intime Leben aufrichtiger Verehrer eingegangen war, zum einheitlichen, leuchtenden und erhebenden Bilde zu vereinen, an dem eine Gemeinschaft mit dem Geiste des großen Toten sich entzündete, wie sie so innig nnd so tief wohl keine Stunde des Zusammenseins im Leben je gewährt hat. An Alfred Holders Grabe wurden wir inne, wie wahr das Wort ist, daß auch der Tod nicht die Herzen zu trennen vermag, und daß echte Liebe alle Schranken des irdischen Lebens übersteigt.

Karlsruhe. P. Daniel Feuling O. S. B.



XLV.

Ein Vorschlag zur Erhebung des Erzstiftes Salzburg zum geistlichen Kurstaate.

Von Professor D. Dr. Bastgen-Straßburg.

Kaum hatte Kardinal Graf Colloredo, der letzte souveräne Fürsterzbischof von Salzburg, geschickt und kraftvoll bei der Diözesanregulierung Josefs II. die uralten Vorrechte seines Erzstifts nicht nur zu wahren, sondern auch zu erweitern vermocht,[1]) da bedrohte die Säkularisation den Fortbestand seines Stiftes überhaupt. Am 15. Dezember 1800 war er vor den Franzosen nach Wien geflohen, wo sein Bruder Reichsvizekanzler war. Über die Lage der Dinge konnte er also gut unterrichtet sein. Wie die andern geistlichen Fürsten erwartete er Hilfe vom Kaiser, als dem Oberhaupte und Schutzherrn des Reiches und seiner Verfassung. Colloredo schrieb ihm offiziell am 20. Mai und dann am 14. Oktober 1801; also zunächst, nachdem das „Entschädigungsgeschäft“ vor den Reichstag gebracht, dann, nachdem von diesem das Säkularisationsprinzip angenommen worden war.

Das Schreiben vom 14. Oktober[2]) ist wesentlich eine Erneuerung jenes vom 20. Mai und lautet:

In der wichtigen Angelegenheit, welche seit dem zu Luneville geschloßnen Frieden das Deutsche Reich beschäftigt, ist es nun so weit gekommen, daß, wenn Ew. Kayserliche Majestät dem jüngst entworfenen Reichsgutachten[3]) Allerhöchst dero Reichsoberhauptliche Begnehmigung zu ertheilen geruhn, wir dem entscheidenden Augenblicke sehr nahe stehn, wo die zum Grund-

---

1) Vgl. darüber Kusej, Josef II. und die äußere Kirchenverfassung Inner-Österreichs. Kirchenrechtl. Abh. hrg. v. Stutz, H. 49. 50. 1908; 143 ff.

2) Aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Kleinere Reichsstände. Salzburg. 487.

3) Vom 2. Oktober, Die Deputationsfrage betreffend.



prinzip der völkerrechtlich beliebten Entschädigung angenommene Säkularisation in Anwendung gebracht, und das Loos über so manches geistliche Reichsland geworfen werden soll.

Jeder der geistlichen Fürsten trägt unter den gegen Eure Kayserliche Majestät als Oberhaupt des Reichs, als obersten Lehns- und Schutzherrn feierlich übernommenen Verbindlichkeiten vorzüglich die der Erhaltung des ihm anvertrauten Reichslands, und Allerhöchst dieselbe werden es daher als Folge meines Pflichtgefühls allergnädigst ansehn, daß ich es in dem gegenwärtigen bedeutungsvollen Augenblicke nochmals wage, die Aufrechthaltung meines Erzstifts in seiner bisherigen Wesenheit Allerhöchst dero Reichsväterlichen Fürsorge alleruntertbhänigst zu empfehlen.

Schon am 20ten May dieses Jahrs nahm ich mir die allerehrbietigste Freiheit, Ew. Kayserlichen Majestät vorzustellen, daß die Entstehung meines Erzstifts weit über die lange Dauer von 1000 Jahren hinausreicht, ansehnliche Schenkungen der Merovinger und Karolinger zeugen für die erhabenen Verdienste seiner ersten Vorsteher, und legten gleich in jenem entfernten Zeitalter den Grund zu seinem heutigen Umfange. Seit dem 13ten Jahrhunderte sind die Erzbischöffe von Salzburg gebohrne Legaten des Apostolischen Stuhls, und die auf demselben ruhende Würde eines Primaten von Deutschland, — ob sie gleich erst später durch einen Kayserlichen Bestättigungsbrief förmlich bekräftigt wurde — ist ebenfalls schon von der Zeit der Ausübung des Legaten Amts herzuleithen.[1]) Die Verdienste, welche sich meine ältere Vorfahrer am Erzstifte durch Stifftung von Klöster und Abteien, vorzüglich aber vieler Pfarreien und mehreren Bisthümer gesammelt haben, sind bekant; dies und die edle Standhaftigkeit, womit sie durch Rettung der ihnen auf letztere zustehende Gerechtsame die einzigen Überbleibsel der ältesten Kirchenverfaßung in Deutschland zu erhalten wusten, vergrößerte ihr Ansehn ungemein. Frühe sahn sich die Erzbischöffe von Salzburg im Besitze der Landeshoheit, und ihr unermüdeter Eifer für die Verfaßung erwarb ihnen eine so allgemeine Wich-

1) Vgl. darüber meinen Aufsatz, Die Prärogativen der Salzburger Hochkirche usw. Hist. Jahrb. 1912; S. 567.



tigkeit, daß bei Bildung des Fürstenraths auf Reichs Versammlungen sowohl, als auch bei Entstehung der Kreis Verfaßung da und dort das Direktorial Amt auf sie übertragen, und ihnen schon seit geraumer Zeit selbst von Ew. Kayserlichen Majestät Vorfahrern am Reiche Kurfürstliche Ehren zugestanden würden. Wie sehr sie sich auch in der Folge durch die gewißenhafteste Erfüllung aller Ständischen Pflichten und insbesondere durch treue Anhänglichkeit an das Allerhöchste Kayserhaus dieser Auszeichnung würdig zu machen gesucht haben, lehrt die Geschichte naher und entfernter Zeiten.

Ich laße Thatsachen sprechen, und darf also, ohne mich dem Vorwurfe von Eitelkeit oder individuellem Eigennutze auszusetzen, auch die Folge abziehn, daß ein geistliches Reichsland, welches so viele vorzügliche, so tief in die geistliche und weltliche Verfaßung des Reichs eingewebte Eigenheiten, als das Erzstift Salzburg in sich vereinigt, in seiner Wesenheit zu erhalten, um so gewißer zu den wohlwollenden Absichten Ew. Kayserlichen Majestät gehöre, als Allerhöchst Dero in ständischer Eigenschaft am 14ten des vorigen Monaths zum Reichs Fürsten Raths Protokolle gebrachte Oestreichische Abstimmung[1]) es ist, welche die Sanktionirung des gerechten Grundsatzes veranlaste, daß die Anwendung des Säkularisationsprinzips in Gemäßheit der am 4ten April 1798 zu Rastadt abgegebenen Deputations-Erklärung der Erhaltung unserer Konstitution untergeordnet bleiben, und daher noch dieser modifizirt werden soll.

In dieser wichtigen Betrachtung suche ich und mein so sehr mitbetheiligtes Domkapitel Grund zur Beruhigung, und indem ich daher wiederhohlt mit unbedingtem Vertrauen Ew. Kayserlichen Majestät Schutz und Großmuth für mich und das ebengenannte Domkapitel erflehe, empfehle ich mich und mein anvertrautes Erzstift demüthigst zu Kayserlichen Allerhöchsten Hulden und Gnaden. — Wien am 14ten Oktober 1801.

Euer Roemische Kayserlichen Majestaet

Demüthigster Fürst Hieronymus.
Erzbischof zu Salzburg.

1) Vergl. Beilagen zu dem Protokoll der außeror. Reichsdeput. zu Regensburg. Regensburg 1803. I, 52.



Mit diesen offiziellen Vorstellungen an allerhöchster Stelle ließ es der Kardinal nicht bewenden. Er machte positive Vorschläge. Wenn diese auch nur in Form von „Privatgedanken" niedergelegt wurden, so verstand er schon sie zur richtigen Stelle gelangen zu lassen. Das Schriftstück ist nicht datiert — begreiflich, da es „privaten" Charakter haben sollte — aber vom Kirchenfürsten eigenhändig unterschrieben. Es dürfte wohl nach dem 14. Oktober und vor dem 24. August geschrieben sein, also nach seinem zweiten Brief an den Kaiser und vor der ersten Sitzung der Deputation, in der bereits der Entschädigungsplan für Toskana und Kurpfalz die Entschädigungsländer fest bestimmt hatte, während die „Privatgedanken" noch mit Wahlmöglichkeit rechnen. Wie geschickt das Schriftstück abgefaßt ist, wie politisch klug die darin niedergelegten Vorschläge sind, bedarf keiner besonderen Unterstreichung. Wie weit es aber auf den wirklichen Gang des „Indemnisations-Geschäfftes" eingewirkt hat, ist eine Frage, die vielleicht ein andersmal beantwortet werden kann.

Das Schriftstück lautet:

Privatgedanken zum Indemnisations=Geschäffte.[1])

Einer seit einigen Tagen laut gewordenen Sage nach soll es mit dem noch zu berichtigenden Indemnisations Geschäfte dahin gekommen seyn, daß es nunmehr der Wahl des Durchlauchtigsten Erzhauses anheim gestellt sey, ob dasselbe für das durch den Frieden zu Luneville abgetrettne Großherzogthum Toskana im Bayrischen Kreise durch den Besitz von Salzburg, Passau und Berchtesgaden oder im Fränkischen Kreise durch Bamberg und Würzburg entschädigt seyn wolle? — in welch letzterm Falle jedoch die eben genannten geistlichen Länder des Bayrischen Kreises dem Hause Pfalz zugewiesen werden sollen.

Was es nun immer mit dieser Sage für eine Beschaffenheit haben mag, so bin ich weit entfernt, zu Befriedigung einer desfalls erregten Neugierde irgendwo zudringlich werden zu

1) Vgl. oben Anm. 2 S. 480.

wollen. Nur führen mich meine privaten Verhältniße zu einigen Bemerkungen hierüber, die ich bei der unter allen Umständen bekannten und bethätigten Anhänglichkeit nicht zurückzuhalten vermag, und ich glaube meinem Pflichtgefühle, so wie meinen Grundsätzen genug gethan zu haben, wenn ich solche in der Gestalt von Privatgedanken[1]) zu einem allenfalls dienlichen Gebrauche vorlege.

Ich gehe von der Unterstellung aus, daß die oben angeführte Sage Glauben verdiene, und ziehe dann hieraus vor allem den Schluß, daß man nicht unabweichlich darauf bestehe, daß gerade dieser oder jener der zu entschädigenden Fürsten in den Besitz von Salzburg, Passau und Berchtesgaden gelange. In einem solchen Falle ließ es dann die Leithung der Unterhandlungen noch zu, diese zu dem möglichsten Vortheile des Erzhauses zu lenken. Nehme ich nun an, daß der Verlust des Großherzogthums Toskana durch die Fürstenthümer Bamberg und Würzburg ausgeglichen wird, so erregt der Umstand, daß alsdann der Kurfürst von der Pfalz die Teritorien von Salzburg, Passau und Berchtesgaden an das Herzogthum Bayern anreihn soll, andere Betrachtungen, die für das Oestreichische Haus Intereße von der äußersten Wichtigkeit zu seyn scheinen.

Durch den Besitz von Salzburg, Passau und Berchtesgaden würde der Kurfürst von der Pfalz nicht nur auf die unmittelbare Grenze der Oestreichischen Erbländer vorrücken, sondern mehrere Provinzen derselben sogar theils so umfaßen, theils zwischen solche sich so eindrängen, daß er in der Lage wäre, von den äußersten Punkten seiner neuen Besitzungen die Hauptstädte dieser Provinzen in weniger als 24 Stunden zu erreichen. Das Salzburgische Grenz-Pfleggericht St. Gilgen berührt die Grenzen von Ober-Oestreich dort, wo man von Ischl aus gerade auf die Salzkammergüter stößt; die Pfleggerichter Tittmoning, Laufen und Mattsee begrenzen das ganze Inn-Viertel, und das Erzstiftische Pfleggericht Tallgau wird blos durch Monnsee davon getrennt; von dem Salzburgischen Lungau aus ist es eine un-

1) Im Original unterstrichen.

bedeutende Strecke, welche zwischen Grätz sowohl, als Klagenfurt und den Salzburgischen Konfinen liegt; aus dem Salzburgischen Pinzgau endlich nähert man sich eben so wie aus dem Zillerthale in wenigen Schritten der Grafschaft Tyrol auf verschiedenen Punkten, ja selbst ihrer Hauptstadt Innsbruck, und durch die Herrschaft über die beiden Ufer des Inns, von Mühldorf angefangen bis zu dem Orte, wo er sich bei Passau in die Donau ergiest, erhielt der Kurfürst die Macht, ausschlüßlich über dieses Flußes Benützung zu entscheiden, und den Vortheil, welchen die Natur durch deßen Vereinigung mit der Donau für die Erblande darbiethet, ganz prekair zu machen; wobei überdies noch nicht vergesen werden darf, daß die am Inn gelegene Salzburgische Stadt Mühldorf durch Kayserliche Verleihungsbriefe aus den ältern Zeiten mit der vollen Stappelgerechtigkeit versehn ist, die ebenfalls wieder zum Nachtheile der nahen Erbländer wieder aufleben gemacht werden könnte.

Hält man nun den wenigstens seit dem Spanischen Successionskriege durch die Geschichte nicht widersprochnen Vorsatz für möglich, daß der Kurfürst von der Pfalz einen Temporären Bestimmungsgrund hätte, sich an eine mit dem Erzhause nicht in vollkommner Harmonie stehende Macht anzuschliesen, so ergeben sich die Bedenklichkeiten von selbst, welche sich dem Oestreichischen Staatsmanne aufdringen müßen, wenn die Frage vorliegt, ob für die in militärischer und Kommerzial Hinsicht unbedeckte Grenzen von Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Tyrol der Kurfürst von der Pfalz als Nachbar zu wählen sey? — wenigstens ist es nicht zu verkennen, daß Pfalz auf solche Art sich sehr beträchtlich zwischen den vorzüglichsten Provinzen des Erzhauses ausdehnte, und, um von vielen möglichen Ereignißen nur Beispiehle anzuführen, dann, wenn der Kurfürst bei einem Kriege als Gegner von Oestreich aufträte, oder auch nur Neutralität beobachtete, die Hauptverbindung mit Tyrol und den Italiänischen Provinzen hemmen würde.

Das Resultat dieses Kalkuls scheint also wirklich die Gründe, welche für Annahme der Entschädigung in Franken sprechen, ganz zu entkräften; es sey denn, daß die pazisszirenden



Mächte nicht unabweichlich darauf bestehen, daß für den angenommenen Fall Pfalz im Bayrischen Kreise entschädigt werde, und zum Glücke läßt sich dies aus der im Eingange aufgestellten Vorerinnerung folgern; es zeigt sich daher noch ein anderer Ausweg. —

Bei den Reichsväterlichen Bemühungen, womit sich Se. Kayserliche Majestät allenthalben so lebhaft und kräftig für Erhaltung der deutschen Verfassung in ihrer Wesenheit verwenden, darf man allerdings die tröstliche Vermuthung hegen, daß es den ruhmvollen Bemühungen des allerhöchsten Reichsoberhaupts gelingen werde, die fernere Dauer der so tief in die Konstitution verwebten drey geistlichen Kuren zu sichern. Im Verfolge dieser Voraussetzung aber stößt man nun auf die Tatsache, daß durch das Abtretten des linken Rhein-Ufers das Territorium von einer dieser Kuren[1]) beinahe ganz von dem Reiche abgerisen sey; es handelt sich daher um Dotirung eines neuen Kurlands.

Wie also, wenn hierzu Salzburg ꝛc. verwendet würde? — Außerdem, daß es alsdann nicht nöthig wäre, die neue Kur auf ein einfaches Bisthum[2]) zu verlegen, würde diese Auszeichnung einem Lande zu Theile, dessen bisherige Besitzer ohnehin schon durch die Verfaßung so sehr begünstigt und mit Kurfürstlichen Vorzügen beehret sind, die daran gränzenden Erbländer aber blieben zu dem benachbarten geistlichen Kurfürsten in den zeitherigen Verhältnissen, und das Erzhaus könnte die in Franken angebothne Entschädigung annehmen, ohne in Bayern einigem Nachteile ausgesetzt zu seyn.

Hier greifen überdies wieder alle jene Gründe ein, die für die Erhaltung meines Erzstifts in seiner tausendjährigen Selbstständigkeit sprechen, und auf welche ich Se. Kayserl: Majestät selbst bereits am 21. May und 14. Oktober v. J. in umständlichen Vorstellungen allerehrerbietigst aufmerksam gemacht habe.

Dort leithete mich Pflicht für mein Erzstift, jtzt habe ich zugleich das Interesse des Erzhauses vor Augen; in einem

1) Kurtrier.

2) Nämlich Augsburg, wo Clemens Wenzeslaus, der Trierer Kurfürst, Bischof war.



wie in dem andern Falle aber halte ich mich blos an die Sache, und alles, was Beziehung auf meine Persohn haben kan, umgehe ich nicht nur absichtlich, sondern ich stelle es ganz dem Ermesen des Allerhöchsten Hofes anheim, die Ausführbarkeit des vorgelegten Gedankens, wenn die bemerkte Sage gegründet seyn sollte, zu prüfen, und zu entscheiden, ob in der Folge dabei auf mich Rücksicht genommen, ob zu dem Besitze einer solchen neu dotirten geistlichen Kur einer der Durchlauchtigsten Erzherzoge oder wer immer ausersehn werden soll.

Mein Zweck ist erreicht, indem ich das Bewustseyn fühle, auch gegenwärtigen Schritt in den reinsten Absichten, entfernt von allem Eigen-Nutze gethan zu haben. —

Hieronymus.

Fürst-Erzbischof zu Saltzburg.

Warum soll er nicht wirklich aus den edelsten Absichten diese klugen Vorschläge gemacht haben? Die Mitwelt klagte ihn freilich immer des Eigennutzes an.[1]) Aber, obschon er die Säkularisation seines uralten Hoch- und Erzstiftes erleben mußte, wenn auch nur ein Teil seiner Wünsche in Erfüllung ging — es kam ans Erzhaus[2]) und wurde Kurstaat — so tat er in Wien alles, um wenigstens Salzburg als Erzbistum zu erhalten, und zwar im Besitze seiner, in der ganzen Kirche einzig dastehenden Vorrechte.[3])

---

1) Ich werde in den Mitteil. der Ges. für Salzburger Landeskunde einen Aufsatz veröffentlichen, in dem eine Charakteristik des Fürsterzbischofs Colloredo und seiner einzelnen Domkapitulare enthalten ist.

2) D. h. an den Großherzog von Toskana; 1805 ans Erzhaus selbst; 1809 an Bayern, 1814 wieder an Österreich.

3) Vergl. darüber mein Buch, Die Neuerrichtung der Bistümer in Österreich nach der Säkularisation. Wien 1914.



XLVI.

„Über die Möglichkeit eines konfessionellen Friedens".

Von Dr. K. Neundörfer (Mainz).

In der Frankfurter Zeitung (Nr. 29 und 31 I. Morgenblatt) veröffentlichte kürzlich Pfarrer Dr. Pfannkuche aus Osnabrück einen Aufsatz mit obigem Titel. Pfannkuche hält es zwar für möglich, „daß die ganze Kirchenfrage nach dem Kriege unter dem zu erwartenden starken Druck wirtschaftlicher, politischer und sozialer Probleme etwas in den Hintergrund geschoben werden wird"; er meint aber, daß „auch das Gegenteil eintreten könnte", und daß es daher „in jedem Falle nötig scheint, diese Dinge nicht ganz aus dem Auge zu lassen und die verschiedenen Möglichkeiten so vorurteilsfrei und offen wie möglich zu erwägen".

„Das schwerste Hindernis für einen dauernden Frieden, den stärksten Antrieb zur Unduldsamkeit" sieht Pfannkuche in der Überzeugung jener, „die auf die Absolutheit der religiösen Wahrheit nicht verzichten zu können meinen, die für ihr Lager das nulla salus extra ecclesiam festhalten zu müssen glauben". Und zwar findet er eine solche Überzeugung nicht nur bei der katholischen Kirche, sondern ebenso bei der protestantischen Orthodoxie und dem Monismus Haeckelscher Art. Wir wollen jedoch hier die von Pfannkuche angeschnittene Frage nur vom katholischen Standpunkt aus betrachten.

Vom Standpunkt des religiösen Relativismus aus fällt es gewiß nicht schwer, alle nur möglichen Religionen im Staate als gleichberechtigt zu dulden und zu einer „Überordnung des Staatsgedankens über die trennenden Konfessionen" zu kommen. Wenn es im Grunde einerlei ist, welchen religiösen Glauben einer hat, und welcher Kirche einer angehört, ist es ja selbstverständlich, daß man jeden



nach seiner Facon selig werden läßt, und es ist zum mindesten naheliegend, den Staat im Hegelschen Sinne als Verkörperung des „objektiven Geistes“ zu betrachten, dem die verschiedenen Religionsgemeinschaften als Offenbarungen lediglich des „subjektiven Geistes“ gegenüberstehen.

Für einen Glauben hingegen, der sich objektive Gültigkeit zuschreibt, ist die Toleranz naturgemäß theoretisch wie praktisch ein viel schwierigeres Problem. Der von seinem objektiven Heilswert überzeugte Glaube kann nicht so leichten Herzens die Menschheit ihre eigenen Wege gehen lassen, wie der Relativist. Auch wird die auf einen solchen Glauben aufgebaute Kirche sich mit innerer Notwendigkeit zum Staate in ein anderes Verhältnis stellen, als der religiöse Verein des Relativisten.

Aber Pfannkuche erkennt selbst an, daß es auch von einem Standpunkte, „der auf die Absolutheit der religiösen Wahrheit nicht verzichten zu können glaubt“, eine „Möglichkeit konfessionellen Friedens“ gibt. Und er sieht diese Möglichkeit in der namentlich von katholischer Seite betonten „klugen Unterscheidung zwischen dogmatischer Intoleranz und bürgerlicher Toleranz“, die einen „für die Praxis des Lebens durchaus genügenden Ausweg“ bieten, zumal man „den Relativismus in der Beurteilung und Bewertung der Glaubensanschauung nicht zur Pflicht machen könne“. Damit allerdings diese Möglichkeit konfessionellen Friedens zur Wirklichkeit werde, komme es darauf an, „worauf in der praktischen Gestaltung der Lebensbeziehungen das ausschlaggebende Gewicht gelegt werde, auf die dogmatische Intoleranz oder die bürgerliche Toleranz“. Daß aber letzteres geschehe, das sollten die Erfahrungen und nationalen Aufgaben des Krieges allen Konfessionen nahelegen.

Es ist erfreulich, daß hier ein Vertreter des religiösen Relativismus offen darauf verzichtet, Andersdenkenden „den Relativismus in der Beurteilung und Bewertung der Glaubensanschauung zur Pflicht zu machen“, und sich mit der Gewährung ehrlicher bürgerlicher Toleranz für be-



friedigt erklärt. Man hat nicht immer so geurteilt und noch weniger danach gehandelt vonseiten des religiösen Relativismus. Man hat schon den dogmatischen Anspruch der Kirche, „alleinseligmachend" zu sein, als eine Beleidigung der Andersgläubigen und damit als eine Störung des konfessionellen Friedens bezeichnet. Man hat uns vorgehalten: „Intoleranz ist Konsequenz in der katholischen, Inkonsequenz in jeder anderen Kirche" (K. Hase). Man hat darum, im angeblichen Interesse des konfessionellen Friedens, die katholische Kirche anders behandeln, in ihrem Leben und Wirken mehr einschränken zu müssen geglaubt, als andere Kirchen. — Man verlasse diesen Standpunkt; man erkenne unseren ehrlichen Willen zu bürgerlicher Toleranz an, ohne uns grundsätzliche Zumutungen zu machen, die mit unserem Dogma unvereinbar sind; man begnüge sich nach dem Vorgang Pfannkuches mit diesem „praktischen Ausweg" — und es wird für die Sache des konfessionellen Friedens viel gewonnen sein.

Auf der anderen Seite ist es aber auch richtig, daß es für die Aufrechterhaltung des konfessionellen Friedens viel darauf ankommt, „worauf in der praktischen Gestaltung der Lebensbeziehungen das ausschlaggebende Gewicht gelegt wird, ob auf die dogmatische Intoleranz oder auf die bürgerliche Toleranz". Und wir können auch, unter voller Wahrung unseres grundsätzlichen Standpunktes, in dieser Hinsicht dem inneren Friedensbedürfnis unseres Vaterlandes Rechnung tragen. Der Rechtfertigungsgrund für die Gewährung bürgerlicher Toleranz gegenüber andersgläubigen Religionsgemeinschaften durch den Staat liegt ja für uns hauptsächlich in der Wahrung von Ordnung und Frieden im Lande, worin eine Hauptaufgabe des Staates besteht. Wenn wir auch grundsätzlich eine Förderung des wahren Glaubens als Staatsaufgabe ansehen, so sind wir uns doch wohl bewußt, daß „die bürgerliche Gewalt niemals die geistige und sittliche Einheit als solche herstellen, noch auch die religiöse Wahrheit bestimmen und vorschreiben kann, da Gott diese dem Gesetze der freien Ausbreitung unterstellt hat" (Dr. A.

Vermeersch S. J.: „Die Toleranz", Freiburg 1914, S. 231.) Vielmehr sehen wir als erste Staatsaufgabe, der gegenüber anderen Umständen die Förderung des wahren Glaubens zurücktreten darf, den Schutz des Rechtes und die Wahrung des inneren Friedens an. In diesem Sinne schreibt z. B. der ehemalige Professor der Moraltheologie in Dillingen, M. Merkle, in seiner Schrift: „Die Toleranz nach katholischen Prinzipien" (Dillingen 1865, S. 24 unter Berufung auf den hl. Thomas 2. 2. qu. 10. art 11): „Ein katholischer Landesfürst ist nicht bloß berechtigt, sondern nach Maßgabe der Verhältnisse auch verpflichtet, Andersgläubigen Freiheit der Religionsübung zu verstatten, wenn er hierzu im gemeinen Besten einen hinreichenden Grund hat". In diesem Sinne dürfen wir auch das Wort Leo XIII. in dem Rundschreiben Immortale Dei vom 1. Nov. 1885 verstehen, daß die Kirche trotz grundsätzlicher Ablehnung der rechtlichen Gleichstellung aller Religionen „die Staatsoberhäupter nicht verurteilt, welche, um hohe Güter zu erwerben oder um ein Übel zu verhüten, langmütig das Nebeneinanderbestehen der verschiedenen Religionsgemeinschaften in ihrem Staate dulden".

Dieselbe Rücksicht auf das gemeine Beste, die so vom katholischen Standpunkt aus Gewährung von Toleranz durch katholische Obrigkeiten gestattet, kann und muß aber auch für die katholischen Bürger Grund sein, die bürgerliche Toleranz gegen andersgläubige Mitbürger ehrlich und weitherzig zu beobachten, und dies zumal in solch schweren Zeiten nationalen Daseins, wie wir sie jetzt durchleben. In diesem Sinne können wir daher schon der Forderung Pfannkuches zustimmen, einerseits „auf jede nicht unbedingt nötige theoretische Auseinandersetzung in Religions- und Weltanschauungsfragen, namentlich in der Presse, zu verzichten", und andererseits bei unvermeidlichen Diskussionen „den Gegner so zu verstehen, wie er selbst verstanden sein will". Letzteres ist ja schon eine selbstverständliche Forderung persönlicher Gerechtigkeit und wissenschaftlicher Objektivität. Aber auch



an einer gesuchten öffentlichen Diskussion trennender Weltanschauungsfragen braucht uns nichts zu liegen, zumal solche in der Regel doch wenig fruchtbar sind und mehr erbittern als bekehren. Im übrigen darf in diesem Zusammenhang doch darauf hingewiesen werden, daß eine ausführliche oder gar für den Gegner herabsetzende Behandlung der konfessionellen Unterscheidungslehren bei uns auch seither schon weder im Religionsunterricht noch in der Presse üblich war. Aber so weit man auch auf unserer Seite früher in dieser Hinsicht gefehlt haben sollte —, das gemeinsame Erlebnis des Krieges hat gewiß auch bei uns den guten Willen zu achtungsvoller und weitherziger Toleranz allgemein gemacht.

Trotz solchen guten Willens wird es uns aber kaum möglich sein, auf all die praktischen Vorschläge einzugehen, durch die Pfannkuche den konfessionellen Frieden im Lande zu sichern sucht. Es soll hier allerdings nicht auf eine Reihe einzelner Beschwerden eingegangen werden, die Pfannkuche z. B. hinsichtlich der Behandlung der Protestanten in Staaten mit katholischer Mehrheit, hinsichtlich der Mischehen- und Friedhofsfrage sowie der Rechtsfähigkeit dissidentischer Gemeinden vorbringt. Es würde das in diesem Zusammenhang zu weit führen. Auch sind die Forderungen Pfannkuches zum großen Teil zu unbestimmt, als daß man sich dazu äußern könnte. Auf eine Forderung Pfannkuches aber, auf die er im Interesse des konfessionellen Friedens besonderes Gewicht zu legen scheint, die auch von weittragender Bedeutung ist, soll doch geantwortet werden, nämlich auf seine Forderung einer „Scheidung von Staatlichem und Kirchlichem im Parteileben".

Hängt die Wahrung des konfessionellen Friedens im Privatleben größtenteils von Unvoreingenommenheit, Takt und persönlicher Duldsamkeit der Beteiligten ab, so spielen doch ganz andere Faktoren mit, sobald es sich um religiös-kirchliche Auseinandersetzungen im öffentlichen Leben handelt. Denn hier steht in letzter Linie immer die Stellung des Staates zu Religion und Kirche in Frage. Dieser ist aber



nie wirklich neutral gewesen und kann es bei der natürlichen Verflachung des sittlich-religiösen mit dem wirtschaftlich-politischen Leben auch nicht sein.

Das zeigt sich vor allem bei den beiden Fragen, auf die Pfannkuche wegen ihres Zusammenhangs mit der „Möglichkeit eines konfessionellen Friedens“ besonders eingeht, bei der Frage des kirchlichen Einflusses auf die Schule und der Frage der rechtlichen Stellung der Kirchen im Staate. Pfannkuche ist grundsätzlich für eine konfessionsfreie Schule und würde „nur schweren Herzens“ auf die Durchführung dieses seines Ideals verzichten. Zum wenigsten aber verlangt er im Interesse des konfessionellen Friedens Verzicht der Kirchen auf die Reste der geistlichen Schulaufsicht, Beseitigung des Zwanges zur Erteilung des Religionsunterrichtes und zum Besuch desselben durch Dissidentenkinder. In kirchenpolitischer Hinsicht spricht er sich für eine möglichst reinliche Scheidung von Staat und Kirche aus, allerdings nicht nach dem Vorbilde Frankreichs, aber auch nicht etwa im Sinne des Toleranzantrages, „der uns dem belgischen System genähert hätte“, vielmehr etwa in der Art, wie in den Vereinigten Staaten und neuerdings in Basel die kirchenpolitischen Verhältnisse geordnet sind.

Es soll auch hier wieder nicht auf die berührten Fragen im einzelnen eingegangen werden. Aber wie man sich auch dazu stellen möge, das ist doch klar, daß Pfannkuche schon allein durch den Vorschlag von Änderungen in schul- und kirchenpolitischer Hinsicht es unmöglich macht, die religiös-kirchliche Frage aus dem Parteileben auszuschalten. Eine „Scheidung von Staatlichem und Kirchlichem im Parteileben“ ist nur da praktisch möglich, wo — wie etwa in den Vereinigten Staaten — die kirchenpolitischen Verhältnisse dergestalt liegen, daß eine Änderung in irgend einem Sinn tatsächlich für absehbare Zeit ausgeschlossen ist, wo es darum an der kirchenpolitischen Spannung fehlt. Sobald aber politische Mächte, Regierung oder Parteien, auf eine Änderung bestehender kirchenpolitischer Verhältnisse ausgehen, regt



sich notwendig auch auf politischem Gebiete eine von kirchlichen Gesichtspunkten mitbestimmte Opposition. In einem solchen kirchenpolitischen Schwebe- und Spannungszustand befinden wir uns aber in Deutschland seit der Reformation, und werden wir uns auch in absehbarer Zukunft befinden. Daran kann kein guter Wille auf keiner Seite etwas ändern. Unsere kirchenpolitischen Verhältnisse sind der Art, daß bestimmte Parteien ein Interesse daran haben, sie zu ändern, andere, sie zu erhalten. Unter diesen Umständen braucht gar keiner „Lust zu verspüren, das konfessionelle Element im Parteileben hervorzukehren“. Die tatsächliche Lage der Dinge macht eine Ausschaltung der Kirchenfrage aus dem Parteileben einfachhin unmöglich.

Wir glauben also nicht, daß der Krieg in seinen innerpolitischen Rückwirkungen „eine Lösung der Kirchenfrage, soweit sie das staatliche Leben berührt, eine Überwindung der Schranken, die der konfessionelle Gegensatz in unserem ganzen öffentlichen Leben errichtet hat“, uns bringen wird, so wünschenswert an sich das alles ist. Wir werden gewiß auch nicht die Angreifer sein, wenn es nach dem Krieg z. B. in der Schulfrage zu religiös-kirchlich beeinflußten Parteikämpfen kommen sollte. Was sollten wir auch ein Interesse daran haben? Eine Änderung der in dieser Hinsicht bestehenden Verhältnisse mehr in unserem Sinne hat ja doch keine Aussicht auf Verwirklichung. Auf der Gegenseite aber sind ganz offensichtlich Kräfte am Werke, die Kriegsereignisse zu einer Änderung unserer kirchen- und namentlich schulpolitischen Verhältnisse in ihrem Sinne benützen. Wenn wir davor das Auge nicht verschließen, sondern uns zur Abwehr bereit halten, so rechnet uns darum Pfannkuche gewiß nicht zu den „Heißspornen, die schon jetzt zu neuem Kampfe rüsten und die allgemeine Lage daraufhin mustern, wie sie für ihre Sonderziele am besten ausgenutzt werden könne“. Das wollen wir auf jeden Fall nicht sein. Aber wie in der Welt- so darf auch in der Kirchenpolitik der Wunsch nach Frieden den Blick nicht trüben für die Möglichkeiten des-



selben. Der konfessionelle Friede aber, den wir für möglich halten, besteht darin, daß im Privatleben nach den schönen Worten Bischof Kepplers „niemand den anderen um seines Glaubens willen verachte, kein Teil verächtlich vom anderen rede, keiner mehr des anderen Vaterlandstreue in Zweifel ziehe, jeder schiedlich und friedlich in edlem Wetteifer mit dem anderen sein Arbeitsfeld bebaue", und daß im öffentlichen und Parteileben bei vielleicht unvermeidlichen Auseinandersetzungen jede Partei sich nur solcher Kampfesmittel bediene, die mit jener Achtung vor der Überzeugung des anderen vereinbar sind.

XLVII.

Die amerikanische Politik an der Seite Englands.

Die englische Blockadepolitik gegenüber Deutschland ist in den wesentlichen Punkten in den Grundzügen das Konterfei der englischen Politik gegenüber Frankreich unter der ersten Republik und Napoleon I. Diesem Bild schließt sich ebenso in den Grundzügen und in ihren nicht ausgesprochenen Tendenzen und Motiven die Politik der Vereinigten Staaten von Amerika an, welche damals zu England und gegen Frankreich dieselbe war, wie heute zu England und gegen Deutschland.

Das stattliche, obgleich architektonisch nicht besonders bemerkenswerte Hôtel de Ville (Rathaus) in Amiens, an dessen Mauern sich heute der Geschützdonner von La Bassée und Arras zu brechen scheint, sah inmitten der Kriegs- und diplomatischen Schachzüge zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Versuch, das europäische Festland den Wirkungen der englischen Seemacht, die damals wie heute Ver-



kehrsstockung und Teuerung schuf, zu entziehen. Der Friede von Amiens vom 25. März 1802 ist in diesem Gebäude unterzeichnet worden.

Von französischer Seite war der Friede aufrichtig angestrebt worden. England nahm eine andere Stellung ein. So kam es, daß die Vorgänge auf dem Festland in London Entschließungen zeitigten, welche von Anfang an der Dauer dieses Friedens ein ungünstiges Horoskop stellten.

Nachdem die Präliminarien in der Hauptsache erledigt waren, traf am 1. November 1801 der englische Gesandte, Lord Cornwallis, in Amiens ein. Der französische Gesandte, Baron Rothamb, kam einige Tage später. Der spanische Gesandte blieb aus. Die unausgesprochenen Vorbehalte, mit welchen man in London dem Frieden entgegenging, fanden neue Vorwände in den Vorgängen in Italien, wo die Cisalpinische Republik, deren Unabhängigkeit im Frieden von Lunéville gewährleistet war, hundert Vertreter zu dem in Lyon weilenden Bonaparte geschickt hatte, um ihm die Präsidentschaft ihrer Republik und sehr ausgedehnte Befugnisse anzubieten. Bonaparte nahm das Anerbieten am 26. Januar 1801 an und gab der Republik eine neue Verfassung, indem er gleichzeitig den seitherigen Titel in „Italienische Republik" umschuf.

England, das seine Politik in den anderen italienischen Staaten bedroht glaubte, nahm Anstoß daran. Lord Cornwallis wurde anheimgestellt, die Friedensverhandlungen abzubrechen. Bonaparte sah sich zur Nachgiebigkeit veranlaßt, was in der Folge zur Unterzeichnung des Friedens führte, jedoch nicht ganz auf der Linie der Präliminarien: Malta sollte nach Verlauf von drei Monaten von den Engländern dem Großmeister zurückgegeben und von neapolitanischen Truppen besetzt werden. Porto Ferrajo, der Haupthafen der Insel Elba, sollte an Frankreich zurückgegeben werden. Dieser Punkt schuf in London neue Unzufriedenheit, weil die Engländer in Porto Ferrajo einen Stützpunkt ihrer Herrschaft im Mittelmeer sahen. Was aber in England die

Genugtuung über den Friedensschluß erheblich verminderte, war der Umstand, daß Bonaparte am Tag der Unterzeichnung der Präliminarien, am 1. Oktober 1801, zwar bereits Kenntnis davon hatte, daß Alexandrien von den Franzosen verloren war, aber diese Kenntnis verheimlichte. Vor allem mißfiel in London der Vertrag, den Bonaparte einige Tage darauf, am 9. Oktober 1801, mit der Türkei abgeschlossen hatte, denn dieser Vertrag gab den Franzosen dieselben Handelsvorteile in Syrien, welche die Engländer dort besaßen und trat Ägypten an die Türkei ab. In London hoffte man, gestützt auf die englische Flotte, dort eine privilegierte Stellung zu besitzen.

Die Unzufriedenheit in London wurde noch gesteigert durch die diplomatischen Vorgänge, welche dem Frieden von Amiens folgten. Darunter befand sich der Vertrag vom 29. März jedoch mit Portugal. Die französisch-englischen Präliminarien sahen die Integrität Portugals vor. Im Vertrag vom 29. März trat Portugal an Frankreich bezw. an Französisch-Guyana einen ansehnlichen Teil von Brasilien ab. Frankreich konnte als Herrin der nördlichen Mündung des Amazonenstromes erscheinen.

Der Vertrag vom 21. März 1801 zwischen Frankreich und Spanien, durch den Spanien Luisiana an Frankreich abtrat, war ein Geheimvertrag. Nichtsdestoweniger erhielt die englische Regierung im Januar 1802 Kenntnis davon und zwar aus Washington. Der amerikanische Gesandte in Paris hatte sich eine Abschrift des Geheimvertrags zu verschaffen gewußt und am 20. November 1801 hatte man diese Abschrift in Washington in Händen. Die Nachricht wanderte alsbald nach London. England hatte das Vorgehen Frankreichs in Westindien und an den amerikanischen Küsten nie aus den Augen gelassen. Als Bonaparte am 4. Dezember 1801 ein Geschwader nach Hayti geschickt hatte, folgte demselben eine englische Flotte.

Nach dem Frieden von Amiens schien man in Frankreich zu glauben, daß man fortan den freien Zugang zu



den Meeren besitze. So verstand man die Dinge aber nicht in England, das entschlossen war, Frankreich nicht nach Gefallen in Italien walten zu lassen. Der Friede von Campo Formio hatte die Entscheidungen auf dem Festland in die Hände von Frankreich und England gelegt und bald genug trat die Gebrechlichkeit des Friedens von Amiens an den Tag. »Tout est comme dans la comédie, les Anglais font les changements de la scénerie« hat Napoleon später, am 2. April 1811, an den König von Württemberg geschrieben. Das Bild paßt aber auf alle Phasen seit der ersten französischen Republik und weder die Expedition Bonaparte's nach Ägypten noch die 1803 beinahe zur Reife gelangten Pläne zur Invasion Englands haben das Wesen der Gegensätze verändert. Englands Politik blieb in ihrem Grundzug die Politik Pitt's: den Wohlstand, Handel, Gewerbe, die Finanzen Frankreichs zu zerstören. Pitt hatte dieses Ziel zur Zeit der ersten Revolution gesteckt und, als eines der ersten Mittel zum Zweck, die Verordnungen vom Jahre 1756 aufgegriffen, bestimmt den Seehandel Frankreichs zu vernichten.

Napoleon trat die Erbschaft dieser Zeit an; die Kontinentalsperre, die er im Jahr 1806 befahl, ist im Grund eine Fortsetzung der Politik und der Maßnahmen des Direktoriums in Paris. Die erste Voraussetzung des Erfolges fehlte auch ihm; da Rußland handelspolitisch an der Seite Englands erschien, behielt England die Tore zum Festland offen. In diesem Verhältnis wurzelt der Feldzug des Jahres 1812; hätte Napoleon damals seinen Plan, das russische Reich bis über die Düna zurückzuwerfen, ausführen können, so würde das Schicksal des französisch-englischen Konfliktes vielleicht einen anderen Ausgang genommen haben.

Auf die Kontinentalsperre antwortete England mit dem Verbote an alle neutralen Schiffe, nach feindlichen Häfen zu fahren, ausgenommen, daß sie unterwegs einen englischen Hafen anlaufen. Damit lebten wieder die Zeiten unter der ersten Republik, am Ausgaug des achtzehnten Jahrhunderts auf, wo die englische Flotte die See beherrschte und die



französischen Kaperschiffe der englischen Handelsschiffahrt Abbruch taten. Seit dem Jahre 1798 suchte England den Hauptschutz gegen die Kaper in dem Convoisystem; Kriegsschiffe begleiteten die Handelsschiffe. Die englische Verordnung vom 6. November 1793 befahl der Flotte: alle Schiffe mit Proviant sowie anderen Vorräten, französischen oder französisch-kolonialen Produkten aufzubringen. Diese Maßnahme stützte sich auf die englische Verordnung vom Jahre 1756, die den (englischen) Grundsatz enthält: „England bestreitet nicht das Recht des Feindes, sich jeder Hülfe zu bedienen, welche die Neutralen ihm gewähren können, aber es betont seinen Entschluß, den Neutralen nicht zu gestatten, ihm diese Hülfe ungestraft zu gewähren."

In jenen Tagen erwuchs der englischen Politik indirekter Beistand in dem Verhalten der Vereinigten Staaten: Wo die amerikanische Diplomatie Konflikte mit England zu behandeln hatte, war sie diskret und nachgiebig, sich mit dem Kern der Dinge bescheidend ohne darauf zu bestehen, auch in der Form Recht zu erhalten, ja selbst auf manches Recht verzichtend. Wo sie es mit Frankreich zu tun hatte, wurde das entgegengesetzte Verfahren eingeschlagen. Der amerikanische Gesandte in Paris, Monroe, berichtet am 16. Oktober 1794, daß der Verkehr mit Getreide in Frankreich ganz in den Händen der Regierung liege. Dieser Bericht gab der englischen Argumentation, daß die Verhinderung der Getreidezufuhr nach Frankreich eine Maßregel gegen den französischen Staat sei, nicht gegen das Volk, eine in London willkommene Begründung.

Der amerikanische Gesandte in London hatte gegen die erwähnte englische Verordnung vom 6. November 1793 protestiert, worauf am 8. Januar 1794 eine neue Verordnung erschien, welche den amerikanischen Handel von der Wirkung des zuerst erwähnten Dekrets ausnahm. Als in der Folge einige hundert amerikanische Schiffe in westindischen Gewässern von den Engländern aufgebracht wurden, fand die amerikanische Diplomatie Mittel, dieses Intermezzo still



aus der Welt zu schaffen, jede Reibung mit der englischen Politik vermeidend. In London kam man dieser Haltung umso bereitwilliger entgegen, als die Warnung, keine ernste Mißstimmung in den Vereinigten Staaten entstehen zu lassen, schon an die Adresse Pitts ergangen war.

Denselben Standpunkt — die Pflege guter Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und England — einnehmend und zur Förderung dieser Politik der englisch-amerikanischen Freundschaft, schickte der Präsident Washington John Jay als Gesandten nach London. Derselbe traf im Juni 1794 ein. Er hatte keinen Widerstand zu überwinden. England nahm das Dekret vom Jahre 1793, betreffend die Wegnahme von Proviant usw., zurück. Mehr noch. Am 19. November kam der Handels- und Schiffahrtsvertrag zustande; der erste Vertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten seit ihrer Scheidung. Eine gemischte Kommission sollte die von dem amerikanischen Handel erlittenen Nachteile feststellen und dafür sollte Entschädigung gezahlt werden. Das Verlangen Monroes, die Kommission solle das Dekret vom Jahre 1756 unwirksam machen, wurde indirekt gewährt, ohne formelle Aufhebung. Beide Teile geben nach ohne viel Worte. Amerika erhielt bedeutende Handelsvorteile zugestanden. Sein Handel mit Westindien wurde fast von jeder Beschränkung befreit. Dafür behielt sich England den Handel mit Europa vor. Amerikanische Schiffe sollten Kaffee, Kakao, Baumwolle, Zucker, Melasse nach amerikanischen Häfen bringen, nicht nach Europa; auch den anderen neutralen Schiffen sei diese Ladung nur nach amerikanischen Häfen gestattet. Da aber der amerikanische Senat diese Beschränkung ablehnte, so wurde dieselbe von England fallen gelassen; ein Beweis des Eifers, mit dem man in London wie in Washington das Hand-in-Hand-Gehen wollte.

Der englisch-amerikanische Vertrag schuf in Frankreich große Unzufriedenheit. Der französisch-amerikanische Vertrag vom Jahre 1778 hatte feindliche Ladung auf neutralen Schiffen geschützt. Der neue englisch-amerikanische Vertrag



bestimmte dagegen, daß Schiffsausrüstungen und Proviant unter Umständen Kontrebande sein sollen. Im Geist des neuen Vertrags lag, daß das neutrale Schiff nicht die feindliche Ladung decke. Wo auf amerikanischen Schiffen Proviant weggenommen wurde, bezahlte England den Amerikanern die Rechnung dafür. Im Juli 1797 berichtete der amerikanische Staatssekretär an den Kongreß, daß Beschlagnahmen und Verluste durch englische Kreuzer nicht zahlreich seien.

Über allen diesen Vorgängen schwebt das Ziel Pitts: England zum Speicher des Welthandels zu machen. Deshalb wurde das Recht, über England nach feindlichen Häfen Waren zu bringen, auf die neutralen Staaten ausgedehnt.

Ganz anders war die Haltung Amerikas zu Frankreich, dem Gegner Englands. In Paris ging man in der Mißstimmung mit der englisch-amerikanischen Politik so weit, daß man die Wegnahme aller Schiffe mit feindlicher Ladung anordnete, aufhob, wieder anordnete und schließlich wieder aufhob, weil es dem französisch-amerikanischen Vertrag vom Jahre 1778 widersprach. Dabei hatte der amerikanische Gesandte in Paris nach Hause berichtet, daß dieser Haltung kein Gewicht beizulegen sei, weil England die französische Flotte von der See fernhalte.

Zwischen Paris und Washington verschärfte sich die Kontroverse über die Behandlung von feindlichem Gut auf neutralen Schiffen und am 16. Februar 1796 erklärte der französische Minister des Auswärtigen dem amerikanischen Gesandten Monroe, daß der französisch-amerikanische Vertrag vom Jahre 1778 aufgehoben sei. Am 7. Oktober erfolgte die Abberufung des französischen Gesandten in Washington. Inzwischen hatte die Tätigkeit Monroes in Paris die Unzufriedenheit des Präsidenten Washington erregt; er hatte Monroe abberufen und durch Mr. Pinkney ersetzt. In Paris jedoch waren die Geister schon erhitzt; Pinkney wurde vom Direktorium nicht nur nicht empfangen, sondern am 25. Januar 1797 erhielt er den Befehl, Frankreich zu ver-

lassen. In Paris war man besonders aufgebracht durch den Umstand, daß Amerika, in Übereinstimmung mit dem Jay'schen Vertrag, den Verkauf von englischen Prisen, welche die Franzosen aufgebracht hatten, in amerikanischen Häfen verbot. Darin lag nach allem eine starke Parteinahme Amerikas für England.

Die französische Regierung schritt zu den äußersten Maßregeln. Ihre Verordnung vom 27. November 1796 befahl die Wegnahme aller zwischen England und den Vereinigten Staaten fahrenden Schiffe. Am 1. Februar 1797 wurde die Wegnahme aller neutralen Schiffe, die nach den Frankreich fortgenommenen französischen Inseln fuhren, befohlen. In Europa sollten alle nach England fahrenden Schiffe aufgebracht werden. Auch auf anderen Gebieten ging man in Frankreich gegen Amerika vor. So hob die Verordnung vom 2. Juli 1797 die Zahlungspflichten und Verträge der Franzosen gegenüber Amerikanern auf. Die Verordnung vom 18. Januar 1798 verbot den Verkehr mit englischen Waren.

Es ist richtig, daß diese Vorgänge dem Handel Englands erheblichen Abbruch taten. Jedoch war das Saldo der Bilanz zu Gunsten Englands. Pitts Absicht, England zum Speicher des Welthandels und zum Mittelpunkt des Geldverkehrs zu machen, kam inmitten dieser Kämpfe dem Ziele näher. Selbst die bedeutenden Subsidien, welche England an seine festländischen Verbündeten zahlte, waren nicht nur politisch sondern auch wirtschaftlich eine rentable Anlage. Über Hamburg und andere Häfen ergoß sich eine gewaltige Einfuhr aus England [zu hohen Preisen] nach Deutschland, das infolgedessen bedeutende Zahlungen nach England leistete. Dem Aufschwung Englands stand der Niedergang Frankreichs zur Seite. In der Botschaft, welche das Direktorium am 13. Januar 1799 an die Nation richtete, hieß es, daß nicht ein einziges Kauffahrteischiff unter französischer Flagge auf der See fährt.

Die Ausweisung ihres Gesandten Pintnay aus Frank-



reich war in den Vereinigten Staaten kaum bekannt geworden, als im Mai 1797 der Kongreß einberufen wurde, von dem der Präsident eine sofortige Verstärkung der Flotte verlangte. Als das französische Dekret vom 18. Januar 1798 in Washington bekannt wurde, beschloß der Kongreß am 28. Mai die Wegnahme aller bewaffneten französischen Schiffe an den amerikanischen Küsten. Am 9. Juli folgte der Befehl zur Wegnahme aller bewaffneten französischen Schiffe auf hoher See. Zu diesem Zwecke sandten die Vereinigten Staaten nicht nur Kriegsschiffe sondern auch Kaperschiffe aus. Zur Kriegserklärung entschloß man sich in Washington jedoch nicht. Die Feindseligkeiten zwischen Amerika und Frankreich währten durch drei Jahre. Am 30. September 1800 schlossen die beiden Frieden zu Paris.

In diesen Ereignissen haben die Vereinigten Staaten in ihrem Verhältnis zu England und Frankreich eine Politik verfolgt, welche in ihren Grundzügen der Politik ähnlich ist, die Amerika heute zu England und gegenüber Deutschland betreibt. Mit dem Unterschied allenfalls, daß die Nüancen heute schärfer hervortreten.

Der Jay-Vertrag vom Jahr 1798 zwischen England und Amerika war eine Verletzung des französisch-amerikanischen Vertrags vom Jahr 1778. In dem Jay-Vertrag stimmten die Vereinigten Staaten vielen Plänen und Maßnahmen der englischen Regierung zu, deren Wirkung höchst schädlich für die vitalen Interessen Frankreichs war. Die Überlegenheit Englands zur See machten aus der Bestimmung, daß das neutrale Schiff feindliche Ladung nicht deckt, eine tödliche englische Waffe gegen Frankreich. Die Bestimmung war außerdem eine Verletzung des amerikanisch-französischen Vertrags vom Jahre 1778, der zu Recht bestand. Das Verbot, von den Franzosen aufgebrachte englische Prisen in amerikanischen Häfen zu verkaufen, war eine deutliche Begünstigung Englands zum Nachteile Frankreichs.

Die englisch-amerikanische Aktion in jener Zeit mußte in ihren Wirkungen den Interessen Frankreichs schwere Nach-



teile schaffen. Andererseits war der Gewinn für England offenbar; sein Handel nahm in der Zeit von 1792—1800 um 65 Prozent zu. Dagegen war der Handel Frankreichs vernichtet. Bonaparte erkannte die Sachlage und die Aufgabe wohl, als er auf der Höhe seiner Macht nach dem Frieden von Campo Formio im Oktober 1797 sagte: „Entweder muß unsere Regieruug die englische Monarchie zerstören oder sie muß erwarten durch die Schändlichkeiten und die Ränke dieser tätigen Insulaner selbst zerstört zu werden."

Der Kampf zwischen England und Frankreich war ein Kampf „auf Tod und Leben". Nicht so sehr die französische Militärmacht erschien England gefährlich, bedenklicher erschien ihm die Organisation von Industrie, Kredit und Handel in Frankreich, die dasselbe zu einem überlegenen Rivalen machten. Man hatte es dabei mit der Wirkung der Politik Colberts zu tun, welche von einem der angesehensten neueren Schriftsteller auf diesem Gebiet wie folgt geschildert worden ist: „Eine mächtige Armee von Fabrikanten und Kaufleuten zu organisieren, welche einer tätigen und einsichtigen Leitung unterstellt ist, um so durch Ordnung und Vereinigung der Kräfte einen industriellen Sieg Frankreichs zu gewährleisten ... Dieses Programm dehnte sich auf den Seehandel aus ..."

Könnte man nicht meinen, in dieser Schilderung ein Bild der deutschen Industrie-, Banken- und Verkehrspolitik seit den achtziger Jahren mit ihren staunenswerten Ergebnissen zu erkennen? Die Gegenaktion Englands war in der Zeit seines Konfliktes mit Frankreich von derselben Art, wie sie sich in unserer Zeit in dem Konflikt Englands mit Deutschland zeigt. Maban hat die englische Aktion im Jahre 1892 zutreffend geschildert: Die Verwendung der Seemacht Englands, um das französische System der Eroberung niederzuhalten, bestand darin, Frankreich auf sich selbst zu beschränken und ihm zugleich alle Hilfsquellen abzuschneiden. Die Kontinentalarmeen, welche es auf der Landseite umgaben, wurden durch Hilfsgelder unterhalten und, wo es anging, trat wie im Mittelmeer die Aktion der englischen

Flotte hinzu. Ihren Einfluß auf die französischen Operationen im Jahre 1796 hat Bonaparte erwähnt.

Wie war die Wirkung dieser Politik? Frankreich beherrschte militärisch den größten und wichtigsten Teil von Europa. Jedoch sein Kolonialreich war vernichtet, seinen Fabriken war der Bezug von Rohmaterial abgeschnitten, seine Kriegs- und Handels-Flotten von der See vertrieben. Im Jahr 1797 schrieb der Vorsitzende des Handelsamtes in Frankreich: „Die früheren Quellen unseres Wohlstandes sind entweder verloren oder versiecht. Unser Landwirtschafts-, Fabrik- und Industriewesen ist erloschen." Das englische Verfahren zeigte überall die äußerste Rücksichtslosigkeit. Die Rechte der Neutralen wurden ohne Zaudern bei Seite geschoben, England bestritt nicht ihr Recht, in nicht blockierten Häfen zu verkehren, aber es widersetzte sich diesem Verkehr der Neutralen mit Hilfe seiner Flotten, gegen welche es keinen Widerstand gab. Um Frankreich durch Hunger zu bezwingen, setzte England auch die Nahrungsmittel auf die Kontrebandeliste unter dem Vorwand: „Die Verlängerung der Feindseligkeiten zu vermeiden."

In allen diesen Entwicklungen stand der Geist der amerikanischen Politik immer, ihre Praxis fast immer an der Seite von England. Dasselbe Bild tritt uns in diesen Tagen entgegen.

XLVIII.

Schlachtenmaler Albrecht Adam und seine Familie.

Die eherne Gegenwart mit ihren gewaltigen Ereignissen zwingt gewissermaßen selbst die Musen den Spuren des Mars zu folgen. Vor allem zeigt sich dies in der Literatur. Auch kunstgeschichtliche Publikationen bekunden diese Strömung, wie wir aus den letzten Heften „Die Kunst dem Volke" ersehen, in denen (Heft 20) bereits Schlachtenmaler Theodor Horschelt und nun im neuesten Doppelheft (Nr. 23 u. 24) der berühmte Meister Albrecht Adam eingehende Vorführung gefunden.[1]) Beide Künstler schilderte die bewährte Feder Dr. Hollands in höchst anziehender, auf umfassenden Kenntnissen basierender Weise, die als bekannte Eigenart des hochbetagten, geistesregen Gelehrten gilt, der seit seiner Jugend mit klarem Auge und warmem Herzen zunächst süddeutsche Kunst und Künstler seinem Beobachtungskreis unterstellt hat.

Wohl in keiner Sparte der Malerei ergeben sich derartige Anforderungen und Schwierigkeiten wie in jener des Schlachtenmalers. Abgesehen von einem vollen sicheren Beherrschen der mannigfachen Menschen-, Tier- und Landschaftsformen, bedingt es ganz ungewöhnliche Begabung, bei den zu schildernden Aufgaben stets auch die eigene künstlerische Psyche zur Geltung zu bringen, will der Maler mehr als nur ein gewissenhafter, mit Stift und Farben ausgerüsteter Reporter von Kriegsvorkommnissen sein. Jene Freiheiten, die in anderen Fächern zulässig, sind im strammen Rahmen der Kriegsmalerei eben selten möglich; die Allgemeinheit will — nicht mit Unrecht — eine Art historischer Beurkundung vollführter Tatsachen von ihr, der

1) Die Kunst dem Volke, Nr. 23 u. 24. Schlachtenmaler Albrecht Adam und seine Familie von Dr. Hyazinth Holland. Mit 108 Abbildungen, München 1915, herausgegeben von der Allg. Vereinigung für christliche Kunst.



Ästhetiker und Kunstkenner fordert aber zugleich auch alle jene Bedingungen miterfüllt, welche ein wirkliches Kunstwerk zu beachten hat. Beiden Aufgaben gerecht zu werden, ist wahrlich keine geringe Leistung. Dafür hat nun freilich der tüchtige Schlachtenmaler den Lohn, seinen Namen und sein Schaffen mit den gewaltigsten Vorgängen der Geschichte enge verwoben, und seine Darbietungen — mag in der Kunst die wechselnde Mode noch so herrschend sein — niemals entwertet zu sehen.

Welche Fülle grandioser Erlebnisse sich auf der Berufsbahn eines derartigen Künstlers aneinanderreiht, können wir besonders deutlich an Albrecht Adam gewahren. Zu Nördlingen 1786 geboren, Sohn und Lehrling eines Zuckerbäckers, blieb der Junge dem Metier nicht treu, als an der Donau sich einstellende französische Garden seine zeichnerische Ader lockten, um als Elfjähriger in sein Skizzenbuch mit sicheren Strichen schon militärische Gestalten und Gruppen einzutragen. Dadurch mußte er der Liebling kunstliebender Offiziere werden, die seine Ausbildung begünstigten und ihn veranlaßten, als treuer Begleiter ihnen nahe zu bleiben. So schaute denn der mutige Jüngling die Schlachten von Abensberg und Eckmühl und die Beschießung Regensburgs, wo er erstmals Gelegenheit fand, den großen Korsen selbst aufs zeichnerische Korn zu nehmen. Weiter gings nach Wien, wo der weltmännische Maler zum Porträtisten zahlreicher berühmter Generäle und Diplomaten ward, um alsbald völlig in die Dienste des Herzogs Eugen von Leuchtenberg zu treten, in dessen Gefolge er, nach mancherlei Fahrten, für ein schaffensfrohes Walten in Mailand einige Zeit Posto fassen konnte, bis der verhängnisvolle Marsch gen Rußland sich wandte. Was der Künstler dort sah und erlebte, hat er nicht nur in zahlreichen Skizzen und Bildern, sondern auch in schriftlichen Aufzeichnungen festgehalten, die nicht weniger Interesse als die Berichte mittels Stift und Farben verdienen, wie die von Dr. Holland gebotenen Tagebuchauszüge erkennen lassen. Bis Borodino ging es ja ganz leidlich, aber Moskau hieß bekanntlich die Marke, von der das einst so stolze napoleonische Heer in nur kläglichen, jammervollen Resten in die Heimat zurückflutete,

die unter unsäglichen Mühen schließlich auch unser Künstler wieder grüßen konnte. Als herzoglich Leuchtenbergischer Hofmaler ließ sich Adam an der Isar nieder, wo er mit seinen ebenfalls zu tüchtigen Malern heranreifenden Söhnen: Benno, Franz und Eugen späterhin in der Schillerstraße ein von den Münchnern als „Adamei" bezeichnetes geräumiges Anwesen bezog, aus dessen Räumen nun durch Dezennien hin zahlreiche bedeutende Werke den Weg in die weite Welt fanden. Ein weiterer wichtiger Lebensabschnitt führte in den Jahren 1848 und 49 den Künstler wieder auf neue Kriegsschauplätze. In Italien, beim Soldatenvater Radetzky und in dessen Lager war Meister Adam ein gern gesehener Gast, dem die Aufgabe zufiel, die Siege der Österreicher bei Vicenza, Custozza und Novara in Bildern festzuhalten. Es liegt ein scharf ausgeprägter koloristischer Kontrast zwischen den Gemälden des Künstlers seiner ersten Periode, den Vorgängen an den nebelumflorten Flußläufen Rußlands, und jenen der zweiten Gruppe aus den lichtdurchfluteten Hängen und Ebenen Venetiens und der Lombardei, wo malerische Vignen und Edelsitze aus dem Grün der Weingärten lugen, um — wenigstens in den bildlichen Vorführungen — die Schrecken der Schlachtfelder minder düster und unheimlich erscheinen zu lassen.

Nachdem Adam wieder sein Heim aufgesucht, galt es all den zahlreichen Wünschen hoher Herren durch sorgsame Ausbeute seiner Skizzenbücher und Mappen gerecht zu werden. Erst in seinen späteren Jahren wurde der Künstler vermöge seiner umfassenden kriegstechnischen und geschichtlichen Kenntnisse, durch genaue Aufnahme der betreffenden Landschaften und Örtlichkeiten auch zum Darsteller früherer Kriegsereignisse in kleinen und großen Bildern. Zu letzteren zählt das Gemälde der Schlacht von Zorndorf, welches der König von Bayern für die historische Galerie seines nach ihm benannten Maximilianeums hatte herstellen lassen. Mit Anerkennung und Ehren überhäuft, erfreut durch das tüchtige Schaffen wackerer Söhne und Enkel, konnte schließlich der greise Meister auf seinen Lorbeeren ruhen, bis ihn am 28. August 1862 ein sanfter Tod den Seinen entrückte.



Wer im vorliegenden Hefte die vielen, durchgehends mustergültigen Reproduktionen nach des Künstlers Werken eingehend besichtigt, wird ob der Fülle des Talentes und Fleißes staunen, die hier so sichtlich zu Tage tritt. Unter ausschließlich streng künstlerischen Gesichtspunkten wird man jedoch nicht immer den figurenreichsten Bildern ersten und uneingeschränkten Beifall zollen. Die Summe der auf einem solchen Gemälde zusammengezogenen Gruppen- und Vorgänge bedingt naturgemäß eine gewisse Unruhe, ein erschwertes Überblicken und Durchdringen desselben. Kann der Schlachtenmaler völlig frei über seinen Stoff verfügen, wird er also zumeist nur Episoden auswählen und darbieten, die des Beschauers Blicke derart konzentrieren, daß sie mühelos einen einheitlichen, tiefgehenden Eindruck aufzunehmen vermögen. Unwillkürlich wird man daher im gegebenen Hefte zunächst immer wieder Seite 21 aufschlagen, um aus der einen „Episode vom Rückzug aus Rußland" die erschütternde, volle Tragik dieses Winterfeldzuges mächtig auf sich einwirken zu lassen.

Es ist ja schon auf mancherlei Erschwernisse hingewiesen worden, welche die Kriegsmalerei den Künstlern entgegenstellt. In einem Punkte hat die Neuzeit eine günstige Änderung herbeigeführt, die jedem begabten, symphonisch veranlagten Maler sehr willkommen sein muß: das Ausscheiden der vielen und grellen Farben aus der Truppenuniformierung. Wie erschwerte es doch gerade dieses Farbenvielerlei, eine einheitlich gemessene Haltung in ein militärisches Gemälde zu bringen, daher denn gar manches hervorragend gut gedachte und gezeichnete ältere Gemälde in koloristischer Hinsicht häufig über den Rang eines leidlich kolorierten Bilderbogens nicht sehr weit hinausragt. Jetzt aber ermöglichen in den Schlachtenbildern unsere „Feldgrauen" doch eine ganz andere Behandlung hinsichtlich der Farben! Selbst bei gegebener Vereinfachung bleiben noch Mittel genug, um durch Tonvariationen, durch Nüancierung des Lichtes u. dergl. außergewöhnliche Stimmungen und Wirkungen zu erzielen, Stimmungen, die so recht dem Wesensernste kriegerischer Vorgänge zum würdigsten Ausdrucke verhelfen. Wohl jedes Laien-



auge wird in den Straßen der Garnisonsstädte beim Anblick früherer und neuerer Truppenuniformierung die Empfindung haben, wie gerade dieses Feldgrau die Farbe ist, welche entschlossene Männlichkeit, kraftvollen Mut, todverachtendes Wollen eindringlicher zur Schau trägt als jede andere Farbe. Es ist daher nicht zu zweifeln, daß begabte Maler, welche jetzt im Felde den Spuren unserer tapferen Kämpfer folgen, in ihren Kriegsbildern auch durch Lösung der koloristischen Probleme überaus wirkungsvolle künstlerische Erfolge der Nachwelt überweisen werden.

Die sorgfältige Beachtung, welche im vorliegenden Hefte dem Künstlerstammvater A. Adam geworden, erstreckt sich ebenso auch auf dessen Söhne und Enkel.

Wenn Benno A. (geb. 1812 † 1892) in erster Linie als eminenter Maler der Tierwelt, wie sie in Haus und Stall, in Wald und Flur sich findet, zu erachten ist, so tritt Franz A. (geb. zu Mailand 1815 † zu München 1886) vor allem wieder als Schlachtenmaler uns entgegen. Hier kommen zunächst die vielen und bedeutenden Bilder in Betracht, die er aus den Jahren 1870/71 hinterließ. Es sei nur an sein „Reitergefecht bei Floing", „Erstürmung des Bahndammes bei Orleans", sowie an sein letztes, in der Berliner Nationalgalerie befindliches, nicht ganz zur Vollendung gelangtes Gemälde der „Schlacht bei Mars la Tour" erinnert, an Werke, die allerdings nicht nach eigenen Wahrnehmungen auf den Kampffeldern, sondern auf Basis von amtlichen Berichten, Erzählungen von Augenzeugen und nachträglichen Geländeaufnahmen von Seite des Künstlers zu stande kamen. Franz Adam hatte eben keinen militärischen Gönner gefunden, der ihn einlud, den französischen Feldzug selbst mitzumachen; die tüchtige Schulung für Kriegsmalerei war ihm jedoch schon im Geleite des Vaters auf den Feldern Italiens zugeflossen. Wenn den erwähnten Gemälden nun auch nicht Selbstgeschautes unterlegt werden konnte, so gelten sie ob des genauen Anschlusses an die maßgebenden militärischen Feststellungen und der gewissenhaftesten Verwertung der Mitteilungen berufener Personen als überaus wertvolle, durch strenge Objek-



tivität ausgezeichnete künstlerische Fixierungen bedeutsamer kriegerischer Ereignisse.

Was Franz A. versagt geblieben, ward dem dritten Bruder, Eugen (geb. 1817 † 1880) ermöglicht: der Vormarsch mit seinen wehrhaften Landsleuten in Frankreich. Auch Eugen war schon 1848, dann 1859 in Italien gewesen. Beweglich und umsichtig, einen größeren Gönnerkreis als Bruder Franz sich erwerbend, konnte er am 1. September 1870 bei Sedan sich umsehen, später in Orleans im Gefolge Generals v. d. Tann gastieren, um am 1. März 1871 unter den auserlesenen Glücklichen zu sein, welche im Siegermarsch Paris betreten durften. Ein reicher Skizzenschatz, den der Künstler später in der Heimat entsprechend verarbeiten konnte, wie das „Gefecht bei Artenay", „Franzosenausfall bei Clamart", „Hissen der deutschen Flagge auf Fort Vanves" bekundet ein rasches Erfassen und sicheres Wiedergeben kriegsgeschichtlich bewegter Momente. — Ähnlich den Vätern erweisen sich auch deren Nachgeborene als die wackeren Erben eines hochentwickelten Familientalentes.

Luitpold Adam (geb. 1888), einer der besten neueren Porträtmaler, hat sicher sein Skizzenbuch nicht zurückgelassen, als er jüngst als Kanonier mit ins Feld gezogen; Richard Adam (geb. 1873) folgte als Schlachtenmaler den Truppen, die gegen Rußland die eherne Mauer zu bilden hatten.

War der Ahne Albrecht noch in des Rheinbunds Reihen mitgegangen, so können seine glücklicheren Nachkommen im Hochgefühle sich wiegen, unter Alldeutschlands geeinten Fahnen ruhmreiche Taten unserer Heldensöhne in Skizzen und Bildern festzuhalten. Die Lösung solcher Aufgaben wird wohl auch der vaterländischen Künstlerfamilie Adam erneute Lorbeeren eintragen. Freut man sich somit mit Recht der tüchtigen Meistergruppe, kaum wird jemand grollen, wenn dennoch die sehnsüchtige Frage sich einstellt, ob es wohl je der Menschheit beschieden sein wird jenen großen Sieg zu feiern, der auch die „Schlachtenmaler" zu den antiquierten Gestalten einer entschwundenen Zeit zählen läßt?

München. Max Fürst.



XLIX.

Kürzere Besprechung.

Ludwig v. Pastors Lebensbild des Chefs des Österr. Generalstabes, Franz Conrad von Hötzendorf (Freiburg, Herder 1916. 8°. XII, 104 S.) ist in seiner Knappheit eindringlich und voll lebendiger Wärme. Der Verfasser zeichnet die überragende Persönlichkeit des Generalobersten mit feinen, klaren und charakteristischen Linien. Wir sehen das Werden des bedeutenden Mannes, das frühe Erwachen seiner besonderen Fähigkeiten und das von eisernem Fleiß unterstützte Wachsen und Reifen derselben. Der erste Teil der kleinen Schrift erzählt Conrad von Hötzendorfs Leben und Entwicklungsgang bis zum Jahre 1906, seinen Aufstieg vom Lernen zum Lehren. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der erfolgreichen Tätigkeit Conrads als Militärschriftsteller und betont die Bedeutung seiner verschiedenen Abhandlungen über die Taktik. — Im zweiten Teile macht uns v. Pastor mit der Wirksamkeit Conrad v. Hötzendorfs als Chef des Generalstabes bekannt, und wer diese Zeilen liest, wird von tiefster Bewunderung für den Mann erfüllt, der mit genialer Sicherheit ein enormes Maß von Arbeit bewältigt. Welches Licht fällt da auf das zähe Ringen mit Rußland, wie wird vom Generalstabe und seinem Chef in schlichter, anstrengendster Tages- und oft auch Nachtarbeit Unvergängliches geleistet. Der Verfasser hat selber einige Zeit im Hauptquartiere zugebracht und den General-Obersten in seiner Tätigkeit beobachten können, darum atmen auch seine Worte die ganze Frische persönlicher Erlebnis. — Ein besonderer Vorzug des Buches scheint uns auch, daß v. Pastor verschiedene Urteile der Presse über Conrad v. Hötzendorf zu verschiedensten Zeiten bringt, Äußerungen, die die Volkstümlichkeit und den Zauber des großen Mannes lebhaft beweisen. — Die kleine Schrift bringt reichen Inhalt in klarer Form und hat mit vollem Recht bereits das 15. Tausend erlebt.

M. K.



L.

Zwei Geheimnisse.

Beitrag zur Grundbeleuchtung der modernen Weltanschauung.

Von Kanonikus Johann Schraml, bisch. geistl. Rat in Regensburg.

(Fortsetzung.)

Der Mensch in seiner Natur ist das Mittelglied zwischen dem Geistigen und der materiellen Welt. Bezüglich des Erkennens liegt das naturgemäße Verhältnis also. Dem Materiellen, Sensitiven der Dinge korrespondieren im Menschen die Sinne, der naturnotwendige Zubehör des Leibes und zugleich die sensitiven Organe der Seele. Diese spendet ihnen das Leben und ist die bewirkende Ursache ihrer Tätigkeit, nämlich der sinnlichen Erkenntnis, welche sich auf das Äußere, Sinnenfällige der Dinge bezieht. Sie kommt einzig mit Hilfe der Sinne zustande, ist aber ihrem Grunde nach Eigentum der Seele, weil sie von dieser gesetzt wird. Dem Wesen, Intelligiblen der Dinge korrespondiert im Menschen der Intellekt. Solange Leib und Seele zur Einheit verbunden sind, erkennt diese nur im Leibe und zunächst nur durch die Sinne. Infolge dessen setzt die Seele durch ihre sinnlichen Organe beim Sensitiven der Dinge an, und gelangt vorerst bloß zu einem Aufnehmen des Objektes. Dieses Aufnehmen bezeichnet der Aquinate als Übergang vom Vermögen zum Akt, also als noch unvollkommenen Akt mit unvollkommener Erkenntnis. Deshalb gehe ein unbestimmtes, allgemeineres, d. i. ein Auf-



nehmen dem bestimmten, vollendeten Akt und Erkennen voran.[1]) Mit anderen Worten. Das Gegebene voraussetzend ist der Ausgang unserer Erkenntnis analytisch, vom Gegebenen zu den Prinzipien, vom Aufnehmen des Objektes zum Kennen dem Grunde nach. Weil der Mensch die Mitte hat zwischen dem Geistigen und Materiellen, bildet sein Gesamt-Erkenntnisvermögen ontologisch und psychologisch das Mittel- und Verbindungsglied zwischen dem Gegebenen nnd dem Ziele alles Philosophierens.

Grundirrung. „Also sprach Zarathustra". „‚Wille zur Wahrheit' heißt ihr's, ihr Weisesten ... alles Seiende soll sich euch fügen und biegen. So will's euer Wille. Glatt soll es werden und dem Geiste untertan, als sein Spiegel und Widerbild ... Schaffen wollt ihr noch die Welt, vor der ihr knien könnt: so ist es euere letzte Hoffnung und Trunkenheit" (S. 165). Zur Ausführung dieser Trunkenheit will die moderne Philosophie von den Prinzipien zu dem Gegebenen, den synthetisch-progressiven Weg gehen. Woher hat sie denn die Prinzipien, deren sie doch zu solcher Wanderung gesicherten Besitzes sein müßte? Sie kann dieselben gar nicht haben, weil sie den konformen, analytischen Weg hiezu, eben weil sie moderne Philosophie ist, grundsätzlich verschmäht. Ihre Prinzipien oder ihr Ausgang müssen demnach ganz eigener Art sein. Der „Prinzipien"-Ausgang wird auf folgende Weise bewerkstelligt: Sie reißt den Menschen aus seiner Mittelstellung im Organismus der Schöpfung, und das Erkenntnisvermögen aus der Mitte zwischen dem Gegebenen und dem Ziele der Philosophie. Damit ist im Gegensatze zur älteren Denkrichtung das Verfahren und die Aufgabe der Philosophie umgestürzt. Es operiert nämlich das organische Mittel, die Erkenntniskraft, nicht mehr zwischen Ausgang (Gegebenem) und dem Ziele (Erkenntnis der Prinzipien). Es bleiben nur noch zwei Glieder, Ausgang und Ziel. Beide müssen Platz tauschen,

1) S. theol. 1 qu. 85 a. 3.

das Gegebene wird Ziel, die „Prinzipien“ werden Ausgang. Beide unmittelbar miteinander verbunden, weil aus den Prinzipien das von ihm Bestimmte, Bedingte synthetisch erfließt. Mit anderen Worten: Die moderne Philosophie setzt an Stelle des Gegebenen das Ich des Gelehrten zum Ausgang und erniedrigt das Gegebene selbst zum Ziele. Aus dem naturgemäßen organischen Mittel ist die Erkenntniskraft als Ausgang das bestimmende, bedingende Organon für alles Gegebene geworden.

Grundsätzlich identifiziert die moderne Philosophie die Prinzipien mit dem Ich. Auf Grund dieser Fiktion verwirft sie stolz die christliche Philosophie und erklärt als ihren unantastbaren Weg „von den Prinzipien zu dem Gegebenen“. Ihr Ausgang erfolgt nicht ex principiis, sondern einzig ex propriis des Gelehrten. Seine Seelepotenzen, sein Kopf und Herz, seine intellektuelle Anschauung, sein von der Zeit bewegtes und getragenes Milieu bildet den Ausgang. In dem liegt der wesentliche Kern des Geheimnisses der Modernen und der Schlüssel zu ihrem vollen Verständnis.

„Psychologie“, sagt verständnisvoll Nietzsche, „ist nun wieder der Weg zu den Grundproblemen.“ (Jens. S. 37.) Nicht bloß „ist“, eigenhergerichtet war sie es für die Moderne von jeher. Hinsichtlich des Gegebenen ermöglicht der psychologische Ausgang alle Willkür, weil das Innere des Subjektes a priori bestimmend das Objekt anfaßt. Das bezeichnendste Paradigma hiezu liefert gleich Kant selbst: „Wenn die Anschauung sich nach der Beschaffenheit der Gegenstände richten müßte, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könne; richtet sich aber der Gegenstand (als Objekt der Sinne) nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens, so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen.“ (Vorrede zur 2. Ausg. der Kritik S. 18.) Daraufhin vollzieht der Philosoph die Synthese seines Ich mit allem Gegebenen psychologisch selbstherrlich. Er schluckt die „Beschaffenheit der Gegenstände“ in sein Inneres, macht dieses hiemit



einfach zum absoluten a priori, um dann von sich aus bestimmend die Beschaffenheit den Dingen anzuziehen. So der psychologische Ursprung, so dessen Realisierung in der synthetischen Erkenntnisquelle, so das Grundgerippe der ganzen Kritik der reinen Vernunft. Sachlich hätte Kant, da das Vermögen der Vernunft schon von jeher in der Philosophie nach allen Seiten kritisch besehen wurde, dem Werke einen konformeren Titel geben sollen, etwa: „Meine Verfügung über alles Objektive, oder Mein Reinmachungs-, Isolierungsversuch der Vernunft von aller Wirklichkeit."

Der synthetische Ich-Ausgang der tote Punkt.[1]) Das aus der Mitte- und Mittelstellung gerissene, vor alles Gegebene plazierte Erkenntnisvermögen ist von Natur aus der am neuen Standorte auferlegten Aufgabe nicht gewachsen. Man kann den Schöpfer leugnen und ignorieren, aber niemand kann den Menschengeist, das Geschöpf, zum brauchbaren Surrogat, zur Quelle der Prinzipien und Eigenschaften der Dinge herrichten. Da der Ausgang ex principiis imaginär, wird auch die Gewinnung des Zieles, der data, imaginär. Der tote Punkt kann kein Leben spenden. Statt Klärung der Grundprobleme Steigerung der Verwirrung. Alle modernen Systeme erschöpfen sich in Zweierlei. Hierhin ein Negieren und Skeptisieren, dorthin ein Umschreiben, Erweitern, Hypothesen, Anlehen bei Verwandten — alles nach dem Proprium. Das Philosophieren kommt in inneren Konflikt mit aller Wirklichkeit, und muß sich abhetzen mit immer neuen, im vornhinein zwecklosen Lösungsversuchen. Es ist um den sachlichen, lebendigen Zusammenhang mit den Gesetzen des Denkens, mit allem Seienden überhaupt gebracht. Es ist isoliert, ein a priori reines Subjektivieren. Der eine beweist dem anderen das Irren und Vergebliche seiner Arbeit. Am Schlusse steht das System

1) Es ist natürlich ein wesentlicher Unterschied zwischen dem synthetischen Ich-Ausgang und dem analytisch-regressiven Ausgang vom Menschen eben wegen dessen Natur. Letzterer Ausgang würde das Gegebene voraussetzen und ist darum möglich.

wieder da, wovon es ausgegangen: am toten Punkte. Circulus vitiosus per se.

Der aus dem Organismus der Schöpfung gezerrte und isolierte Menschengeist mit der Aufgabe, neben oder über Gottes Ordnung eine neue geistige Welt zu bauen, ist in Wirklichkeit eine Pose. Die Modernen preisen die Isolierung als die Wundertat ihrer Denkrichtung für innere Erhöhung und Befreiung des Menschen. Moderne Geschichtsschreibung möchte den Ausgang ex propriis des Forschers für „Voraussetzungslosigkeit", als das Schibbolet der Objektivität betrachtet wissen. Ein Einziger auf Erden konnte von sich ausgehen und erklären: Ich bin der Weg und die Wahrheit. Statt sich selbst zeihen ihn neue Weltenbaumeister der Schwärmerei und des Wahnsinnes. „Tempus superborum."

Notwendiger Ausflug bei ganz klarem Wetter zu einem „psychologischen" Bekannten. Beim Religionsunterricht ist der im Katechismus enthaltene Offenbarungs- oder Glaubensinhalt das Gegebene, dessen Erkenntnis (nicht es selbst) das Ziel. Zwischen dem Geoffenbarten und Ziele hat das Erkenntnisvermögen die Mitte. Allein in diesem Bereiche kann es an sich nicht zugleich als Mittel dienen, weil ihm nach beiden Seiten die Koordination mangelt. Gemäß dem aus der Sache erflossenen kirchlichen Dogma hat die Erkenntnis des spezifischen Offenbarungsinhaltes ihr eigenes Prinzip, den Glauben, und sie ist deshalb eine übernatürliche. Soll nun das Vermögen als Mittel taugen, so muß es hiezu ausgerüstet werden. Das geschieht durch Herstellung des ordnungsgemäßen Verhältnisses des Vermögens zum Geoffenbarten. In der Taufe ist bereits der Keim gelegt. Die Aktivierung des Verhältnisses erfolgt durch Unterordnung des Vermögens, welche lebendig, konkret wird durch den Glauben des Subjektes. Indem das Vermögen sich dem Glauben anvertraut, ist es zugleich verknüpft mit dem eigentlichen Beweggrunde des Fürwahrhaltens der Wahrheit. Damit ist für dasselbe das Geoffenbarte a priori absolut



wahr. Und nun stehen die Wahrheit und das Vermögen ordnungsmäßig zu einander: jene als a priori als absolut wahr zu glaubend, dieses als a priori glaubend, gläubig aufnehmend. Diesen Sachverhalt charakterisiert die Theologie damit, daß sie den eigentlichen Offenbarungsinhalt primär als Gegenstand des Glaubens und dann der Wissenschaft, des Wissens erklärt. Die Kirche drückt ihn aus, indem sie fides implicita genügen läßt. Verwirklicht wird er im Ausgange für das Objekt in der Darbietung, für das Subjekt in der gläubigen Aufnahme desselben. Die Konkretisierung des Glaubensprinzipes liegt in diesen beiden Momenten. Der Glaube reicht das Geoffenbarte, der Glaube des Subjektes nimmt es willig auf. So einigt sich der objektive Glaube und konkreter Inhalt mit der fides implicita des Subjektes zu dessen lebendigem Eigentum, zum bewußten (explicita) Glauben. Im Aufnehmen geht das Vermögen in den Akt über. Der Übergang ist als unvollkommener Akt von unklarer, unbestimmter Erkenntnis begleitet, welche der Unterricht möglichst klar (fides explicata) zu gestalten hat. So und nur so ist die Erkenntnis, wie es das Dogma fordert, übernatürlich im Objekt und Prinzip.

Alle inneren und äußeren Momente, die im natürlichen Bereiche zu apriorischem Wissen führen und verwendet werden, oder zum Ausgehen vom apriorischen Wissen dienen, sind hier kein koordiniertes Medium zu solchem Ziele, noch weniger zu solchem Ausgange. Sie haben sekundäre Bedeutung, stehen im Verhältuis zum Geoffenbarten nach diesem, dienen bloß der Explikation des Glaubensinhaltes. Der katholische Religionsunterricht kann nach dogmatischer und christlich-philosophischer Grundlage nur ein möglichstes Erklären oder Beleuchten (illustrare, Pius X.) der aufgegriffenen Wahrheit sein. Trefflichst veranschaulicht die ganze Frage die Devise des heiligen Anselmus: fides quaerens intellectum.[1])

1) Grabmann a. a. O. 1. B. S. 259.

Wer wegen vermeintlichen Ungenügens den analytischen Ausgang meiden will, muß unausweichbar zum synthetischen greifen. Schon beim ersten Zusammentreffen offenbart er seine Natur gegenüber dem Übernatürlichen. Er faßt es nämlich in längerer oder kürzerer Umschreibung oder auch in der fertigen Form an — wozu? Nicht, um von ihm ausgehend es zu erklären, sondern buchstäblich zur förmlichen Absetzung. Er kündigt ihm den Hauptplatz (Ausgang) und ordnet es nun an das Ende, zum Ziele. Jedes gesteckte Ziel, soll es nicht leeres Spiel sein, muß erreicht werden können. Nun hat sich das Vermögen vor das Datum postiert, und an den Hauptplatz ein geeignet scheinendes Surrogat, die Erzählung. Es ist wieder in der Mitte.

Aber wie? Sein Verhältnis zum Geoffenbarten ist grundwesentlich verändert. Zwischen Erzählung und Ziel ist nämlich nunmehr das Vermögen an sich Mitte und zugleich Mittel ohne aktivierte Herstellung des ordnungsnotwendigen Verhältnisses. Sachlich ist das Glaubensprinzip, die übernatürliche Quelle der Erkenntnis, ausgeschaltet für das Vermögen und Objekt. Beide sind isoliert oder emanzipiert vom Glaubensprinzip, und einfach koordiniert. Das Geoffenbarte hat das als a priori zu glaubende, das Vermögen das als a priori gläubig aufnehmende eingebüßt. Gestiegen ist dieses mit Ablegung des sub, gesunken ist jenes mit Ablegung des super. Die Offenbarungswahrheit ist primär zu einer Sache des Wissens, die Erkenntnis zu einer natürlichen gestempelt.

Analog ist die Ordnung der Erzählung zum Geoffenbarten umgestürzt. Sie wird der dienenden Stellung enthoben, okkupiert den Ausgang und ist hier statt des Datum einfach selbst „Darbietung". Zu jenem steht sie nun bestimmend, bedingend. Erst wenn dem Subjekte die Erzählung „dargeboten" ist, besitzt es auch in ihr oder gewinnt es aus ihr das Geoffenbarte. Alle beteiligten Elemente sind in ihr Gegenteil verkehrt. Der Charakter des



Datum ist statt zu glaubend, jetzt zu bauend, jener der Erzählung statt beleuchtend nun bedingend, gründend, sie ist das Baumaterial, der Charakter des Vermögens statt aufnehmend jetzt spontan, bauend. Das Ganze ist genau innerlich und äußerlich der Ausdruck des synthetischen Ausganges, der seiner Natur nach das Objekt als aus seinem Grunde rekonstruierbar voraussetzt und anfaßt, bei welchem per se das Objekt dem Vermögen koordiniert ist. Bei der modernen Philosophie wird infolge ihres Ausganges statt des Rekonstruierens ein Konstruieren des Gegebenen. Die neue katechetische Richtung ist Emanzipation und Isolierung von der Dogmatik, ungewollte und unbewußte, aber tatsächliche Subjektivierung der Katechese, ihre Gründung durch die Erzählung auf die Psychologie, auf welcher die moderne Pädagogik fußt. Der übernatürliche Inhalt einer Erzählung, wenn sie nicht das Datum selbst unmittelbar in allen seinen Momenten in sich hat (wie z. B. die historischen über Leben und Leiden Jesu), ändert nichts an Subjektivierung und Prinzip. Benützung heiliger Erzählung zur Versetzung an falschen Ort zu falschem Zwecke ist sachlich Mißbrauch und bedingt im vorhinein die Koordination der Erzählung mit dem Vermögen.

Einzig derjenige, welcher von sich ausgehen konnte, vermochte seine Wahrheit in konkrete Gleichnisse zu hüllen; er hat sie selbst erklärt, nicht das Vermögen der Apostel daran spontan ansetzen lassen. Seine Erläuterungen, wie überhaupt die fertige Form des ganzen Glaubensgutes hat die Kirche vorgelegt. Das ist das Datum und der Ausgang. Der Weg zum bene und optime in der katechetischen Theorie und Praxis beginnt auf den Höhen der Dogmatik, der Königin und Leuchte aller Wissenschaft. Die Psychologie ist ein eminent wichtiges, den Unterricht begleitendes Hilfsmoment. Nun wieder zurück zum toten Punkt.

Kants Geheimnis kehrt am Ende also wieder. „Der Leser mag urteilen, ob nicht, wenn es ihm beliebt, das Seinige dazu beitragen, um diesen Fußsteig (kritischen Weg,



zur Heeresstraße zu machen, dasjenige, was viele Jahrhunderte nicht leisten konnten, noch vor Ablauf des gegenwärtigen erreicht werden möge: nämlich die menschliche Vernunft in dem, was ihre Wißbegierde jederzeit, bisher aber vergeblich beschäftigt hat, zur völligen Befriedigung zu bringen" (Kritik S. 644). Heute, nach ungefähr einhundertdreißig Jahren, eine Selbstironie! Allerdings ist der Fußsteig zur Heeresstraße erweitert; aber auf ihrem unbeschotterten Boden flutet ziellos eine Armee durcheinander, deren Teile sich gegenseitig prügeln, beschießen und aufreiben. Hinsichtlich aller Lebensfragen nagt die Wißbegierde, soweit sie Hilfe erwartet von der Heeresstraße, ärger als je am Hungertuche. Ein Führer nach dem anderen steigt in das Grab mit dem lauten oder stillen Jammer ignoramus et ignorabimus. Dunkel der Lebenspfad, ein abhetzender Kreislauf im eigenen Schatten. Der von „Illusionen" (Gott, Seele usw.) freie Wahle hat sich determiniert dahin: „nichts wissen können". Das ist „sonnige Klarheit".[1]) Woher „weiß" er, daß man nichts wissen kann? Er sieht „nicht fern die Zeit, die sagen wird, einst war Philosophie".[2]) Die Verurteilung der Menschheit zum geistigen Todesschlaf widerspricht deren Natur und Bewußtsein, der Geschichte der Wissenschaft und Kultur.

Wie weit ist das Spiel mit dem isolierten und apotheosierten Menschen gediehen! Nietzsche schreit nach dem Menschen, welcher als letzte Station der Autonomie deren praktische Durchführung lösen soll. „Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideale erlösen wird, als von dem, *was aus ihm wachsen mußte*, vom großen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der großen Entscheidung, der den Willen wieder frei macht, der der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgibt, dieser Antichrist

1) A. a. O. S. 1, 16.

2) Ebendort S. 2.

und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — er muß einst kommen."[1]) Nietzsches Gebahren und das um ihn betrachtet Wahle als „Beweis dafür, daß es Philosophie nicht mehr gibt".[2]) Nein, es beweist bloß die Möglichkeit und Wirklichkeit der qualitativen Entwickelung des Autonomismus bis zur tollen, ohnmächtig prahlenden Fratze.[3]) Es bekundet den Selbstmord der utopistischen Selbstherrlichkeit, und läßt umso vertrauensvoller die Vernunft sich einreihen unter die sieghafte, ehrerbietig vor Gott salutierende Fahne der philosophia perennis. Ein wahrer Schöpfer, Ein wahres Licht, Eine wahre Philosophie und Denkweise.

Zwischenspiele aus alter Zeit.

Stultus, insipiens loquitur: non est Deus.

1) A. a. O. S. 396.

2) A. a. O. S. 24.

3) Bleibtreu in seinem Werke „Die Vertreter des Jahrhunderts" widmet unter anderem Nietzsche folgende Bewertung. „Daß ein völlig Abnormer dem Normalen das Maß nehmen wollte, gehört mit zu den Symptomen der Jahrhundertkrankheit ... seine ganze Art ist undeutsch, eine französisch gefärbte polnische Wirtschaft ... vielleicht hätte Zarathustra jenseits aller Berühmtheit im Verborgenen lustwandeln müssen, wenn er nicht auf den sublimen Einfall geraten wäre, der Moral den Prozeß zu machen. Denn die Unmoralischen sind noch tausendmal zahlreicher als die unheilbar Konfusen ... Blühender Blödsinn, Wechselbalg platter Trivialität bestialer Rudimentärtriebe mit tollgewordener Romantik ward als neue Philosophie und eine rein formale Sprachbehandlung als Gipfel des Denkerdichters gefeiert." (II. B. S. 48, 47, 80.) Ich glaube nicht, daß, wie Wahle und andere annehmen, Nietzsche schon bei Abfassung seines Philosophems „geistesgestört" war. Aber Nietzsche ist die letzte Stufe des Ausdenkens, die Endzusammenfassung der letzten Konsequenzen des Individualismus der modernen Philosophie: auf niemand und auf nichts mehr zu achten und zu hören als auf das eigene Ich. Daß jahrelanges Vergraben des Geistes in das Systematisieren und äußeres Plausibelmachen dieses Zusammenfassens zur Geistesstörung führen kann, vielleicht muß, ist begreiflich. Übrigens, der Mensch ist in Gottes Hand!

Vanae sunt cogitationes hominum — in vanum aedificant (sine Deo). General-Anzeiger der modernen Philosophie.

Eritis sicut dii lautete die Verheißung, die noch immer geglaubt wird.

(Fortsetzung folgt.)

LI.

Die Entwicklung des deutschen Christusbildnisses.[1])

Von K. Th. Kaempf.

Es ist auffallend, mit welcher inbrünstiger Hingabe die ersten Christen der germanischen Völker sich sofort um eine künstlerische Gestaltung der neuen Heilserkenntnisse mühten. Ihr bestes Können, ihre ganze Seele setzten sie ans Werk. Vielleicht ist niemals eine erlösende Lehre auf empfänglichere Herzen gestoßen. Allerorts, wo ein Kloster, eine Kirche entstand, sammelten sich sofort die schöpferisch begabten Geister und wirkten ihr Leben lang an einer einzigen Aufgabe so eifrig und selbstvergessen, als gälte es durch dies geweihte Kunstwerk alle Daseinsarbeit der „höheren Ehre Gottes" zu opfern. Darum auch ward nirgends die gleiche Innigkeit und Größe erreicht. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß diese Menschen gleichsam auf die lebenserfüllende Wahrheit geharrt haben. Zwar nicht äußerlich, aber doch ihnen selbst unbewußt — im Geheimen ihres Gefühlssehnens. Deshalb konnten sie mit einer Ursprünglichkeit ans Werk gehen, die dem Göttlichen, dem Außerirdischen in der neuen Lehre am nächsten zu kommen vermochte. Hatte schon die byzantinische Kunst in der prachtvollen Entwicklung der frühchristlichen Kunstkeime ihre wesentlich bestimmende Kraft aus

---

1) Vergl. den Aufsatz „Von der Kunstgeschichte des Kruzifixes" von B. Krieg, Bd. 153 S. 241 ff. dieser Blätter.



dem rassischen Jungbronnen germanischer Völker geschöpft, so mußte ihre Weiterentwicklung auf rein germanischem Boden, inmitten jugendkräftiger, zukunftsberufener Völker vollends zu einer großartigen Blüte führen.

Die geistige Veranlagung des Germanen kam der für eine wahrhaft „göttliche" Kunst geforderten hehren Erhabenheit in mehr als einer Hinsicht entgegen. Vor allem führte das grübelnde Denken dieser nordischen Menschen eine geistige Vertiefung der Kunst herbei, die bis zur vollen Beseelung und erschöpfenden inneren Abhandlung der gewählten Themata gedieh. Weder das spätere Italien, noch Spanien und Frankreich, Länder, die ebenfalls eine breite Pflege kirchlicher Kunst zeitigten, vermochten eine ähnliche restlose Gültigkeit aller Lösungen, eine gleiche Vielseitigkeit der Inhaltsdarlegungen zu erreichen. Auch in der Vorliebe bei allem Schaffen jene Kräfte zur Sichtbarkeit zu bringen, die die Form bedingten, unterscheidet sich das Kunstgestalten der nordischen Völker von dem der Mittelmeerländer. Mehr als diese suchte der Germane in der Erscheinung auch zugleich die Idee zu verkörpern. Er zielte auf die Darstellung des Geistigen ab. Dies aber auch wieder mit einer Konzentration auf den ursächlich-bedingenden Kern hin. Hinter den geistigen Elementen suchte er das menschlich Charakteristische, hinter der Idee das Individuum zu schauen. Daher verleugnet er jeglichen Typus und schafft so Gestalten, die selbst in zeitgenössischen Gebilden mitunter bis in letzte Feinheiten verschieden erfaßt, geformt sind. So auch kam es, daß ihm das höchste Kunstgesetz nicht ein ästhetisches sondern ein ethisches Postulat war. Denn nicht die formal und seelisch schöne Persönlichkeit, die Harmonie und ruhige Abgeklärtheit galt ihm als das erstrebenswerte Ziel der künstlerischen Vollendung. Vielmehr trieb und hoffte sein Inneres einer Kunstschöpfung entgegen, die die menschlich-geistig große Individualität in ihrem ringenden Streben um die Erlösung von dieser Welt zum Ausdruck brachte.

Das alles mußte naturgemäß auch auf die Bewälti-



gung jener schwersten und vornehmsten Kunstaufgabe — der Gestaltung des Christusbildnisses — einen entscheidenden Einfluß ausüben. Tatsächlich wurde auch das Bild Christi mit einer verinnerlichten Andacht, grübelnden geistigen Vertiefung in die Aufgabe und Gewalt der großartigen inneren und äußeren Form vorgenommen, als gälte es hier alle außerirdischen, göttlichwirkenden Kräfte in einem Brennspiegel zu sammeln.

Allerdings war der Norden insofern günstiger gestellt, als er sofort eine feste Auffassung von der Gestalt Christi übermittelt erhielt. Die frühen Christen entwickelten sich erst nach und nach die endgültige Vorstellung. So war ihnen Christus erst der bartlose Jüngling, dann der jugendliche Mann mit Locken und endlich der Mann mit gescheiteltem Haar und kurzem Bart. Aus dieser letzten Bildfassung heraus schuf schließlich die byzantinische Kunst den endgültigen Christustyp, der im wesentlichen von der germanischen Kunst übernommen und mit geistig-seelischem Leben erfüllt wurde. Es ist der reife Mann in Christus, mit gescheiteltem Haar und vollem Bart. Eine Vorstellung, die dann auch von Pius IX. ausdrücklich als gültig anerkannt wurde.

Schon eins der ältesten germanischen Christusbilder zeigt uns die Heilandsgestalt in dieser Auffassung. Es ist der sogenannte Irische Christus, denn wir als Titelblatt eines Evangelienbuches aus dem 7. Jahrhundert kennen. Aber dieser Welterlöser ist noch der thronende Gott, der allwaltend in unnahbarer Ferne über die Weltgeschicke herrscht. Kein Zug verrät eine Gebundenheit an das Irdische. Antlitz und Haltung ist streng stilisiert. Zweifellos in Anlehnung an Byzanz. Aber doch in der Gewalt des symbolischen Eindrucks vollkommen eigenartig. Haar und Bart teilen sich in bänderförmige Locken, die in der Macht ihrer seltsamen Anordnung etwas von der überwältigenden Bedeutung des antiken Zeuskopfes besitzen. Große durchdringende, weitgeöffnete Augen sprechen von der weltenformenden und alles erkennenden Kraft dieses gebietenden Geistes. Das mächtige,

durch einen umspannenden Heiligenschein noch stark betonte Haupt ruht auf einem in ein faltenreiches Gewand gehüllten Körper. Der Linienreichtum in der Gewandung gibt mit dem lauten und doch gehaltenen Rhythmus der zur Einheit gezwungenen Vielfältigkeit eine wirkungsvolle Folie für die zu versinnlichende majestätisch-göttliche Hoheit. Beides: die Durchgeistigung des Antlitzes bis zur tiefen Verklärung in weltbestimmende — nicht weltentrückte, ruhend-harmonische — Sphären und die laute Resonanz dieses tätigen Gottestums in der Faltensprache der Bekleidung bleiben eine stete Eigentümlichkeit der deutschen Kunst.

Die Auseinandersetzung des Menschen mit der Heilslehre, ihre Besitzergreifung durch das Erleben, d. h. durch die Erkenntnis der ewigen Gültigkeit der christlichen Religionsgebote und der aus ihnen sich ergebenden Daseinsgesetze, führte naturgemäß dazu, daß der Gottesbegriff eine Wandlung erfuhr. Es war nicht mehr der menschenfremde Gebieter, den das gläubige Herz in seinem Herren sah, sondern es empfand den fürsorgenden Willen, der aus den Verpflichtungen und dem göttlichen Opferleben sprach. So gewann die Einsicht Oberhand, daß dieser Gott eigentlich nicht so sehr der Herrschende als der gütige Heilsbringer sei. Das Bild Gottes wich in der Heilandsauffassung dem Bild Christi, d. h. der Gebietende wurde mehr der durch Hingabe und Milde alle Seelen für sich gewinnende Gottes-Sohn. Auf diesem letzteren lag nun der Nachdruck. Schon ein Jahrhundert nach dem Irischen Christus finden wir im Evangeliarium von Godescale (781) eine Jesusgestalt, die diese Entwicklung dartut. Hier ruhen in dem schon menschlich-schön geformten Antlitz volle, verstehende Augen, denen Liebe und Vergebung nicht mehr fremd sind, wenn auch Haltung und Gewandung den Himmelskönig kennzeichnen. Ähnlich aus dieser Anschauung heraus ist der Christus aus dem Codex Egberti gebildet. Nur ist hier das Streben nach lebendiger Natürlichkeit, der Versuch, das Menschliche und Göttliche in der Gestalt zu veranschaulichen, schon deutlich zu



spüren. Gemäß dem deutschen Willen auf tunlichste Vertiefung in geistige Einzelheiten hinzudringen, beginnt nun ein Streben, das darauf abzielt, die Christusgestalt mit differenziertem menschlichen Leben zu erfüllen. Der nächste Schritt bringt uns an Stelle des edlen Gottes-Sohnes den seine Religion auf Erden lebenden, d. h. durch seine Menschwerdung die hehre Gültigkeit seiner Lehre beweisenden Christus. Schon der Kruzifixus in der Pfarrkirche zu Erp (etwa 1000 bis 1100) und der „Christus am Kreuz" zu St. Blasius in Braunschweig (1000) gehören hierher. Das Antlitz dieses Heilands ist lebenswahr, voller milder Sieghaftigkeit. Bernhard von Clairvaux († 1153) gibt die gleiche Auffassung folgendermaßen in Worten wieder: „Wenn ich Christus nenne, so stelle ich mir einen Menschen vor sanften und demütigen Herzens, gütig, nüchtern, keusch, barmherzig, kurz mit aller Ehrbarkeit und Heiligkeit ausgezeichnet, der doch zugleich auch der allmächtige Gott selber ist, der mich durch sein Beispiel heilen, durch seine Hilfe mich retten kann. Alles dies tönt zugleich in mir, wenn mir der Name Jesus erklingt" (XV. 6). Als Krönung solchen ehrfürchtigen, liebenden Aufgehens im Wesen des Heilands muß die berühmte Wechselburger Kreuzigungsgruppe (1230) angesehen werden. Sie erschöpft inhaltlich alle hehren Ideale, die der damalige Mensch in Christus verkörpert sah.

Abweichend von der hier gekennzeichneten Linie sind allerdings auch im gleichen Zeitraum einzelne Bildwerke geschaffen worden, die geistig nicht gleich ursprünglich geschaut scheinen. Sie lehnen sich mehr oder weniger auffallend an die zeitgenössige Christusbilderei Italiens an, die, wenn auch germanisch beeinflußt, doch in diesem Lande mit anderer Natur, anders veranlagten Menschen in wesentlichen Punkten von der nordischen Auffassung abweicht. Die Kunst war bei uns eben bis ins 11. Jahrhundert hinein fast lediglich eine Klosterkunst. Sie wurde hauptsächlich von Mönchen geübt. Der enge Zusammenhang und der rege Verkehr mit den römischen Klöstern brachte es mit sich, daß

Schüler aus jenem Land nach Deutschland kommend, hier naturgemäß in der ihnen gewohnten Kunstübung zu schaffen fortfuhren. So erhielten wir, besonders wenn die Kaiser die Auftraggeber waren, Bilder, die in den Rahmen der heimischen Art nicht ganz hineinpaßten. Das war allerdings nicht zum Schaden der bodenständigen Kunst. Denn diese erhielt durch jene Anregungen, die sie zur Weiterentwicklung antrieb, sie beweglicher machte. So gewann sich die deutsche Kunst eine sichere Fertigkeit, die bald jedes Problem in Angriff nehmen und selbst die feinsten Regungen und Wünsche des bildenden Willens wiedergeben konnte.

Das war der Augenblick, da außer den kunstliebenden Mönchen auch das breite Volk seinen Glauben in Kunstformungen zum Ausdruck brachte. Wie eine gewaltige Welle flutete die dadurch bedingte Neubelebung über die Lande, allerorts bewunderungswürdige Werke zeitigend. Aber nicht nur ein seltener Reichtum an vielfältigen Ergebnissen wurde durch diese Verallgemeinerung bedingt. Sie brachte auch ein neues Moment hinzu: das Volkstümliche.

Dieses bekundet sich inhaltlich in einer naturalistischen Auffassung der Christusfigur selbst, wie auch der Bildfassung des Heilands, die diesen weniger allein, sondern mit Vorliebe als Mittelpunkt einer Szene aus seinem Leben darstellte. Mit rührender Hingabe wurden solche Genrebilder aus dem neuen Testament in den mannigfaltigsten Abschattierungen geschildert. Da war des Dichtens und Fabulierens kein Ende. Liebevoll ging man den kleinsten Zügen nach. Je landläufiger einzelne Begebnisse aus den Tageszufälligkeiten menschlicher Gewohnheiten erzählt wurden, um so mehr glaubte man seinen Heiland zu besitzen. Hier arbeitete das Gemüt restlos mit. Es ging ganz in dem Kunstwerke auf. Die andächtige Scheu der Künstler war der gläubigen Gewißheit gottesdienstliche Funktion zu üben gewichen. Der Bildner ward zum Jünger des Herren.

Das ergab aber auch, daß der Künstler, als mit der Aufgabe vertraut, sich dem Stofflichen gegenüber frei



fühlte. Er arbeitete aus dem Empfinden heraus, wie dieses ihm den Meißel oder den Pinsel führte. Diese gingen dann aber in formaler Hinsicht bald ihre eigenen Wege, die sie zu Lösungen führten, die in der Weltkunst nirgends ihresgleichen finden.

Als einer der ersten Stationen auf diesen Entwicklungslinien kann die Abendmahlszene am Westlettnerfriese des Naumburger Domes (1250) bezeichnet werden. Christus ist hier der gute, bürgerliche Hausvater, der mit Weisheit und Entschiedenheit seine Dinge zum Besten bestellt und seiner Umgebung stets ein untadeliges Vorbild bleibt. Auch die übrigen Darstellungen Christi am Naumburger Dom zeigen, wie nach der Meinung dieser Künstler das Heilige in der schlichten Größe des Alltäglichen, in der natürlichen Einfachheit und Einfältigkeit liegt. Der gleichen Auffassung begegnen wir in wenig Abänderungen durch das ganze 14. Jahrhundert hindurch und zwar über ganz Deutschland hin, von Flandern und dem Rhein bis nach Böhmen und Tirol. Der Meister des Hohenfurther Gnadenbildes, der Meister von Wittingau, Laurin von Klaten, wie Theoderich von Prag und Kampill von Bozen sagen hier dasselbe in fast der gleichen Weise wie etwa Meister Bertram von Minden und der Meister des Schmerzensmannes in der Klosterkirche zu Heilbronn. Überall eine ernste, feierlichwürdige Behandlung des schlichten Daseins, das als Born aller sittlichen Kräfte gilt. Es ist ein Rauschen aus tieferen Lebensgründen, das mitunter mit einem mystischen Ton gemischt erscheint. Im Lebensdasein verkörpert sich das transzendentale Göttliche.

Erst die niederländischen und niederrheinischen Meister des 15. Jahrhunderts erfüllen diese vermenschlichte Auffassung vom Gottessohn wieder mit einem außerirdischen Inhalt. Das Christusbild soll jetzt die göttliche Seele im menschgewordenen Gottessohn künden. Es wird zum Zeugnis einer tiefen Versenkung des Künstlers in das Wunder der Erlösung, es soll dem Beschauer wieder mit der Kraft einer

verheißenden Offenbarung gegenübertreten, die ihn bis ins Innerste erregt. Diese innige Beseelung der Vorlage gipfelt besonders bei den Kölner Meistern um 1450. Hier schließt sich eigentlich der Entwicklungsring. Er führte von der Darstellung des außerirdisch-thronenden Gottes in stetig zunehmender Versinnlichung des Menschlichen in diesem Bildbegriff und dann von hier aus wieder zur Hervorkehrung des Göttlichen in der menschlichen Erscheinung, also zur Verkörperung Gottes. Nur mit dem Unterschied, daß der frühere Künstler seinen Gott mehr als das geistige Zentrum alles Seins und Werdens ansah, während die Gotik in Gott das All-Seelenwesen sah, von dem die tote Welt erst die weihende, erhebende Beseelung empfing. Jenen war Christus der herrschende Schöpfer, diesen der schaffende Herr.

Die Zusammenfassung aber dieser Teilerkenntnisse zur großen Einheit der Erscheinung nahm Mittel-Süddeutschland im 16. Jahrhundert vor. Schongauer und Herlin geben den tönenden Auftakt. Er wird in Macht und Wucht von Adam Kraft, Veit Stoß, Peter Vischer, von Holbein d. Ä., Dürer, Mathias Grünewald, Holbein d. J. bis zur Vollendung weitergeführt.

Schon Adam Krafts Kreuzwegstationen zeigen uns einen Christus, der willens und fähig ist das ganze Leid der Welt auf sich zu nehmen. Eine außergewöhnliche Erscheinung, steht er unter den bewegten Gruppen, voll geistiger Kraft den schweren Leidenskelch bis zur Neige zu leeren und von der großen Seele, die um der Menschheit Heil eine überirdische Geduld erweist. Ähnlich harmonisch schildert uns Veit Stoß in den Sandsteinreliefs in der Sebalduskirche in Nürnberg und im Kruzifixus in der Spitalkirche zu Nürnberg den durch Erleiden uns erlösenden Gottessohn. Bei ihm kehrt auch in auffallendster Weise das nach urdeutscher Art stets geübte Bestreben wieder, in der Gewandfaltung den inneren Gehalt der Erscheinung mit zum Ausdruck zu bringen. Es ist, als sollten uns die gewaltig bewegten Linien



davon erzählen, welche Stürme das Innere dieser Figur durchbrausen. Das Ringen des Geistes, das Aufbegehren der Seele findet hier seine sinnfältige, überzeugende äußere Sichtbarmachung.

Hiervon entfernt sich Peter Vischer, der schon zur Renaissance gehört, um einen Schritt. In seinem Relief am Dom zu Regensburg zeigt er den Herrn, wie er unter den Menschen wandelt, diesen ein Gleicher und doch durch die grandiose Ruhe in der Haltung und der Vornehmheit der Geste ein Fremder. Christus ist der König des Himmels und der Erde. Ein Gesandter Gottes, der seine Botschaft des Heils im vollen Bewußtsein der Bedeutung dieser Verpflichtung ausübt.

Aber dann kommt Dürer, der wie kein anderer sämtliche Register der großen deutschen Kunst zieht und alle die mannigfaltigen Töne in einem überwältigenden Hymnus an den Gott im Menschen und den Menschen in Gott emporrauschen läßt. Alles bisher Gewesene wird in gehobener, geadelter Form wiederholt. Aber es ist erfüllt von dem Glaubenserkenntnis und Glaubensbekenntnis einer in der gipfelnden Kultur eines Volkes wurzelnden außergewöhnlichen Persönlichkeit. Hier ist das reifste Zeugnis dafür gegeben, daß dem Deutschen die wahre Kunst zugleich voll ethischer Absichten belebt war. Nicht als ob der Künstler lehren wollte. Aber er schuf aus einem hohen ethischen Willen heraus. Seine ganze Lebensüberzeugung arbeitete am Werke mit. Er gab vorzüglich im Christusbildnis ein Zeugnis von seiner Lebensauffassung. Wie ehrfürchtig und hehr, frommgläubig und geistig-groß sie war, verraten die einzelnen Bilder. Der „Christus am Kreuz" zu Dresden (etwa 1506) von einer edelsten Verklärtheit, die sich im Antlitz des „Schweißtuches der hl. Veronika" (1515) in gesteigertem Maße wiederholt. Die überirdische Heiligkeit, den Beleg von der in Jenseitssphären greifenden geistigen Kraft des Heilandes, gibt Dürer im „Christus in Gethsemane" (1515), die glorreich strahlende Herrlichkeit der Gottheit in dem Holz-



schnitt „Der auferstehende Christus“ (1510). Niemals ist die Auffassung in gleicher gültiger Weise von irgendwem erreicht worden. Sie schöpft alle Möglichkeiten restlos aus. Wird hier das Thema der Göttlichkeit in den Vordergrund des Schilderns gestellt, so bringen die beiden Bilder des „Schmerzensmannes“ (1511) aus der Großen und Kleinen Passion den die Menschwerdung in ihren letzten Konsequenzen Erduldenden. Die Doppelabsicht des Künstlers, der hier Jesu in den Qualen der Einsamkeit des Leidens nach menschlichem Erfassen darstellt, bringt fein verstehend in einer Anmerkung zur Originalausgabe der Mönch Benediktus Chelidonius in folgendem Vers zum Ausdruck:

O mihi tantorum, insto mihi causa dolorum,
O crucis, o mortis causa cruenta mihi.
O homo sat fuerit, tibi me semel ista tulisse.
O cessa culpis me cruciare novis.

Dürer gestaltet die Bildnisse in reiner Klarheit und voller Durchsichtigkeit. Zug um Zug verstehen wir jede Einzelheit in ihrer beabsichtigten Bedeutung. Er schafft aus dem geistigen Willen heraus. Anders Mathias Grünewald. Ihm formt sich sein „Christus am Kreuz“ (1511) aus dem Empfindungsleben. Er sucht die seelische Größe des Vorgangs in ihren außerirdischen Einzelheiten zu verkörpern. Der scheinbar krasse Naturalismus ist doch nur gipfelnder Ausdruck des Gefühls. So offenbarte sich der Sinn des Jesuslebens dem künstlerischen Schauen eines Mitfühlenden. Grünewald kommt durch Erleiden zur Religiosität, Dürer durch Erkennen. Darum mußten sie äußerlich entgegengesetzte Formungen vornehmen, die aber absolut gewertet doch gleichartig sind. Beide geben Endpunkte der Entwicklung. Ein Darüber-Hinaus war nicht mehr möglich. Sie besitzen schon letzte Symbol-Prägung d. h. knappste Form bei höchstmöglichem inneren Gehalt.

Vielfach ist die Meinung vertreten, daß Rembrandt um einen Grad weiter führt. Aber das ist nur scheinbar der Fall. Der Christusfigur selbst vermag er nicht neuen

Inhalt zu geben. Aber er erweitert das Motiv. Er zeigt uns nicht Christus als solchen, sondern die Wirkung der Erscheinung und ihrer Taten auf andere. Er führt die weitausladende Geste großen Stils ein, die ihre volle Bedeutung erst in ihrer Resonanz auf die Umgebung findet. Diese aber erzählt uns mit hohem Pathos von dem Gottbegnadeten, der seine dem Sturm und den Wogen gebietende Macht auf die Welt und die Menschheit übt. Schon die Titel der Gemälde kennzeichnen den Wandel zur bewegten Szene. Rembrandt malt oder sticht nicht den Kruzifixus, sondern „Die drei Kreuze“ (1653). Dann bringt er „Christus vor Pilatus“ (1655) und geht dabei weit über Dürer hinaus, der beim gleichen Thema nur wenige Personen neben die überherrschende Zentralfigur stellte. In der „Kreuzabnahme“ (1654) verschwindet Christus vollends unter dem Figurenaufwand. Die „Auferweckung des Lazarus“ (1632), der Stich „Christus die Kranken heilend“ (1649), „Die Grablegung“ (1654) sind in Verfolg der gleichen künstlerischen Tendenzen gebildet. — Rubens und van Dyck geben zu gleicher Zeit, abgesehen von neuen malerischen Qualitäten im Äußern, psychologisch nichts Bemerkenswertes.

Das nachfolgende 18. Jahrhundert bringt in Deutschland kein maßgebend hervorragendes Christusbild. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts werden mit dem Anbrechen der klassizistischen Epoche neue Versuche unternommen. Thorwaldsen, Dannecker, Cornelius sind hier zu nennen. Sie alle erstrebten ein Höchstes. Christus ist der weise, gütige König der Welt, dem sein Weltenerlöserbewußtsein eine majestätische Würde verleiht, die voller Huld und Adel ist. Aber es schlich sich mit der antik beeinflußten formalen Erledigung des Ideals ein fremder Ton ein, den die Romantiker wieder auszuschalten trachteten, indem sie den Nachdruck auf eine Fassung legten, die dem volkstümlichen Empfinden näher treten sollte. Allein ihr Ziel erreichten sie nicht. Diese Berücksichtigung des Gefühls, die sie in Gestalt geben wollten, verlor sich ins Sentimentale. Wirkliche Gottherrlichkeit und



geweihte Menschlichkeit vermochten sie nicht überzeugend zu einen. So haftete keine der Fassungen eines Veith, Steinle, Schnorr v. Carolsfeld, Führich, Richter und Schwind in unserem Gedächtnis. Die Romantik, wie ihre Nachfolge, erzähltei m Bilde mehr, als daß sie sich um wirkliches Gestalten, noch gar um geistiges Erkennen mühte. Sie schuf daher weniger am großen Menschheitswerke der christlichen Kunst mit, sondern zeichnete oder malte Bildinhalte, die eher dem frommen Bedürfnis nach Erbauung dienten. Die Christusfigur wollte und konnte uns nicht ergreifen, noch erschüttern, sie vermochte in der ganzen Auffassung stiller Beschaulichkeit nur ein gläubiges Herz zu rühren, höchstens es mit verhaltener Bewunderung zu erfüllen, die wieder mehr Verwunderung war. Es lag etwas wie Märchenstimmung über diesen Bildschöpfungen. Ein liebevolles Sich-Hingeben an Christus, nicht aber das ringende Streben zu Gott hin war hier am Werk.

Auch die Neuzeit hat nur in wenigen Fassungen eine weitere, wieder verinnerlichte Lösung der großen Aufgabe gebracht. Man empfand wohl, daß das gewaltige Thema eine außergewöhnliche Anspannung aller verfügbaren Kräfte erheische, doch war das Christentum allgemein nicht in dem Maße lebendiger Besitz, daß es aus sich heraus die Schöpfung erstehen ließ. Der Wunsch und Wille Einzelner, ihre künstlerische Kraft an dieser eigentlichen gigantischen Vorlage zu versuchen, war mehr die Triebfeder, die zu einem Versuch hindrängte. Allein die Beuroner Kunstschule wird aus wahrem inneren Bedürfnis gestaltet haben. Aber sie hielt sich an die Strenge christlich-byzantinischer Kunst, die zweifellos von hoher Eindruckskraft ist, jedoch der Gebundenheit an unsere Zeit entbehrt. Am nächsten kamen dem Sinnen und Trachten unserer Zeitgenossen wohl die Bilder von Uhde und Gebhardt, ohne daß auch die hier getätigten Auffassungen wesentlich prägnante Formulierungen der einschlägigen Motive zeitigten. Vielleicht ist eine Wendung zur Vermenschlichung Christi wahrzunehmen, die auf Rechnung des naturalistisch-rationalistischen Zeitgeistes zu

setzen wäre. Allein die bezüglichen Gestaltungen sind mehr als Künstlerlaune denn etwa als Kunstwerk anzusehen.

Erst die letzten Jahrzehnte brachten eine wirklich tiefgreifende Neubelebung des Christusbildnisses. Es ist, als wenn die tiefe Welle religiöser Verinnerlichung, die durch unser Volk geht, hier auch zu starken Äußerungen drängt. Merkwürdigerweise mühen sich die Künstler nur hauptsächlich um die Gestalt des lehrenden Christus. Der Prediger, dessen Wort dem Leben Wert und Inhalt verleiht, der Träger des Wortes Gottes, der Vorbild ist und Gleichnisse setzt, wird mit einer wachsenden Linienkraft im Bilde veranschaulicht. Vor allem wäre hier Hans Thoma's Steinzeichnung: „Christus und der sinkende Petrus" zu nennen. Sie ist erfüllt von einer dem Gegenstande würdigen Wucht der Auffassung. Steinhausen und Gußmann finden dagegen wohl den Weg zur großen Geste, aber das wirkliche Aufgehen in die wahre Offenbarungsbotschaft des Christentums noch in das Wesen ihres Vermittlers ist ihnen nicht gegeben. Die vollgültige Erledigung des einmal angeschlagenen Motivs steht noch aus. Kommen wird sie, so gewiß, wie unsere Kunst selbst sich neuerdings vom rein Ästhetischen abkehrt und eine Läuterung nach der hehren, keuschen alten deutschen Linienkraft hin erstrebt. Ansätze auch zu einer entsprechenden ernsten, gotterfüllten Fassung der Inhalte sind rings um uns vorhanden. Es fehlte nur das große Erlebnis, das sie aus der Knospe schälte. Zweifellos gehen wir hier nun einer kommenden Blüte entgegen. Vielleicht weist Leo Hamberger's Christus den Weg. Hier ist der menschliche Charakter des Heilandes in fast vollkommener Weise zur Darstellung gebracht. Ernst und Hoheit wie eine umfassende milde Güte finden in dieser göttlichen Gestalt ihre mächtige, eindrucksvolle Verklärung. Die Art, wie dann Samberger das Antlitz Christi in ein erdentrückendes Halbdunkel hüllt, gibt der Gesamtfassung eine getragene Weihe tiefster andächtiger Ehrfurcht. Man empfindet sofort: Hier muß die Weiterentwicklung einsetzen, wenn sie zum ersehnten Ziele führen soll.

LII.

Lord Clive, ein Begründer Britisch-Indiens.

So vertraut uns allen die römische Weltherrschaft ist, so unbekannt und fremd ist den meisten unter uns merkwürdigerweise die historische Entwicklung des britischen Weltreichs, obwohl sie uns recht nahe, neuerdings furchtbar nahe berührt. Eines ihrer eigenartigsten und für uns undeutlichsten Kapitel enthält die Einnahme Indiens. Wenigstens skizzenhaft möchte ich von diesem seltsamen und höchst grausamen Märchen erzählen, seinen Anfang künden. Wie es sich vollenden wird, das liegt spannend und geheimnisvoll in der Zukunft.

Die lange Sehnsucht der Völker Europas war erfüllt und der heiß geträumte Seeweg nach den Fabelschätzen Indiens gefunden. Da machten sich die Korvetten und Gallionen auf, die schönen, bunten Schiffe, von neuer Wissenschaft kühn ausgestattet, und wagten sich aufs offene Weltmeer, einen Handel an sich zu reißen, der bisher auf den mühsamen Karawanenweg und die arabische Küstenschiffahrt beschränkt gewesen. Portugiesen, Holländer, Franzosen und Engländer suchten seit dem 16. Jahrhundert einander den Rang abzulaufen. Ihre Kapitäne mußten auch gewiegte Diplomaten sein, die es verstanden, mit den einheimischen Fürsten zu verhandeln, Vorteile abzutrotzen und abzuschmeicheln, die Radjas, wo es ersprießlich schien, gegen einander zu hetzen und auszuspielen.

Ihre Einflußsphären griffen da und dort ineinander, verhackten und verknoteten sich. Es war eines der ersten ganz großen Beispiele von Fehden, die eingestandenermaßen Handelsherrschaft und nur solche erstrebten.

Kühne Abenteurer kämpften auch mit persönlicher Erbitterung gegen einander im Namen der Interessen einer von ihnen vertretenen und verteidigten Handelskompagnie.

Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß das im 16. Jahrhundert von Baber begründete Reich des Großmoguls, wie

es die gewinnsüchtigen Europäer in Indien vorgefunden und dessen Erbe das britisch-indische Kaisertum wurde, in den Jahren des Glanzes durchaus keinen Operettencharakter hatte. Die ersten Großmogule waren kühn und stark, doch ihre Nachfolger vermochten, ähnlich denen Alexanders und Karls des Großen, ihr ungeheueres Reich nicht zusammenzuhalten. Im 16. Jahrhundert gebot der Großmogul über das größte Reich der Welt und über das unermeßlichste Schatzhaus, das je gewesen. Seine Statthalter regierten über Gebiete, die viel bedeutender und volkreicher waren als jene einer europäischen Großmacht. Diese Länder suchten Selbständigkeit zu gewinnen, als die Großmogule schwach geworden waren. Gleichzeitig wurde das lockende, uneinige Reich von Persien, Afghanistan und anderen kriegerischen Gebirgsvölkern heimgesucht. Nichts erschien aber unwahrscheinlicher, als daß eine Handvoll Fremder von einer fernen Insel gekommen, in weniger als hundert Jahren die hundert Millionen Inder sich untertan machen würde und die so heiß untereinander Kämpfenden durch ihre politischen Künste zähmen, gewinnen, verschmelzen könnte unter hart ausgeübter Fremdherrschaft.

Die Möglichkeit, auf den Trümmern des Großmogul'schen Reiches eine europäische Kolonie zu gründen, erfaßte zuerst die französische Politik unter Colbert (1671). Mit wachsendem Gelingen wurde der Plan unter François Martin ausgeführt, der von Pondichery aus Fortschritte machte, dann unter Lenoie, nachdem Law die französische Indiencompagnie wiederhergestellt hatte. Den größten Aufschwung nahm Frankreich in Indien von 1741 an unter dem genialen Abenteuerer, Dupleix, der sich damals an der Spitze der französisch-indischen Kompagnie befand. Er sah das Ziel und erkannte auch die Mittel es zu erreichen, nämlich Eingeborene europäisch zu drillen und unter europäisches Kommando zu stellen; dem Schein nach wollte er den Indiern eigene Herrscher lassen, diese aber nach Art der Merovinger absichtlich schwach und unfähig gewählten Scheinkönige durch Hausmeier beherrschen. Die



Politik Dupleix, die sich die Engländer später als ihre eigenste Politik zurecht machten, verschaffte anfangs den Franzosen glänzenden Erfolg. Sie gewannen einen Teil von Indien, der so groß war wie Frankreich, und Dupleix baute in kühner Selbstverherrlichung eine Stadt, die sich nach ihm nennen sollte, wie Alexandria nach Alexander. Es war Dupleix Fatihabad, die Stadt des Sieges, geschmückt durch eine Säule, die den Völkern des Ostens in vier Sprachen den französischen Ruhm verkünden sollte. Allein Stadt und Säule wurden von den Engländern dem Erdboden gleich gemacht und der eitle Gründer mußte nach Frankreich fliehen. Dort starb er in Verzweiflung und Elend, nachdem er manche Demütigung in den Vorzimmern von Versailles erfahren und keinen Anwalt für die große Sache Indiens gefunden hatte.

Der Mann, der den indischen Traum der Franzosen zerstörte und ihm den Preis seiner Mühen aus der Hand riß, war Robert Clive, ein blutjunger Abenteuerer. Als Sohn einer kinderreichen englischen Familie und Tunichtgut war er im Dienst der indischen Kompagnie nach Madras geschickt worden. Schon im Knabenalter hatte sich sein verwegener Geist geoffenbart. Er sammelte andere Knaben um sich und bildete sie als Freibeuter aus, die den friedlichen Bürgern einen Tribut von Äpfeln oder Nüssen auferlegten. Widersetzten sich diese, dann gab es zerbrochene Scheiben und andere Missetaten. Schwierige finanzielle Lage, gefährdete Gesundheit und der Schreiberdienst, dem er sich als Kommis in Madras widmen mußte, brachten Clive während der ersten Zeit seines indischen Aufenthalts in solche Verzweiflung, daß er zwei Selbstmordversuche machte. Zweimal versagte die Pistole an seiner Schläfe und das zweitemal — so erzählt Clive selbst — glaubte er sich zu großen Dingen aufgespart. Auf solche richtete er nun beharrlich sein Augenmerk und verließ die Schreibstube, um der Kompagnie mit der Waffe zu dienen. Eine Fehde unter den Eingeborenen, wobei die Kompagnie Partei ergriff, führte zu einem Zusammenstoß mit der französischen Vormacht.

Es gelang Clive einen Trupp eingeborener Soldaten auszubilden und sich ergeben zu machen. Mit diesen eroberte und verteidigte er die Festung Arcot, wodurch das französische Prestige durch das englische geschlagen wurde, so daß viele Eingeborene den Siegern zuströmten. Dieser Schlag vernichtete das weitere Vordringen der Franzosen. Der jugendliche Kapitän hatte einen großen moralischen Sieg außer dem Waffenerfolg davon getragen. Es wird berichtet, daß sich seine Inder bei der Belagerung mit Reiswasser begnügten, ihm den vorhandenen Reis zu bringen. Nachdem er noch verschiedene wichtige Vorteile errungen, brach seine Gesundheit zusammen und er kehrte, um sich zu erholen, nach England zurück. Dort versuchte er einen Sitz im Parlament zu erobern. Dies mißlang aber im leidenschaftlichen Streit der Parteien um Pitt und Fox, so daß sich Clive sobald als möglich wieder nach Indien, dem geeigneteren Feld seiner Tätigkeit, einschiffte. Er kam gerade für eine wichtige Entscheidung zurecht. In Bengalen, der reichsten Provinz des Landes, hatten europäische Handelsleute Faktoreien gegründet.

Durch den Haß des Fürsten Surajah Dowlah drohte den Engländern Verlust ihrer reichen Stellung. Der indische Fürst benutzte den ersten Vorwand, um Kalkutta zu überfallen und die angesehensten Engländer gefangen zu nehmen. Die Gefangenen überließ Surajah Dowlah dem Gutdünken seiner Krieger. Etwa 150 Personen, darunter auch Frauen, wurden in das sogenannte schwarze Loch gestoßen, ein unterirdisches Verließ, klein und luftlos, wo sie eng aneinander gedrückt bei der Hitze des bengalischen Sommers bis auf einige Wenige in einer Nacht qualvollen Erstickungstod fanden. Die Rache für diese Tat legte den Ursprung zur Besitznahme des ganzen Landes.

Vorerst handelte es sich darum, an Stelle des feindlichen, grausamen Fürsten einen anderen zu setzen, als gefügiges Werkzeug der Engländer.

In der zweiten Periode seiner Tätigkeit entwickelte Clive



Talente, die seine Feldherrntätigkeit bedeutend unterstützten, zeigte aber dabei eine große Skrupellosigkeit. Er weiß die Schlauheit und Verräterei, die für die Orientalen sprichwörtlich war, rücksichtslos zu übertrumpfen und seine Gegner zu übertölpeln. Mit schmeichelhaftem Brief bietet er den Fürsten Indiens scheinbar Versöhnung an und gewinnt Bundesgenossen unter den Unzufriedenen des bengalischen Reichs zu einer Verschwörung gegen den grausamen Despoten.

Der einflußreichste unter den gewonnenen Männern war Omichund, in dessen Hände alle Fäden der Verschwörung liefen. Aber er verlangte eine sehr hohe Summe für seine Mitwirkung, worauf die Kompagnie nicht eingehen wollte. Clive schlug vor, den Mann zu hintergehen. Er ließ zwei Verträge aufsetzen, einen auf weißem, den andern auf rötlichem Papier. Der weiße, rechtsgültige enthielt Omichunds Namen gar nicht, der andere, den man dem Bengalen zeigte ging auf dessen Bedingungen ein. Fast scheiterte Clives Plan an dem ehrlichen Protest des Admirals Watson, der seinen Namen für den Betrug nicht hergeben wollte. Daraufhin fälschte Clive Watsons Unterschrift auf dem rötlichen Dokument, das Omichund vorgelegt wurde. Der Anschlag gelang. Surajah Dowlah sammelte alle, die ihm noch treu geblieben, fortwährend angsterfüllt vor Verräterei, denn englisches Geld ließ viele Überläufer in den Reihen der Inder entstehen. Immerhin stellte der Fürst den geringen englischen Streitkräften — Clive verfügte etwa über dreitausend Mann — eine bedeutende Armee entgegen, deren Stolz in einigen schwerfälligen, von weißen Ochsen gezogenen Kanonen bestand. Clive hatte dagegen Geschütze neuester Konstruktion, die sofort in der indischen Armee großes Unheil anrichteten und namentlich die Elefanten scheu machten, so daß sie viel Kriegsvolk zerstampften. Die Schlacht von Plassey entschied Indiens Schicksal. Einer der Verschworenen drang auf den feigen und erschrockenen Surajah Dowlah ein mit dem Rat, er möge fliehen, denn der Feind sei unbesiegbar, und wie Kleopatra durch Wenden ihrer Schiffe bei Aktium ein Un-

geheueres entschied, gab Bengalens Fürst das Zeichen zum Fall des großen Reichs, indem er sich auf das schnellste Kameel warf, sein Heil in eiliger Flucht zu suchen.

An Stelle des Besiegten, der einige Tage später gefangen und ermordet wurde, setzten die Engländer einen Scheinfürsten Meer Jaffier, den sie vollständig unterdrücken konnten.

Ein tragikomisches Nachspiel des Tages von Plassey war der Dank, den Omichund für seinen Verrat an Fürst und Land bei Clive finden sollte. Auf die versprochene Belohnung pochend kam der Inder. Clive ließ ihm kaltblütig erklären, er sei betrogen worden, sein Vertrag wertlos und sein Anspruch nichtig. Omichund sank ohnmächtig nieder, verfiel in Wahnsinn und starb in diesem Zustande kurz darauf.

Zunächst belohnte Meer Jaffier den Fremden, der ihm den Thron verschafft, mit ungeheueren Reichtümern und Ehren. Es ging die Sage, daß die Großen des Reichs nicht nur dem Engländer selbst sondern auch seinem Lieblingsaffen schmeichelten. Bald aber verdroß Clives Macht den Meer Jaffier und er sann, sich seiner zu entledigen. Die Franzosen waren zu sehr geschwächt, doch es gab eine andere europäische Macht in Indien, die gegen England ausgespielt werden konnte. Holland, das in Batavia fest verankert war, sandte Schiffe, um Meer Jaffier in seinem Bestreben, das englische Joch abzuschütteln, zu unterstützen. Clive trat dem Angriff kräftig entgegen. Er schlug die Holländer zu Wasser und zu Land.

Nach diesem großen Erfolg begab er sich nach England, wo er den Lordtitel erhielt und vom Minister Pitt als ein Feldherr gepriesen wurde, dessen militärisches Genie „selbst die Bewunderung des Königs von Preußen erzwingen müsse". Clive nahm den jedem Engländer von Bedeutung angeborenen parlamentarischen Ehrgeiz wieder auf und gedachte im übrigen die ungeheueren Reichtümer, die ihm Indien beschert, in der Heimat zu genießen.



Nach fünf Jahren mußte er aber noch einmal nach Indien zurückkehren, wo in der Abwesenheit des energischen skrupellosen Diktators furchtbare Mißstände eingetreten waren. Der naive Glaube an die Unerschöpflichkeit von Indiens Reichtümern hatte alle Engländer, die sich nach der Kolonie begaben, um daselbst reich zu werden, mit brennender Habgier erfüllt und machte sie zu grausamen Erpressern. Nie hatte ein römischer Prokonsul seine Provinz so unbarmherzig ausgesogen, nie hatte ein spanischer Statthalter die Flüche gemarterter Völker in Mexiko oder Peru so stark auf sich gezogen, um in goldener Karosse, mit silberbeschlagenen Maultieren bespannt, in Madrid einzuziehen, wie die Beamten der ostindischen Kompagnie die Inder zu quälen verstanden, um in England möglichst bald mit reichen Schätzen aufzutreten und die altadeligen Herrengeschlechter mit neuem Luxus zu überstrahlen. Klagen erreichten die Regierung und die in London befindlichen Direktoren, Aufstände loderten überall, der kaum gewonnene Besitz schien gefährdet.

Clive übernahm die undankbare Aufgabe einer strengen Reform. Bei Wahrnehmung des Geschehenen ergriff sogar diesen rücksichtslosen Mann Entsetzen über den Zustand des von ihm gegründeten Reiches, die Fäulnis, die so schnell brutale Geldgier verursacht. In einem Privatbrief drückt er Gefühle der Beschämung aus und zeigt den festen Vorsatz, um jeden Preis die Dinge zu bessern. Er schreibt: „Wie ist der englische Name gesunken! Ich konnte nicht umhin, dem dahingegangenen und verlorenen Ruhm der britischen Nation einige Tränen zu zollen. Ich bin hierhergekommen mit einem Vorsatz, der über aller Bestechung steht, und fest gewillt, den großen stetig wachsenden Übeln zu steuern oder unterzugehen."

In anderthalb Jahren gelang es ihm, die schlimmsten Mißbräuche auszurotten, deren Quellen durch umsichtige Maßnahmen zu verstopfen und dem weitverzweigten Ausbeutungssystem einen Riegel vorzuschieben. Es fehlte nicht an Verschwörungen gegen seine Macht und sein Leben, doch

er konnte, auf die Treue der indischen, in ihm den Feldherrn bewundernden Soldaten gestützt, den Kampf gegen die blinde Geldgier der eigenen Landsleute siegreich durchführen und nach erfolgreichem Vorgehen die Heimreise antreten.

Er sollte jedoch im eigenen Lande die schlimmsten Widersacher finden und zwar gerade in dem Augenblicke, da er gerecht und patriotisch gehandelt hatte. Eine neue Klasse von Menschen hatte unterdessen in der englischen Gesellschaft Fuß gefaßt, die neureichen Anglo-Inder, Emporkömmlinge, die auf die frechste Art die frech von ihnen erpreßten Güter verpraßten. Man nannte sie „Nabobs" und sowohl der eingesessene Adel wie die angestammte Bürgerschaft trugen diesen Protzen Haß und Verachtung entgegen. Höchst bemerkenswert erscheint es, daß sich der bessere Engländer gegen diesen Auswuchs der Gesellschaft sträubte. Solche Stimmung gegen Laster und Lächerlichkeiten der Nabobs kam bei den zeitgenössischen Schriftstellern zu beredtem Ausdruck. Ein Mackenzie spottet über die Nachahmung der Sitten vornehmer Kreise, ein Cowper begnügt sich nicht mit Spott, sondern spricht mit alttestamentlichem Zorn über ihre ekle Geldgier, über den Fluch, den solche Menschen über das Vaterland bringen. Die gelesensten Romane brachten als Typus des Bösewichts stets einen derartigen Nabob mit unermeßlichem Vermögen, mit braungebranntem Antlitz, mit kranker Leber und verrottetem Herzen. Der Nabob haßte aber Clive, dessen Reformen das Erpressungssystem in Indien zu unterbinden versuchten.

Andererseits wurde Clive nunmehr von der Partei der anständigen Leute als Urtypus eines Nabob angesehen, dessen Reichtum auf Sünde und Frevel aufgebaut sein müsse. Der Heimgekehrte befand sich also zwischen zwei Feuern in äußerst bedrängter Lage, und bald brachten ihn seine Feinde, die Rachsüchtigen und die tugendhaft Entrüsteten, auf die Anklagebank. Man warf dem Sieger von Plassey unlautere Machenschaften vor. Seine Betrugsmanöver wurden aufgedeckt, aber auch seine guten Absichten und anständigen



Taten verdächtigt. Doch er wendete in glänzender Rede die Stimmung zu seinen Gunsten und bewies, daß er für sich nach Umständen bescheidenen Beuteteil genommen, da seine Hand in Schätzen wühlen durfte, die seit tausenden von Jahren aufgestapelt sogar von byzantinischem und phönizischem Handel erzählten. Er habe freilich einige merkwürdige Stücke seiner Sammlung einverleibt, und eben diese trügen wahrscheinlich Schuld, daß die Bauern der Umgegend mit abergläubischem Entsetzen auf das von ihm errichtete stattliche Haus sahen und ihn bezichtigten, im Bund mit dem Teufel zu stehen. In leidenschaftlicher Rede siegte Clive, wie er einst im leidenschaftlichem Nahkampf gesiegt, und triumphierte über seine Ankläger.

Er stand somit auf dem Gipfel von Glück und Macht. Und auf diesem Gipfel angelangt, kurz nach seiner feierlichen Freisprechung, legt er zum drittenmal die Pistole an seine Schläfe. Zweimal hatte er es in seiner Jugend, arm und unbekannt, getan und sie hatte zweimal versagt. Den reichen und berühmten Clive schonte der Tod nicht. Er starb im Jahr 1774 am 24. November, 49 Jahre alt, durch diesen rätselhaften Selbstmord als eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten aus der Zeit von Englands beginnender Weltmacht.

Kein römischer Feldherr hat der Republik ein so ausgedehntes Gebiet und so zahlreiche Völkerschaften auf einmal zugeführt. Mit einer Armee, die kaum die Hälfte einer römischen Legion umfaßte, gelang es Clive, Schätze für England zu gewinnen, wie sie kein Cäsar nach einem Triumphzug über die Via sacra zu Füssen des tarpejanischen Jupiter niedergelegt. Sein Lauf war märchenhaft, aber am Ende ergriff ihn jenes „taedium vitae", jene geheimnisvolle Lebensmüdigkeit, die ihm die Pistole in die Hand drückte und seinen Weg freiwillig enden ließ.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.



LIII.

Ein Ausflug nach Missolunghi.

Von Suebimontanus. (Rottweil a. N.)

IV.[1])

Es war Spätnachmittag geworden, als ich das Heroon verließ. Langsam steuerte ich durch die flimmernden Hitzwellen dem Bahnhof zu. Die Fensterläden waren teilweise schon geöffnet und die Vorhänge zurückgestreift. Das schlummernde Städtchen schlug die Augen wieder auf. Die Maschinerie des häuslichen Betriebs schien bereits in vollem Gange zu sein. Auch auf den Straßen erwachte das Leben. Das Heroon mit seinen todtraurigen Erinnerungen hatte die Seele nachdenklich, fast melancholisch gestimmt. Mein Tagebuch bezeugt, wie vor allem der Gedanke mich ergriff, daß hier einst bei dem großen Durchbruch so viele Kinder gleich blühenden Zweigen unter der wuchtigen Axt des Holzhackers gefallen waren. Als ich von diesen Greueltaten erstmals in Geschichtsbüchern las, war das Gemüt in keine besondere Wallung gekommen. Papier ist eben ein schlechter Wärmeleiter. Jetzt aber, wo diese greuelschwangere Atmospäre selbst mich umkreiste, lud sich auf einmal die Seele mit wehen Gefühlsfluiden. Es ist eine eigene Sache um den Einfluß historischer Örtlichkeiten auf des denkenden Menschen Geist und Herz. Der physische Kontakt löst geheimnisvolle Ströme und Strahlen aus, Funken springen hinüber und herüber und die Seele vibriert in Gedanken und Stimmungen, in Schauern von Wonne oder Schmerz. Manch verstandeskalter Forscher hat schon auf dem Boden großer Erinnerungsstätten erfahren, wie die aura localis ihm durch Leib und Seele rieselte, wie die Milieuwellen den Strom des Erkennens stärkten oder schwächten, trübten oder klärten. Auch in mir zitterte die Friedhofstimmung nach. Da wirkten die wechselnden Straßenscenen erleichternd und

1) S. Bd. 156 S. 848 ff.



entspannend wie ein Satyrspiel nach dem erschütternden Ernst der Tragödie. Ein entzückendes Genrebild von intimem Reiz hat sich dem Gedächtnis besonders tief eingeprägt. Auf prachtvollem Esel ritt eine hünenhafte, grauköpfige Bauerngestalt von wundervoller, männlicher Bronze die staubige Straße daher, die in die ätolische Bergwelt hinaufführte. Aus einem kleinen Häuschen am Weg erscholl munterer Zuruf und im nächsten Augenblick schon eilte eine jugendliche Frau in Begleitung eines Soldaten herzu, den Reiter mit neckischen Scherzen zu begrüßen. Der Alte mit dem Charakterkopf ging sofort auf den heiteren Ton ein und ironisierte, auf die afrikanische Hitze anspielend und sich den Schweiß von der Stirne wischend, sein makro ke oraio taxidi (großes und schönes Reiseunternehmen). Die Scene wirkte ansteckend. Nicht wenig belustigt blieb ich stehen. Was mich besonders fesselte, war die malerische Landestracht, die den rüstigen Greis so entzückend kleidete. Auch im Lande der Palikaren heute kein alltäglicher Genuß mehr. Denn wie überall, so ist leider auch in Ätolien und im ganzen sonstigen Hellas die Volkstracht in unaufhaltsamem Niedergang begriffen. So geht die spezifisch orientalische Farbigkeit des Volkslebens nicht bloß in den Städten mehr und mehr verloren. Die Kultur fängt eben an, auch in die abgeschlossensten Talkammern und Bergnester vorzudringen und auf ihrem Siegeszug die patriarchalischen Volkssitten und Überlieferungen niederzustampfen. In Griechenland ist dieser Nivellierungsprozeß vielerorts schon sehr weit gediehen. Auch eine Enttäuschung, die der Griechenlandreisende wohl oder übel mit in den Kauf nehmen muß. Die Umgebung des Bahnhofs zeigt ein wesentlich verändertes Bild. Heute morgen Totenstille ringsum. Jetzt überall Farbe und Bewegung. Auf dem großen, freien Platz eine Menge neugieriger Eckensteher, die dem ankommenden Fremden sofort ihr Interesse zuwenden. In den Fenstern der benachbarten Hütten liegen scharf auslugende Frauen mit lauter häßlichen Gesichtern, denen die Zeit ihre Verwitterungsrunen tief eingegraben

hat. Ich möchte nicht verallgemeinern und will gerne annehmen, daß es nur ein Spiel des Zufalls gewesen, wenn mir hier der unschönste Teil der Missolunghioter Frauenwelt zu Gesichte kam. Die Häuserfront war wie zum Empfang von Festgästen reich bewimpelt und drapiert, aber nicht mit Flaggen und Fahnen, sondern mit buntgewürfeltem Bettzeug, Männerhemden, Frauendessous, die man zum Sonnen und Bleichen ohne Scheu hier ausgehängt hatte. Spärlich und langsam wie Tropfen vor einem Gewitterregen finden die Fahrgäste sich ein. Aus der Ferne leise, verschwommene Glockentöne, als ob eine Ziegenherde näher käme. Lokalbahngebimmel. Der Zug, von Argyrokastron kommend, sehr mäßig gefüllt. Den Warnungen der Reiseführer zum Trotz besteige ich ein Abteil dritter Klasse. Hier läßt sich die Volksseele besser belauschen. Die erste Klasse ist auch in Griechenland keineswegs immer eine Fundgrube erstklassiger Menschen. Die schlichten Holzbänke waren mit Staub förmlich gepudert. Die Luft dumpf und zum Ersticken heiß. Ein rollender Feuerofen. Mein Gegenüber ein stämmiger, waffenstarrender Gebirgssohn, ein Albanese, der grimmig und spöttisch um sich blickte und mich fast erstach mit seinen Dolchblicken. Die dralle, ernste Dirne neben ihm scheint seine Tochter zu sein. Im Gegensatz zum Vater ist sie beinahe so nichtssagend angezogen wie unsere Bauernmädchen. Das stahlbrüstige Dampfroß befleißigt sich eines rücksichtsvollen Tempos, wie um uns Zeit zu lassen für Ausblicke in die Fernen der Landschaft und der Geschichte. Die Natur draußen liegt immer noch regungslos, so himmlisch still wie die Seele Gottes, die darin schläft. Kein Lüftchen bewegt das silberdürre Unkraut, das saftiggrüne Berg- und Ufergebüsch. Der Grundton aber ist ein anderer geworden. Ein müder, schwerer Zug liegt im Antlitz der Natur. Abendstimmung. Wieder läuft das Auge an den Kyklopenburgen des Gebirges auf und nieder und wieder irrt es wie bei der Hinfahrt über die waldbedeckten, felsendurchwirkten Bergeinsamkeiten, die ein langer Sommertag

mit seiner Glut überschüttet hatte. Jetzt, da der Sonnenball schon tief im Westen stand, schien der Bergwald, der matte, leise Atem zu holen aus der Tiefe seiner grünen Brust herauf. Im Vorblick leuchtet plötzlich wieder das Saphirblau des Korinthischen Golfes auf. Mächtige Baumbarrikaden schieben sich noch einmal dazwischen und nehmen die Möglichkeit jeder Aussicht. Als unser kohlengespeister Drache am Strand von Kryoneri still stand, war die Poesie des Abends in voller Pracht über Land und See heraufgezogen. Leicht abgekühlte Luft. Wir spazierten zum Zeitvertreib am Uferkai auf und nieder, bis das kleine Dampfboot, das uns nach Patras zurücktragen soll, in der beginnenden Dämmerung langsam und einem Gespensterschwane gleichend herangesegelt kam. Sein Deck füllt sich fast ausschließlich mit Soldaten und Arbeitern. Ich selbst kauze mich in einen stillen Winkel, um ungestört und selbstvergessen, wie ein Schmetterling den Blütenduft in sich saugt, den seligen Abend auszukosten. Von Sonne und Himmel gefüllt, schwärmt das Auge in diese unvergleichliche Herrlichkeit hinaus. Die sinkende Feuerkugel entzündet tausend holde Wunder, nach allen Seiten Blutwogen und Feuerflocken auswerfend gleich einem Vulkan. Ein einziger Licht- und Feuerzauber allüberall. Der Wald mit Feuerblut überspritzt, die angeborne Kalkfarbe der Felsenwildnis übergoldet, um ihre Zinken und Zinnen eine grelle Feuergloriole, die die Netzhaut angreift.

Die Farbenkontraste sind aufs äußerste getrieben. Je länger wir fahren, desto mehr mischen sich die Farben, ziehen violette Bordüren um den Purpurbaldachin des Himmels und spinnen smaragdgrüne Fäden hinein und Bänder von der Leuchtkraft des Ultramarins. Auf licht- und farbenprangender Bahn lustwandelt die Seele droben in der flammenden Unendlichkeit. Und unten aus dem dunklen Grund des Wassers schlägt die scheidende Sonne Sprühfunken hervor. Die Wellen brennen purpurn auf saphirnem Blau wie von geschmolzenem Gold und Edelgestein. Ein Leuchten

und Schimmern im ganzen Golfe, als wohnte unendliches Licht in den Tiefen. Geheimnisvoll rauschen die Wasser und die Luft ist erfüllt wie von Äolsharfentönen. Ringsum blaut und blutet der Berge Kranz, der diese ewig schöne Bucht umsäumt. Aus diesem wilden Feuer- und Farbenwirbel schießt die Flammensäule des achäischen Erymanthus auf, wie durch einen Zauber versteinert, während sie himmelan lohte. Wie schmerzlich, daß die Fassungskraft der Augen nicht vielmal größer ist! Beglückende, traumschöne Feierstunden, die stillen Jubel in die Seele gießen und noch lange, heute noch in die Trivialität des Alltags zurückleuchten. Solche Erinnerungen sind die Stoffe, aus denen das Gemüt die Poesie des Lebens erschafft. Die Sonne ist geschieden. Die Farben verblassen. Rasch vollendet sich die Dämmerung und auf leisen Sohlen kommt die Nacht gegangen. Eine tiefdunkle Röte bleibt im Westen noch geraume Zeit über Missolunghi stehen, gleich einem Widerschein des dort vergossenen Blutes. Die vielfach gewinkelte und gebrochene Uferlinie des Golfes wird immer undeutlicher, bis alle Ferne im Dunkel versinkt und die Nacht Stern um Stern an ihren schwarzblauen Sammtmantel stickt.

*

Schon während der Wartepause am Kai von Kryoneri war mir ein kleines, leibarmes Männchen im Arbeitskittel mit dünnen, abstehenden Ohren, durch die die Sonne schien, aufgefallen. Eine unruhige Seele quecksilberte aus seinen großen Augen. Nervös trippelte es an der Landungsstelle umher und musterte die wartenden Fahrtgenossen, als ob es mit jedem etwas besonderes vorhätte. Sein beuteschwerer Armkorb barg unter einer dünnen Gras- und Laubdecke frisch gefangene Fische, die zum Teil noch zappelten gleich ihrem Besitzer. Außerdem trug er an einer Schnur einige besonders stattliche, aber gar nicht appetitlich aussehende Fischleichen, deren Bäuche in der Abendsonne silberig glänzten. Der Mann war also wohl Fischer von Beruf. Griechenland stand damals gerade im Zeichen der Kammerwahl. Eine



Woge der politischen Erregung sollte auch über das Deck unseres Dampfers hinwegschlagen. Denn bald, nachdem die Schiffsschraube wieder zu schaufeln begonnen, ging unser Quecksilbermännlein daran, ein Flugblatt zu verteilen und eine regelrechte Wahlrede von sich zu geben. Nun war es zunächst aus mit Poesie und Schwelgerei in Schönheit. Es bildete sich eine kleine Volksversammlung an Bord. Die Grenze zwischen erster und zweiter Klasse wurde nicht mehr respektiert, ein Unfug, den ich auch sonst auf griechischen Lokaldampfern beobachten konnte. Ich hörte meinerseits auch zu. Von den Ausführungen des Redners begriff ich sofort ohne Schwierigkeit soviel, daß er sehr starke Register zog. Ganz im Geiste gewisser neugriechischer Großmanninstinkte und im Stil der landesüblichen Kannegießerei, die nicht mit dem nötigen Ernst und der rechten Schwere an die Probleme heranzutreten weiß, politisierte er nicht ohne Witz und Satire das Blaue vom Himmel herunter. Der konservative Schlendrian wurde für alles und jedes und noch einiges andere verantwortlich gemacht. Es herrsche überall Rückständigkeit und feige Rücksichtsmeierei. Das Volk werde betrogen und ausgesogen. Die Parteien hätten alle ohne Ausnahme abgewirtschaftet. Auch von Venizelos, dem türkischen Untertanen aus Kreta, dessen Kandidatur damals im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stand, sei das Heil nicht zu erwarten. Man sieht: die gangbarsten Klischees radikaler Oppositionsphraseologie, in der namentlich der Vorwurf der Veruntreuung von Staatsgeldern nicht fehlen durfte. Wer in Griechenland einer im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeit von einiger Bedeutung am Zeug flicken will, arbeitet gern mit dieser Verdächtigung. So ist mir selbst häufig von Leuten verschiedenen Alters, Standes und Bildungsgrades behauptet worden, König Georg wirtschafte bei günstiger Gelegenheit rücksichtslos in seine eigenen Taschen. Auch Venizelos' Ehrenhaftigkeit ist in den letzten inneren Krisen von gegnerischen Blättern seines eigenen Landes wieder ungeniert angetastet worden. — Der tiefe Brunnen der politischen



Weisheit unseres Stegreifredners wollte sich nimmer erschöpfen. Was er an positiven Vorschlägen vorbrachte, war krause, zukunftslose Ideologie, mit nichten geeignet, aus dem schönen Griechenland das tüchtige Griechenland zu machen. Inzwischen ist denn auch tatsächlich der realpolitische Venizelos ganz andere Wege gegangen zur Verwirklichung der nationalen Träume des Griechenvolkes, als dieser imperialistische Wolkenwandler verlangt und vorausgesagt hatte. Aus dessen endlosem Wortgeklingel glaubte ich sozialistische Untertöne herauszuhören. Daher fragte ich leise einen gelassen zuhörenden Nebenmann, ob etwa der Sprecher ein Kinonistis (sozialistischer Agitator) wäre. Das gerade nicht, war die Antwort; er ist nur wütend auf Parlament und Minister wegen der Ausgaben für Heer und Flotte, die doch nichts leisteten. Schade eigentlich, daß auch dieser Volksredner von so widerwärtig leichtem spezifischen Gewicht war und nur an der Oberfläche seichtester Parteipolitik herumplätscherte. Kein einziger gesunder, praktischer, vorsichtig abgewogener Gedanke. Sonst hätte man seine Freude an ihm haben können. Gesten, Mienenspiel, Stimmbeherrschung, Fluß und Sicherheit der Rede waren entzückend. In Einem freilich habe ich in jener Stunde ein wenig umlernen müssen. Wohl aus meinen italienischen Erfahrungen heraus hatte ich mir eingebildet, ein griechischer Redner, einerlei ob antiker oder moderner, könne nicht anders als in feurigen Zungen reden und vermöge seines südländischen Temperaments müsse er gleich den Töpfen des Hippokrates (Herodot I 59) notwendig zum Kochen und Überlaufen kommen. Das war aber nur ein Vorurteil. So unverkennbar der Dampf im Innern des Redners seine Spannkraft übte, seine Zungenmaschine ist doch nicht heißgelaufen. Spitzig und witzig sprangen die Worte heraus; pathetisch oder polternd ist er nicht einmal geworden. Mit einer gewissen Gemütlichkeit und verhaltener Ruhe zirpte sein dünnes Stimmchen in den Frieden des Abends hinein. Wie ich später im Hotel feststellen konnte, waren seine Worte im wesentlichen nur der



Abklatsch seines Flugblattes gewesen. In diesem spielte der Deutsche Kaiser Wilhelm II. eine Hauptrolle. Dessen Großzügigkeit und frisches Draufgehen wurden mit hohen Worten gepriesen und den griechischen Staatslenkern zur Nachahmung empfohlen. Die Verfasser dieses Machwerkes müssen indes eine abenteuerliche Vorstellung besonders von der Weltmachtpolitik unseres Kaisers gehabt haben. Ihr ganzes Denken war sichtlich weniger am Kantischen Kritizismus geschliffen, als von naiven, sprunghaften, phantastisch-dichterischen Ideen geleitet. Bezeichnend war auch der fröhliche Leichtsinn, mit dem das türkisch-griechische Problem behandelt war. Mit dieser Frage gingen damals wenigstens, wie ich immer wieder fand, die Griechen um wie mit einem Holzsäbel, an dem man sich nicht schneiden kann. Natürlich war ich auf den Eindruck gespannt, den die öde Klopffechterei auf die Umstehenden machen würde.

Wie ein Staubkamm über verfilztes Haar schien diese Standrede zunächst über die Köpfe dieses bunten Zufallspublikums hinwegzugleiten. Die Soldaten namentlich, ganz in ihre Zigarettenwolken eingewickelt, rührten sich nicht. Eine Wirkung konnte aber selbstverständlich unter Griechen nicht ausbleiben: das Zeichen zum landesüblichen Kannegießern war gegeben. Kaum hatte der Sprecher geendet, so entspannen sich auch sofort jene aus nichts geborenen und zu nichts führenden politischen Debatten von Person zu Person. Das ganze Deck schien in einen Diskutiersaal verwandelt. Der spiritus familiaris des Neugriechen heißt Politik. Sie ist die Würze der Mahlzeiten und noch mehr der Wahlzeiten; sie ist auch sein Reisebegleiter zu Wasser und zu Land. Ohne einen kräftigen Schluck aus der politischen Schnapsflasche leidet er wie ein Morphinist ohne seine Spritze. Den Rohstoff liefern die nur allzu oft aus vergifteten Quellen gespeisten Zeitungen, deren Zahl Legion ist und die von jedermann mit Heißhunger und kritiklos, namentlich auch in der Eisenbahn und auf der Straße im Gehen und Stehen, verschlungen werden. Zwei- bis dreimal täglich werden die

mentalen Batterien des Neugriechen mit Zeitungsenergien geladen wie Leidener Flaschen. Und was die Zeitung sagt, ist ein Evangelium wie überall, wo die politische Leidenschaft im umgekehrten Verhältnis zu politischer Reife und Bildung steht. So speichert sich im geistigen Labmagen des einzelnen ein unverdauter Wust phänomenaler politischer Torheit auf, die bei gegebener Gelegenheit wieder zum akuten Ausbruch kommen kann und kommen muß. Da wird dann erbarmungslos Schaum geschlagen, daß er Freund und Feind ins Gesicht spritzt. Diese politische Seifenbläserei, von der wir gelegentlich schon Kostproben kennen lernten, dieses rein negative Spintisieren ist das Erz- und Erbübel des neugriechischen Volkes. Ein Erbübel? Seit K. Wachsmut ist es ein wenig Mode geworden, „das alte Griechenland im neuen" zu suchen. Nichtssagende Anklänge genügten zuweilen, das Nachwirken althellenischer Elemente im neugriechischen Volkstum zu behaupten. Man hatte anfangs noch nicht vorsichtig unterscheiden gelernt. In einzelnen Gegenden Griechenlands und Kleinasiens sind heute noch hölzerne Scheibenräder wie in der griechischen Urzeit im Gebrauch. Daß hier wirkliche Abhängigkeit und ununterbrochene Tradition vorliegt, bedarf wohl nicht erst langer Untersuchung. Auf einer altgriechischen Schleuderkugel aus Blei, von der Gestalt und Größe einer kleinen Pflaume, hat L. Roß (Reisen im Peloponnes Berlin 1841, S. 139) die Inschrift gelesen: TROGALION (Nachtisch, Knupperwerk). Wenn der Kriegshumor der griechischen Soldaten von heute etwa gligudia (Näscherei) oder ein ähnliches Oxymoron auf die Granaten schriebe — und warum sollte er es nicht tun, da nach Berichten von den Kriegsschauplätzen die deutschen Feldgrauen sich diesen Witz so wenig entgehen lassen wie ihre Gegner —, so wäre es zum mindesten sehr voreilig, in diesem Fall das Fortleben eines antiken Brauches statuieren zu wollen. Bloße Parallele bei gleicher äußerer Situation und gleicher Gestimmtheit der Seele. Weiter nichts. Viel schwieriger noch gestaltet sich jeweils die Frage, ob Analogie oder Genealogie,



wo es sich um Charaktereigenschaften handelt. Wenn wir nun aber sehen, daß Ilias und Odyssee zu zwei Dritteln aus Reden und Zwiegesprächen bestehen, wenn Plato (Gesetze I 641 E. Gorgias 515 E), die Redner und Komödiendichter speziell von den Athenern bezeugen, sie hätten sich auf politischem Gebiet durch blutigen Dilettantismus und sterile Schwätzerei ausgezeichnet, so wird die Annahme, dieser furor dicendi sei mit einem Tropfen althellenischen Blutes in das neugriechische Wesen eingedrungen, nicht gerade mehr verwegen erscheinen. Und wie dieser redselige Politisierteufel schon im Altertum viel Unheil und viel Unruhe stiftete, aufkeimende Erfolge totschwatzte und am positiven Schaffen hinderte, so ist er auch heute nicht viel harmloser geworden. Im Jahr 1867 äußerte sich J. Lukas[1]) über dieses Kapitel folgendermaßen: in Griechenland sei nicht nur der einzelne vor lauter Politisieren und Kritisieren ein Lump geworden, da er doch früher bei seiner Ahle und Nadel ein rechtschaffener Mensch war; es können auch ganze Gesellschaftsschichten verlobdern; mit dem Staat geht es an, mit der Gesellschaft geht es aus. Und neuerdings hat ein vorzüglicher Kenner der griechischen Verhältnisse in einem deutschen Weltblatt ausgeführt, daß diese krasse Politisiersucht der Griechen eine Atmosphäre der Gemütlosigkeit und Ungemütlichkeit erzeuge.

Diese landesübilchen Expektorationen verdienen insofern ein gewisses Interesse, als sie stets ein wesentliches Stück der griechischen Psyche mit herausssprudeln. Wenn der dicke Strahl aus der Gießkanne läuft, zerlegt er sich leicht in seine Urelemente, wie das Licht, wenn man es durch das Prisma zwingt. Eine solche Spektralanalyse zeigt, daß das politische Denken des Neugriechen im allgemeinen beherrscht ist von einem sich überlegen und unfehlbar dünkenden Individualismus und Nationalismus, der alles weiß und kann,

1) Die Presse, Ein Stück moderner Versimpelung. Regensburg 1867. S. 139.

von skrupellosem Parteihaß, vom Geiste der Disziplinlosigkeit und Insubordination, von Advokatenschlauheit, von Wankelmut und Unzuverlässigkeit namentlich in Fragen der internationalen Beziehungen, aber auch von glühendem, unbedingt imponierendem Patriotismus. Die dunklen Linien überwiegen aber entschieden die hellen. So ist es nicht zu verwundern, wenn in das öffentliche Leben Griechenlands keine Ruhe und Stetigkeit kommen will, wenn oft wegen kindischer Lappalien, ja zur Bekämpfung gerade der vernünftigsten Regierungsmaßnahmen, wie ich in Athen selbst erlebte, sich eine Demonstration an die andere reiht und namentlich in Wahlzeiten nicht bloß die Geister, sondern Dolche und pistolenbewehrte Fäuste aufeinanderplatzen. So Schreckliches hat sich auf unserm Schiff nun nicht ereignet. Der agitatorische Wellenstoß versickerte restlos im Sande unschuldiger Erörterungen. Ohne weiteres Unglück langten wir in Patras an und wurden hier mit der üblichen Umständlichkeit ausgebordet.

(Fortsetzung folgt.)

LIV.

Die fortschrittliche Bewegung in Rußland vor hundert Jahren.

„Rußland ist der jüngste unter den europäischen Staaten", schrieb einst der Slavist Louis Leger.[1]) „Es war sein Unglück, daß es zu rasch und zu unvermittelt von den Ideen des Westens eingenommen wurde. Einem ungeschützten Tale gleich, sah es sich plötzlich wie von den Wassern eines höher gelegenen, seine Dämme durchbrechenden Sees überschwemmt. Solche Flut mag auf ihren Wellen Reichtum und Frucht-

1) Le Nihilisme et la Russie (Et. Slaves III. Bd., S. 1 f.).



barkeit mit sich führen, doch wird sie nie erscheinen, ohne Unordnung und Verwirrung, vielleicht selbst düstere Katastrophen zu bringen."

Seit hundert Jahren leidet Rußland an dem inneren Zwiespalt, dem Kampf des Jungen, Lebendigen, Aufwärtsstrebenden gegen das Starre, Stagnierende, das Orientalische im russischen Wesen. Peter der Große hat die Scheidewand niedergerissen, die sein Land von Europa trennte, aber kein zweiter Peter ist erstanden, um den Andrang der westlichen Strömungen, die fortschrittlichen Ideen und utopistischen Träume weise zu lenken. Katharina, selbst ein Despot, spielte mit dem, was die Welt erschüttern sollte. Sie huldigte der Modephilosophie, ohne sich in der Praxis darum zu kümmern. Ihr Enkel, der edlere Alexander, ein echtes Kind seiner Zeit und seines Volkes, ist ein Opfer dieses Entwicklungskampfes geworden. „Katharina II. und Alexander I. sind . . . typische Erscheinungen. In ihnen verkörpert sich der charakteristische Zug des russischen Lebens: das maßlose Streben nach superidealer Freiheit, der innere reaktionäre Drang, auf halbem Wege Halt oder sogar einen unerwarteten Sprung zurück zu machen, und die peinlichste Empfindung dieser Halbheit. An diesem Zwiespalt . . . ging Alexander I. zu Grunde."[1])

Die Nachwehen der französischen Revolution durchzitterten damals Europa. In der kraftvoll auftretenden jungen Republik, in dem Kaisertum Napoleons war dem überraschten Europa etwas völlig Neues gegenübergetreten und die erregten Geister hatten Mühe, sich zurechtzufinden. Übertreibungen in den Ideen zeichnen die ganze damalige Zeit aus, sowohl im liberalen, als im konservativen Lager.[2])

In Rußland standen sich die Gegensätze besonders schroff gegenüber. Nachdem Pauls despotisches Regiment die Not-

1) Dr. Boris Minzes i. d. Vorrede zu A. N. Pypin: „Die geistigen Bewegungen in Rußland in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Berlin 1894, S. XIV.

2) A. N. Pypin, a. a. O. I. S. 533.



wendigkeit einer Reform gezeigt, brachten die Regierungsjahre Alexanders „den ersten Zusammenstoß der alten Überlieferungen mit den Bedürfnissen der Gegenwart."[1] „Zum erstenmal verloren die alten Traditionen für den bedeutenden Kreis der Gebildeten ihre frühere Berechtigung", zum erstenmal wandte sich die Gesellschaft „mit einer gewissen Kraft der inneren Politik zu".[2])

Rußlands Jugend war durch französische Erzieher mit den Lehren Voltaires und der Enzyklopädisten vertraut geworden. Bildungsreisen ins Ausland, Studien an westeuropäischen Universitäten, Bücher, welche trotz strengen Verbotes im Zarenreiche Eingang gefunden, förderten „jakobinische" Ideen. Deshalb verurteilten die konservativen Elemente der Gesellschaft vielfach die höhere Bildung an sich und sahen in ihr den Weg zu Freigeisterei und Atheismus.

Kaiser Alexander hatte durch seinen Erzieher, den Schweizer Laharpe, gelernt sich für freiheitliche Ideen zu begeistern und sogar die französische Staatsumwälzung freudig begrüßt. Er glaubte die Vorboten einer neuen, die Völker beglückenden Zeit zu schauen. „Seine Ansichten", erzählte später sein Jugendfreund, der Pole Adam Czartoryski, „waren die eines Jünglings von 1789, der überall Republiken sehen wollte und diese Regierungsform allein als den Wünschen und Rechten der Menschheit entsprechend betrachtete."[3])

Im Jahre 1801 bestieg Alexander I. den Thron, entschlossen das Glück seines Volkes zu begründen, nach Recht und Gesetz zu regieren. Die russische Gesellschaft, welche unter Kaiser Pauls Despotie schwer gelitten, jubelte dem jungen Herrscher zu, der die unbeschränkte Macht als Last zu empfinden schien. Bald umgab er sich mit jungen Leuten, persönlichen Freunden, die das Vaterland glühend liebten und es den aufgeklärten europäischen Mächten ebenbürtig zur Seite

1) Pypin: S. 364. 2) Ebenda, S. 16.
3) Pypin: S. 48.



stellen wollten.[1]) Ihnen oblag es, die neugegründeten Ministerien zu leiten, aber damals schon vertrug des Zaren Laune nicht immer den Widerspruch seiner Ratgeber. Zahlreiche Reformen wurden vorgenommen, halbe Maßregeln, die sich überstürzten. Viel Unreifes lag in den Versuchen: es fehlte der Jugend an Erfahrung. Sie riß nieder, ohne aufzubauen, und erbitterte die konservative Mehrheit.

Alexander erkannte bald die Undurchführbarkeit seiner Pläne. Die utopistischen Träume schwanden. Des Kaisers philanthropische Ideale sollten ihn nicht mehr zu Taten führen, auch da nicht, wo es schreiende Mißstände zu beheben gab. Den vielen Schwierigkeiten vermochte Alexanders jugendlicher Enthusiasmus nicht standzuhalten. Als der Rausch verflogen, „wandte sich sein ganzes Interesse, sein voller Ehrgeiz der auswärtigen Politik zu",[2]) die ihn bis ans Ende festzuhalten wußte.

Der erste unrühmliche Kampf gegen Napoleon schloß mit der persönlichen Begegnung der Monarchen zu Tilsit (1807). Der geniale Korse wußte den begeisterungsfähigen Zaren durch die Macht seiner Persönlichkeit für sich zu gewinnen. Mit Unwillen sah die russische Gesellschaft auf die freundschaftlichen Beziehungen, welche sich zwischen ihrem Kaiser und „der Brut der Revolution" entspannen, um so mehr, da sie dem Reiche den Handelszwang des Kontinentalsystems brachten.

Bald zerfiel der unnatürliche Bund. Im Jahre 1812 führte Napoleon seine „große Armee" gegen Rußland. Angesichts der Gefahr erhob sich das russische Volk einmütig zum Daseinskampf. „Der Ausgang des Krieges, der Rückzug der Napoleonischen Armee kräftigte in der Gesellschaft und sogar im Volke das erwachte Gefühl der nationalen Würde." [3])

1) Siehe Schiemann: Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Anlage V und S. 336.

2) A. a. O. S. 62.

3) Pypin: a. a. O. S. 395.



Russische Heere zogen als Befreier durch die deutschen Lande. Sie betraten Frankreichs Boden und sahen das gedemütigte Paris. Alexander, gefeiert nnd umworben, gefiel sich in der Rolle eines Hüters bürgerlicher Freiheit. Bei den Friedensverhandlungen trat er für Frankreich, das Vaterland der neuen Ideen, ein und während iu seinem Reich der Absolutismus herrschte, befürwortete er überall liberale Einrichtungen und konstitutionelle Regierungsformen. „Im Jahr 1813", sagt ein Zeitgenosse, „hörte der Kaiser auf, russischer Zar zu sein und verwandelte sich in einen Kaiser von Europa."[1] Seine Liebe für Rußland schien zu erkalten. Alexander hielt nach mehr denn zweijähriger Abwesenheit wieder Hof in Petersburg, doch seine Gedanken verweilten in Westeuropa. Er zeigte keine Teilnahme mehr für russische Angelegenheiten.

Der Zar hatte die Kultur der westlichen Länder, das vielgepriesene Frankreich geschaut. Unmut und Enttauschung über den Tiefstand russischer Art und Sitte mag ihn dem Vaterland entfremdet haben. Die Kaiserbegeisterung seiner Krieger, welche sieg- und freiheittrunken heimgekehrt, mußte erkalten. Sie hatten ihre Hoffnungen auf Alexander gesetzt und sahen sich betrogen. „Ich war vom Ausland mit andern, neuen Anschauungen zurückgekehrt", erzählt Raewski, ein Mitglied der Geheimgesellschaft. „Hunderttausende von Russen hatten mit ihrem Blut die Freiheit ganz Europas erkauft. Die durch Sieg und Ruhm verwöhnte Armee fand statt der erwarteten Belohnungen und Vorteile eine unerhörte Knechtung: die Militärkolonien; Vorgesetzte wie . . . (es folgen einige Namen) . .; die Soldaten wurden zu Tod geprügelt; die Leibeigenschaft der Bauern dauerte fort; die kriegserfahrenen Offiziere wurden aus dem Dienst gedrängt; die Wiederherstellung des uns feindlichen Polen; die verstärkte Beitreibung der rückständigen Abgaben, die während des Krieges angewachsen waren; die Strenge der Zensur;

1) Pypin: S. 490.



Neurekrutierungen usw. riefen ein dumpfes Murren hervor. Arakcejew (einer der rohesten Despoten) war mächtig. . ."[1])

Allüberall in Europa gärte es. Der Freiheitsdrang der schwärmerischen Jugend war nicht mehr im Zaum zu halten, der Ruf nach Volkssouveränität nicht aus der Welt zu schaffen. In Spanien, Portugal, in Italien führte die Umsturzbewegung zur Revolution. Österreichs Staatskanzler, Fürst Metternich, erkannte die auch in Deutschland vorhandene Gefahr. Sie zu bekämpfen, trat er mit voller Kraft für das alte System als solches ein, ohne Mängel sehen zu wollen, ohne mit dem Neuen zu rechnen, das die Zeit der Freiheitskriege in die Welt gesetzt. Kaiser Alexander haßte Metternich, was jedoch nicht hinderte, daß er sich der österreichischen Politik anschloß. Er lernte an die „Solidarität aller Revolutionäre" zu glauben. Eine Meuterei, welche in einem Petersburger Regiment ausbrach, bestärkte den Zaren in seiner despotisch gewordenen Politik. Damals — August 1822 — verbot ein kaiserlicher Ukas die Freimaurerlogen und alle geheimen Gesellschaften, ohne sie damit aus der Welt zu schaffen.

Kaiser Alexanders Ansehen reichte weit über Rußlands Grenzen hinaus. Er benützte seinen Einfluß auf die westlichen Angelegenheiten, um im Verein mit Metternich nicht nur die revolutionären Bewegungen zu hemmen, sondern nach Kräften jede selbständige Regung zu unterdrücken. Die 1815 von ihm ins Leben gerufene „Heilige Allianz" ward zur „europäischen Polizeianstalt von gewaltiger Wucht"[2]) und entzog dem russischen Kaiser die Sympathien Europas.

Die Kriegsjahre wirkten nachhaltig auf die russische Gesellschaft. Sie bedeuten eine Epoche in der Geschichte von Rußlands innerer Entwicklung und sind „ein großes *nationales* Ereignis"[3]) geworden. Seit Peter dem Großen

1) Schiemann: S. 479 f.

2) S. Widmann: Gesch. d. Neuesten Zeit (Bd. IV. d. Illustr. Weltgeschichte) S. 208.

3) Pypin: S. 395.



hatte der gesellschaftliche Fortschritt in Nachahmung des Westens bestanden und Rußland dankte seine Größe hauptsächlich dem tatkräftigen Ehrgeiz einiger Ausländer. Mochte nun die Heimkehr der vielen Kriegsteilnehmer die europäischen Einflüsse steigern, durch den feindlichen Einfall in russisches Gebiet war allgemeiner Haß gegen das Fremde erwacht. Es begann „ein starker Umschwung zu nationalem Bewußtsein"[1]) und das Sehnen nach nationalem Fortschritt zog stets weitere Kreise.

Zunächst waren es junge Offiziere, welche die Werbearbeit für soziale Reformen auf sich nahmen. Um politische Ideen in vertrautem Kreise besprechen und für deren Verbreitung sorgen zu können, war der exaltierten jungen Generation „der effektvolle Apparat einer geheimen Gesellschaft notwendig mit Statuten, Eiden, Heimlichkeit; das Denken kam leicht zu Abstraktionen, zu absolut unausführbaren Plänen"[2]). Freimaurerei wurde Mode. Deutsche Propaganda trug viel zur Ausbreitung des nach deutschem Muster reformierten Ordens bei. In den Logen kamen Leute der verschiedensten Art zusammen: der russische und polnische Hochadel war vertreten und in ihnen Spitzen der Zivil- und Militärbehörden; auch Gelehrte, Fabrikbesitzer, Kaufleute und Handwerker zählten zu den Freimaurern. Pypin nennt unter den Logenbrüdern: „Mystiker, sentimentale Philanthropen, unzweideutige Obskuranten (?) und politischen Idealen ergebene Liberale — die nur durch den bloßen Instinkt zusammengeführt wurden, daß der Gesellschaft etwas fehle, daß etwas geschehen müsse"[3]). Das Suchen nach diesem helfenden Etwas führte die russischen Freimaurer auf das Gebiet der Politik, während ihr ursprüngliches Programm der Verbreitung eines kosmopolitischen Humanismus und antikirchlichen Mystizismus galt. Die Wirkung der russischen Logen scheint keine tiefe gewesen zu sein. Sie standen alle

1) Pypin: S. 398. 2) A. a. O. 683.
3) A. a. O. S. 483.

mehr oder minder offenkundig unter Aufsicht der Polizei und trugen im Gegensatz zu den weitverzweigten „Geheimgesellschaften“ mehr den Charakter exklusiver Klubs.[1])

Erst als die verworrenen Gefühle sich zu klären begannen und präzise Begriffe, bestimmte Tendenzen zutage traten[2]), schlossen sich die fortschrittlichen Elemente inniger zusammen. Es entstanden, von Freimaurern gegründet, aber von den Logen unabhängig, die „Geheimgesellschaften“. Sie suchten ihre Aufgaben im praktischen Leben, fußten in der Wirklichkeit, wenn sie sich auch, der Zeit entsprechend, von schwärmerischen Ideen nicht frei zu halten wußten.

Der „Bund der Wohlfahrt“, die bedeutendste unter den geheimen Gesellschaften, ist dem deutschen „Tugendbunde“ nachgebildet. Anfangs strebte der Bund, helfend an Seite der Regierung zu stehen und eine „rein moralische Wiedergeburt der Gesellschaft“[3]) zu bewirken. Die Frage der nötigen Reformen nur theoretisch behandelnd, wollte er Staatsbürger erziehen, sie politisch schulen und dadurch die Vorbedingungen für eine gesunde innere Entwicklung des Zarenreiches schaffen. Während im allgemeinen von neuen Gesetzen, von einer Reform der Staatsmaschine alles erwartet wurde, ist dieses Streben, fähige Männer heranzubilden, ein entschiedener Fortschritt. Die Wurzel der Bewegung lag in edler, vaterländischer Gesinnung. Erst als die Regierung versagte, „fand die Wandlung statt, die aus wohlmeinenden . . . . . . Reformern Revolutionäre machte“[4]). Damals wandten sich viele der Mitglieder vom „Bund der Wohlfahrt“ ab, teils in der Überzeugung nichts erreichen zu können, teils um die kurze Begeisterung dem persönlichen Vorteil zu opfern. Die radikalen Elemente blieben zurück und führten den Bund staatsgefährlichen Tendenzen zu. Im Kampf mit den obwaltenden geistigen und politischen

1) Schiemann: S. 442.
2) Pypin: S. 483.
3) Pypin: S. 534.
4) Schiemann: S. 446.



Strömungen, die sich jeder freien Regung hemmend entgegenstellten, erstanden die Umsturzpläne, gefördert durch die staatsgefährlich wirkende, sorgfältig gewahrte Heimlichkeit [1]). Zur Besserung der unerträglich gewordenen Zustände schien dem Bund in seiner späteren Fassung gewaltsames Eingreifen in die bestehende Ordnung unvermeidlich, und die Extremen sprachen in ihren Versammlungen von Kaisermord.

Eines der schwierigsten Probleme bildete damals die Frage der Bauernbefreiung. Sie war für Staat und Großgrundbesitz von so einschneidender Bedeutung, daß lange nicht gewagt wurde, daran zu rühren. Der wohlwollende Speranskij übergeht sie stillschweigend in dem Verfassungsentwurf, den er 1809 für Kaiser Alexander ausarbeitete. Er dachte nur an Entfernung der drückendsten Schäden des Leibeigenschaftssystems [2]), und selbst diese sollten vorsichtig, fast unmerklich beseitigt werden. Die ersten Statuten des Wohlfahrtsbundes vermieden es ebenfalls auf die Frage hinzuweisen, doch stellte sich der Bund in späteren Jahren die Aufgabe, das Los der Bauern zu erleichtern und ihnen Freiheit zu erwirken. Großmütige Philanthropen griffen der gesetzlichen Lösung vor und befreiten die Leibeigenen ihres Besitzes, was jedoch nicht überall gute Früchte trug.

Das Volk selbst verhielt sich passiv. Es stand dem öffentlichen Leben gleichgültig gegenüber. Die große Masse wußte nicht, daß, was die höhern Kreise diesmal erschütterte, insbesondere ihrer Zukunft galt.

Die Bewegung, welche in den sozial-politischen Begriffen vor sich ging, reflektierte sich auch in der Literatur [3]). Nachdem diese im 18. Jahrhundert als Werkzeug der Regierung „eine fast nur dienende Rolle“ [4]) gespielt, erweiterte Alexander den Rahmen dessen, was öffentlich besprochen werden durfte. Aber die Literatur schien den „Einladungen zur Freiheit

1) A. a. O. S. 446.
2) Siehe Schiemann: S. 360.
3) Pypin: S. 575. 4) A. a. O. S. 378.

nicht recht zu trauen"[1]). Obwohl wertvolle, besonders sozialpolitische Bücher des Auslands auf kaiserlichen Befehl ins Russische übertragen wurden, sind die ersten selbständigen Versuche, staatliche Fragen zu besprechen, schüchtern und unentschieden.

Erst nach Jahren erschienen unabhängige Arbeiten politischen, historischen und philosophischen Inhalts in russischer Sprache. Turgenew plante sogar, nachdem literarische und wissenschaftliche Zeitschriften schon lange bestanden, eine eigene Zeitschrift für innere Politik zu gründen, was jedoch nicht zur Ausführung kam. Eine seiner national-ökonomischen Arbeiten gab Turgenew als Buch heraus. Es war der „Versuch einer Theorie der Steuern", eine ernste, sachliche Arbeit mit fortschrittlicher Tendenz.

Zugleich (1818) erschien in den ersten Bänden von Karamzins „Geschichte des russischen Reichs" ein wissenschaftlich und literarisch bedeutendes Werk, das in den Salons viel von sich reden machte. Vaterländisches Interesse wurde in weiten Kreisen rege. „Das Buch galt als Offenbarung"[2]). Puschkin erzählt: „Das alte Rußland war, wie es schien, von Karamzin entdeckt worden, wie Amerika von Kolumbus"[3]). Er hat zuerst „Ordnung in das Chaos der russischen Geschichte" gebracht, hat, obwohl selbst „ein tadellos ergebener Hofmann" „durch sein Werk Ungeheueres für die Revolution geleistet — er hat (wider Willen) für sie Epoche gemacht"[4]).

Die in der „Geschichte" vertretenen sozialpolitischen Anschauungen sind jenen der Neueren gerade entgegengesetzt, da sie den Beifall der Regierung finden sollten. Karamzin suchte den Zarismus zu verherrlichen, die Wohltaten des autokratischen Regiments nachzuweisen. Die historischen Tat-

1) A. a. O. S. 304.
2) A. Brückner: Geschichte der russischen Litteratur. 2. Aufl. Leipzig 1909, S. 157.
3) Pypin a. a. O. S. 582, Anm.
4) Histor.-pol. Blätter. Bd. 33. 1854. S. 1030.

sachen mußten sich den Absichten des Autors fügen. Sie wurden zum teil willkürlich entstellt oder ausgeschmückt. So gebricht es der Darstellung an innerer Wahrheit, und obwohl die „Geschichte“ von ernster Forscherarbeit zeugt, obwohl die konservative Schule ihr heute noch die Bedeutung eines wahren Nationalwerkes beilegt, hat sie, veraltend, ihre Kraft verloren[1]). Indem jedoch der „Historiograph Altrußlands“ den Weg zu selbständigen Geschichtsstudien wies, hat er eine reiche Quelle revolutionärer Ideen erschlossen. Während überall sonst das rechte Studium der Geschichte ... zu echt konservativen Grundsätzen führt, glaubt sich die russische Revolution durch die Geschichte legitimiert: Peter I. und seiner Nachfolger „Revolution von oben“, die absolutistische Entwicklung des Zartums ohne Rücksicht auf das alte, freiere Leben der Nation, scheinen den Aufstand des Volkes als Notwehr zu rechtfertigen[2]).

Bahnbrechend wirkte Karamzin als Literat. Indem er die Schriftsprache von den Fesseln des Altslovenischen zu befreien und sie der gewöhnlichen Umgangssprache nahe zu bringen suchte, schuf er den „neuen Stil“. Darin wollten die Verehrer des Alten Spuren französischer Freigeisterei entdecken und es entstanden „die ersten scharfen literarischen Gegensätze“[3]). Die literarisch-publizistische Kritik, sich anfangs auf die Form beschränkend, ward nach 1820 zum ästhetisch-philosophischen Urteil und gewann allmählich „bei der Unmöglichkeit jeder andern kritischen Äußerung“[4]) hohe Bedeutung für das öffentliche Leben Rußlands.

Karamzin selbst, obwohl er in seiner Geschichte eine Apologie des Absolutismus schreiben wollte, liebte es, sich einen Republikaner zu nennen. Schillers „Verschwörung des Fiesko“ begeisterte ihn und, wie seine Freunde erzählen, vergoß er Tränen über Robespierres Tod. Er war sich

1) Pypin, S. 585.

2) Histor.-pol. Blätter a. a. O. S. 1023, 1029.

3) Brückner: A. a. O. S. 113. 4) A. a. O. S. 258.



dieser Widersprüche — Brückner nennt sie „eine vorübergehende Inkonsequenz des Kopfes"[1]) — kaum bewußt. Manche seiner Zeitgenossen gaben sich gleich unklaren Gefühlen hin. Sie „liebten die Humanität nach einem gemäßigten Rezept, stellten sich keine schweren Fragen und zogen es vor, ihre Tage in Ruhe zu genießen"[2]). In der Gesellschaft nahm man ihre revolutionären Ideen nicht Ernst. Solche sentimentale Literaten, welche unter Karamzins Einfluß standen, vereinigten sich zu dem Klub „Arzamas", der, in Ermangelung eines ernsten Programms, schon nach wenigen Jahren in „ewigen Schlaf" versank.

Ein lebensfrischer Hauch von Westen brachte damals der schönen Literatur neuen Inhalt. Durch fleißige Übersetzungen wurde Rußlands gebildete Welt mit den Geistesgrößen des Auslands, mit Shakespeare, Goethe, Schiller bekannt. Zukowskijs meisterhafte Übertragungen aus den deutschen und englischen Romantikern, seine eigenen melancholischen und sehr phantastischen Balladen führten die romantische Bewegung, welche als „Renaissance des Mittelalters" Europa durchzog, in Rußland ein.

Echte Romantik sucht das Leben poetisch zu durchdringen und wurzelt, aus der Fülle des Lebendigen schöpfend, tief im Volke. Sie will das Menschentum verstehen, die Menschheitsfragen lösen und führt zum Urquell allen Lebens, zu Gott. In westlichen Ländern hatten ernste, hochbegabte Männer der vielfach irregeführten Poesie die Aufgabe gestellt, „aus der Papierwelt hinaus in die wirkliche Welt zu strömen."[3]) Im sangesfrohen und gottesgläubigen Mittelalter wähnten sie ihr Ideal schon einmal lebendig geworden. „Die Zeit des Volksepos und der Minnesänger"[4]) sollte der romantischen Schule zum Vorbild dienen. Sie ward der poetische Born, aus dessen Fülle die Dichter schöpften,

1) Geschichte der russischen Literatur: S. 115.
2) Pypin: S. 578.
3) Vilmar: Gesch. d. deutschen Nationalliteratur 15. Aufl. S. 546.
4) Vilmar: A. a. O.: S. 547.

alte Formen mit neuem Geist durchdringend, uralte Gedanken mit neu Errungenem verschmelzend. Das Versenken in die Schöpfungen mittelalterlicher Phantasie brachte der romantischen Literatur auch Gespenster-, Hexen- und Teufelsmärlein, und die träumerischen Dichternaturen wurden neben solch abergläubischer Phantastik häufig von melancholischem Mystizismus erfaßt, besonders, da die Reformation für viele den Gottesbegriff verwirrt hatte.

Die russische Dichtung übernahm die Romantik zunächst äußerlich als etwas Gegebenes, als neue „Kunsttheorie“ des Auslandes. Da das russische Volk auf keine literarisch reiche Vergangenheit zurückblicken konnte, da die orthodoxe Kirche in ihrer Starrheit der Poesie nie eine Heimstätte geboten, mußte Rußland von der Fremde entlehnen, um den Weg zur Nationalliteratur zu bahnen. Die falsch verstandene romantische Bewegung brachte dem Moskowiterreiche nebelhafte Träume und verworrene Phantasien, bis die ihr eigene Liebe zum Volkstümlichen auch hier das Verständnis des Nationalen weckte. Jene liberalen Kreise, welche sich um des Volkes willen dem herrschenden System entgegenstellten, begeisterten sich für die neue Poesie. Allmählich begann diese im russischen Reich Wurzel zu schlagen. Sie suchte das bisher in seiner Eigenart unerkannte, doch kräftig pulsierende nationale Leben zu erfassen und dichterisch wiederzugeben. Im Volksbewußten liegt die Stärke der neueren russischen Dichtung.

Der geniale Puschkin hat hierin den Weg gewiesen. Er ist der erste russische Dichter, den Nachahmung eigene Wege finden lehrte. In dem vaterländischen Drama „Boris Godunow“ (1825, in Druck erschienen 1831 und in seinem Hauptwerk, dem Versroman „Onjegin“ (1825—1832) schuf er echt russische Bilder. Es offenbarte sich ihm „die Poesie des russischen Volkes“[1]), wie die Poesie der einförmigen heimatlichen Landschaft. Seine witzigen Epigramme, auch

1) Brückner: S. 197.

seine leichtfertigen Jugendgedichte wandten sich gegen das Mangelhafte und Verdorbene im russischen Leben und wurden deshalb viel gelesen. Sie bildeten gleichsam das Organ der Geheimgesellschaft, obwohl Puschkin nicht zu ihr zählte. Sie machten öffentliche Meinung, die damals trotz Polizei und Denunziationen kühn das Haupt erhob.

Die politischen Gedichte Puschkins wurden, der strengen Zensur wegen, nicht gedruckt. In Abschriften gingen sie von Hand zu Hand. Die Geheimliteratur griff damals immer mehr um sich. Griboedows satirische Komödie „Verstand schafft Leiden" (1822—1823), welche in scharfen Worten Unwissenheit und Kriechersinn des Beamtentums geißelt und in ihrem Helden Cackij die „Ideale ..... der gesamten liberalen Generation der Zwanziger Jahre"[1]) in Erscheinung treten läßt, ward in vielen Tausend handschriftlichen Exemplaren verbreitet.

Aller Strenge zum Trotz beteiligte sich auch die Presse an der fortschrittlichen Bewegung. So konnte Ryleews Satyre „An den Günstling", „eine haß- und verachtungsprühende poetische Beleidigung"[2]) des allmächtigen Arakceew, im „Newskij Zritelj" erscheinen. „Alle glaubten, Donner von Strafen würden herniederfahren" erzählte ein Zeitgenosse, „und den verwegenen Dichter zerschmettern, sowie diejenigen, die ihm gelauscht hatten; aber die Darstellung war zu wahr, zu treffend, als daß es der beleidigte Magnat hätte wagen können, sich selbst in der Satyre zu erkennen"[3]).

Zu Beginn der Regierung Alexanders geschah viel, die allgemeine Bildung zu heben. Die Errichtung zahlreicher Volksschulen ward geplant, Gymnasien und Universitäten wurden gegründet, Professoren berufen. Der Kaiser stellte die russische Akademie wieder her und begünstigte gelehrte Gesellschaften.[4]) Trotz mächtiger Gegenströmungen, welche von wissenschaftlichem Streben mehr Schaden als Nutzen

1) A. v. Reinholdt: Gesch. d. russisch. Literatur S. 526.
2) Ebenda: S. 521.
3) Pypin: S. 610. 4) Siehe Pypin: S. 148.

für das Reich erwarteten, begann, „wenn auch langsam und unbeholfen, sich ein wirklich förderndes Bildungselement“[1]) im russischen Leben emporzuranken. Die Anfänge waren bescheiden. Gedeihliche Hochschultätigkeit war nicht möglich, denn es fehlte an geeigneten Lehrkräften und an ernster Vorarbeit der Hörer. Der alles überwuchernde Militarismus Alexanders, sowie die pietistische Richtung, die vom Kaiser ausgehend, von der Bürokratie übernommen wurde[2]), drohte das junge wissenschaftliche Leben zu ersticken.

Die Bildungsanstalten standen unter strenger Aufsicht der Regierung, welche selbständige Forscherarbeit aus den Hörsälen verdrängen wollte. Dem vorgezeichneten Lehrplan folgend, mußte vom Katheder Übereinstimmung der Wissenschaft mit orthodoxem Glauben und staatlichem Absolutismus verkündet werden. Reine Philosophie zu lesen war verboten. So benützte Pawlow eine Serie „landwirtschaftlich-metaphysischer“ Vorträge, um eine Art Oken-Schelling'scher Naturphilosophie zu lehren[3]).

Mit der orthodoxen Religion ist der Cäsaro-Papismus nach Moskau gekommen. Die griechische Kirche, welche in der Starrheit ihres prachtliebenden Zeremoniells den von ihr verehrten steifgoldenen Heiligenfiguren gleicht, hat das russische Volk erzogen und im Verein mit der Jahrhunderte währenden Tatarenherrschaft die Eigenart des russischen Nationalcharakters bedingt. Innerlich hohl, vermochte sie ihre Jünger nur durch die Macht der Autorität und alter Tradition an sich zu fesseln. Schirm und Hort ist sie ihnen nie gewesen, und in der Sturmflut, welche mit den Aufklärungsideen über Rußland hereinbrach, hat sie gänzlich versagt.

Alexander wußte den „Heiligen Synod“ zu einem gefügigen Werkzeug herabzusetzen. Auch seinen römisch-katholischen Untertanen — etwa 10 Millionen — suchte er eine

1) Schiemann: S. 402.
2) Schiemann: S. 404.
3) Reinholdt: S. 577.



der orthodoxen Kirche ähnliche Verfassung zu geben. Unter Mitwirkung des unwürdigen Erzbischofs von Mohilew, Stanislaus Sestrencewicz, eines früheren Calviners, gründete er das „römisch-katholische Kirchenkollegium", welches sich die Rechte des hl. Stuhles anmaßen sollte. Der Verkehr russischer Untertanen mit Rom würde, so hoffte der Kaiser, dadurch überflüssig werden. Für Protestanten und Reformierte wurde ein gemeinsames Reichsgeneralkonsistorium errichtet, außerdem für die evangelische Kirche Rußlands die Bischofswürde vom Kaiser geschaffen.

„Kaiser Alexander . . . wünschte glühend die Vereinigung aller christlichen Kirchen", schreibt Dmitry Tolstoy. Doch er wünschte sie im Gegensatz zu Rom. Nicht der Herrschaft des Papstes, Christus selbst wollte, um mit Tolstoy zu reden, der Kaiser die Wege ebnen. „Diese hohe christliche Idee, die den Kaiser beseelte, zeigte sich zunächst in Gründung der Bibelgesellschaft, wo den griechischen und römischen Bischöfen protestantische Pastoren und armenische Priester zur Seite standen. Sie offenbarte sich später der ganzen Welt in dem internationalen Dokument, das den Namen der brüderlichen und christlichen Allianz der Könige und Völker trägt." [1]) Das von Kriegen erschöpfte Europa begrüßte freudig das neue Friedensprogramm auf religiöser Grundlage, und die Allianzakte hielten die Idee eines antipäpstlichen Universalchristentums durch schöne Worte so sehr umhüllt, daß es katholischen Fürsten erlaubt schien die kirchenfeindliche Tendenz zu übersehen.

Rom protestierte gegen die „Allianz" und „man muß gestehen", schreibt sogar Tolstoy, „daß es, von seinem Standpunkt aus, nicht anders handeln konnte"[2]).

Kurz nach Publikation des „brüderlichen und christlichen" Bündnisses der Österreicher, Preußen und Russen erfolgte

1) Dmitry Tolstoy: Le Catholicisme Romain en Russie. 2. Bd. Paris 1864. S. 398.

2) Tolstoy: a. a. O. S. 399.



die Vertreibung der Jesuiten aus Petersburg (2. Jan. 1816). Sie wurden ein Opfer der ursprünglich anglikanischen, in Rußland interkonfessionell gewordenen Bibelgesellschaft, weil sie nach den Worten de Maistres „einige Russen bewegen wollten, die Religion der Österreicher anzunehmen“ 1). Das transcendentale Christentum einer auf dem Boden allgemeiner Toleranz stehenden Universalkirche mußte im praktischen Leben wertlos bleiben.

Die nach Geistesnahrung verlangende Zeit war der Bibelpropaganda günstig, wie sie sich die große Londoner Gesellschaft zum Ziel gesetzt. Die Anglikaner wußten ihre Netze auch im orthodoxen Rußland auszubreiten, den Kaiser und mit ihm weite Kreise zu gewinnen. Die hl. Schrift sollte in alle Sprachen des großen russischen Reichs übersetzt und möglichst vielen zugänglich gemacht werden. Der Jesuitengeneral verhielt sich gegen die Bibelgesellschaft ablehnend, obwohl vom Kultusministerium zum Beitritt aufgefordert. Er vermochte die kritiklose Verbreitung der hl. Schrift nicht gutzuheißen und zog sich deshalb den Haß der Bibelgesellschaft zu, die beim Kaiser auf Verbannung der für die Orthodoxie gefährlichen Jesuiten drang.

Die neue Strömung drohte sich jeder kirchlichen Autorität entgegenzustellen, huldigte dem Prinzip freier Schriftauslegung und neigte dem Protestantismus zu. Die zahlreichen in Rußland heimischen Sekten, das weit um sich greifende Freimaurertum hatten der deistisch-mystischen Philosophie des Westens den Boden bereitet. Die Schriften Böhmes, St. Martins, Swedenborgs, Jung Stillings fanden im Zarenreiche Eingang und wurden in zahlreichen Übersetzungen verbreitet. Bald erschienen in mystischem Geiste geschriebene Originaltraktate russischer Autoren. Mystisch-religiöse Zeitschriften wurden gegründet. Beschäftigung mit dem Überirdischen ward in der Petersburger Gesellschaft

---

1) Joseph de Maistre: Lettres et opuscules. 1. Bd. Paris 1861 S. 395.



Mode und der „zerknirschte Sünder“ zur typischen Gestalt. Die Aussichtslosigkeit erfolgreicher Arbeit für das öffentliche Wohl förderte eine Art fatalistischer Ergebung ins Unvermeidliche. Sie führte, wenn nicht zu skeptischem Zweifel an allem Guten, zu sozial-politischer Gleichgültigkeit und religiösem Quietismus.

Der katholische Graf de Maistre, sardinischer Gesandter am Hof zu Petersburg, bemerkt über die „Illuminaten“, wie man vielfach in Rußland solch mystisch-exaltierte Christen nannte: „Man darf nicht glauben, daß alles schlecht sei, was sie sagen und schreiben; im Gegenteil, sie haben manche recht gesunde Ideen und nähern sich uns auf zweierlei Art: Erstens vermag ihr eigener Klerus keinen geistigen Einfluß auf sie zu üben; sie verachten ihn uud deshalb hören sie nicht auf ihn. Unsern Priestern glauben sie auch nicht, doch begegnen sie ihnen ohne Verachtung. Sie gehen so weit zu gestehen, daß unser Klerus den ursprünglichen Geist reiner erhalten habe.

Da, zweitens, die katholischen Mystiker vieles bieten, was den Ideen der Illuminaten über innerliche Gottesverehrung ähnlich ist, so befassen sich diese voll Eifer mit jenen Autoren (se sont jetés tête baissée etc.). Sie lesen nur mehr St. Theresia, Franz von Sales, Fénelon, Mme. Guyon usw. Auf die Dauer wird es ihnen unmöglich sein, dem Einfluß solcher Schriften ganz zu widerstehen. Ein großer Feind der katholischen Religion hat kürzlich, wie ich hörte, gesagt: Das Ärgerlichste ist, daß all dies Illuminatentum im Katholizismus aufgehen wird.“[1])

Die Bewegung führte in der Tat zu verschiedenen Konversionen. „Es ist wahr“, sagt de Maistre, „daß die Jesuiten die geistige Strömung nutzbar zu machen suchten, gänzlich unwahr jedoch, daß sie sie geschaffen haben sollen.“[2])

Ein eigentümliches Bild bietet Caadaev — ein Freimaurer —, welcher in seinen „Lettres sur la philosophie

1) De Maistre: A. a. O. S. 392, 393.

2) A. a. O. S. 412.



de l'histoire" (1. Teil in russischer Übersetzung erschienen 1836) die Wiedergeburt des russischen Lebens in westeuropäisch-christlichem, speziell katholischem Geist[1]) verlangte, sich jedoch persönlich mit nur „platonischem Abfall zum Katholizismus" [2]) begnügte.

Kaiser Alexander selbst fühlte sich innerlich unbefriedigt. Bald begeisterte er sich für die Herrenhuter, dann betete er mit den Quäkern und stand in Paris — 1814 — unter dem Einfluß der pietistischen Schwärmerin Juliane Freifrau v. Krüdener. „Seine tastende Stellung zwischen den verschiedenen Konfessionen" [3]), sein Suchen nach religiösen Heilsmitteln ward nicht zuletzt durch das Bewußtsein der Mitschuld am Tod des Vaters veranlaßt. Die schwere Erinnerung scheint ihn nie verlassen zu haben. Man erzählt, Alexander sei auf dem Sterbebett katholisch geworden. Auch heißt es, der Kaiser habe sein ganzes Reich der Mutterkirche zuführen wollen. Derlei Gerüchte können jedoch vor der historischen Kritik nicht bestehen. Möglich, daß Alexander bei seinen Abdankungsplänen eine etwaige Konversion ins Auge faßte, wirklich übergetreten ist er nicht.

Kaiser Alexander hinterließ eine Welt brutaler Tatsachen[4]). Das Rußland des beginnenden 19. Jahrhunderts hätte eines Herrschers bedurft, der entschlossen sich den innern Angelegenheiten widmend, in kraftvoll ordnender Tätigkeit das Ziel seiner Arbeit geschaut. Durch seine geistigen Anlagen wurde Alexander in entgegengesetzte Richtung geführt[5]) und Rußland erscheint unter seiner Regierung als ein Staat, „der von einem liberalen Idealisten, durch einen harten und argwöhnischen Despotismus zu freiheitlichen Institutionen und humaner Lebensführung erzogen werden soll. Während aber ... (die geplanten) Reformen ... ins Stocken geraten und nicht über das Stadium immer neuer Entwürfe hinaus

1) Reinholdt: A. a. O. S. 627.
2) Brückner: A. a. O. S. 192.
3) Schiemann: A. a. O. S. 489. 4) Ebenda S. 507.
5) Ebenda S. 62.

gedeihen, bleiben die alten Schäden lebendig, neue treten hinzu, und das schließliche Ergebnis zeigt uns das Bild ratloser Verwirrung, völligen Mißregiments und kaum erträglichen despotischen Druckes."[1]) Ein schlimmes Erbe für kommende Generationen.

Was heute in Rußland gärt und es zum Herd der Umsturzpläne macht, bestand damals schon im Keime. Die Nation vermochte die Fülle des Fremden, widernatürlich Eingeimpften nicht innerlich zu verarbeiten. Die Gegensätze sind zu groß. Welche Wandlungen wird der Weltkrieg, die starke Betätigung nach außen schaffen? Was wird der Friede Rußlands innerem Leben bringen?

LV.

Wer gab die Veranlassung zum Sturze Montgelas'?

Von Anton Doeberl.

Am 2. Februar 1817 wurde Montgelas plötzlich entlassen. „Der König Max I. war am Tage zuvor vom Besuche seiner Tochter Charlotte, die sich am 10. November 1816 mit Kaiser Franz I. von Österreich vermählt hatte, aus Wien zurückgekehrt und wollte seinem ersten Minister, der erst vor kurzem von einer längeren Krankheit genesen war, einen Besuch abstatten. In letzter Stunde sagte er den Besuch ab und unterzeichnete die Entlassung des Ministers."[2])

Wer gab die Veranlassung zum Sturze Montgelas'? Man hat auf die Kaiserin hingewiesen, deren Hofprediger Job in Verbindung mit den bayerischen Konföderierten stand. Gewiß „ist die Vermutung nicht abzuweisen, daß die eifrig katholische Kaiserin auf ihren Vater während dessen Wiener Aufenthalts im Sinne Zirkels und der Konföderierten ein-

1) Siehe Schiemann: A. a. O. S. 353.

2) M. Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns, Bd. II, S. 472.



gewirkt und den Sturz des Ministers vorbereitet hat." Aber ein entscheidender Einfluß darf dieser Einwirkung, über deren Tatsache und Weise wir eigentlich gar nichts Sicheres wissen, wohl nicht eingeräumt werden, schon deshalb nicht, weil der König nach seiner Rückkehr von Wien nicht sofort entschlossen war, den Minister zu entlassen, ihm im Gegenteil einen Besuch abstatten wollte. Der letzte und entscheidende Ansturm gegen das Ministerium Montgelas, der unmittelbare Anlaß zu dem Sturze des Ministers muß in München erfolgt sein. Mit Recht hat darum schon die bisherige Geschichtsforschung auf den Kronprinzen Ludwig hingewiesen[1]). Die Tatsache, daß der Kronprinz den unmittelbaren Anlaß zum Sturze Montgelas gab, wird durch ein bisher unveröffentlichtes Schreiben Königs Ludwigs I. an den Minister Karl von Abel vom 14. Januar 1840 sicher erwiesen, zugleich aber auch der tiefere Grund beleuchtet, weshalb der Kronprinz zum Gegner Montgelas' wurde.

Zum Verständnis des allerhöchsten Signates vom 14. Januar 1840 muß ich zunächst folgendes vorausschicken:

Graf Montgelas war am 14. Juni 1838 gestorben. Nun wollte die Kammer der Reichsräte in ihrer Dankadresse auf die Thronrede des Königs vom 8. Januar 1840 u. a. auch des früheren 2. Präsidenten der I. Kammer, des Schöpfers des modernen Staates in Bayern, des Grafen Montgelas', gedenken. Der König, bis zum Lebensabend des Exministers sein entschiedener Gegner, erfuhr irgendwie von dem Vorhaben der Kammer der Reichsräte. Sofort suchte er dieser Absicht zu begegnen und gab dem Minister Abel Weisung und Auftrag, dahin zu wirken, daß eine Erwähnung Montgelas' und seines Lebenswerkes unterbleibe. In dem Signat, das die Weisung des Königs enthält, bestätigt nun er selbst die schon bisher vertretene Ansicht über die Person und die Motive, welche für die Entlassung Montgelas' am 2. Februar 1817 entscheidend gewesen.

1) Heigel, Ludwig I., S. 70.



Das königliche Signat lautet:

An den Minister des Innern.

„Es wäre mir sehr unangenehm, wenn vom Grafen Montgelas in der Dankadresse (gewiß ungeeigneter Ort) lobende Erwähnung geschähe, den mein Vater auf meine Vorstellungen vom Ministerium entfernte, dessen Grundsätze meinen entgegengesetzt, als den Vertreter des unteutschen Systems. Nicht die Wahl des Reichsrates hat ihn zum II. Präsidenten gemacht, denn er wurde gewählt, aber der König ernannte ihn, der nicht an Stimmenmehrheit gebunden. Statt versöhnender Rede würde eine Stelle nur aufs neue verletzen.[1]) Der Schluß, Apologie auf 1837, kann mir nur mißfallen, am besten schweigen, es bewirkt außerdem nur eine mißerfreuliche Antwort von mir; dieses präge unmittelbar und mittelbar unverweilt vor der Sitzung Minister von Abel ein.

Graf Pappenheim, der teutsche Pappenheim, ist aufmerksam zu machen, daß er nicht nur nicht in Widerspruch mit sich selbst in Montgelas' Lob stimmen werde, sondern auch sich bemühen werde, Andere von dieser den Reichsrat in ein sonderbares Licht stellenden Lobeserhebung abzuhalten."

Die Frage, wer den unmittelbaren Anlaß zum Sturze Montgelas' gegeben, ist mit diesem Signat außer Diskussion gestellt, ebenso was der tiefste Grund der Gegnerschaft des Kronprinzen zum Minister gewesen.

Gewiß waren auch persönliche Gründe für die Stellung des Kronprinzen gegenüber dem Minister maßgebend. „Der Kronprinz klagte, daß sich der Minister zwischen Vater und Sohn stelle." Vielleicht aber noch mehr als die verletzte Liebe des Sohnes war es die gekränkte Würde des Thronerben, die sich gegen das System Montgelas' aufbäumte. Man muß sich das Charakterbild des späteren Königs vergegenwärtigen, sein königliches Bewußtsein und seine königliche Selbstherrlichkeit, die Stimmung eines Herrschers, der einmal in kritischen Tagen seinen Ministern zu bedenken gab: „die Minister sollen sich erinnern, daß ich ihr Herr und König

1) Der König denkt offenbar an die Vorgänge auf dem Landtag 1837 in beiden Kammern.



bin" —, um in der Seele des Thronerben lesen zu können: er ertrug es mit Unmut, soviel Macht in die Hände des dirigierenden Ministers gelegt zu sehen, und begreiflicherweise — auch in anderen deutschen Bundesstaaten hat man eine ähnliche Entwicklung verfolgen können — regte sich in ihm der Gegensatz des Thronerben gegen den allgewaltigen Diener seines Vaters.

Dazu kamen noch kirchliche Gründe. Der Kronprinz „verurteilte einen guten Teil der bisherigen inneren Politik, namentlich verlangte er für die katholische Kirche ein größeres Maß von Bewegungsfreiheit". Dem vom Geiste der Romantik ergriffenen und religiös veranlagten Kronprinzen stellte sich die Ära der Aufklärung dar als „Jahre der Finsternis, die für Licht den Wahn ausgab"[1]. Er stieß sich an manchen Übertreibungen der Aufklärung und wurde so namentlich durch den Einfluß seines Religionslehrers Sambuga, später durch die Vorlesungen des edlen Sailer, dann wohl auch durch den Verkehr mit dem Weihbischof Zirkel, nicht zuletzt durch Schriften, wie Kornmanns Sibillen, zum Gegner der Aufklärung, und insbesondere dessen, der in einem gewissen Sinne ihr zum Sieg in Bayern verholfen.

Aber der tiefste Grund der Gegnerschaft zwischen dem Kronprinzen und Montgelas war, wie es in dem erwähnten Signate heißt, „das undeutsche System" des Ministers. Die echt deutsche Gesinnung des Kronprinzen und späteren Königs bedarf keines weiteren Beweises: „Der Kronprinz hat sein deutsch-patriotisches Wesen erprobt in jenen Tagen, wo ein ganz besonderer Mut dazu gehörte, deutschen Sinn und deutsche Freiheit zu bekunden, in der Rheinbundszeit; der König hat deutsche Gesinnung auch da bewiesen, wo die konfessionellen Kämpfe infolge des Kölner Ereignisses einen gewissen Gegensatz, eine scharfe Mainlinie zwischen dem katholischen Bayern und dem protestantischen Norden aufzurichten

1) König Ludwig an Bischof Sailer. Vgl. Brühl, Joh. M. Sailer S. XLVIII.

drohten."[1]) Zu allen Zeiten gut deutsch gesinnt, wurde Ludwig Gegner der Frankreich freundlichen Politik Montgelas'. Dieser Gegensatz aber wurde mit dem Anschluß Bayerns an die Verbündeten im Rieder Vertrag vom 8. Oktober 1813 noch keineswegs ganz behoben. Der Verwirklichung des deutschen Gedankens auf dem Wiener Kongreß bereitete Montgelas' Politik große Schwierigkeiten, da er sich zu keiner Beschränkung der bayerischen Souveränitätsrechte verstehen wollte. „Über das Regierungsniveau erhob sich Kronprinz Ludwig. Allerdings trägt auch sein Entwurf, worin er die Gestaltung des neuen Deutschen Reiches entwickelt, bezeichnender Weise die Überschrift „Deutscher Bund, nicht Reich!" Auch sein Programm kennt weder eine wirtschaftliche noch rechtliche Einheit. Immerhin war es eine Tat, daß Kronprinz Ludwig schon im September 1814 für vollständigen Verzicht Bayerns auf eine selbständige auswärtige Politik sprach und damit für eine Beschränkung der Souveränitätsrechte. Aber der Kronprinz war wieder ohne Einfluß auf die Regierung." So mußte der Gegensatz zwischen dem Kronprinzen und dem Minister gerade in einer patriotisch so bewegten Zeit, wie es die Tage nach den Befreiungskriegen waren, sich noch mehr verschärfen und aus diesem Gegensatz heraus entstand in dem Kronprinzen der feste Wille, den Sturz dessen zu betreiben, der ihm der Vertreter des „undeutschen Systems" war. Der Plan gelang, nachdem in Wien die Sache vorbereitet war.

1) Nur eine bisher unveröffentlichte Weisung König Ludwig I. an den Minister Karl von Abel, die Förderung deutschen Geistes durch Zeitungen betreffend, sei hier wiedergegeben: „Neapel, 5. März 1839. Mein werter Minister des Innern. Sie wissen, überflüssig wäre die Wiederholung davon, wie sehr mir gefällt, daß im katholischen Sinne für das Recht unserer Kirche die Münchener politische Zeitung sich ausspricht und das bestimmt, aber auch im Teutschen Sinn entschieden soll sie sich's . . . Görres, der rühmliche Kämpfer in den Jahren 1814 und 1815 für Teutschheit, sollte auch fortwährend sein kräftiges Wort dafür führen unter einem Könige, der heiligachtend die Rechte seiner protestantischen Untertanen entschieden katholischer und teutscher Richtung ist. Der sehr viel auf Sie haltende Ludwig."

LVI.

Der „Wirtschaftskrieg" und die Pariser Konferenz.

„Chaque degré de bonne fortune qui nous élève dans le monde, nous éloigne de la vérité." Für diesen Ausspruch Pascals, soviel Leser und Freunde dieser auch in unserem Vaterland hat, zeigte man wenig Verständnis, und es ist fraglich, ob die eindringliche Lehre dieses Weltkrieges eine Änderung in den Lebensanschauungen bewirkt, welche die materiellen Interessen an den ersten Platz gestellt haben.

Nach diesem Krieg soll der wirtschaftliche Krieg beginnen; die Franzosen sagen: „l'autre guerre", „der andere Krieg". Wer heutzutage Gelegenheit findet, die Masse der politischen, volkswirtschaftlichen, finanzpolitischen Literatur in den kriegführenden Ländern zu verfolgen, der mag anfangs erstaunen, wenn er sieht, wie über diesen Hügeln, nein, Bergen frischer Leichen, über den blutgetränkten Feldern kein Ruf so beständig und so laut erklingt wie das Verlangen nach dem Erwerb großer wirtschaftlicher Vorteile. Es ist, als ob dieser Krieg in seinen Wurzeln und in seinen Zielen ein Kampf um Absatzgebiete für die Industrie, um Operationsfelder für die Finanzleute aller Nationen sei. Das ist natürlich ein Irrtum, denn die ethischen Werte überwiegen bei Beurteilung dieses Krieges. Das deutsche Volk und seine Führer würden niemals das Schwergewicht auf die Schätzung der materiellen Güter legen, die erst nach dem Ausgang des Krieges in Betracht kommen wird. Wir sind auch nicht der Meinung, daß das Volk in Frankreich, England, Italien und Rußland den Siegespreis in materiellen Errungenschaften sehen würde; in weltbewegenden Fragen pflegt der Blick der Völker klar zu sein.

Wie dem sei, die Feinde Deutschlands haben das Verlangen erhoben, daß Deutschland nicht nur militärisch und politisch, sondern und vor allem wirtschaftlich zerstört werden



soll. Diese Tonart erklingt schon lange und das Verfahren Englands gegenüber dem Völkerrecht bezüglich der Zufuhren nach Deutschland und selbst nach den neutralen Ländern hat längst bewiesen, daß der Krieg auch wirtschaftlich geführt werden soll. Das kam jedoch niemand überraschend, der die Seepolitik Englands kennt. Die Schrift Mahan's, der auf diese Dinge vorbereitet hat, ist ja vor Jahren durch das Reichsmarineamt in ganz Deutschland bekannt gemacht worden. Von Kriegsmaßregeln bis zu einem Zerstörungsprogramm, das vornehmlich im Frieden gelten soll, ist jedoch ein weiter Schritt. Dieser Schritt ist inzwischen erfolgt: die Ententemächte haben für Ende April eine Konferenz in Paris anberaumt, wo der Ausschluß Deutschlands und Österreich-Ungarns von den Ministern, Diplomaten und deren Handels- und Finanzberatern gründlich erwogen, besprochen und beschlossen werden soll.

Man sagt sich zunächst, daß ein solches Programm den Sieg der Ententemächte zur Voraussetzung haben müsse, denn das siegreiche Deutschland und Österreich-Ungarn würden solche Fesseln wie Zwirnfäden zerreißen. Da die Zustände an den Fronten den Feinden keineswegs günstig sind — was sie wissen müssen —, so kann man die Anberaumung einer solchen Konferenz mit einem solchen Programm nur entweder als eine dilatorische Behandlung von unter den Ententemächten vorhandenen Differenzen oder als in der Absicht erfolgt, ihren verzagenden Völkern neues Vertrauen einzuflößen, ansehen. Man hat die Wahl.

Ursprünglich hieß es, die Konferenz solle im Anschlusse an die militärisch-politische Konferenz der Generale und Minister, die Ende März in Paris getagt hat, stattfinden. Sie ist auf den Wunsch Italiens, dessen Regierung sich dabei von dem ehemaligen Finanzminister Luzatti beraten läßt, auf die Tage vom 24. bis 27. April verschoben worden. Italien hat Bedenken, ebenso Rußland, und schließlich scheint es, als ob auch England sich bei diesen ausschweifenden Projekten nicht ganz sicher fühle. Es ist aus London ge-



meldet worden, daß der Handelsminister Runciman der Konferenz nicht beiwohnen könne; eine andere Nachricht deutet an, die Konferenz könne nochmals vertagt werden.

Wie dem auch sein mag, und selbst, wenn die Konferenz nicht zustande käme, erfordern die zu Tage getretenen Absichten der Ententemächte eine Würdigung. Die Vorschläge zu diesem „wirtschaftlichen Krieg" nach diesem Krieg gehen von beachtenswerter Seite aus, und wenn man auch meinen kann, daß die feindlichen Staatsmänner — zu gut unterrichtet, um an den Erfolg zu glauben — mit der Konferenz und ihrem Programm vornehmlich die Absicht verfolgen, die Geister zu beschäftigen, so bleibt doch der Umstand zu beachten, daß Volkswirtschaftler und Publizisten, die einen Namen haben, und ein großer, beinahe der größte Teil der Presse dafür eintreten. Das „Journal des Economistes" in Paris (früher von de Molinari, seit dessen Tod von Yves Guyot geleitet), macht der Konferenz die folgenden Vorschläge:

1. Errichtung einer Zollunion zwischen den Ententemächten.

2. Maßregeln zur Verhinderung der Einfuhr von deutschen Waren in den Ententeländern.

3. Feststellung der Kriegsschäden in den Ententeländern.

4. Herabsetzung der Post-, Telegramm- und Telephongebühren in und zwischen den Ententeländern.

5. Transport- (Eisenbahn-) Konventionen und besondere Tarifverträge zwischen den Ententeländern.

6. Ein gemeinsames Patentbureau.

7. Die Kolonien der Ententeländer sollen zu einer Art Handelsunion verbunden werden.

8. Die Aktiengesellschaften in den Ententeländern sollen internationalisiert werden.

9. Verminderung des Metallumlaufs:
   a) durch ein Internationales Clearing-House (für die Union),
   b) Ausdehnung des Post-Scheckverkehrs (in der Union).

10. Maßregeln gegen falsche Angaben in den Fakturen. Dadurch soll die indirekte Einfuhr deutscher Waren verhindert werden.

11. Internationale Bankerottgesetzgebung.



12. Regelung der Gesetzgebung und der Praxis für den Fall, daß Aktien (auf den Inhaber lautend) verloren gehen.

Es wird ferner vorgeschlagen, daß die Teilnehmer der Konferenz sich über die Handelspolitik, die fortan befolgt werden soll, verständigen und in Bezug darauf übereinstimmende Grundsätze annehmen.

Einfacher stellt sich das Programm dar, welches Edmond Théry, ein Anwalt der Hochfinanz in Paris und London und Leiter des „Economiste Européen“, vorträgt: Der innere Markt der Ententemächte soll den Einfuhren aus Deutschland verschlossen werden; den neutralen Ländern werden von den zu einer Art von Zollunion zusammengetretenen Ententeländern Vorzugszölle gewährt; die Ententeländer treffen alle Maßnahmen, um sich rechtzeitig Ersatz für das zu schaffen, was sie früher aus Deutschland eingeführt haben. Vor allem empfiehlt Théry einen dreifachen Zolltarif: zunächst den Uniontarif zum Schutz der eigenen Märkte gegen deutsche Einfuhren, sodann einen „Freundschaftsvertrag“ mit den „guten“ Neutralen, welche sich bereit erklären, den Uniontarif gegen Deutschland anzuwenden, und einen Tarif für Neutrale, die sich der Zollpolitik der Union nicht anschließen wollen.

Das Ausschweifende in diesen Vorschlägen, um von anderen ähnlicher Art zu schweigen, ist natürlich für jeden, welcher die hier in Betracht kommenden Gebiete kennt, handgreiflich. Es erklärt sich aber durch die Taktik, mehr zu fordern, als man zu erhalten hofft, und durch jene Erscheinung, die man als Kriegspsychose bezeichnet hat. In allen feindlichen Ländern sind mächtige, einflußreiche Kreise dabei, die Völker zu verhetzen und den Haß auf das wirtschaftliche Gebiet zu übertragen. Die vor dem Krieg dazu vorhandenen Keime und Saaten sind hoch in die Halme geschossen. Besonders in Frankreich ist eine bis in Einzelheiten sich erstreckende Organisation zur Befeindung von allem, was nach deutschem Gewerbe und Handel aussieht, entstanden. Es gibt „Museen“, wo deutsche Waren ausgestellt sind, —

damit das Publikum sich vor dem Ankauf hüten kann. Es haben sich Ligen gebildet, die Erkennungsmarken und andere Abzeichen ausgeben. Angesehene Männer beteiligen sich an dieser Bewegung, die schließlich doch als totgeborenes Kind erkannt werden wird. Wie weit sind wir doch entfernt von den Tagen des „deutsch-französischen Wirtschaftskomitees", das sich die Förderung der deutsch-französischen Handelsbeziehungen zur Aufgabe gesetzt hatte. An seiner Spitze standen der frühere Arbeitsminister Pierre Baudin, dem ein anderer angesehener Politiker, René Millet, folgte. Seit dem Jahre 1913 wurde dieser im Vorsitz des Komitees von Maurice Ajam abgelöst, der, nach einer Fahrt durch Deutschland, eine Schrift über „das deutsch-französische Wirtschaftsproblem" veröffentlichte, die damals viel Beachtung fand. Heute bringt Baudin es fertig, Sätze zu schreiben, wie der folgende: „Jeder Deutsche in Frankreich ist ein Spion." Ohne Zweifel spielt dabei ein Augurenlächeln um seinen Mund. König Albert von Belgien ist Vorsitzender des „Wirtschaftsvereins für den Handel unter den Verbündeten" („Union Economique").

Am eifrigsten bei der Förderung dieser Projekte zeigen sich die französischen Volkswirte und Politiker. Da sie, angesichts des Rückstandes der französischen Produktion, ein geringeres Interesse au der Verwirklichung des Planes haben als England, so scheint es, daß sie in der Hauptsache aus politischen Gründen, sehr oft sogar ex impetu reden. Weit vorsichtiger ist England. Zwar hat der australische Vertreter Hughes in einer von der englischen Presse (mit Ausnahme von „Economist" und „Daily Chronicle") maßlos gelobten Rede den Ausschluß Deutschlands aus der wirtschaftlichen Gemeinschaft der Welt gefordert, aber wer glaubt, daß er daran glaubt? Die wirklichen Ursachen solcher Reden im Munde sonst kühlwägender Politiker liegen im Dunkeln.

Immerhin haben sich die englischen Handelskammern für ein Vorgehen ausgesprochen, das sich ungefähr auf der Linie der erwähnten Konferenzvorschläge bewegt. Vor allem haben die Handelskammern sich im Prinzip für den Schutz-



zoll ausgesprochen, darunter die Hochburg des Freihandels, die Kammer von Manchester. Ihr Präsident allein von allen Mitgliedern blieb der alten manchesterlichen Fahne treu und trat vom Amte zurück.

Man kann gewiß sein, daß „nichts so heiß gegessen wie gekocht wird“. Es wäre jedoch verkehrt, wenn man die Symptome übersehen wollte. Gewiß ist vom Beginn an, daß England in Frankreich, Italien, Rußland keinen Ersatz für seinen Handel mit Deutschland finden würde. Das weiß man in England ganz gut. Aber gerade deshalb muß geschlossen werden, daß mächtige Kräfte am Werk sind, um der Handelspolitik neue Richtungen zu geben. Heute sind es weniger als früher die allgemeinen Interessen, die entscheiden. Seit der mächtigen Entwicklung der Gruppeninteressen liegt das Entscheidende vielfach bei diesen. In Rußland steht man den Konferenzabsichten mit gemischten Gefühlen gegenüber. Man würde sehr gern die Hand bieten, die französische Einfuhr zu steigern und in die russische Industrie französische und englische Interessen zu bringen, mehr noch als seither, aber es ist dem ernsten Teile der russischen Volkswirte unmöglich sich blind gegen die Tatsache zu stellen, daß Rußland auf die Einfuhr aus Deutschland nicht verzichten kann und ebenso wenig auf Deutschland als Abnehmer seiner Landwirtschaft. Italien vollends steht dem Konferenzplan mit Zurückhaltung gegenüber. Auf den Vorschlag Luzatti's ist die Konferenz zunächst verschoben worden. Wenn das Kriegsbündnis und das Vorgehen der französischen und englischen Finanz, die an der wirtschaftlichen „Annexion“ der italienischen Bank- und Industriewelt arbeitet, nicht wären, so würden die italienischen Volkswirte sich nicht auf den Konferenzplan einlassen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine derartige Konferenz andere Erfolge als solche von höchst ephemerer Art haben wird. Sie stellt jedoch vorläufig einen „Einigungspunkt“ zwischen den Ländern der Entente dar, deren Ziele oft weit auseinandergehen.

LVII.

Alte Romantik und moderne Mystik (Maeterlinck).

Von Dr. August Volpers, Cöln.

Nur noch wenige Monate und es sind zwei Jahre verstrichen, seitdem der frevelhafte Übermut unserer Gegner uns zu den Waffen rief. Je mehr wir uns in den Dauerzustand des Krieges hineinleben und von der ursprünglichen Hochspannung einbüßen, je mehr der Lauf der kriegerischen Operationen uns die Berechtigung gibt, an einen glücklichen Ausgang des Krieges zu glauben, umsomehr fühlen wir das Bedürfnis, uns über die geistigen Mächte klar zu werden, die sich in diesem furchtbaren Weltkriege auswirken. Von Anfang an trat uns ja der Krieg als ein Lehrer entgegen, der seinen Lehrstoff mit unerbittlicher Eindringlichkeit uns vorzutragen weiß. Er lehrte uns, daß all das Gewaltige, das wir heute in tausendfacher Differenzierung erleben, von geistigen Potenzen getragen wird, daß von allen Wundern der Technik und der Naturwissenschaften, die wir in ihren hervorragenden Verdiensten gewiß nicht schmälern wollen, das rein Geistige, das innerlich Errungene und Gedachte bestehen bleibt. Auch lehrte er uns, daß häßliche Widerwärtigkeiten, von denen wir hörten, Entrüstungsrufe auf seiten unserer Gegner, wenn sie alte Revancheideen als Kulturideale ausgeben, der Ausfluß geistig-sittlicher Mächte sind und daß wir dabei immer zuletzt auf einen Unterschied im Empfinden der Völker stoßen, weil das, was wir im allge-



meinen unter Kultur verstehen, nichts anderes ist als das Erzeugnis aus dem Leben, dem Denken, Fühlen und Wollen des einzelnen. Wir mögen in dem alten Ruf der französischen Revolution auch heute vielleicht noch die treibenden Kräfte erblicken, die diesen Krieg verschuldet haben. Germanischem Empfinden ist die Gleichung nicht dieselbe. Für uns Deutsche gibt es keine Freiheit ohne Autorität und Verantwortung, keine Gleichheit ohne die Pflicht, einem jeden das Seine zu geben, keine Brüderlichkeit im weiten Sinne ohne jene Liebe zur Heimat, die uns in einem gewaltigen Kampfe gegen die halbe Welt nicht verzagen läßt.

Wohl nirgends werden wir diesen Unterschied im Empfinden der Völker besser feststellen können als in der Literatur der eben vergangenen Jahre, selbst da, wo deutsche Denk- und Gefühlsweise in die ausländische Literatur sich Eingang verschaffen wollte. Wie immer wir die geistigen Strömungen vor dem Kriege bezeichnen wollen; Religion und Kunst, Wissenschaft und Literatur hatten einen Charakter angenommen, der von der Natur weg zu einer Verinnerlichung des geistigen Lebens führte, und durchweg war diese Verinnerlichung eine Nachwirkung der alten deutschen Romantik — nicht nur bei uns in Deutschland. Auf den Zusammenhang der neueren französischen und alten deutschen Romantik hat bereits 1886 Théodore de Wyzéwa hingewiesen, desgleichen Brunetière und Thorel. Vor allem aber war es Maurice Maeterlinck, der sich eingehend mit dem Studium der deutschen Romantiker beschäftigte, der sich mit Stolz zur großen germanischen Völkerfamilie zählte, sich begeisterte an den Werken unserer großen Dichter und der nicht etwa in Paris, sondern in Berlin zu seiner internationalen Berühmtheit kam. Wir wissen, daß dieser belgische Dichter bei uns in Deutschland deshalb große Verehrung genoß, und mit dem Bedauern, daß gerade er sich zu Beginn des Krieges zu den bekannten Schmähreden auf Deutschland und sein Volk hinreißen ließ, haben wir ihm geantwortet, daß das Beste an ihm den Germanen gehöre. Obwohl die franzö-

sische Seele in ihm sich stärker erwiesen hat als das germanische Element, so ist er doch in den Grundlagen seiner Weltanschauung ganz und gar von der deutschen Romantik beeinflußt worden. Ein Dichter und Philosoph, der wie sein unglückliches Volk leider allzu sehr in die Abhängigkeit von der französischen Kultur geraten ist, hat er sich wie kaum ein anderer seinesgleichen die Mystik der deutschen Romantiker zu eigen gemacht, eben jener Männer, die vor 100 Jahren die Herolde des neuerwachten nationalen Gedankens waren.

I.

Das Wort „Romantik“ hat noch immer seinen eigenen Tonfall, seinen unfaßbaren, etwas einschmeichelnden und auch wieder etwas verdächtigen Klang. Rein rationalistisch angelegten Köpfen, nüchternen Zeitepochen, deren Streben nach Hebung materiellen Wohllebens geht, wird immer das Organ für das tiefere Verständnis einer solchen Lebenskunst abgehen. Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts beweisen das genugsam, ebenso die zagende Zurückhaltung der exakten Wissenschaft gegenüber dem Problem der Romantik, in deren tieferes Wesen, so darf man wohl sagen, mehr divinatorisch veranlagte Geister und mehr Frauen am besten einführen. Gerade in unseren Tagen kommt man immer mehr darauf zurück, die Beziehungen zu verfolgen und klarzustellen, die Fäden bloßzulegen zwischen den verwandten Epochen, wo die Seele, wo die völkische Gemütsanlage wirkender Kulturfaktor war. Doch so gewiß es ist, daß das Interesse an der Romantik wieder wach und im Wachsen begriffen ist, so wahr ist es auch, daß die geistige Bewegung unserer Tage sich in mehr als einem Punkte von der Romantik entfernt und in die Abhängigkeit völlig veränderter Lebensbedingungen geraten ist, wie sie die Entwicklung der neuzeitlichen Kultur eben mit sich gebracht hat. Nicht nur, daß wir von der Einheitlichkeit früherer Kulturen kaum sprechen können: die Mechanisierung des Lebens, seine tausendfältige Differenzierung im Denken und Fühlen hat einen solchen



Niederschlag in der Kunst schlechthin bewirkt, daß es scheint, als sei alles Sichere und Feste, als seien alle künstlerischen Normen und Gesetze ins Schwanken geraten. So haben die Variationen des täglichen Lebens auch in dieser Beziehung dem modernen Menschen Verbindungsmöglichkeiten an die Hand gegeben, die es demselben Künstler gestatten, daß er ein romantisches Drama neben ein naturalistisches stellt und in einem dritten einen starken Anlauf zur klassizistischen Formeinheit nimmt. Trotzdem aber wird man daran festhalten müssen, daß das Inhaltliche in der Bedeutung des Seelischen die Hauptbetonung hat und in dem, was wir Romantik im weitesten Sinne nennen, seinen reinsten Ausdruck findet.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß man sich bei der Frage nach dem Wesen der Romantik in Schlagwörtern und Definitionen aller Art fast erschöpfte. Man übersah, daß in der Romantik alle geistigen Kräfte ihre Anregung und Betätigung finden — freilich nur unter einem bestimmten Gesichtspunkte, dem des Gefühls. Darin nun gleicht die Mystik unserer Tage der alten Romantik: daß beide das Ich zum Ausgangspunkte ihres Weltbildes machen. Beide gehen von der grundsätzlichen Erkenntnis aus, daß der Geist nur zu seinesgleichen spricht, daß wir nur das erkennen können, was sich selbst kennt. Darum ist das Weltproblem bedingt durch das Problem des Geistes, das Ichproblem. Die Natur erkennen wir nur im Lichte des Bewußtseins. Also ist Naturerkenntnis ähnlich, wie Hegel sagte, nichts weiter als eine fortschreitende Selbsterkenntnis des Menschengeistes. Eben darum ist es nicht Zufall oder Willkür, wenn jede Romantik ihr Augenmerk der Erforschung des Seelenlebens zugewandt und sich in ihrem Bemühen bis hart an die Grenze des Vernunftgemäßen gewagt hat.

Was will die romantische Psychologie? Sie will den Inhalt der Seele ordnen und erklären und keineswegs, wie die sogenannte wissenschaftliche Psychologie, nur die Gesetze kennen lernen, nach denen sich der Ablauf der geistigen Vorgänge vollzieht. Nicht die Formen, in denen sich die Seele

bewegt, die Seele selbst will sie erforschen. Darum nennt sie Novalis „Realpsychologie“ und Maeterlinck „allgemeinmenschliche“ oder „praktische Psychologie“. Gewiß zieht auch die romantische Psychologie die Formen in den Kreis ihrer Betrachtung, jedoch nur als Mittel, nicht als Zweck. Sie sieht ihre Bedeutung vielmehr darin, den ganzen Umfang des seelischen Lebens kennen zu lernen, und sie meint vor allem damit jenes Seelische, das den geistigen Vorgängen zugrunde liegt, das wir zwar nicht als äußere Erscheinung messen können, das wir aber nichtsdestoweniger anerkennen und als das Tiefste in unserer Seele erleben. Auch für die romantische Psychologie ist das Cogito, ergo sum Ausgangspunkt aller Forschung. Aber sie hält es für falsch, wenn der Begriff des Cogito nur die bewußten seelischen Vorgänge umfaßt. Im Unbewußten sieht sie einen ebenso wichtigen, wenn nicht noch wichtigeren Bestandteil des Gesamtbewußtseins, dem dieselbe Realität zukommt, wie den bewußten Erscheinungen. Mit dem Philosophen des Unbewußten nimmt sie eine Identität von Sein und Denken an, jedoch so, daß sie in den Begriff des Bewußtseins den des Unbewußten hineinzieht. Damit fällt auch die Identität von Seele und Geist. Wie die Romantik, so macht auch die Mystik unserer Tage einen strengen Unterschied zwischen Geist und Seele. Beide: unbewußte Seele und bewußter Geist, dürfen nicht verwechselt werden. Denn „der Geist“, sagt Novalis, „entsteht aus der Seele. Seine Figur oder sein Charakter, sein Temperament und seine Konstitution sind Funktionen der ersten Anlage, der Geisterwelt und der Seelenbeschaffenheit.“ Und Maeterlinck sagt: „Der gegen sich selbst gekehrte Geist ist nur eine Lokalberühmtheit, die den Fremden lächeln macht. Es gibt noch etwas anderes als den Geist: auch ist er es nicht, der uns mit dem Weltall verbindet. Es ist an der Zeit, daß man ihn und die Seele nicht mehr verwechsle.“ Doch weiterhin findet die praktische Psychologie keineswegs ihr Genüge, das Unbewußte aufzufinden, indem sie aus den geistigen Vorgängen auf unbewußtes Seelenleben

schließt; ihr tiefstes und letztes Streben ist vielmehr, das Unbewußte selbst zu erklären. Das ist die vornehmste Aufgabe der Mystik, die die Weisesten aller Zeiten zu lösen suchten. Denn diese kümmern sich nur um unser unbewußtes Bewußtsein, „weil es im Begriff steht, göttlich zu werden. Dieses transzendentale Bewußtsein zu mehren, scheint mir höchster Wunsch der Menschen gewesen zu sein." So ringt die Mystik mit dem Reichtum der seelischen Phänomene, deren Rätselhaftigkeit sie begründet sieht in der schwierigen Fassung ihrer inneren einheitlichen Zusammenhänge. Immer aber stößt sie an eine letzte Einheit, die sie bald so, bald anders deutet. Es ist nicht schwierig, in dieser Richtung die Systeme der großen Idealisten zu finden, vor allem aber den Bau der Philosophie Schopenhauers, der wie Novalis im Willen das eigentliche Element der seelischen Vorgänge erblickte. Die Schwierigkeit seiner Arbeit, die freilich mehr seinen persönlichen Wünschen als der Wirklichkeit entgegenkam, legt der Romantiker einmal klagend mit den Worten nieder: „Die sogenannte Psychologie gehört zu den Larven, die die Stellen im Heiligtume eingenommen haben, wo echte Götterbilder stehen sollten. Wie wenig hat man noch die Psychologie für das Gemüt und das Gemüt für die Außenwelt benutzt. Verstand, Phantasie, Vernunft, das sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Übergängen kein Wort. Keinem fiele es ein, noch neue, ungeahnte Kräfte aufzuspüren. Wer weiß, welche wunderbaren Vereinigungen, welche wunderbaren Generationen uns noch bevorstehen." Und Maeterlinck schließt sich an: „Es handelt sich mit einem Worte darum, was uns eine transzendentale Psychologie offenbaren müßte, die sich mit den unmittelbaren Beziehungen von Seele zu Seele sowie mit der Sensibilität und der außerordentlichen Gegenwart unserer Seele befaßt."

Die Auffassung von der Seele und ihren Funktionen gibt der Psychologie ihre Bedeutung und verbürgt erkenntnistheoretisch die Stellung des Menschen zu sich selbst und der



Außenwelt. Der hohen Bewertung des Unbewußten als eines ergänzenden Bestandteiles des Bewußtseins entspricht natürlich auch die Wahl des Erkenntnisorganes: das Gefühl ist der Ausgangspunkt aller Romantik, sei es in seiner primären Form contra Verstand, sei es in seiner ausschließlichen Bewertung. Geschichtlich betrachtet erscheint uns die frohe Anerkennung des Gefühlsvermögens vor allem nach den Zeiten der Aufklärung und des Naturalismus als der energische Protest gegen die gewagte und doch engherzige Überschätzung des Verstandes. Damit war natürlich die Gefahr eines Gefühlstaumels verbunden, der der Romantik jene Mißachtung einbrachte, die erst in unseren Tagen ihre Berichtigung finden sollte. Denn um es von vornherein zu betonen: die Bewertung des Gefühls ist zugleich der Wertmesser für die Romantik selbst.

Der Romantik, wenigstens in ihren gesunden Formen, ist es bitter ernst gewesen um ihr Streben nach objektiven Erkenntnissen. Auf das Unbewußte können und wollen sie nicht verzichten, und eben darum mußten sie auch dem Gefühl eine solche Bedeutung beimessen. Doch neben dem Gefühl sehen sie die Kräfte des Verstandes für ebenso notwenig an. Ja, erst die Verbindung von Gefühl und Verstand gibt ihnen die Garantie höchster Erkenntnis. Darum ist Friedrich Schlegel in höherem Maße spekulativer Philosoph, weil er durch diese Verbindung von Gefühl und Verstand seine Erkenntnisse gewissermaßen in das Licht der ewigen Wahrheiten rücken will. Hieraus folgert, daß es sich in diesem Gefühl nicht um den Träger individueller Erlebnisse handeln kann. Und das ist es, was die Romantik über Rousseau hinausführt. Mit der Bewertung des Gefühls als des Trägers individueller Vorgänge gipfelt Rousseaus Lehre in der völligen Verneinung des Intellektualismus. Das wäre Friedrich Schlegel unmöglich gewesen. Während Rousseau vor einer näheren Erklärung des Absoluten Halt macht, sucht die Romantik auf Grund eines Systems von Gefühlsbegriffen spekulativ aufzubauen.



Gerade diese Systembildung soll ihrer Philosophie die Gewißheit der Wissenschaftlichkeit geben. Wenn ihr Verfahren dabei anders geartet ist als etwa das der Naturwissenschaft, so gilt von der Romantik dasselbe wie von der Philosophie schlechthin. Freilich ist unter den Romantikern eine einheitliche Auffassung in diesem Punkte nicht erzielt. Besonders ist es Novalis, der in seinen Aussprüchen über die Philosophie des Geistes den logischen Gefühlsbegriff des öfteren durch den psychologischen ersetzt. Das mußte sich natürlich in seiner Auffassung über die Systembildung geltend machen. Und so sagt er in der Tat mit derselben Doppeldeutigkeit: „Es ist gleich tödlich für den Geist, ein System zu haben und keines zu haben, er wird sich wohl entschließen müssen, beides zu verbinden.“ Gewiß hängt das mit der Tatsache zusammen, daß gerade Novalis den Übergang bildete von Fichte mit seiner naturlosen Wissenschaftslehre zu einer vernünftigen Auffassung der Natur im Sinne Schellings. Da war die Betonung des Gefühls im psychologischen Sinne am Platze, und von diesem Rechte hat Hardenberg ausgiebigen Gebrauch gemacht, so daß man ihn direkt den Begründer der modernen psychologischen Ästhetik nennen könnte. In denselben Spuren geht Hölderlein in seiner späteren Entwicklung und in übertriebener und verzerrter Form Tieck und Wackenroder. Hier setzt die Mystik unserer Tage ein und löst das Dilemma zwischen Denken und Fühlen im Sinne des psychologischen Gefühls. Die romantische Doktrin in psychologischer Übersetzung — das wäre vorläufig die allgemeine Charakterisierung dieser mystischen Richtung. Recht bezeichnend ist die völlig veränderte Bewertung der seelischen Grundkräfte. „Wir sprechen beide ohne Bewußtsein“, sagt Tieck, und deutlicher Novalis: „Das Denken ist ein Traum des Fühlens, ein blaßgraues, schwaches Leben“. Er nennt den Verstand eine „listige Fallgrube für das Gefühl“. Auch für Maeterlinck ist das, was der Verstand denkt, nicht das Erste und Wichtigste. Denn „die intuitive Seele herrscht allein über der diskursiven Auslese durch das Wort“.



II.

Im einzelnen läßt sich die Abhängigkeit der modernen Mystik von der deutschen Romantik am leichtesten dort nachweisen, wo die Romantik selbst einen mystischen Zug hat. Ob Maeterlinck sich mit dem Studium der Gebrüder Schlegel befaßt hat, ist dabei zunächst ohne Belang. Wir wissen nur, daß er sich mit Novalis näher beschäftigt und die „Lehrlinge von Sais", sowie einige Fragmente ins Französische übertragen hat. Das Studium Hardenbergs hat ihn dann auf den philosophus teutonicus Jakob Böhme und weiterhin auf die Neuplatoniker gebracht. Wollen wir die Schlegel als Begründer der romantischen Doktrin in unsere Betrachtung einbeziehen, so dürften wir etwa unterscheiden: die Schlegel, besonders Friedrich, konstruieren begrifflich, Novalis und Tieck schwanken zwischen Konstruktion und psychologischer Auffassung, nähern sich aber der letztern, Maeterlinck und mit ihm zum großen Teile die heutige Mystik verfährt individuell-psychologisch. Schlegel will sein Gebäude auf wissenschaftlicher Grundlage aufbauen, und darum ist es ihm um allgemein gültige Werte zu tun. Er will als objektiv wahr hinstellen, was Novalis und Maeterlinck auf individuellem Wege psychologisch zu erreichen suchen. Die idealistische Philosophie gibt Schlegel den Stützpunkt für sein System. Auf Fichte zielt das Wort hin: „die Philosophie gelangte in wenigen kühnen Schritten dahin, sich selbst und den Geist des Menschen zu verstehen, in dessen Tiefe sie den Urquell der Phantasie und das Ideal der Schönheit entdecken und so die Poesie deutlich erkennen mußte, deren Wesen und Dasein sie bisher auch nicht geahnt hatte." Die Mystik unserer Tage sagt dasselbe, nur würde sie mit Novalis die Seele nennen, die sie in ihrer Tiefe kennen lernen will. Fichtes Begriff der intellektuellen Anschauung führt Schlegel zur Begründung der romantischen Ironie, durch die wieder andere Theorien, wie die vom romantischen Genie, bedingt sind. Soweit es sich hier um rein begriffliche Konstruktionen handelt, folgt der mystische Gedanke, der immer mehr auf eine psychologische



Auffassung drängt, weniger, oder aber er sucht den Begriff psychologisch zu werten. Novalis ergänzte deshalb Fichtes und Schlegels Denken öfter durch Gedanken von Schelling, die ihm eine psychologische Deutung ermöglichten. So brachten ihn seine naturwissenschaftlichen Studien, insbesondere die Lehre vom Galvanismus, auf den Begriff der Ekstase, durch den er Fichtes Begriff der intellektuellen Anschauung erweiterte. Dieser Weg führt direkt in die Mystik hinein. Der ekstatische Mystiker schaut Dinge, die der gewöhnliche Mensch nicht sieht. Er will die ewigen Wahrheiten übervernünftig erfassen, nicht nach den logischen Regeln des Verstandes, der hierzu unvermögend ist.

In diesem Grundgedanken begegnen sich die Mystiker aller Zeiten und aller Völker, von Plotin bis zu Maeterlinck. Jakob Böhme, dem die Romantik, insbesondere Novalis, viel verdankt, finden wir auch in der Mystik unserer Zeit wieder. Nirgendanderswoher als von Böhme hatte Schlegel seine Lehre vom Zentrum, deren Wert er kurz in die Worte kleidet: „Ohne Zentrum kann der Mensch nicht sein.“ Tiecks Sonett an Friedrich Schlegel spricht die Bedeutung der Zentrumslehre aus, und er selbst meint an anderer Stelle diesen Begriff, wenn er von einem Weltumsegler unseres Innern spricht, der noch einmal die Rundung der Seele entdecken und auf denselben Punkt der Ausfahrt zurückkommen muß. Novalis überträgt den Begriff auf die Kunst und sucht mit seiner Hilfe ihr Wesen zu erklären. Dem Dichter, der den Mittelpunkt ergriffen hat, erscheint nichts widersprechend und fremd; ihm sind die Rätsel gelöst, durch die Magie der Phantasie kann er alte Zeiten und Wunder verknüpfen; „die Wunder verschwinden und alles verwandelt sich in Wunder“. Ebenso spricht Maeterlinck des öfteren von diesem Mittelpunkte, und er bezeichnet ihn durchweg als den Quell, aus dem unaufhörlich das Leben strömt. Mit Vorliebe erläutert er diesen Begriff durch die Gefühlskräfte der Liebe, die er als die Gewalt preist, die auch „die Leichtfertigsten zum Mittelpunkte des Lebens zurückführt“.

Der Zentrumsgedanke erschließt uns erst die Bedeutung der Poesie, von der das erwähnte Fragment sagt, daß die Philosophie sie in der Tiefe des menschlichen Geistes entdecken mußte. Sie wird als die natürliche Urkraft des Zentrums angesehen und ist nicht eine äußere Erscheinung, sondern die Seele selbst. Darum „keine Poesie, keine Wirklichkeit". Der Geist der Poesie ist nur eins und überall derselbe. Friedrich Schlegel sucht zu erforschen, was die Poesie dem modernen Menschen bedeutet, und in der romantischen Poesie glaubt er die Poesie der Poesie gefunden zu haben. Bald erklärt er in seinen Definitionen der Poesie, daß die Quelle und Seele aller Regungen die Liebe ist, „und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben". Bald erklärt er die Poesie näher durch die Stimmung der Sehnsucht, die auf ein Höheres und Unendliches zielt. An diesen Gedanken knüpft Novalis an, der die mystische Seite der Poesie hervorhebt. Der Sinn für Poesie „stellt das Unstellbare dar. Er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare". Ebenso ist für Tieck, der wieder Hardenberg folgt, die Poesie das Symbol des Unendlichen. Auch sei an Jean Paul erinnert, bei dem wir diese mystische Auffassung ebenfalls finden. „Der Geist", sagt er, „stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet, und da in Geistern alles unendlich ist oder eingeengt: so blühte in der Poesie das Reich des Unendlichen über der Brandstätte der Endlichkeit." Diese Gedankengänge führen in die Mystik unserer Tage, nur kommt die psychologische Sprache schärfer zum Ausdruck, die auf die Unterscheidung des Bewußten und Unbewußten hinzielt und von der Seele sagt, daß gerade das Unbewußte in ihr das Wertvolle ist. Daher hat bei Maeterlinck die Poesie keinen anderen Zweck als „die großen Straßen, die vom Sichtbaren zum Unsichtbaren führen, offen zu halten".

Ist auch das Unbewußte in der Seele eines jeden Menschen zu finden, so ist dies doch nicht in gleichem Maße

der Fall. Friedrich Schlegel hebt da vor allem mit Maeterlinck hervor, daß das Weib mehr Sinn habe für dieses Höchste im Menschen. Er sagt: „Die Frauen haben durchaus keinen Sinn für die Kunst, wohl aber für die Poesie. Sie haben keine Anlage für Wissenschaft, wohl aber für Philosophie. An Spekulationen, innerer Anschauung des Unendlichen fehlts ihnen gar nicht, nur an Abstraktion, die sich weit eher lernen läßt." „Der Poesie der Dichter bedürfen die Frauen weniger, weil ihr eigenes Wesen Poesie ist." Das Weib ist gleichsam der Erde näher, ihrem Sein und Sinn, darum auch dem eigenen Ewigen in sich selbst. Man könnte das Hervortreten der Gefühlswelt beim Weibe, im Gegensatz zum Manne, wie es ja Maeterlinck immer betont, mit vielen Stellen aus den Werken der Romantiker belegen. Recht charakteristisch spricht sich im Sinne Maeterlincks Tieck aus in seiner Novelle: „Des Lebens Überfluß": „Wir vernehmen aber nur gar zu selten diese zweite Stimme in uns selbst. Natürlich! Gibt es unter Tausenden doch kaum einen, der in der Wirklichkeit den Verständigen und dessen Antwort vernimmt, wenn sie anders lauten, als der Sprechende sich die seinigen und seine Fragen angewöhnt hat." Dann aber spricht Tieck vom Weibe und erklärt sein Verhältnis zum Weltgeheimnis, indem er fortfährt: „Das Weib hat in ihrer Liebe immer jene zweite, antwortende Stimme oder den richtigen Gegenruf des Geistes. Und glaube mir, was ihr so oft in eurem männlichen Übermut unsere Dummheit oder Kurzsichtigkeit benennt oder Mangel an Philosophie, Unfähigkeit in die Wirklichkeit einzudringen, und dergleichen Phrasen mehr, das ist, wie oft, der echte Geisterdialog, die Ergänzung oder der harmonische Einklang in euer Seelengeheimnis." Novalis aber zieht mit Maeterlinck den Kreis schon weiter und zählt zu denen, die dem Geheimnis näher stehen, das unwissende, unschuldige Kind. „Von selbst geht keinem", ruft er aus, „der los sich riß und sich zur Insel machte, das Verständnis auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern und kindlichen



Menschen, die nicht wissen, was sie tun, kann dies begegnen." „Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher ist der am meisten gebildete, irdische Mensch dem Kinde so ähnlich." Maeterlinck endlich nimmt noch den Greis hinzu, der der Erde wieder näher kommt, und bei ihm zeigt er ebenso hin auf die Macht, auf das wirkende Leben der unbewußten Seele und sagt: „Es liegt mir nahe zu glauben, daß dieser unbewegliche Greis in Wahrheit ein tieferes Leben lebt, als der Liebende, der seine Geliebte erdrosselt, der Sieger, der einen Sieg erringt, der Gatte, der seine Ehre rächt."

Es wurde wiederholt auf Schelling und seine Bedeutung für Maeterlinck und die heutige Mystik hingewiesen. Für die Romantik selbst läßt sich sein Einfluß dahin zusammenfassen: Fichte findet in der Romantik seine Erklärung durch Schelling. Der Begriff der Unendlichkeit des Geistes wird durch den des Organismus beschränkt. Darum ist das Zentrum Schlegels „unteilbare Einheit, lebendiger Zusammenhang". „Gerade Individualität ist das Ursprüngliche und Ewige im Menschen; an der Personalität ist nicht soviel gelegen." Darum sind die Gefühlskräfte zugleich Vernunftkräfte. Auf diesen Gedanken gehen die vielen Aussprüche der Romantiker zurück, daß trotz der großen Bewertung des Gefühls die Vernunft nicht ausgeschaltet werden darf. „Begeisterung ohne Vernunft ist unnütz." Erweitern wir diesen Gedanken in dem Sinne, wie er bereits angedeutet ist, daß nämlich die seelischen Kräfte zugleich Kräfte der Weltseele sind, so stoßen wir auf einen Gedanken, dem wir oft begegnen, wenn wir die Philosophie der Mystik und ihre Dichtungen studieren. „Es liegt mir nahe zu glauben", sagt Maeterlinck, „daß ein Greis, der einfach in seinem Lehnstuhl sitzt und beim Lampenschein die Nacht heranwacht, der, ohne sie zu begreifen, all die ewigen Gesetze belauscht, die rings um sein Haus walten, und sich unbewußt deutet, was im Schweigen von Tür und Fenster, im Summen des Lichtes liegt, der sich der Gegenwart seiner Seele und seines Schicksals



unterwirft, und ein wenig den Kopf neigt, ohne zu ahnen, daß alle Kräfte dieser Welt daran beteiligt sind . . . . ." Die Weltseele zittert, als Maleinens Seele ihren letzten Schrei ausstößt. Langsam, aber schonungslos geht der Eindringling seinen Weg, indessen die Naturgesetze sich regen bald in Sturm und Wettergraus, bald in der unheimlichen Stille, die das Dengeln der Sense schauerlich weitergibt. In Bangen halten sich die Liebenden umschlungen und keiner vermöchte ihr Glück zu stören. Aber während sie Worte der Liebe einander zuflüstern, lauschen die funkelnden Sterne und der Kosmos zittert. So gehen mit Schelling und der Romantik auch die Mystik und der Symbolismus unserer Tage auf eine Erkenntnis der Weltseele hinaus und sie ziehen wie jene denselben Schluß, daß die Kräfte der Weltseele zugleich Kräfte der Gottheit darstellen, unsere eigene Seele selbst deshalb etwas Göttliches ist und nicht vernichtet werden kann.

* * *

Bei dem Versuch, die Abhängigkeit Maeterlincks von der deutschen Romantik nachzuweisen, soweit sie sich für die Grundlage seiner Weltanschauung ergibt, wurden die Hauptvertreter der Romantik sowie Fichte und Schelling herangezogen. Wir sahen, daß die Mystik, wie sie in der Romantik begründet liegt, dem belgischen Dichter die Grundlage für sein künstlerisches Schaffen gegeben hat. Sind nun auch die Dichtungen Maeterlincks im einzelnen von der deutschen Romantik so beeinflußt, daß wir auch in ihnen, besonders in seinen Dramen, deutsches Denken und Empfinden verspüren? Die allzu große Abhängigkeit Maeterlincks von französischer Denkweise hat das verhindert. Sein dramatisches Schaffen ist durchweg eine Frucht des französischen Symbolismus. Können wir auch für seine Dramen deutsche Vorgänger, etwa Werner und Müllner, angeben, so steht die Dichtung als solche doch Baudelaires und Verlaines Lyrik näher als dem, was wir heute als deutsche Romantik zu bezeichnen pflegen. Seine Kunst ist das Negativ des Naturalismus seiner Zeit.

Wir mögen aus der Tatsache, daß bei einem früher so gefeierten Dichter wie Maeterlinck sich deutsche Gefühlsweise bis in die letzten Konsequenzen nicht durchsetzen konnte, den Schluß ziehen, wie schwer es nichtgermanischem Denken ist, sich in die germanische Seele einzufühlen. Romantik und Mystik bilden einen wesentlichen Zug der deutschen Seele — sie sind urdeutsch. Dem Deutschen ist es um das Wesen der Dinge zu tun. Dieses sucht er zu ergreifen, indem er den Dingen, die er in sich hineinzieht, Gefühlsgehalt gibt. Die französische Seele kann nicht die Gemütsseite deutscher Romantik ganz in sich aufnehmen, nur mit dem Intellekt vermag sie nachzufolgen und zu Ende zu gehen auch alle spitzigen und abstrusen Pfade, die Romantik und Mystik da und dort wandern. Bei dem Mangel dessen, was wir seelenvoll nennen, kann sie mit Hilfe ihres Intellekts sich hineinbohren in all die kleinen Gefühle und auf ihre Weise diese Sensationen auskosten.

Maeterlinck, der ehemalige Verehrer der deutschen Romantik und damit auch der deutschen Seele, ist zu unseren Feinden übergetreten. Sein Verhalten sowie das gewaltige Ringen der Völker, das wir fast zwei Jahre hindurch erleben, zeigt uns, wie falsch es ist, daß „das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere". Der Krieg und mit ihm so manche häßliche Begleiterscheinung wollen uns geradezu den Gedanken aufdrängen, als sei die Kluft unter den Völkern schier unüberbrückbar. Wir Deutsche werden nichts anderes tun können, als die Eigenart der deutschen Seele weiter pflegen, insbesondere das, was zwar nicht allein, aber doch vor allem in ihr wohnt: deutsche Wahrheit, deutsches Pflichtgefühl und deutsche Ehrfurcht. Eben darum will uns auch der heutige Krieg als ein Krieg der deutschen Kultur erscheinen, als ein Krieg um die deutsche Seele. Ist uns schon jetzt der innere Sieg gewiß, so möge bald die Zeit kommen, da die deutsche Seele auch durch den äußern Sieg der Waffen geschützt wird auf lange Zeit.

LVIII.

Ein Ausflug nach Missolunghi.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

(Fortsetzung.)

Von einer dunklen Vorahnung getrieben, lenkte ich unverzüglich meine Schritte ins Hotel Minerva, wo meine Gepäckstücke anscheinend unberührt wie zuvor im Hausflur lagen. Der erste Blick ins Innere einer großen Reisetasche aber überzeugte mich, daß ein für die geplanten Reittouren unentbehrlicher und augenblicklich unersetzlicher Lederriemen mit anerkennenswerter Gewandtheit herauspraktiziert worden war. Ich hatte geglaubt, ihn wie alles andere durch Extraverschlüsse des Koffers diebs- und einbruchsicher verwahrt zu haben. Aber deutsche Vorsicht wird an griechischer List zu Schanden, wie schon der alte Elster in seinem Tagebuch (Das Bataillon der Philhellenen 1828 S. 181) angemerkt hat. Ich weiß nicht mehr, von wem das bitterböse Diktum stammt: Es wird gestohlen, also ist Griechenland in der Nähe. Mit derselben kühnen Verallgemeinerung hat Mendelssohn Bartholdy, der Geschichtschreiber des griechischen Unabhängigkeitskrieges, das Stehlen als einen eingewurzelten Nationalfehler der Griechen bezeichnet und sich zu folgenden Sätzen verstiegen: „Das Talent zum Gewinn, der Handelsinstinkt, führt eben zur Verwechslung von Mein und Dein. Um sich zu bereichern, gelten alle Mittel als gut. Nur Ungeschicklichkeit und Mißerfolg werden geahndet: der glückliche Diebstahl wird anerkannt, wer sich fangen läßt, errötet nur darüber, daß er nicht entwischte. Moralische Skrupel gelten als blöde Befangenheit, und nirgends findet unglückliche Ehrlichkeit weniger Bedauern als in Griechenland.

„Nur auf den Märkten übt sich klug die alte List, ererbter Trug,
Darin und einzig darin preist man noch der Griechen feinen Geist."

Man darf deshalb nicht an den Achill, man muß an den

Odysseus denken, wenn man sich den richtigen Typus des griechischen Volkes vergegenwärtigen will. Auch die heutigen Athener lieben sich selbst am meisten, und dann lieben sie auch das Gut der Fremden . . ." (I S. 55 ff.). Verissima mixta falsissimis! Wohl fehlt es nicht an einzelnen Dichterstellen, die auf die Verkehrsmoral der ältesten Zeiten des griechischen Volkes ein bedenkliches Licht zu werfen scheinen. So wird in einem homerischen Hymnus mit einer gewissen naiven, verständnisinnigen Freude erzählt, wie Hermes, der Gott, schon in den Windeln ein Gemisch von Gewandtheit und Verschlagenheit gewesen. Eines Tages überkommt den Säugling ein unwiderstehliches Gelüste, seine einförmige Milchkost durch Fleischnahrung zu ergänzen. Er steigt heimlich aus der Wiege, eilt nach Pierien und maust seinem Bruder Apollo fünfzig Rinder aus seiner Herde. Nachdem er zwei davon geschlachtet und sich ihr Fleisch hat schmecken lassen, findet er sich in der Grotte seiner Mutter Maja wieder ein und kriecht ruhig, als wäre nichts geschehen, in seine Wickelkissen zurück. Ein ebenso virtuoser Rinderdieb größten Formats ist in der Sage der dorische Nationalheros Herakles, der dem Geryones gleich eine ganze Kuhherde stahl. Auch sonst hat der griechische Mythus Langfingern und Leuten von zweifelhafter Geschäftsgebahrung Triumphbögen errichtet. Von Odysseus' Großvater Autolykos wird (Odyssee 19, 395 f., vgl. Plato, Staat I 334 B) rühmend gesagt, er sei ein achtbarer Mann gewesen, er, der die Menschen übertraf an Diebssinn und — Eidschwur; diese hatte ihm der göttliche Erzeuger selbst gegeben, Hermeias. Dementsprechend leistet er sich (Ilias 10, 267) um eines Helmes willen einen regelrechten Einbruchdiebstahl und entwendet ein andermal (vergl. Odyssee 21, 26) dem Iphitos ein Dutzend Stuten. Daß der Viehraub, soweit er sich nicht gegen die eigenen Landsleute richtete, vor dem Forum der homerischen Sittenkritik für durchaus erlaubt galt, ist eine bekannte und leicht erweisbare Tatsache (vgl. Ilias, 3, 10; 11, 670; Odyssee 21, 18; 11, 288; 397 ff.). Die Piraterie

vollends wurde nach Thukydides (I, 5) vor alters geradezu als eine noble Passion betrieben. Ist aber mit diesem Aktenmaterial die Mendelssohn'sche Behauptung, die jetzt lebenden Griechen seien auch in puncto Ehrlichkeit erblich belastet, wirklich zu erweisen?

Man wird sich allerdings davor zu hüten haben, mit Nägelsbach (Homerische Theologie, Nürnberg 1840 S. 203) die Beweiskraft des einen und andern der angeführten Belege unter Hinweis auf das im allgemeinen nicht schlecht entwickelte sittliche Feingefühl der homerischen Menschen, auf die in der Ilias wie in der Odyssee oft genug geforderte und geübte Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit allzusehr einzuengen. Vor ungerechtfertigter, wenn auch gut gemeinter Abschwächung in apologetischem Interesse muß uns schon der Umstand bewahren, daß in den beiden homerischen Epen tatsächlich der Liebling der Pallas, der Stolz der Griechen, ihr Abgott und Abbild zugleich, der listige, vielgewandte Odysseus immer wieder als die Verkörperung einer nach unseren Begriffen sittlich bedenklichen Verkehrs- und Geschäftsmoral erscheint (vgl. z. B. Odyssee 9, 281; 11, 455; 13, 254; 19, 203). Man wird also zugeben müssen, daß in den wichtigen Fragen des Mein und Dein durch die homerische Welt jene Zwiespältigkeit der sittlichen Anschauungen geht, die auch anderweitig auf naturwüchsiger Kulturstufe nachweisbar ist. Die alten Germanen haben in Räubereien auf fremdem Gebiet gleichfalls nichts Entehrendes gesehen (Caesar, bell. gall. VI 23). Aber selbst wenn die Anschauungen des heroischen Zeitalters in Bezug auf Besitz und Eigentum noch viel laxer, ja schlechthin unmoralisch gewesen wären, so wäre damit für die rhetorisch zugespitzten Anklagen Mendelssohns schon deshalb nichts gewonnen, weil erwiesenermaßen im Laufe der Zeit die griechische Volksmoral eine gründliche Wandlung erfahren hat.[1]) Freilich war auch noch in histo-

1) S. Holsten, Die Bedeutung des 7. Jahrhunderts für die Entwicklung der sittlichen Anschauungen der Griechen. Stettin 1903.



rischer Zeit Hermes der offizielle Schutzpatron der Diebe wie der Händler. Und in Sparta ward der Diebstahl zu einem Faktor des öffentlichen Erziehungswesens erhoben. Der Erfolg heiligte den Diebstahl der Freien. Laß Dich nur nicht erwischen — dann ist weiter nichts dabei. Der ertappte Dieb schämte sich tatsächlich nur darüber, daß er so ungeschickt und unglücklich war, in die Falle zu gehen. Aber auch die Athener hatten den Lazedämoniern, was die Kunst des Stehlens betraf, eigentlich nichts vorzuwerfen, wie der Spartaner Cheirisophos in jenem ergötzlichen Kriegsrat über die verstohlene Forcierung eines Engpasses (Anabasis IV 6, 14 ff.) mit beißendem Sarkasmus betonte. Ihr Lazedämonier, meinte Xenophon, seid für die Durchführung dieser List die richtigen Leute. Denn von Jugend auf übt ihr euch im Stehlen und es gilt nicht als eine Schmach, sondern als eine Ehre zu stehlen, soweit das Gesetz dies nicht verbietet. Damit ihr aber es zur Meisterschaft bringet im Stehlen und euch Mühe gebet, euch nicht erwischen zu lassen, verlangt bei euch das Gesetz, daß ihr im Fall des Ertapptwerdens ausgepeitscht werdet. Jetzt habt ihr eine herrliche Gelegenheit eine Probe von eurer Erziehung abzulegen. Das war dem guten Cheirisophos doch zu stark. Er gab dem anzüglichen Athener die Laibe heim mit den Worten: Auch ihr Athener versteht euch, mag das Risiko noch so groß sein, meisterlich aufs Stehlen von — Staatsgeldern, namentlich die Hochmögenden. So ist jetzt auch für dich Gelegenheit, deine Erziehung zu erproben. Xenophon steckte diese Abfuhr ohne Widerrede ein. Er konnte wohl nicht anders. Diese schwache Seite seiner Landsleute war ihm nur zu gut bekannt. Er wußte, daß ein Aristophanes diese schönen Dinge unter der komischen Maske viel deutlicher noch und mit einer Tonstärke gesagt hatte, die selbst den harthörigen Demos zum Aufhorchen zwang (vgl. Ritter 43. 425. 707 u. a.). Aber man muß die mangelhafte Praxis einerseits und die grundsätzliche Auffassung und Lehre andererseits scharf auseinanderhalten. In der Blütezeit des Grie-



chentums wird der Platonischen Doktrin: Diebstahl ist gemein, Raub schamlos (Gesetze 12, 941 B) die sittliche Denkweise des griechischen Volkes entsprochen haben. Wenn dagegen Polybius klagt, daß kein Grieche die Eigenschaft besitze öffentliche, ihm anvertraute Gelder getreulich zu bewahren, so ist zu bedenken, daß die griechisch-römische Periode eine Zeit der Entartung des griechischen Wesens und damit auch der sittlichen Verwilderung darstellt. Wir können also zusammenfassend sagen: daß Diebssinn und Unredlichkeit ein Nationallaster der alten Griechen gewesen seien, ist wissenschaftlich nicht zu erhärten. Damit fällt das Schlußgebäude Mendelssohns und seiner ungezählten Nachbeter in sich zusammen. Die Frage, ob Betrügen und Stehlen ein Charakteristikum des neugriechischen Volkes sei, scheidet zunächst ganz aus. Auch wenn die Frage bejaht werden müßte, ein altes Familienerbstück läge damit noch nicht vor. Schon Erwägungen allgemeiner Art scheinen ja eine solche Annahme auszuschließen. Jahrtausende liegen zwischen dem Einst und Jetzt. Ja noch viel mehr: eine ganze Welt liegt dazwischen. Alles ist unter dem griechischen Himmel und auf der griechischen Erde anders geworden und in religiöser, politischer und ethnographischer Beziehung chaotisch durcheinandergeraten. Was aber vor allem entscheidend ist: der heutige Bewohner Griechenlands ist ein Kreuzungsprodukt, in dem sich die fremdartigsten Wesenszüge mischen und verschlingen. Dem schärfsten Seziermesser in der Hand des geschicktesten Meisters wird es kaum gelingen, aus diesem komplizierten physisch-psychischen Gebilde antike Elemente so sauber herauszupräparieren, daß sie als solche identifiziert werden können. Im günstigsten Falle würde man also von einer Möglichkeit antiker Vererbung sprechen können. Aber ist es denn überhaupt gerecht, dem heutigen Griechenvolk ohne Einschränkung Unehrlichkeit und geflissentliche Verwischung der Grenzen von Mein und Dein Schuld zu geben? Man wird den Fragesteller natürlich auf das Levantesprichwort verweisen, das in aller Munde ist und



von dem in unseren Kaufmannskreisen eine Variante von nicht wiederzugebender Derbheit kursiert. Die höchstmögliche Stufe der östlichen Betrügerhierarchie erkennen beide dem Griechen zu.

Damit sind wir aber auch der richtigen Antwort ziemlich nahe gekommen. Denn jenes Sprichwort bezieht sich, wie leicht zu sehen ist, ausschließlich oder doch in erster Linie auf Kreise, die mit dem Verkehr und Handel zu tun haben. Diese Schicht ist es auch, die der Beobachtung durch Touristen und Reisende beständig im besonderen Maße ausgesetzt ist. Der kleinste Fehler kann daher leicht studiert werden und bleibt so wenig verborgen wie ein Mückchen unter dem Vergrößerungsglas. Kellner, Kutscher, Gepäckträger, Kartenverkäufer, Krämer, Geldwechsler stehen auch in dem andern klassischen Touristenlande, in Italien, nicht gerade im Rufe der Heiligkeit und des übertriebenen Respekts vor fremdem Eigentum. Auch wenn wir den Vertretern der griechischen Handelswelt und Fremdenindustrie gerne den unbestrittenen Rekord betrügerischer Findigkeit zugestehen, den üblichen Vorwurf der Unehrlichkeit auf das gesamte griechische Volk, auf alle Klassen und Stände auszudehnen, ist ein Unrecht und ein gedankenloses Mißverständnis. Überall wo ich, namentlich abseits von den viel begangenen Touristenwegen, mit dem guten Kern der Bevölkerung, einerlei welcher Bildungsschichte, zu tun hatte, habe ich Redlichkeit und uneigennützigen Sinn gefunden. Der rechtlich Denkende wird daher für gestohlene Lederriemen, wucherische Wagenpreise und die Ausgeschämtheit der Geldwechsler in der Äolusstraße zu Athen nicht die Nation im ganzen verantwortlich machen, und der kluge und erlebnisfreudige Reisende wird sich jedenfalls davor hüten, solche kleine Betriebsunfälle irgendwie tragisch zu nehmen. Ich für meinen Teil hielt es damals wie in allen ähnlichen Reiselagen mit der Napoleonischen Maxime: man muß die Zwischenfälle beherrschen und darf sich nicht von ihnen beherrschen lassen. Darum fort mit dem aufglimmenden Ärger und nach der nötigsten Erneuerung

des äußeren Menschen hurtig hinab ans Meer auf die Terrasse des schöngelegenen Hotels d'Angleterre! Sie ist von beträchtlichem Umfang und offenbar auf den Massenverkehr berechnet. Heute nur wenig Publikum. An einem Nachbartisch zwei Herren von urgermanischem Typus, mit nordischem Appetit soupierend, als hätten sie es auf die Vertilgung alles Bestehenden abgesehen. Mir selbst ist immer wieder, als wenn ich in nassen Kleidern steckte. Und doch welch linde, laue Sommernacht! Kein Mond am Himmel. Draußen auf den zitternden Wassern der Reede und Bucht glitzern, wie vom Königsmantel der Nacht gefallen, tausend und abertausend Sterne. Ein kühles Lüftchen streicht zuweilen, kaum fühlbar, über den Strand. Blumen und Zweige nicken, als grüßten sie unsichtbare Wesen. Alle Horizonte sind in schwere Finsternis getaucht. Um uns liegt ein undurchdringliches, aus Wasser und Dunkel gewobenes Geheimnis. Und doch wie gerne würde das Auge einen Blick in den Nachtzauber der ätolisch-lokrischen Bergwelt hineinwerfen, wie gerne den zweiköpfigen Götterberg drüben in Phokis von den Strahlen des Mondes umzittert sehen! Aber der nachtdunkle Vorhang ist nicht zu durchbrechen. Auf den Mond kann zur Zeit nicht gerechnet werden. O daß sich ein Engländer fände! In Bitzius' „Geld und Geist" weiß ein schnellreisender Angelsachse, der nur ein paar Nachtstunden für Interlaken übrig hat und doch die Herrlichkeiten der Jungfrau schauen möchte, für das fehlende Mondlicht Ersatz zu schaffen. Er läßt Laternen an lange Stangen binden und in die Nacht hinausleuchten. „Was er gesehen hat, weiß man nicht. Aber er sagte: beautiful; encore un moment, schrieb etwas auf, dann ging er heim, trank Tee, aß dazu ½ Pfund Anken und 1½ Dutzend harte Eier und strich sich am folgenden Morgen wieder." Mir aber wollte ein solcher deus ex machina nicht kommen. Schließlich mußte ich an die Nachtruhe denken. Die Geisterstunde war nahe. Bei Abwicklung des prosaischen Zahlgeschäftes stellte es sich heraus, daß der Hoteldirektor ein Bruder des Herrn Kara-



meros in Athen sei, in dessen Hotel ich schon von der Heimat aus Wohnung bestellt hatte. Eine Flut ungekünstelter Freude- und Höflichkeitsbezeugungen folgte dieser Entdeckung und als willkommene Xenien erhielt ich warme Empfehlungen an die Verwandten der Hauptstadt mit auf den Weg. In das Frage- und Antwortspiel dieser Erkennungs- und Abschiedsszene musizierte urplötzlich wie heimatlicher Glockenklang die schwäbisch-biedere Anrede hinein: Grüß Gott, Herr Kollega! Vor mir stand leibhaftig mein gelehrter Landsmann und Studiengenosse G. aus Stuttgart, der nach Beendigung seiner Grabungen auf Leukas eben drauf und dran war, das fahrbereite Schiff nach Athen zu besteigen. Auch seine liebenswürdige Gemahlin lernte ich hier kennen. Schliemanns Gattin vergleichbar hatte sie, von Interesse und Eifer für die wissenschaftliche Arbeit ihres Mannes beseelt und den Verpflegungssorgen zugewendet, die leukadische Grabungskampagne mitgemacht und die tausend Seligkeiten des griechischen Hochsommers tapfer mitdurchgelitten. Bei Erwähnung meines Abstechers nach Missolunghi fragte mich mit einigem Staunen der spatenkundige Archäologe, der von glücklicheren Gestaden hergekommen war: Was haben Sie denn in dem Nest da oben gesucht? In der Folge ist diese Frage wiederholt, nur von weniger sachkundigen Leuten, an mich gerichtet worden.

Über den einen Punkt kann allerdings kein Zweifel bestehen: Missolunghi ist ein vergessener und verlorener Provinzort ohne mondaine Attraktionen, ohne architektonischen Reiz, ohne Museen, ohne antike Ruinen. Es gibt Reisehandbücher, die das Lagunenstädtchen nicht einmal einer Erwähnung wert halten. Muß man sich am Ende gar schämen, dort gewesen zu sein? Ich will mit einer kleinen Abschweifung antworten. Von vornherein scheidet natürlich Missolunghi als Reiseziel aus für jene Edelsorte von Saison- und Weltbummlern, die in dem angreifenden Studium exotischer Speisekarten einen Hauptzweck des Reisens erblicken und, nach Hause zurückgekehrt, im Stil so mancher Ferien-



touristen mit ihren kulinarischen und önologischen Erlebnissen die Stammtischgespräche würzen und über Wasser halten. Wenn jedjährlich die große Wanderung nach Ägypten und Indien einsetzt, verfliegen sich genug Vertreter dieser reisenden Menschenspezies auch nach Griechenland, um freilich schnell zu erkennen, daß das Land des ewigen Arnaki (Lammfleisch) für gastronomische Studien kein günstiger Boden ist. Und gerade an einem Ort wie Missolunghi müßten die Adepten der höheren Gastrosophie besonders erschütternde Enttäuschungen erleben. Lasciate ogni speranza...! Nicht viel besser steht es mit jenem Typ moderner Reisenden, die den Ehrgeiz besitzen, den klassischen Stätten Italiens und Griechenlands eine Anstandsvisite abzustatten, jenen finanzkräftigen Kunden der Firma Cook und Genossen, die Gott in seinem Zorn erschuf, auf daß sie als Museumsschreck die Welt durcheilen und seine kunstbegeisterten Lieblinge mit Gelegenheiten zu Geduldsproben versorgen, all den glücklichen Besitzern umfassender Rundreisebillete, die den parfümierten Gewohnheiten ihrer Inhaber sorgfältigst Rechnung tragen und nur das enthalten, „was man gesehen haben muß". „Delphi, Athen, Olympia wird man nicht umhin können zu besuchen. Auch das Land dazwischen mag man ansehen. Was man aber nicht auf seinem Weg findet, kann getrost vom Reiseplan gestrichen werden." Diese bezeichnende Gebrauchsanweisung für Griechenlandreisende ist vor Jahren in einer weitverbreiteten Zeitschrift gedruckt gewesen. Gelegentlich machen diese Lebemänner im Umherziehen programmwidrige Seitensprünge und hängen sich dann gerne ernst gerichteten und sachkundigeren Reisenden an. Solche lebende Kletten abzuschütteln ist nicht immer ganz leicht. Ich selbst habe später auf einer Tour nach Ephesus lange genug einen ausgekochten Reisesnob dieser Art im Schlepptau gehabt.

Wer so mechanisch, ohne Teilnahme und tieferes Verständnis für die Sehenswürdigkeiten in den Spuren der Masse möglichst geradeaus durch die klassische Wunderwelt stapft, für den würde freilich ein Ausflug nach Missolunghi



nur ein unverantwortlicher Zeitverlust und eine Verschärfung des ohnehin nur unmutig und seufzend ertragenen Reisemartyriums sein. Cook'sche Rundreisehefte vermeiden daher solch unpraktisch krumme Bögen. Wem soll dann aber dieses hochgepriesene Hellas vorbehalten bleiben? Den zünftigen Archäologen?

In Athen schlenderte ich einmal an einem strahlend schönen Augustmorgen zum Dipylon und zu dem antiken Friedhof am Eridanos hinaus. Dort wurde gerade das Ausgrabungswerk fortgesetzt. Ich pflanzte mich hart am Rande eines tiefen Stollens auf und schaute zunächst stockstill dem Gang der interessanten Kleinarbeit und der Bergung der Einzelfunde durch den Leiter der Grabungen, einen verdienten und in wissenschaftlichen Fachkreisen angesehenen deutschen Professor, zu. Dieser war augenblicklich so ganz in sein beschwerliches Tagewerk vertieft, daß er für nichts anderes mehr Sinn hatte und mich lange gar nicht bemerkte. Von mir angerufen, sah er endlich auf, um nach einigen hin- und hergewechselten Förmlichkeiten und orientierenden Bemerkungen an mich die verblüffende Gewissensfrage zu richten: Graben Sie zu Hause auch? Auf mein entschiedenes Nein wandte sich der unermüdliche Forscher sozusagen enttäuscht wieder ganz seiner Maulwurfsarbeit zu, ohne mich weiter eines Blickes oder Wortes mehr zu würdigen. Verdutzt wie Faust nach dem Donnerwort des Erdgeistes, blieb ich noch eine Weile in meines nichts durchbohrendem Gefühl auf dem ausgeworfenen Erdhügel stehen, hilflos dem Spiel meiner Gedanken und Stimmungen überantwortet und damit beschäftigt, auf das eben Gehörte den Reim zu finden. Was war mit diesem Rätselwort gemeint? Daß dieses Griechenland den archäologischen Spezialisten gehört? Daß wer nicht selbst dessen Boden nach klassischen Fossilien durchwühlt, sich nicht aktiv an der Lesung dieses dunklen Palimpsestes beteiligt, hier nichts zu suchen habe? Später hat sich das Rätsel zu meiner Zufriedenheit gelöst. Es stellte sich heraus, daß der genannte Altertumsforscher



aus ganz besonderen Erfahrungen heraus Grund zum Mißtrauen hatte. Tatsächlich wäre es ja auch töricht und gerade einem deutschen Pionier der Altertumswissenschaft am wenigsten zuzutrauen, Hellas, dieses Land des Lichtes und der Naturschönheit, das wie von einem bewußten Baumeister künstlerisch angelegt wurde, dieses einstige Ausstrahlungszentrum von Kultur und Kunst, diesen Schauplatz einer großen Geschichte als Domäne der Zunftmeister in Anspruch zu nehmen. (Schluß folgt.)

LIX.

Zwei Geheimnisse.

Beitrag zur Grundbeleuchtung der modernen Weltanschauung.

Von Kanonikus Johann Schraml, bisch. geistl. Rat in Regensburg.

2. Das Geheimnis der Schuld.

„Zum Schlimmeren hin geändert". Holzwarth betont in der Einleitung zu seiner Weltgeschichte die gesamte Menschheit als einen Organismus. „Aus sich selbst hat noch kein Volk, soweit wir sehen können, aus dem Zustande der Wildheit zur Kultur sich emporgearbeitet. Wir kennen Völker in tierähnlicher Wildheit seit Jahrhunderten; sie bleiben in demselben Zustande, solange nicht höher stehende Völker um sie sich annehmen" (1. B. S. 19). Geschieht das, sind sie nach einwandfreier Erfahrung ebenfalls einer kulturellen Entwickelung fähig. Diese Tatsachen widerlegen schlagend schon allein eine Entwicklung der Menschheit aus einem möglichst tiefen, tierischen Anfange. Sie deuten im Gegenteile auf einen ursprünglich höheren Stand. Die kulturelle Wirklichkeit der einen und die kulturelle Fähigkeit der anderen durch Umlegung ihres Inneren bezeugt, daß ein verhängnisvolles Verschlimmern und Verschlimmert erst von außen in den Organismus hineingetragen wurde. „Die vom Christentum gelehrte Arteinheit des Menschengeschlechtes, führt Ka-



threin aus, ist auch durch die moderne Forschung bestätigt worden ..." namentlich, weil „alle Völkerschaften, von den schwärzesten bis zu den weißesten, von den wildesten bis zu den zivilisiertesten, eine solche Übereinstimmung in ihrem Körperbau und in ihrer Geistestätigkeit zeigen, daß dieselbe nicht einfacher und besser erklärt werden kann als durch die Annahme gemeinsamer Abstammung". Am Schlusse seiner ungemein genauen ethnographischen Untersuchung konstatiert Kathrein: „An der Einheit und Allgemeinheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit, soweit die sog. natürliche Moral, die Moral des Dekalogs in dem von uns erklärten Sinn in Betracht kommt, kann unseres Erachtens kein vernünftiger Zweifel bestehen ... Bei allen Völkern begegnet uns ein Sühnebedürfnis".[1])

Woher dieses? Fest wie der Bestand unseres Geschlechtes ist auch dessen Behaftung mit sittlichem und physischem Übel in der Geschichte verzeichnet. Einen geheimnisvollen Zwiespalt im Herzen, ein niederziehendes Bleigewicht, ein Schlimmes, welches ein Volk bis zur Vernichtung innerlich faulen machen kann, schleppt der Einzelne und das ganze Geschlecht mit sich. So alt die Philosophie, so alt die Frage nach dem Ursprung des Malum. Diese Frage und jene nach dem Sühnebedürfnis vermag keine Philosophie genügend aufzuhellen. Mangel im menschlichen Dasein, notwendige Nacht- oder Schattenseiten desselben, Schwächen der Natur, Störung, Gegensatz der Maximen soll nach den Philosophemen das Übel sein. Mit vor Haß gegen das Christentum geblendetem Einblick in die Menschheits-Psychologie leitet Nietzsche das Schuldbewußtsein aus dem Obligationenrecht, aus dem Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner her; das Priestertum habe es moralisiert zur „Sünde" (Jens. S. 354 ff.). Auch die Frage nach dem oft greifbaren Zusammenhang zwischen dem moralischen und physischen Übel bleibt von

1) Kathrein, Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit. I. Bd. S. 3, III. Bd. S. 563 u. 576.



der Philosophie unbeantwortet. Aber die moderne trifft der Vorwurf, den Weg zu dem höheren Lichte systematisch zu verlegen. Was bedeutet das Verharren bei allgemeinen, subjektiven Orakelsprüchen angesichts der unermeßlichen Tragweite des gesamten Malum für unseren Lebensinhalt und Tod!

„Durch das Christentum, anerkennt Eucken, ward das Böse auf eine Tat der Freiheit zurückgeführt“ (Lebensansch. S. 141). Der Völkerapostel spricht kurz, aber inhaltsschwerst das Geheimnis des Bösen und dessen Ursprung aus. „Wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist, und durch die Sünde der Tod, so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in ihm gesündigt haben“ (Römerbrief c. 5). Adam, der Stammvater und Repräsentant des Geschlechtes, war vom Schöpfer mit übernatürlicher Heiligkeit und Gerechtigkeit ausgestattet. Durch seine in freier Selbstverschuldung begangene Sündentat, welche vorüberging, beraubte er sich dieser Ausstattung. Das ist die eigentliche Sündenschuld mit der Folge des Sündenzustandes. Weil er gesündigt als Repräsentant der Menschennatur, war seine Schuld, sein Abfall, sein Sündenzustand mit allen weiteren Folgen zugleich der der Natur. Mit dieser erbt der Mensch von Adam die ihr inhärierende Schuld und die Folgen. Die Menschennatur, jeder Mensch, „der ganze Adam hinsichtlich Leib und Seele ist zum Schlimmeren hin geändert worden“ (in deterius commutatus).[1] So das katholische Dogma über die menschliche Natur infolge der Erbsünde. Eine unübertrefflich präzise, die volle Wirklichkeit wiederspiegelnde Zusammenfassung des Lebens und Treibens der Menschheitsfamilie. Auf dem klaren dogmatischen Hintergrunde zeichnen sich die Konturen der Völkergeschicke als die lebendige, ununterbrochene Selbstoffenbarung des Geheimnisses der Erbsünde. Gott, freier Wille des Menschen, Erbsünde mit ihrem ganzen Gefolge sind die Hauptfaktoren der Weltgeschichte.

1) Denzinger, Enchiridion Nr. 174, 788.

Das „Hingeändert zum Schlimmeren" besagt den schweren Inhalt, das Materiale der freiwilligen, frevlen Beraubung, nämlich den Verlust der heiligmachenden Gnade mit der willigen Unterordnung des Niederen im Menschen unter das Höhere. Nicht das Wesen des Menschen ist alteriert worden, denn der Mensch blieb Mensch nach wie vor dem Falle, aber dieser hat die innere Harmonie gestört, die verschiedenen Anlagen geschwächt, die Neigung zum Bösen hinterlassen. „Das Fleisch gelüstet es gegen den Geist." Der Verstand sah in Gott nicht mehr das Ziel der menschlichen Natur, er verlor dessen Erkenntnis und wurde irrtumfähig. Der Wille hatte sich von dem einen höchsten Gute abgewendet, dafür befaßt sich sein natürliches Streben mit Accidentien, Kreatürlichem, Sündhaftem.[1] So wurde und ist die Erbsünde die Mutter alles persönlich freiwilligen sündhaften Denkens und Wollens, Tuns und Lassens der Nachkommen Adams. Erfassen kann die Vernunft das Geheimnis nicht, sie vermag jedoch die Wirklichkeit seiner Offenbarung, seine Widerspruchslosigkeit nach innen und außen, seine Möglichkeit und Kongruenz aufzuzeigen und jeden Einwand als unbegründet abzuweisen. Ohne Anerkennung der Erbsünde ist ein Erkennen der Menschennatur, unseres Lebens, Zieles und Sterbens nicht möglich.

Ellen Key sagt in ihrer Schrift „Das Jahrhundert des Kindes" mit naiver Oberflächlichkeit: „Der demoralisierendste aller Glaubenssätze war die demütigende Lehre, daß die Menschennatur gefallen und außerstande sei, die Heiligkeit aus eigener Kraft zu erreichen; daß man nur durch die Gnade und die Sündenvergebung in das richtige Verhältnis zu den zeitlichen und ewigen Dingen kommen könne."[2] Gerne wird jedermann ihr die Heiligkeit aus eigener Kraft gönnen. „Das Rätsel des Ursprunges des Bösen, beschuldigt Eucken, ist auch vom Christentum nicht gelöst worden. Die Verein-

1) Vergleiche S. theol. 1. 2. qu. 81. a. 1. u. qu. 85. a. 3.
2) Bei Faßbender, Wollen eine königliche Kunst. S. 112.

barkeit weltverwirrender Schuld mit dem Walten allmächtiger Güte ward nicht irgend begreiflich gemacht." [1]) Schroffer hatte Strauß den Inhalt der Beschuldigung geformt. „Die berufene Lehre von der Erbsünde mit Folgen . . . macht Gott aus einem anbetungs- und liebenswerten zum entsetzlichen und abscheulichen Wesen." [2]) Derselbe Boden erzeugt in der schweren Zeit des Völkerkrieges soviele Klagen, auch Lästerungen gegen Gott. Inneres Leben wegen elementarer Störung eigener Lebensauffassung und Lebenspläne richtet sich sogar gegen dessen Existenz.

„Wer bist denn du, der zu Gericht will sitzen,
Auf tausend Meilen einen Spruch zu fällen
Mit deinem Blick, der kaum mißt eine Spanne?" [3])

In ihrem verwegenen Messen läßt die moderne Philosophie gänzlich außer Ansatz den unermeßlichen Inhalt der Sünde und das absolute Dominium Gottes, von welchem jede Kreatur, ob bewußt oder unbewußt, freiwillig oder unfreiwillig, Zeugnis geben muß. Dabei treibt sie ein loses Spiel. In der Fassung der Güte und Barmherzigkeit Gottes hüllt sie sich fromm in die theistische, in Wertung seiner anderen Eigenschaften murrend und skeptisierend in die deistische Toga. Unbekannt mit Gott, spaltet sie sein Wesen. Dazu sammelt sie alles Grausige auf Erden rein unter dem Gesichtswinkel irdischer Strafe und schleudert es entrüstet dem gütigen Schöpfer in das Antlitz. Der grelle Widerspruch zwischen Gottes Güte und menschlichem Elend ist billig konstruiert, Ablehnung der Lehre von der Erbsünde, Anklage gegen das Christentum philosophisch fundiert.

Die Sünde des Stammvaters war das Zeugnis der Freiheit der menschlichen Natur gegenüber dem Gebote des Herrn. Noch mehr, sie war zugleich Zeugnis der Erklärung der völligen Unabhängigkeit, der feindlichen Gegenüberstellung, eines wesentlich neuen Zieles (eritis sicut dii). All dem

1) A. a. O. S. 141. 2) A. a. O. S. 24.
3) Dante bei Schuler. (Himmel XX.)

gegenüber mußte sich Gott selbst Zeugnis schaffen nach dem Grade der Verletzung seiner Majestät durch die Todesstrafe für Leib und Seele des Schuldigen. Gottes Güte, selbst absolut heilig und gerecht, konnte ohne äquivalente Genugtuung das Urteil nicht aufheben oder mildern. Das hätte die Negation der Vollkommenheit seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit und ebenso die Verkehrung seiner Güte in Schwäche bedeutet. Auch Gottes Güte mußte sich Zeugnis schaffen gegen schwersten Mißbrauch. Möchten doch die Ankläger entweder Gott nehmen, wie Vernunft und Glaube ihn vorstellen, oder die Literatur verschonen mit dem Selbstgebilde eines trottelhaften höchsten Unbekannten! Es ist wahrlich ein Mysterium, wie man sich gegen Gottes Güte wenden kann angesichts des Kreuzes, an welchem der gebenedeite Gott-Mensch Jesus Christus das im Grunde gestörte Verhältnis zwischen Gott und unserem Geschlechte in neuer Ordnung wieder hergestellt hat.

Christus ist buchstäblich der Mitte- und Mittelpunkt zwischen Gott und Menschen, der Eckstein der Menschheit, Quelle und Zentrum aller Ordnung für das innere und äußere Leben der Völker. Der Regenerator unseres Geschlechtes hat Jedem die Versöhnung mit Gott ermöglicht und die Mittel geordnet und verordnet. Arbeiten, Mühsal, Leiden, Sterben sind geblieben, sind Strafe, aber sie wurden vom Erlöser innig verwebt in die höhere Ordnung zu realen Förderstufen nach aufwärts. Die Freiheit des Menschen muß sich ordnungsgemäß betätigen und mitarbeiten, denn die neue Ordnung mit Endziel wird niemandem aufgezwungen. Nur auf dieser Höhe ersteht der herrliche konkrete Inhalt, die entscheidungsvolle Bedeutung, die fruchtbare Organisation des guten Willens, von welchem schon die Engel in der heiligen Nacht gesungen. Kant verabsolutiert den guten Willen. „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." Im Kantianismus ein sehr



billiges Wort, gänzlich inhalts-, richtungs- und verbindungslos, ohne objektives Kriterium, also eine leere Phrase. Ihr entsprechen auch die Kantschen Ideale. „Die in der Vernunft enthaltenen Ideale . . . geben ein unentbehrliches Richtmaß der Vernunft ab . . . um darnach den Grad und die Mängel des Unvollständigen zu schätzen und abzumessen. Das Ideal aber in einem Beispiele, d. i. in der Erscheinung realisieren wollen, wie etwa den Weisen in einem Roman, ist untunlich und hat überdem etwas Widersinniges und wenig Erbauliches in sich." (Kritik S. 452 f.). Freilich, das apriorische Ich-Maß duldet kein anderes neben und über sich. Den göttlichen Welterlöser, den Lebensbaum, aus dessen Wurzeln und Säften die ganze höhere Kultur erflossen, von dessen Verheißung schon die alte Welt gezehrt, nennt Kant „den Heiligen des Evangelii", der zuvor mit unserem Ideal der sittlichen Vollkommenheit verglichen werden müsse, ehe man ihn dafür erkennt.[1])

Gott und Sünde. Immerfort mißt der unveränderliche Gott nach seinem Maße auch in der vom Erlöser der neuerrichteten Ordnung die Tat des bösen Willens, die Sünde. Der Völkerkrieg antwortet erschöpfend auf die seit Jahrzehnten von allen Denkenden aus der Entwickelung der Verhältnisse der Kulturvölker abstrahierte und für die Zukunft bange Überzeugung: so kann es nicht weitergehen. Hinsichtlich der Schuldfrage vor Gott soll der Katholik in allen Drangsalen vor allem an die eigene Brust schlagen. In hohepriesterlich abgeklärten Worten lieh der deutsche Episkopat diesem Momente Ausdruck durch sein Hirtenschreiben zum Gebetstriduum im Januar 1915. Er lenkte den Blick für unsere Verhältnisse nach rückwärts und innen. Wir sind felsenfest überzeugt von der Gerechtigkeit unserer Sache. Vertrauensvoll beteten und beten wir um den Sieg; aber nicht selbstrichtend, weil wir uns etwa für besser halten als andere, oder dem Leiter aller Geschicke unser Urteil vor-

1) Bei Willmann a. a. O. S. 465.

schreiben wollen, nein, wir flehen, Gott möge uns nicht vergelten nach unseren Sünden. Unwürdige und unwahre Verunglimpfungen und Verdächtigungen unserer religiös-sittlichen Zustände zwangen berufene Männer der Katholiken Deutschlands zu öffentlicher Abwehr. Es geschah in sachlich vornehmer Art. „So kann es nicht weiter gehen", begreift kurz in sich die Entwickelung der Widerordnung gegen die christliche Ordnung, das sich steigernde autonome Ausleben der Menschennatur, den immer bewußter hervortretenden Versuch der Völker, die von ihrer führenden Wissenschaft und Presse offen und latent proklamierte Autonomie zu realisieren.

Gottes Ordnung und Gesetz ward entwertet als völlig ungenügend, ja als unvereinbar mit der Höhe des heutigen Geschlechtes. Die Frage der Blasiertheit im alten Testamente: „wo ist nun Gott?" wähnte die moderne Überhebung für erledigt. Der Begriff Sünde war den Völkern zu einem aus naiver Zeit stammenden Vacuum geworden. Derselbe Geist, der einst das Chaos der Schöpfung geordnet, die gesetz- und zweckmäßige Entwicklung in sie hineingelegt, bot auch den Nationen für ihr Leben und Streben die ordnenden Ideale an. „Wählet Leben oder Tod", so wies Moses seine Israeliten auf die Unterordnung unter Gott hin. Schon in das Erdenleben schattet herein das apostolische Wort: „es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen." Das ewige, lebendige Maß aller Menschentaten, die freie Selbstbestimmung der Menschen nicht hemmend, sah langmütig in der Gegenwart dem tollen Wirtschaften der utopistischen Autonomie zu. Gott sucht die Völker heim nach der Art der Schuld. Wenn die Nationen Gottes Ordnung und Gesetz, das höchste einigende Ziel ausschalten, das „Vater unser" nimmer kennen und achten, reißt schließlich alles auseinander. Die Bedeutung des menschlichen Ich stürzt aus riesiger Höhe und schrumpft zusammen in ein Balgen um das Diesseits. Der Egoismus, welcher sich seiner Natur nach an sich selbst reiben und aufreiben muß, erringt

die Herrschaft. Die sich ergebenden Folgen und Verhältnisse bezeugen apagogisch das innere Abwirtschaften der Selbstherrlichkeit, die Sündhaftigkeit der Menschennatur, den Zusammenbruch einer Kultur ohne Gott. Das Geschlecht, das gerade auf die christlichen Grundwahrheiten wie auf einen nutzlosen Petrefakt niederblickte, muß selbst seine eigene Grundlage unter dem Gewichte des verletzten Eckſteines ad absurdum führen. Schwerste Völkerschuld, deren Maß vor Gott übergelaufen, ein quantitativ und namentlich qualitativ nie dagewesener Abfall von dem Herrn sühnt sich in einem Meere von Blut und Tränen. Das Geschlecht hatte sich in Hintansetzung und Mißachtung Gottes, in der Sünde übernommen. Weil vor dem Schöpfer alle Menschen als eine Familie gelten, und die Strafe jenen, die sie als seine Heimsuchung aufnehmen, Saat zu ewiger Ernte wird, büßen mit den Schuldigen auch die weniger Belasteten.

Die antike Welt hatte nicht bloß die Verbindung mit dem einen Gott, sondern die Seele überhaupt aus ihrem Lebenskreise verloren. Die Folgen erpreßten den Ruf nach einem Erlöser. Christus hat der Menschheit vor allem die Seele, das Höhere, Geistige als den Dreh- und Angelpunkt alles gedeihlichen Strebens und Tuns herausgestellt. Wahres Sonnenlicht strahlte von ihm auf die Bestimmung der Menschen, auf den von Natur aus gleichen Wert aller. Er kam zum Heile der sündigen Seele, dem „wird alles übrige beigegeben werden". Die apriorische Denkrichtung der modernen Philosophie hat das Sündhafte im christlichen Sinne gänzlich von ihrem Gesichtskreis getrennt. Darum die charakteristische Tatsache: sie weiß mit der Natur und Bestimmung des Menschen, mit Christus und seinem ganzen Werke nichts anzufangen, d. h. sie muß das alles subjektivieren.

Subjektivierung des Menschen. Ihrem Wesen gemäß ist diese Philosophie die Expropriation des Menschen aus seiner Mittelstellung zwischen Gott und Welt, Geistigem und Sinnlichem. Für die notwendige Verumsiedelung stehen ihr



zwei Bereiche zur Verfügung: Geist und Materie. In der ersten Siedelung wird der Mensch Geist, welcher in der Rolle Gottes baut, bestimmt, also der Geist; in der zweiten wird er Materie, ein Produkt der ewig bauenden Materie. Was zwischen beiden Siedelungsversuchen läuft und krabbelt, ist ein elektrisches Tasten nach Unterbringung, ein philosophisches Addieren oder Subtrahieren bei den zwei Unterkunftsstätten. Fluktuierender Idealismus und fluktuierender Materialismus. Nimmt man der Bewegung dies ideale Moment, so ist die evolutionistische Materie Allmutter und Faktotum. Darum die Fülle von Schattierungen des dem Grunde nach pantheistischen Idealismus und Materialismus. Alle Versuche, einem Wesen eine seine Natur zerstörende Stellung zu schaffen, müssen scheitern. Sie beginnen und enden mit einem Zerren und Zerreißen der menschlichen Natur.

Gewiß ist die Philosophie eine selbständige Wissenschaft, welche an und für sich einzig mit der Erkenntniskraft operiert. Doch „jede Wissenschaft hat ihre naturgemäßen Schranken, die sie nicht ungestraft überschreiten darf; diese Schranken sind die Gesetze der Logik oder des vernünftigen Denkens und die Realität der Tatsachen, die sie erforschen will ... Absolute Freiheit der Wissenschaft wäre ihr sicherer Untergang".[1]) Der Beweis hiefür liegt schon vor im toten Punkte der modernen Philosophie. Ihre Schrankenlosigkeit muß besonders das Grundgesetz aller objektiven Wissenschaft, das Kausalitätsprinzip, entgelten. Durch dessen Subjektivierung vermag sie mit wissenschaftlichem Scheine eine chinesische Mauer zwischen Gott einerseits und zwischen dem Menschen und Sünde andererseits zu errichten. „Der transszendentale Grundsatz: vom Zufälligen auf eine Ursache zu schließen, lehrt Kant, welcher nur in der Sinnenwelt von Bedeutung ist, hat außer derselben nicht einmal einen Sinn" (Kritik

1) Fischer. Der Triumph der christlichen Philosophie gegenüber der antichristlichen Weltanschauung am Ende des XIX. Jahrhunderts S. 9 f.



S. 480). Chamberlains „Weltanschauung perhorresziert das Suchen nach den letzten Ursachen als sinnlos." [1]) Nietzsche, welcher nichts „mit Widerlegungen zu schaffen hat", beliebt lediglich die „Kausalität des Willens zur Macht. . . . Die eigentlichen Philosophen sind Befehlende und Gesetzgeber: sie sagen ‚so soll es sein!', sie bestimmen erst das Wohin? und Wozu? des Menschen". [2]) Abrogation und Derogation des Kausalitätsgesetzes isoliert die moderne Philosophie von der Grundnorm des normalen Denkens und der Wissenschaft, entäußert des Rechtes, ernst genommen zu werden. Außerhalb der zur Ohnmacht verurteilenden Einkapselung seiner reinen Vernunft muß sogar Kant den lebendigen Zusammenhang des Kausalitätsprinzipes mit der gesunden Vernunft einräumen. „Wir sehen bei allen Völkern durch ihre blindeste Vielgötterei doch einige Funken des Monotheismus durchschimmern, wozu nicht Nachdenken und tiefe Spekulation, sondern nur ein nach und nach verständlich gewordener natürlicher Gang des gemeinen Verstandes geführt hat" (Kritik S. 467). Also der natürliche Gang des gesunden Menschenverstandes, frei von der synthetisch-apriorischen Dressur, leitet zum Schöpfer. Deshalb rechnet es der Völkerapostel den Heiden als Schuld an, daß sie Gott nicht aus seinen Werken erkannten. Für Kant ist das Kausalitätsprinzip selbstverständlich nur „vermeintlich transzendental" (Kritik S. 476 Anmerkung). Die nunmehr auch formell kirchliche Lehre von der Beweisbarkeit des Daseins Gottes ist im Grunde einfach die feierliche Heilighaltung des Rechtsanspruches der gesunden Vernunft auf das Kausalitätsgesetz und dessen konsequente Anwendung. Die gleiche Wohltat für die profanen Wissenschaften wie für die Theologie. Was wäre z. B. die Wissenschaft der Medizin, Naturkunde, Chemie usw. ohne Kausalitätsgesetz! Immer ist es die konservative Hand des Papsttums, welche in zersetzenden Zeitströmungen

1) A. a. O. II. Bd. S. 1119.
2) Jens. S. 57, 161, 291.

von ihrer überragenden Petra aus die natürlichen Felsen hält und stützt, auf denen die Ordnung der Gesellschaft und des geistigen Leben gründet. Die Proteste gegen die Sanktion der Beweisbarkeit der Existenz Gottes waren sachlich ein Affront gegen die Objektivität der Wissenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

LX.

Bischof Dupont des Loges.

Zeitgemäße Erinnerungen.

Von Matthias Salm.

Vor bald dreißig Jahren, am 18. Oktober 1886, starb Bischof Dupont des Loges von Metz. Einige Erinnerungen aus dem Leben dieses Oberhirten verdienen gerade jetzt Beachtung. Denn der Metzer Bischof war nicht nur ein vorbildlicher Kirchenfürst, sondern seine Haltung zur Zeit des deutsch-französischen Krieges und bis zu seinem Tode erzwang die Hochachtung von Freund und Feind, soweit sie ruhig und ohne Voreingenommenheit urteilten. Diejenigen, die ihn tadelten, werden heute anders denken. In vielfachem Gegensatz zu kirchlichen Oberhirten unserer jetzigen Zeit im feindlichen Ausland, wie Kardinal Mercier und einige französische Kardinäle und Bischöfe, hat er in den damals für ihn mindestens gleich schwierigen Zeitläuften seinen Posten weise, duldsam und treu ausgefüllt.

Bischof Paul Dupont des Loges wurde am 11. November 1804 zu Rennes als neuntes unter später elf Geschwistern geboren, ein Sproß aus altem und um die Kirche wie um den Staat hochverdientem Geschlecht. Er wurde Priester, darauf Vikar und bald Ehrendomherr in Rennes, dann Generalvikar in Orleans. Am 24. September 1842 erfolgte seine Ernennung zum Bischof von Metz durch den



König, die päpstliche Bestätigung am 27. Januar 1843. Die bischöfliche Weihe erhielt er am 5. März 1843.

Der neue Metzer Bischof war ein hochstehender, vornehmer Charakter, ein Edelmann im besten Sinne des Wortes, ein durchaus frommer Priester, ein Bischof, der seine ganze Persönlichkeit in den Dienst seines hohen Amtes stellte. Als Franzose und Staatsbürger war er Anhänger des Königtums, aber er hat diese Gesinnung niemals verletzend gezeigt oder gar durch sie seine Amtstätigkeit beeinflussen lassen. Er gehörte ganz seinen Diözesanen, für deren Seelen zu wirken ihm alleroberstes Gesetz war. So ist er auch mit den verschiedenen französischen Regierungsformen als solchen nie in Streit geraten, auch nicht mit den staatlichen Behörden, soweit sie die Rechte der Kirche achteten und solange keine Gesetze die freie und notwendige Ausübung und Pflege der Religion hinderten. Wo dies, wie z. B. bei der Schulgesetzgebung in seinen ersten Bischofsjahren geschah, wehrte er freimütig das Unrecht ab. So sehr sein Auftreten vornehm und entgegenkommend gegen jedermann war, ebenso gut wußte er den Unterschied zwischen persönlichem Wert und amtlicher Stellung zu wahren. Der geistig so hochstehende Kirchenfürst und fromme Priester hatte nie mit den Freimaurern, die schon lange in Paris und in der ganzen französischen Staatsverwaltung eine leider allzu bedeutende Rolle spielten, einen über das zufällig für die Verwaltung seines Bistums Notwendige hinausgehenden Verkehr gepflogen, sein hoher und kirchlicher Sinn bewahrte ihn vor solchen Entgleisungen. Den für alles Unehrliche unnahbaren Charakter des Bischofs lernte auch der dritte Napoleon kennen, der genau wußte, daß Dupont des Loges kein Höfling war, und daß er, der Kaiser, selbst von dem sittenfesten und freimütigen Metzer Oberhirten nicht allzu hoch bewertet wurde. Eine hervorragende kirchliche Tugend des Bischofs war seine große Anhänglichkeit an das Oberhaupt der Kirche, die er sich durch niemanden und durch kein Ereignis beeinträchtigen oder verkümmern ließ. Als Napoleon III. 1859 mit den

kirchenfeindlichen Italienern gegen das treukatholische Österreich-Ungarn zu Felde zog, sah Dupont des Loges in diesem von der romanischen Freimaurerei eingeleiteten und unterstützten Krieg eine neue abenteuerliche Tat des alten Carbonaros und Helfers beim Orsinischen Attentat. Er erkannte die beabsichtigte und beginnende Beraubung und Drangsalierung des Papstes und mahnte seine Diözesanen zum Gebet für die bedrängte Kirche. Die Italiener nannte er später einmal „les barbares du dix-neuvième siècle".

Während der Teilnahme des Bischofs am Vatikanischen Konzil erklärte Frankreich uns im Juli 1870 den Krieg. Dupont des Loges kam am 28. Juli von Rom nach Metz, eine Stunde vorher hatte Napoleon III. seinen Einzug in die lothringische Hauptstadt gehalten. Der Krieg hatte den Oberhirten mit größter Sorge erfüllt, er konnte ihn nicht billigen, dafür kannte er die Vorgeschichte dieses Streites, den Kaiser und dessen politische Treibereien zu gut. Seine nächste und Hauptsorge galt seiner Diözese, deren Leiden und Prüfungen er voraussah, und er bat Gott um ein ruhiges und starkes Herz beim Helfen und Lindern der Not aller Art. „Que la paix se maintienne au moins dans la cime de mon âme, avec le courage et la force pour agir! Bientôt que de blessures de tout genre nous aurons à panser!" schrieb er am 31. Juli an den Bischof von Verdun. Kein grimmiges Wort gegen den feindlichen Sieger kam über seine Lippen, obwohl ihm das Herz blutete wegen der furchtbaren Schläge, die jener Frankreich schlug. Er trug keine Erregung in das Metzer Land. Wie die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe in ihrem gemeinsamen Adventshirtenbrief 1914 im jetzigen Weltkriege ein Strafgericht für begangene Schuld, eine Mahnung zu ernster Einkehr und Buße erkannt haben, so sah der Metzer Bischof den Krieg als Zuchtrute Gottes an. Die Leiden Lothringens und gerade der Stadt Metz und ihrer nächsten Umgebung waren bald im Verhältnis wohl mindestens so groß wie die Kriegsleiden Belgiens in diesen harten Kampfjahren. Bischof





Dupont des Loges bezeichnete öffentlich alles als Schickung Gottes, als Prüfung, er betete für die Leidenden und ermahnte zur christlichen Ergebung und Besserung. An einen Bruder schrieb er am 31. Oktober 1870, als Metz gefallen war, u. a.: „Quelle leçon! Puissions-nous en profiter!" Kein Wort der Anklage kam über seine Lippen; er wußte, daß Krieg eben Krieg mit allen Schrecknissen ist, die auch von den Kämpfenden auf beiden Seiten verursacht werden. Er verunglimpfte die Deutschen auch nicht, wie es jetzt Kardinal Mercier sowie die Bischöfe von Nancy, Arras, Versailles und Albi getan haben.[1]) Den Kranken, Verwundeten und Sterbenden, die Metz bald nach den ersten Gefechten anfüllten, half er an Leib und Seele Tag und Nacht, machte keinen Unterschied zwischen Volk oder Bekenntnis. Nach dem Krieg erhielt er aus Deutschland zahlreiche Briefe von Soldaten aller Bekenntnisse, die ihm in rührender Weise für seine liebevolle und aufopfernde Mühewaltung und für die ermutigenden Trostworte dankten.

Bischof Dupont des Loges wußte, daß es weder recht noch klug, für einen Diener der Kirche gar besonders unschicklich sei, gegen den die Religion achtenden Sieger in Wort oder Schrift oder durch die Tat aufzutreten, und er hat sich persönlich nie die geringste Herausforderung oder Unkorrektheit oder gar die Aufwiegelung anderer zuschulden kommen lassen. Daß er dem Sieger nicht froh entgegenging, können wir begreifen; denn er stammte aus einer alteingesessenen südfranzösischen Familie, deren Sprossen Jahrhunderte hindurch im französischen Staatswesen eine bedeutende Rolle gespielt haben, er war, als Metz wieder deutsch wurde, bereits ein Greis und fast dreißig Jahre lang französischer Bischof von Metz. Während der Belagerung von Metz war es seine größte Sorge, auch nicht den Anschein

1) Vergl. die Abhandlung: „Deutsche und französische Hirtenbriefe" in dem vornehmen und tapfern Buche „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg". Freiburg, Herder. 2. Aufl. 1916, S. 269 ff.

eines Trotzenden zu erwecken. Er begegnete den deutschen Behörden vornehm und schicklich. Wo er ein Vorgehen des Siegers für zu streng hielt, bat er in der rechten Weise um Milde. Die Bevölkerung ermahnte er, jede Herausforderung und jede törichte Unklugheit zu vermeiden. „N'ajoutons-pas le crime aux calamités!“ rief er wiederholt warnend aus. An seine Schwester Helene schrieb er am 8. Februar 1871: „Je tâche de faire ce que je vous ai conseillé, c'est à dire de détourner ma pensée d'un avenir qui n'appartient qu'à Dieu et de tout abandonner à son bon plaisir.“ Und so recht als christlicher Oberhirte schrieb er an seine Diözesanen: „C'est du Ciel que nous vient l'épreuve, c'est du Ciel que nous vient la force, la consolation, l'espérance, c'est du Ciel que nous viendra le secours.“ Auf der jährlichen Priesterversammlung von 1871 sprach er die folgenden schönen Worte, die ich in deutscher Übersetzung vollständig wiedergebe:[1])

„Wir befinden uns in einer unvorhergesehenen Lage, zeigen wir uns mit Gottes Gnade auf der Höhe der Aufgabe, die uns die Gnade gestellt hat. Verschließen wir im starken Schrein unseres Herzens unsere Gefühle der Trauer, unsere Hoffnungen. Erinnern wir uns desto mehr daran, daß wir vor allem Diener Gottes sind. Tu autem, o homo Dei! sagte der heilige Paulus zu seinem lieben Schüler. Andere sind in ernstestem Maße verantwortlich dafür, daß sie wachen über die zeitlichen Güter der Völker, sie verteidigen und lenken, ihr irdisches Geschick leiten. Wir haben jetzt eine höhere Aufgabe, nämlich jene, sorgend an die überirdische Bestimmung des Volkes zu denken, es vor ewigem Unheil zu bewahren und zu seinem ewigen Ziele zu führen. Beschränken wir uns auf die Seelsorge; alle Welt soll sehen, daß das Heil der Seelen uns am nächsten liegt, daß unsere Weisungen und Ermahnungen, unsere

1) Vie de Mgr. Dupont des Loges, von Felix Klein. Paris 1899. Seite 321 ff. Dem Werke konnte ich mehrere tatsächliche Angaben entnehmen.

Predigten und unser Religionsunterricht einzig und allein dem Heil der Seelen dienen. Hüten wir uns ängstlich vor jeder irgendwie verdächtigen Redensart. Durch eine solche vernünftige Haltung werden wir auch gefährliche Unzuträglichkeiten vermeiden und die Sicherheit und Unabhängigkeit unseres heiligen Amtes uns erhalten."

Am Tage nach der Übergabe von Metz, vor der Abführung in die Gefangenschaft nach Preußen, meldete sich bei dem Bischof ein Hauptmann aus dem Stabe des Marschalls Bazaine. Der Hauptmann bat Dupont des Loges, ihn für acht Tage als Kutscher anzunehmen; nach dieser Zeit hoffe er Gelegenheit zu finden, nach Frankreich zu entfliehen und wichtige Nachrichten nach Paris bringen zu können. Der Bischof lehnte entschieden ab, da Metz von den Deutschen besetzt und er kein Recht mehr hatte, Frankreich die Rückkehr eines Gefangenen und wichtige Nachrichten zu vermitteln. Er wies auf seine große Verantwortung hin und erklärte: „Je ne m'appartiens pas; je me dois à mon diocèse."

Die Abtretung des Metzer Teils von Lothringen an das Deutsche Reich im Frankfurter Frieden hat Bischof Dupont des Loges sehr geschmerzt. Er liebte auch nach 1871 sein altes Vaterland Frankreich, er gehörte aber, wie er oft und deutlich sagte, der deutschen Diözese Metz. Nie hat ihn seine Liebe zu Frankreich verleitet, an herausfordernden Aufzügen und Erklärungen teilzunehmen oder solche gar zu veranlassen, er vermied mit größter Sorgfalt alles, was die neuen Herren im Lande hätte verletzen können. Mannigfache Bitten und Anforderungen, er möge die französischen Revanchetreibereien unterstützen, sind an ihn gelangt, er hat sie alle mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen. Wie er über den Urheber des deutsch-französischen Krieges, Napoleon III., dachte, zeigt auch eine Äußerung anläßlich des Todes dieses Kaisers in einem Briefe vom 11. Januar 1873: „Un grand coupable vient de mourir à Chislehurst. Est-ce le commencement des justices



divines?“ Zum Reichstagsabgeordneten gewählt war er Protestler, aber kein Treiber, und er zog sich zurück, als er sah, daß seine politischen Wünsche auf geradem Wege nicht zu erreichen waren. Als ihm in Anerkennung seiner liebevollen Sorge um die eingewanderten deutschen Katholiken der preußische Kronenorden zweiter Klasse verliehen wurde, trug er ihn zwar nicht, aber er lehnte ihn auch nicht ab. Auch das ihm von Paris verliehene Kreuz der Ehrenlegion trug er nicht.

Zu seinem Tode schrieb die „Landeszeitung“, das damalige reichsländische Regierungsblatt, u. a.: Staat und Kirche sowie die Gläubigen, die der Obhut des verehrungswürdigen Bischofs anvertraut gewesen seien, würden ihm ein dankbares Andenken bewahren; er habe sein Hirtenamt mit christlicher Liebe und Weisheit verwaltet. Als im September 1886 der damalige deutsche Kronprinz und nachmalige Kaiser Friedrich mit seinem ältesten Sohne, unserm jetzigen Kaiser, und dem verstorbenen Großherzog Friedrich I. von Baden nach Metz kam, begab er sich mit diesen an das Grab des toten Bischofs, verweilte einige Augenblicke dort und zog sich dann bewegt zurück mit den Worten: „Das war ein vornehmer Charakter; wir hatten eine große Achtung vor seinen Tugenden und haben aufrichtig um ihn getrauert.“

LXI.

Zeitgemäße Bücher.

Von Dr. Hans Rost, Westheim bei Augsburg.

Die durch den Weltkrieg aufgerollten Probleme aller Art haben in der schier unübersehbaren Kriegsliteratur[1]) eine oft sehr zweckdienliche Erörterung gefunden. Das dürfte namentlich von der an dieser Stelle wiederholt empfohlenen Sammlung „Der deutsche Krieg“ gelten, die von dem bekannten Welt-

1) Siehe Histor.-polit. Blätter Bd. 155. Heft 2 u. 9.

politiker Ernst Jäckh herausgegeben wird und jetzt schon siebzig Hefte umfaßt (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, pro Heft 50 ₰). Die Sammlung zieht alle wichtigeren Fragen der äußeren und inneren Politik, sowie Kulturprobleme im Zusammenhang mit dem Kriege in den Kreis ihrer Darstellung. Der aufmerksame Leser kann aus dieser Sammlung eine tiefschürfende Bereicherung seines welt- und kulturpolitischen Wissens sich aneignen.

Eine Reihe von Heften sind den Staaten gewidmet, die einen politischen Zankapfel bilden oder in bedeutsamen Beziehungen zu einer der kriegführenden Mächte stehen. Im Vordergrund des Interesses steht augenblicklich das Verhältnis zwischen „Deutschland und Ägypten", worüber E. Meyer auf Grund persönlicher Erfahrungen Aufschlüsse bietet. In dem gegenwärtigen Kriege ist die ägyptische Frage ein Stück der deutschen Frage geworden, indem es sich darum handelt, ob der Schlüssel zum Seeweg nach Indien, der Suezkanal, in Englands Hand bleiben soll oder nicht. Die Engländer haben sich die Anglikanisierung des Landes sehr angelegen sein lassen, vor allem haben sie alle nationalistischen Bewegungen stets zu unterdrücken verstanden. Ägypten hat einen gewaltigen Aufschwung in den letzten Jahrzehnten erfahren. Die finanzielle Gesundung des Staates, der kulturelle Fortschritt des Landes, Hygiene und soziale Hilfe haben aber damit genau wie in Indien nicht im geringsten Schritt gehalten. England hat heute Ägypten faktisch annektiert, was mit der sogen. Protektion identisch ist. Soll dieses Verhältnis bestehen bleiben, oder soll Ägypten unter der Oberhoheit des Khediven in einem gefestigten türkischen Reiche einen selbständigen und geachteten Platz unter den Völkern des Orientes einnehmen? Das ist die Zukunftsfrage für das Land. Das Verhalten der ägyptischen Bevölkerung bietet wenig Anhaltspunkte für die Beantwortung dieser Frage. Es herrscht im Volke sehr viel Gleichgültigkeit. „Es ist doch ein in der Geschichte des Islams kaum vorgekommenes Verhalten, daß die mohamedanische Geistlichkeit Ägyptens nach der türkischen Kriegserklärung ein Manifest erließ, in dem auf Grund einer Reihe von Sprüchen



aus dem Koran nachgewiesen wurde, daß es Pflicht jedes frommen Muslims sei, völlig Ruhe zu halten und der von Gott gesetzten Obrigkeit untertan zu sein". Dazu kommt, daß die Oberschicht der Einheimischen kein höheres Ideal kennt, als irgendeine und wenn auch noch so geringe englische Beamtenstelle zu erlangen. Im letzten Grunde freilich ist die Stimmung der Masse des Volkes türkenfreundlich und englandfeindlich geblieben. Allein zu einer energischen Opposition fehlen die religiösen und nationalistischen treibenden Kräfte. Sodann hat England eine Reihe von Vorsichtsmaßregeln getroffen, die ein etwaiges Aufflammen gegen die englische Herrschaft sofort im Keime ersticken würden. Die Befreiung des Landes wird sonach von außen kommen müssen. Das Ziel des Krieges muß daher sein, die Oberhoheit der Türkei wieder herzustellen, sowie Deutschland und seinen Bundesgenossen, die keinerlei Landerwerbungsgedanken hegen, wie in der gesamten Levante so auch in Ägypten die Bahn für einen starken wirtschaftlichen und kulturellen Einfluß freizumachen.

In einem nicht geringeren Grade als Ägypten fesselt „Indien im Weltkriege" unsere Aufmerksamkeit. Über diese Frage hat der ausgezeichnete Kenner der dortigen Verhältnisse Dr. Hermann von Staden eine von sehr großer Sachkenntnis zeugende Studie geschrieben. Mit Beschämung müssen wir uns von dem Verfasser sagen lassen, daß es bis zum Ausbruch des Weltkrieges in Deutschland ein politisches Interesse am britischen Kaisertum Indien nicht gegeben hat. Wir haben uns für das Wunderland Indien interessiert, aber an eine „Deutsch-indische Gesellschaft" zur Zusammenfassung der wirtschaftlichen und geistigen Beziehungen hat bei uns kein Mensch gedacht. Auf der anderen Seite haben die Engländer dafür gesorgt, daß die Indier von Deutschland so gut wie gar nichts wissen. „Im Volke kennt zwar mancher den Warenstempel Made in Germany, aber daß Germany ein großes, mächtiges, von England unabhängiges Reich ist, das wußten bis zum Kriegsausbruch eigentlich nur die Mohammedaner, bei denen die Rede von Deutschlands militärischer Stärke und von der



Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem Sultan von Mund zu Mund geht. Aber die große Masse der Hindu (230 Millionen) kennt Deutschland überhaupt nicht". Wird England Indien verlieren, das ist die brennende Frage, auf die heute jeder die Antwort wissen möchte. Zuvor unterrichtet der Verfasser über das Land, das Klima und die Bewohner, die mit 315 Millionen fast ein Fünftel der Menschheit ausmachen, ferner über die Sonderstellung der indischen Mohammedaner, deren politische Stimmung durchaus englandfeindlich ist, über das verhängnisvolle Kastenwesen bei den Hindus, das die Ursache bildet, weshalb unter den Hindus bisher kein völkischer Zusammenhang, kein Staatsbürgerbewußtsein, kein politischer Organisationswille aufgekommen ist. Der Leser erfährt sodann interessante Mitteilungen über die Bedeutung der indischen Fürsten, über die britischen Provinzen, über Hungersnöte, Landplagen, Verarmung: Dinge, über welche das englische Ausbeutungssystem kaltlächelnd hinwegschreitet. Die indische Volkswirtschaft ist eingespannt für die Zwecke und Bedürfnisse der Engländer. Der Druck dieser Verhältnisse hat langsam bei den Indiern den Ruf nach Unabhängigkeit aufdämmern lassen. Die Führer der indischen Nationalpartei, die sich in Indien nicht sehen lassen dürfen, haben von Amerika aus zu Beginn des Krieges eine flammende Kundgebung gegen England erlassen. In Indien selbst gährt es ohne Zweifel sehr stark, wie aus den zahlreichen durchsickernden Nachrichten hervorgeht. Eine geheime Revolutionsgesellschaft Jungindiens ist eifrig an der Arbeit und es ist bezeichnend, daß Millionen junger Hindus sich ihr angeschlossen haben, um Indien vom britischen Joche zu befreien. Eine Vertreibung aller englischen Gewalten aus Indien ist jedoch fürs erste nicht zu erwarten, weil die Engländer den weitaus größten Teil der einheimischen Truppen seit Beginn des Krieges aus Indien entfernt haben. Der Rest von höchstens 50 000 Mann ist ohne höhere Führung und Artillerie den bedeutend stärkeren englischen Truppen nicht gewachsen. Wenn Englands Herrschaft nicht schon vorher zusammenbricht, so werden die aus dem europäischen Kriege heimkehrenden indischen Soldaten, für



welche der Nimbus englischer Unbesiegbarkeit völlig zerstört sein muß, das Sprengpulver bilden, um Indien der politischen Selbständigkeit entgegen zu führen. Deutschland hat dabei die Aufgabe, diesen Entwicklungsprozeß nach Kräften zu fördern, wobei sich ihm ein heller Ausblick auf gegenseitige wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen eröffnet.

Nicht nur draußen in der fernen Welt droht England der Abfall seiner wertvollsten Besitzungen, auch vor den Toren Englands lauert die Gefahr. „Deutschlands Sieg — Irlands Hoffnung" lautet ein Heft, das der Schreiber dieser Zeilen zu der Sammlung „Der deutsche Krieg" beigetragen hat. Der Verfasser hat den Versuch gemacht, die jahrhundertelange religiöse, wirtschaftliche und politische Knebelung der Irländer durch ihre rücksichtslosen Ausbeuter in den wichtigsten Tatsachen zur Darstellung zu bringen, mit dem Ergebnis, daß Englands Irenpolitik eine einzige ununterbrochene Schande ist. Irland steht in diesem Weltkrieg nicht auf Englands Seite. „Ich habe die Gewißheit", schreibt ein Ire in Nr. 77 der Kölnischen Volkszeitung 1916, „im Namen von vier Fünfteln der gesamten irischen Bevölkerung, in der Heimat sowohl wie in Amerika, zu sprechen, wenn ich die Gefühle der Bewunderung und der Dankbarkeit, welche das Irenvolk für Deutschland hegt, erneut zum Ausdruck bringe." Über die Bedeutung Irlands für England, über die Ursachen der Feindschaft zwischen beiden Staaten, über die Haltung Irlands im Kriege dürfte der Leser in meinem Schriftchen hinreichende Aufschlüsse finden.

Der Weltkrieg hat den Deutschen über ihre Einschätzung und Geltung im Auslande klar die Augen geöffnet. Über diese Erscheinung nebst ihren Erklärungsgründen hat Prof. Dr. Gast in Aachen in seiner Schrift „Deutschland und Südamerika" einen sehr sachkundigen Beitrag für die Länder Südamerikas geliefert. Das Deutschtum in den südamerikanischen Staaten ist vom Mutterlande schwer vernachlässigt worden. „Man suche sich einmal vorzustellen", bemerkt Gast, „was das ‚junge' Frankreich des letzten Jahrzehnts getan hätte, wenn es irgendwo in Südamerika einen Stamm von 400000 Volksgenossen lebend ge-



habt hätte, wie wir sie in Südbrasilien haben. Sicherlich würde Frankreich ungezählte Millionen aufgewendet haben, nicht nur um jene Volksgenossen der Heimat zu „erhalten", sondern vor allem, um sie zur breiten Grundlage einer großzügigen Politik der kulturellen Ausdehnung des Mutterlandes zu machen, um sie durch Schulen, Fachschulen und Hochschulen, durch wissenschaftliche, künstlerische und gewerbliche Gesellschaften zu einer in tausend Strahlen unablässig sprudelnden Quelle französischer Sprache, Sitte, Literatur, kurz französischer Gedanken zu machen. Können wir Deutsche nicht an Ähnliches denken, die wir jenen köstlichen Schatz deutschen Volkstums in Brasilien und in geringerem Umfange in Chile und selbst am La Plata tatsächlich besitzen?" Gast gibt vortreffliche Aufklärungen über die Notwendigkeit und die Art der deutschen Kultur- und Wirtschaftspolitik in Südamerika. Der Haßgesang lateinisch-amerikanischer Publizisten gegen Deutschland trat nach Kriegsausbruch sofort in die Erscheinung. Der Verfasser hätte hervorheben können, daß zahlreiche katholische Geistliche in angesehenen Stellungen in Wort und Schrift in den südamerikanischen Staaten für das so hart angegriffene Deutschtum eingetreten sind, wie er anderseits betont, daß namentlich die Benediktiner und Jesuiten deutschen Stammes um die deutsche Kultur des Landes und um die Vermehrung der Zahl der deutschfreundlichen Eingeborenen sich hohe Verdienste erwerben.

Welch eigenartige Lage die „Schweiz im Weltkrieg" hat, zeigt Jakob Schaffner in seiner Broschüre dieses Namens. Wir erkennen mit Überraschung, welch eine große Last die Schweiz ob ihrer Isolierung zu tragen hat, welche landwirtschaftlichen und industriellen Schwierigkeiten der Krieg geoffenbart hat. Schaffner will in seiner Schrift vor allem die hohe Mission der Schweiz als dem Lande, „das den internationalen Schmerz des Krieges am tiefsten empfindet, weil sie am tiefsten international verwurzelt und verästelt ist", dartun. Diese Aufgaben erblickt Schaffner in der Hoffnung, es werde in der Schweiz Friedenskongreß und permanentes Schiedsgericht zur Verhütung künftiger „Verfassungskriege" tagen, was vorläufig dahingestellt

sei. Die Schrift des Schweizers ist eine geistreiche und hoffnungsfrohe Gedankenkundgebung zur Frage der Völkerversöhnung.

Durch die Unterwerfung Russisch-Polens ist die Polenfrage in eine neue Beleuchtung gerückt worden. Mit ihr befassen sich zwei Hefte der Sammlung. Wilhelm von Massow wirft die Frage auf: „Wie steht es mit Polen?", um daran sehr interessante Erörterungen politischer Natur zu knüpfen. Der Verfasser betont zunächst, daß die Polen noch heute ein wirkliches, lebendiges Volk sind, das in Sprache, Nationalliteratur und Volksbewußtsein eine Volkseinheit bildet. Es wäre nach Massow verkehrt, wenn wir die Vormünder oder Wohltäter der Polen spielen wollten. Die Lösung der Polenfrage ist schwierig. Zunächst interessiert uns die Frage, ob der scharfe Gegensatz zwischen Polen und Deutschen immer fortbestehen muß. Massow sagt: „Er muß fortbestehen, solange von den Polen als erste Grundbedingung ihrer künftigen Wiedererstehung die Verbreitung polnischen Volkstums in den östlichen Provinzen Preußens und die innerliche Loslösung der polnischen Bevölkerung dieser Provinzen von dem preußischen Staatsgedanken angesehen wird." Die Grundlage einer Verständigung mit Preußen aber sei der unbedingte Verzicht der Polen auf alle Landesteile, die jetzt zum Gebiet des preußischen Staates gehören. Ferner sei zu berücksichtigen, daß die Polen selbst heute keine dem Ziele der staatlichen Einigung absolut zustrebende Masse mehr sind. Die Feindschaft gegen Rußland wäre der stärkste Kitt für ein zukünftiges polnisches Reich. Mit einer Entschlossenheit, die nicht die Spur eines Schwankens merken ließ, schreibt Massow, erkannten die Slawen Österreich-Ungarns beim Ausbruch des Krieges, was für sie auf dem Spiele stand, erkannten sie in Rußland ihren Feind. Nicht minder erfaßten die urteilsfähigen preußischen Polen im Augenblick dem preußischen Staat gegenüber die Unmöglichkeit jeder anderen Stellungnahme als der treuen Pflichterfüllung. Dagegen glaubten die russischen Polen „durch Anlehnung an Rußland richtig orientiert zu sein und erlebten nun den Verdruß, daß die nichtrussischen Polen, deren Einfluß und Bedeutung sie ohnehin fürchteten, geschlossen auf





der anderen Seite standen und die Bevölkerung in Russisch-Polen zu gewinnen suchten." Diese Zersplitterung und Übervorsichtigkeit bei den Gesamtpolen macht es erklärlich, warum die nationale Bewegung in der Richtung auf einen selbständigen politischen Staat keine größeren Fortschritte macht. Grundsätzlich aber muß diese Frage heute schon dahin entschieden werden, daß wir den Polen zu ihren Zielen verhelfen müssen. „Weshalb sollen wir sie", fragt mit Recht Massow, „ohne die zwingendsten Gründe zur moskowitischen Kultur hinübertreiben? Moskau ist ein erklärter Feind unseres Daseins und unserer Kultur; weshalb diesem außenstehenden Feind einen Gesellen ausliefern, an dem wir vielleicht wenig Freude haben, der aber doch mehr zu uns als zu ihm gehört?" Das Haupthindernis einer befriedigenden Lösung liegt in der Forderung, die durch das Schlagwort „Polen von Meer zu Meer" zum Ausdruck gebracht wird. Die Ostseeküste muß naturgemäß deutsch bleiben. Von der Einsicht dieser Notwendigkeit gewisser polnischer Kreise hängt viel ab. Polen ist auch ohne den Anschluß an das Meer ein nicht unbedeutendes Industrieland geworden. Die Lage bei Abschluß des gegenwärtigen Krieges, sowie die Entschlüsse und Anstrengungen des polnischen Volkes werden zu einer Neugestaltung Polens in irgendeiner Form führen, „aber weder liegen die Verhältnisse so einfach, daß es nur der Siege der verbündeten Reiche, Deutschlands und Österreich-Ungarns, und geeigneter Aufrufe an die befreite Bevölkerung Polens bedürfte, um alles in eitel Wohlgefallen aufzulösen, noch würden die Folgen einer solchen Neugestaltung uns mit Notwendigkeit vor größere Gefahren stellen, als sie uns bisher gedroht haben. Wir können auch in dieser Frage mit gutem Mute in die Zukunft sehen".

Eine wertvolle Ergänzung zu dieser großzügigen Broschüre ist das Heft des konservativen Polen Prinz Olgierd Czartoryski, das sich die Frage zur Antwort vorlegt: „Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden?" Der Verfasser gibt zunächst einen Überblick über die an Schwierigkeiten und Härten reiche preußische Polenpolitik bis zum Beginn des Krieges. Der Sprachen-

paragraph, der deutsche Unterricht in den Schulen, der Kulturkampf, die Ansiedlungskommission und das Enteignungsgesetz haben keine positiven Erfolge gezeitigt. Der Hakatismus hat den polnischen Radikalismus großgemacht und die polnischen Konservativen an die Wand gedrückt. Infolge der Kriegsereignisse hat die preußische Regierung einen anderen Kurs eingeschlagen. Unter Zustimmung sämtlicher Parteien des preußischen Abgeordnetenhauses hat die Regierung eine Neuorientierung in der Polenpolitik versprochen. Zweimal ferner hat die Regierung die für die polnische Bevölkerung Preußens so wichtige Frage der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Gnesen-Posen in einer für die Polen überaus günstigen und zuvorkommenden Weise gelöst. Andererseits haben die zu den Waffen einberufenen Polen ausnahmslos und willig ihre Pflicht als preußische Staatsbürger getan und haben für Kaiser und Reich vielfach gegen ihre eigenen Blutsverwandten auf russischer Seite das Schwert gekreuzt. Da einerseits die preußische Regierung seit Ausbruch des Krieges mehr als einen Schritt getan hat, um eine Versöhnung mit den Polen anzubahnen, da andererseits Deutschlands Sieg im eigensten Interesse der Polen gelegen ist, so rät der Verfasser dringend und aus dem Herzen kommend die versöhnliche Hand der Regierung zu ergreifen und sich offen und deutlich zu Deutschland und Österreich zu bekennen. Gegenüber dem Hakatismus und dem polnischen Radikalismus müssen jetzt die konservativen Elemente wieder stark und laut vor die Öffentlichkeit treten und Hand an das Steuer legen, damit alles vermieden wird, was der Regierung Anlaß zur Änderung ihres neuen Kurses in der Polenpolitik bieten könnte.

Neben dem polnischen Problem harrt die Frage der Belgier und Balten ihrer Lösung. Moeller van den-Bruck widmet diesen Zukunftsaufgaben von der hohen Warte des Geschichtsphilosophen aus eine geistvolle Studie, die es vermeidet, zu dem politischen Schicksal dieser Gebiete Stellung zu nehmen. Er zeigt in glänzenden Ausführungen die französische Werbekraft in Belgien, der bis jetzt auf deutscher Seite nur die wirtschaftliche Werbekraft gegenübersteht. Wirtschaftlich ist das Leben

Belgiens wie Hollands unabhängig von den staatlichen Grenzen demjenigen des mächtigen Hinterlandes Deutschland gefolgt. Der Ablehnung der geistigen Werbekraft Deutschlands müssen wir begegnen durch unseren Freiheitsbegriff, „den die Romanen längst unter der revolutionären Suggestion in anarchistischer Libertinage verlodderten", und „durch die Macht des modernen Lebens, das von der Arbeit in Deutschland ausgeht und sich mit der Arbeit in Belgien von selbst verbindet". Gerade die starke Gegensätzlichkeit der historisch gewordenen Verhältnisse in Belgien, die zahlreichen Dualismen in Sprache, Kultur, Rasse und Weltanschauung werden nach dem zuversichtlichen Glauben des Verfassers in Deutschland ihren Meister finden. Das deutsche Wesen ist heute ebenfalls Dualismus. „Heute ist unsere Kraft", schreibt der Verfasser, „nicht unsere Schwäche, daß wir norddeutsch **und** daß wir süddeutsch sind; daß wir katholisch sind **und** protestantisch; agrarisch **und** industriell; westelbisch **und** ostelbisch; altfränkisch in der Provinz und pionierhaft in den Großstädten oder an den sonstigen Entwicklungszentren; geistig ein Volk der Individualisierung und Spezialisierung und sozial ein Volk der Organisation und der Masse." Diese Gegensätze sind in uns aufgespeichert und verteilt. Als ein Volk für Probleme braucht uns auch vor neuen Dualismen in unserem Volkskörper nicht bange zu sein. Wesentlich leichter liegt die politische und kulturelle Eingliederung bei den Balten, Letten und Esten, die in Sprache, Rasse, Bekenntnis und Kultur nicht russisch, sondern zu uns stammverwandt sind. Der Russifizierungsprozeß konnte trotz der aufgezwungenen orthodoxen Kirchen und kulturellen Bevormundung die nordische Geistigkeit und Regsamkeit an den baltischen Gestaden nicht ertöten. Das Baltikum ist wirtschaftlich und geistig eine Fortsetzung Deutschlands, das alle Wandlungen der deutschen Kultur mitgemacht hat. Es gehört also zu uns. Das Baltikum kommt uns außerdem unmittelbar in seinen Menschen zugute. „Seine Wirtschaft vermag uns genau mit jenem Bruchteil zu ergänzen, den wir zu unserer Selbsternährung noch brauchen — ganz abgesehen von dem außerordentlichen Menschenmaterial der zwei Millionen Esten



und Letten, die es gibt, nebst der einzigen Möglichkeit, auch noch die gleichfalls zwei Millionen an russischen Binnendeutschen, Wolgaschwaben, Kaukasusbauern aufzunehmen, für die alle das Baltikum Platz hat." „Deshalb müssen wir in Deutschland", so schließt Moeller van den Bruck seine feindurchdachten psychologisch vertieften Ausführungen, „wenn wir an der einen Stelle industriell und westeuropäisch zunehmen, an der anderen Stelle agrarisch und osteuropäisch wachsen; deshalb müssen wir hier den Katholizismus, dort den Protestantismus stärken, die nun einmal . . . unsere beste Verteidigungskraft gegen die Banalität des liberalen Atheismus an der romanischen, gegen die sterile Primitivität und Stupidität der massiven Orthodoxie an der slawischen Grenze ist."

Befassen sich die oben besprochenen Hefte mit den Problemen an unseren Grenzen, so erörtert Professor Alfred Hettner vom Standpunkte des Geographen aus die „Ziele unserer Weltpolitik". Die geographischen Gesichtspunkte spielen bei weltpolitischen Zukunftsbetrachtungen eine ziemliche Rolle. Hettner besitzt einen weltpolitischen Weitblick, der ihn alle Entwicklungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten klar und richtig erkennen läßt. Seine leitenden Gedanken wenden sich gegen das uns angedichtete Wahngebilde der Weltherrschaft; Weltmacht, aber nicht Weltherrschaft muß die Losung der deutschen Weltpolitik sein. Deutschland braucht als Weltmacht eine zu allen Zeiten offene Verbindung mit der übrigen Erde. Die notwendigen Bedingungen hiezu sind die Freiheit der Meere, die Aufrechterhaltung und Vergrößerung unseres kolonialen Besitzes, insbesondere die verkehrsgeographische Abrundung unserer afrikanischen Kolonien, sowie die kontinentale Ausgestaltung über die Balkanhalbinsel hindurch über die Türkei bis zu den Ländern des Orients. Dieser Krieg muß Deutschlands Weltgeltung sicher stellen, das ist das Hauptziel unserer Weltpolitik.

Während die bisherigen Hefte der Sammlung „Der Deutsche Krieg" sich mit Fragen der äußeren Politik befassen, greifen wir nunmehr einige mit dem Krieg zusammenhängende Fragen der inneren Politik heraus. Hier steht an erster Stelle „die An-



siedelung von Kriegsinvaliden", über welche Frage Dr. H. Siegfried Weber brauchbare Vorschläge gemacht hat. Es ist ein großes und notwendiges Ziel, unsere Kriegsinvaliden auf dem Lande und in der Stadt auf freiem Grundeigentum anzusiedeln. Dabei muß man sich vor Augen halten, daß jene Invaliden, deren Verletzungen sichtbare Formen angenommen haben, die Krüppel also, keineswegs die Mehrzahl unserer Invaliden ausmachen. Viel größer ist die Zahl der mit einer Lungentuberkulose oder einem Herzklappenfehler oder mit einer Nervenkrankheit behafteten heimkehrenden Kriegsteilnehmer. „Gerade diese innerlich erkrankten Invaliden erheischen eine Ansiedelung und eine gesunde Beschäftigung in freier Luft oder im eigenen Heim, sie ist ihnen Balsam, während ein gewerblicher Beruf oder gar eine Beschäftigung als Fabrikarbeiter Gift für ihr Leben und das ihrer Nachkommen bedeutet". Die Art und Weise der Ansiedelung scheint eine einfache Sache zu sein. Bei näherem Zusehen tauchen eine Menge von Bedenken sozialer und wirtschaftlicher Natur auf, die ernstlich erwogen werden müssen. Es ist zunächst zu beachten, daß nicht alle Kriegsteilnehmer die für eine selbständige Eigenwirtschaft notwendigen Kräfte besitzen. Der Kriegsinvalide, namentlich aber seine Frau, müssen ein landwirtschaftliches Verständnis mitbringen. Kriegsrente, Invalidenrente, der Ertrag der Land- und Gartenarbeit, sowie der Heimarbeit bieten dann dem Kriegsinvaliden ein auskömmliches Dasein. Weitere Schwierigkeiten bieten die Fragen der Organisation der Ansiedelung, die Volksschullasten dieser neuen Gemeinden, sowie die Frage, wie man den Kriegsinvaliden zum Grundeigentümer machen kann, was der Verfasser durch erste Hypotheken seitens unserer Spar- und Darlehenskassen und Landesversicherungsanstalten erreichen zu können glaubt. Es handelt sich in der Ansiedelungsfrage der Kriegsinvaliden um ein gewaltiges nationales und volkswirtschaftliches Problem, dessen zufriedenstellende Lösung das deutsche Volk seinen heimgekehrten, an Leib und Seele erschütterten Kämpfern schuldig ist.

Die Kriegsinvaliden sollen die wirtschaftliche Kraft des

Volkes stärken und durch Familiengründung zur deutschen Volksvermehrung beitragen. Dieses letztere Problem hat der Krieg in seinen vollen Tiefen aufgerührt. Unter dem Titel „Die neue Familie“ hat der Arzt Dr. H. Paull in Karlsruhe sehr beachtens- und beherzigenswerte Ausführungen niedergeschrieben. Die ganze Wucht des Problems liegt in den Worten des Verfassers: „Wir wissen jetzt mit absoluter und erschreckender Klarheit, daß wir, auch wenn dieser Weltkrieg vollständig siegreich für uns ausgeht, ... doch in absehbarer Zeit von den slavischen Horden des Ostens niedergestampft werden, wenn es uns nicht gelingen wird, die rückläufige Tendenz unserer Menschenproduktion umzukehren. Wir stehen 70 Millionen Deutsche gegen 180 Millionen Russen. Unsere Volksvermehrung zeigt langsame Abnahme, die der Russen schwillt lawinenartig an.... Wir stehen trotz der herrlichen Erfolge unserer Waffen vor der bangen Frage, was nach 20 bis 25 Jahren geschehen wird, wenn die Russen 270 Millionen und wir höchstens 90 Millionen Menschen haben werden“. Der Verfasser deutet hin auf die Verhältnisse in Frankreich, welche erkennen lassen, wie man das Bevölkerungsproblem nicht anfassen darf. Die Franzosen haben dieses größte aller nationalen Probleme lediglich vom Standpunkte materieller Interessen behandelt: Steuerentlastung, Militärbefreiung, Erbschaftsverkürzung, Kinderprämien — das sind die Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang in Frankreich. „Daß die Ursachen der Bevölkerungsabnahme zum Teil auch auf ethischem Gebiete liegen könnten, ist den Franzosen bis heute noch nicht zum Bewußtsein gekommen“. Die sittlichen Momente im ehelichen und geschlechtlichen Leben sind heute in Frankreich sehr stark ausgeschaltet. „Die Ehe wird in Frankreich heute geschlossen, ohne daß der Mann die Verpflichtung der lebenslänglichen geschlechtlichen Treue einzugehen braucht“. Die Mätresse gilt allgemein als Kulturnotwendigkeit. „Der Zweck dieser starken geschlechtlichen Inanspruchnahme ist aber keineswegs die Kinderproduktion, sondern ganz allein der geschlechtliche Genuß“. Eine gewaltige Präventivmittelindustrie verhilft dazu. Obwohl die Eheschließungen zunehmen, und selbst die Altersklassen in den neuen Ehen sich



verjüngen, findet trotzdem keine Kinderproduktion statt. Die Folgen dieser Zustände sind die, „daß bei diesen Verwirrungen der ehelichen und vorehelichen Moralbegriffe den Geschlechtskrankheiten Syphilis und Gonorrhoe durch die Prostitution Tür und Tor geöffnet sind, und daß außerdem eine allgemeine Nervenschwäche und Nervenzerrüttung die Folge ist".

Der Verfasser zieht nun die Nutzanwendung aus den französischen Verhältnissen. Da ist es erfreulich, daß er sich so ungeschminkt für die monogame Ehe und die sich auf ihr aufbauende Familie erklärt. Die monogame Ehe muß in den Vordergrund aller Betrachtungen über nationale Kultur und Erhaltung der Rasse und Volksvermehrung treten. Es ist erschütternd, wenn der Verfasser auf Grund seiner ärztlichen Erfahrung die deutsche Ehe und Familie als ethisch und materiell krank bezeichnet. Er sieht vielleicht zu schwarz, aber er trifft das Übel an der Wurzel, wenn er schreibt: „Die unverbrüchliche geschlechtliche Treue bis zum Tode, durch welche die Geschlechtsbetätigung erst ihre göttliche Mission, die Ehe erst ihre Körper und Seele steigernde Kraft erhält, ist auch bei uns längst ein leerer Wahn geworden. . . . Aus den Moralbegriffen des Volkes ist die Vorstellung geschwunden, daß der eheliche Treubruch etwas Unehrenhaftes, Verabscheuungswürdiges ist . . . Auch die voreheliche Keuschheit gilt nicht mehr als ein hohes, ideales Gut des Jünglings, . . . sondern der voreheliche Geschlechtsverkehr ist für den modernen jungen Mann längst die Regel, die Keuschheit die Ausnahme." Da die geschlechtliche Treue zu den ältesten und schönsten Vorzügen des deutschen Volkscharakters gehört, fordert der Verfasser, daß der Ehebruch unmöglich Antragsdelikt bleiben könne, sondern Offizialdelikt werden müsse, daß der Ehebruch mit Geld-, Ehren- und Freiheitsstrafen bestraft werden müsse. Die Schwierigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiete glaubt der Verfasser durch eine große allgemeine Familienversicherung beheben zu können. Seine Ausführungen, denen gar nichts Utopisches anhaftet, bestehen in dem Vorschlage einer Zwangsversicherung, wonach Ledige beiderlei Geschlechts zu wöchentlichen Beiträgen gezwungen werden sollen.

Dadurch entsteht eine Art Familenfideikommiß, das der entstehenden Familie für alle Fälle einen Notpfennig gewährt. Unverheiratete Personen können nicht in den Besitz ihrer Zinsen kommen. Diese Familienversicherung würde dann ferner bei Vermehrung der Kinderzahl nach dem Grundsatze ausgleichender Gerechtigkeit auch die Subsistenzmittel der Familie vermehren. Die Kultur der Familie hätte durch diese Familienversicherung eine ersprießliche Quelle zu gedeihlicher Entwicklung gewonnen. Diese ethischen und praktischen Vorschläge Dr. Paulls verdienen bei der weiteren Ausgestaltung unserer Sozialgesetzgebung nach dem Kriege eine ernsthafte Beachtung.

LXII.

Die Griechen.

— 21. April.

Unter den jetzigen Balkanstaaten hat Griechenland zuerst seine volle Unabhängigkeit erlangt, es kann also unter ihnen das Seniorat beanspruchen. Der Richtigkeit dieses Satzes steht nicht einmal die Geschichte Montenegros entgegen, denn da besaßen die Türken noch bis in die siebziger Jahre wenigstens ein militärisches Durchzugsrecht, während Griechenland von den Großmächten schon im Jahre 1830 für völlig frei und unabhängig erklärt worden ist. Insofern könnte es scheinen, daß die heutigen Griechen unter den Balkanvölkern auch die ersten gewesen sein müßten, die mit der Vergangenheit abgeschlossen und unter den ganz neuen Verhältnissen, in welche sie — nach 400jähriger türkischer Dienstbarkeit — als freier Staat eingetreten sind, eine klare Orientierung gewonnen hätten. Man nennt sie ja auch gerne die Neu-Griechen, mit welcher Bezeichnung man sie nicht bloß von den Griechen des Altertums, sondern auch von



jenen des Mittelalters, den Byzantinern, unterscheiden will. Und sie haben bei ihrem Eintritt in die Reihe der europäischen Staaten scheinbar auch selber sich dadurch als eine wirklich neue, als eine höchst moderne Erscheinung dargestellt, daß ihr erster König nach dem Beispiel der Napoleoniden sich „König der Hellenen“ statt „König von Griechenland“ nennen mußte. Nebenbei bemerkt ist dieses Beispiel dann allerdings für einige Zeit wieder aus der Mode gekommen, bis neuestens König Ferdinand mit der Annahme des Titels „Zar der Bulgaren“ es wieder auffrischen zu sollen glaubte, obwohl er selber als „Fürst von Bulgarien“ und keineswegs als „Fürst der Bulgaren“ das Land betreten hat. (Möglicherweise übrigens soll der Titel „Zar der Bulgaren“ nur eine Art Gegenstück zum „Zar und Selbstherrscher aller Reußen“ sein, welchen Titel der Kaiser von Rußland führt.) Aber die bezeichnete Annahme, daß nämlich die Neu-Griechen sich auch selber als neue Griechen betrachten, wird von ihnen ebensowenig, vielleicht noch viel weniger bestätigt, als dies von den anderen Balkanvölkern bisher geschehen ist.

Bis in die jüngsten Jahre haben alle Balkanvölker, die vor Jahrhunderten einmal, wenn auch nur vorübergehend, die Hegemonie am Balkan ausgeübt haben, von der Wiederherstellung dieser ihrer Hegemonie geträumt. Dieser Umstand oder vielmehr Übelstand hat, wenn auch keineswegs allein, den Balkan fortwährend in Gährung erhalten, so daß die einzelnen Nationen, selbst wenn sie einmal mit den Türken Ruhe hatten, dann umso schärfer untereinander sich bekämpften. Der verstorbene König von Rumänien hat diesem Übelstand bekanntlich mit der Formel vom Balkan-Gleichgewicht begegnen zu können geglaubt. Nach dieser Formel sollte jede einzelne Balkan-Nation ungefähr den gleichen Anteil am Balkangebiet besitzen und so jede Hegemonie ausgeschlossen bleiben. Es liegt auf der Hand, daß diese Formel allzu mechanisch gedacht war, als daß sie auf eine lange Dauer rechnen konnte. Der jetzige Krieg hat allem Anschein



nach nicht bloß diese Gleichgewichts-Formel endgiltig beseitigt, sondern auch die alten Hegemonie-Projekte ernstlich erschüttert.

Eine dieser Balkan-Nationen, nämlich die serbische, kommt heute infolge der bekannten Ereignisse wenigstens momentan nicht in Betracht. Die Serben werden aus der Geschichte natürlich nicht verschwinden, aber welche Stellung ihnen die Zukunft anweisen wird, darüber ist derzeit kaum auch nur eine bestimmtere Vermutung möglich. An ein sogenanntes Großserbien können sie nach menschlicher Beurteilung unmöglich mehr denken oder glauben, jedenfalls nicht für irgendeine absehbare Zeit. Ihre einstmalige Vorherrschaft am Balkan war übrigens auch nur von kurzer Dauer, kaum über fünfzig Jahre, weshalb die historischen Rechtstitel der gewissen großserbischen Aspirationen, soferne man da überhaupt Rechtstitel gelten lassen will, auch in der Tat die allerschwächsten sind.

Verhältnismäßig viel länger hat die Vorherrschaft der Bulgaren gedauert, deren vortürkische Geschichte sogar zwei Blüteperioden aufweist, die aber freilich in noch ältere Jahrhunderte fielen als das große Serbenreich des Stephan Duschan, das unseren Großserben als Ideal vorgeschwebt hat. Auch die Aspirationen der Bulgaren haben sich, wie jene der Serben, bis vor kurzem weit nach Westen, Osten und Süden erstreckt. Selbst ganz Thrazien und ganz Mazedonien hätte sie früher kaum befriedigt. Die großen Lehrmeister Zeit und Erfahrung aber scheinen bei den Bulgaren nicht ganz umsonst tätig gewesen zu sein. Sie haben sich im letzten Herbst entschlossen, an der Seite der Mittelmächte in den Krieg zu ziehen, und sie haben bei der Ausführung dieses Entschlusses gezeigt, daß sie sich den harten Tatsachen, welche die Zeit geschaffen, anzupassen wissen. Aus allen einschlägigen Erklärungen der derzeitigen Regierung Radoslawow scheint mit Bestimmtheit hervorzugehen, daß Bulgarien sich mit jenen Teilen Mazedoniens und Serbiens, die es gegenwärtig okkupiert hält, für lange, lange Zeit zu-



frieden geben und im übrigen der Zukunft nicht vorgreifen will. Demzufolge denken die Bulgaren nicht daran, wieder das Gebiet von Silistria zu reklamieren, das ihnen die Rumänen erst vor drei Jahren abgenommen haben, noch irgendwelche Ansprüche auf jene Teile Mazedoniens geltend zu machen, die sich gegenwärtig im Besitze Griechenlands befinden. Mit der Türkei endlich hat sich Bulgarien im vorigen Jahr friedlich auseinandergesetzt und von der Pforte die Abtretung jenes Landstriches von Rumelien erlangt, dessen Besitz ihm die unmittelbare Bahnverbindung mit dem ägeischen Meer ohne Berührung türkischen Gebietes sichert. Sonach wäre die bulgarische Frage, oder was man so nennen will, auch nach dieser Seite hin erledigt, vorausgesetzt natürlich, daß das Kriegsende alle diese Dispositionen ratifiziert.

Bleiben noch die Aspirationen der Griechen. Was wollen die Griechen? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten. Theorie und Praxis stimmen da lange nicht immer überein. Auch in der Besprechung kann man da nur an die äußeren Erscheinungen sich halten und die Systematik muß bei Seite bleiben. Im allgemeinen haben wir schon bemerkt, daß die Griechen zwar sehr modern sich gebärden, in ihren historischen Ansprüchen aber noch weiter zurück- und territorial noch weiter auszugreifen lieben als irgendeine andere Balkannation. Die möglichst weite Ausdehnung des modernen Nationalitätenprinzips haben sie mit den andern Balkanvölkern gemein, ebenso die Methode der Verbreitung ihrer Sprache, die mittels des Kirchentums geschieht. Denn die orientalische Kirche besteht bekanntlich aus einer Reihe von Nationalkirchen, und da die Türken das Schulwesen fast ganz, zum Teil sogar das Justizwesen den einzelnen Kirchen überlassen haben, so ist es umso mehr begreiflich, wenn am Balkan allgemeines System geworden ist, daß man die Nationalität einer Ortschaft nach der Nationalität des Geistlichen entschied. Aber außer diesem nationalen Prinzip haben die Griechen bis in die neueste Zeit auch das historische

Prinzip, wie sie es auffassen, in ausgedehntestem Maße zur Geltung zu bringen gesucht. Sie beanspruchen also nicht bloß das Erbe der Griechen des Altertums, sondern auch jenes der Griechen des Mittelalters, der Byzantiner, demnach so ziemlich die ganze Balkanhalbinsel und einen großen Teil Kleinasiens. Zur Zeit des Krimkrieges beispielsweise trugen sich die Parteiführer ganz offen mit dem Plane der Erneuerung des byzantinischen Reiches, so daß die Westmächte zur Eindämmung dieser Agitationen ihre Flotten in den Pyräus sandten. Noch in den achtziger Jahren kam es aus einem ähnlichen Anlaß zur Flottendemonstration in der Sudabai und zur Blockade der griechischen Häfen. Der Balkanbund endlich, dessen Geschichte übrigens noch nicht geschrieben ist, schien wie in allen übrigen Balkanverhältnissen so speziell auch in den großgriechischen Plänen einen gründlichen Wandel herbeizuführen. Griechenland konnte dem Bund natürlich nur dann beitreten, wenn es auf diese Pläne, wenigstens soweit sie den Balkan betrafen, völlig verzichtete. Doch hatte der Bund nur einen kurzen Bestand und beim Zerfall desselben stürzten sich die Griechen mit wirklich promptestem Ingrimm im Verein mit Serben und Rumänen auf die Bulgaren. Wie mit elementarer Gewalt flammte da der alte griechische Haß gegen die Bulgaren wieder auf, ein Haß, dem gegenüber man sich fragen muß, ob das vorstehend skizzierte Programm nicht als bloße theoretische Umschreibung der tiefgreifenden Animosität aufzufassen ist.

Der Grund des alten Hasses mag zum Teil noch in die vortürkische Zeit zurückreichen, wo die Bulgaren das Byzantinerreich wiederholt und schwer bedrängt hatten — nur just Konstantinopel und Salonich hatten sie nie zu erobern vermocht —, schmerzlicher jedoch, weit frischer im Gedächtnis zu haften scheint die Erinnerung an gewisse Vorgänge, die in der Türkenzeit selber sich abgespielt haben. Man ist an jene Vorgänge wieder erinnert worden, als unlängst die Bulgaren die durch ihre Truppen erfolgte Besetzung von



Ochrida (am gleichnamigen See) mit sozusagen tagelangem Jubel begrüßten und feierten. Zwar war Ochrida keineswegs immer der Sitz der ehemaligen bulgarischen Metropoliten, gleichwohl wurde die bulgarische Kirche in der Regel als die Kirche von Ochrida bezeichnet. Diese Kirche von Ochrida, die alte bulgarische Nationalkirche, war von der Pforte im Jahre 1767 aufgehoben und so das bulgarische Kirchenwesen gänzlich dem griechischen Patriarchat in Konstantinopel, gewöhnlich kurz Phanar genannt, untergeordnet worden. Allenthalben in den bulgarischen Kirchen wurde damals vom Patriarchat die griechische Kirchensprache einzuführen gesucht, was, wie oben bemerkt worden, mit der Gräzisierung der Bevölkerung als gleichbedeutend betrachtet werden konnte. Da winkte also den Griechen ganz unmittelbar die Aussicht, wenn schon nicht die politische, so doch die kirchliche und damit auch die sprachliche Herrschaft des alten Byzanz fast am ganzen Balkan wiederhergestellt zu sehen, zumal in jener Zeit auch in Rumänien die Phanarioten die Oberhand hatten.

Es ist aber anders gekommen und auch an diese andere Wendung der Dinge ist man erst kürzlich — am 3. April — durch eine bulgarische Feier wieder gemahnt worden. Am genannten Tage nämlich hat in Nisch die Eröffnung der ersten bulgarischen Schule stattgefunden, der man den Namen des Mönchs Paysios gegeben hat. Die Eröffnung der Paysios-Schule ging mit großer Feierlichkeit vor sich; alle Offiziere, Beamten und ein königlicher Kommissär wohnten derselben bei. Es hatte dort schon früher einmal wie einen bulgarischen Bischof so auch eine bulgarische Schule gegeben. Im Berliner Vertrag (1878) jedoch war Nisch den Serben zugesprochen worden und diese hatten dann alles Bulgarische beseitigt. Jetzt also wird in jenen Gegenden ungefähr der frühere Zustand wiederhergestellt. Der Mönch Paysios aber, nach welchem die neue Schule benannt ist, wird von den Bulgaren als der Wiedererwecker ihres Volkstums verehrt. Fünf Jahre nämlich vor der erwähnten Aufhebung der

Kirche von Ochrida, im Jahre 1762, hatte Paysios einen populären Abriß der Geschichte der Bulgaren erscheinen und verbreiten lassen, und vom Erscheinen dieser Schrift wird die ganze neubulgarische Bewegung datiert, welche sich in erster Linie dann gerade gegen die Gräzisierung der Bulgarenkirche richtete und in langen, immer wieder erneuerten Kämpfen ungefähr hundert Jahre später (1870) auch wirklich zur Wiederherstellung einer selbständigen bulgarischen Kirche, nämlich zur Errichtung des jetzigen bulgarischen Exarchates führte. Damit waren dann alle die schönen Aussichten der Griechen wie mit einem Schlage wieder und zwar umso gründlicher vernichtet, als die Phanarioten in Rumänien schon früher abgewirtschaftet hatten.

Daß in solchen hundertjährigen Kämpfen beiderseits eine gewaltige Summe von Haß sich angesammelt hat, ist gewiß nicht verwunderlich. Wie gesagt, ist dieser so entstandene Haß beim Zerfall des Balkanbundes alsbald wieder hervorgebrochen, nur mit dem Unterschiede, daß auf bulgarischer Seite der Haß sich nicht mehr so sehr gegen die Griechen als vielmehr gegen die Serben konzentrierte. Auf griechischer Seite hat hauptsächlich Venizelos, der ja damals sich am Ruder befand, sich zum Träger dieses Haßes gemacht. Gewiß besteht auch unter den übrigen Griechen noch immer eine große Abneigung gegen die Bulgaren fort und wir dürfen vielleicht hierin die Erklärung für die sonst wenig verständliche derzeitige griechische Politik finden. Ist aber die Abneigung bei den übrigen Griechen der Grund ihrer Zurückhaltung, so hat Venizelos diesen Haß geradezu zur Plattform seiner Interventionspolitik gemacht. Ein über das andere Mal sucht er in seinen Zeitungen die Griechen mit dem Schreckbild der bulgarischen Balkan-Despotie, welche das Ende Griechenlands bedeute, in Angst zu jagen, und ebenso oft hat er, wenigstens als er noch Minister war, durch dieselben Zeitungen Phantasiebilder von einem feierlichen Einzug des Königs Konstantin in das alte Byzanz, in die Zauberstadt Konstantinopel, zu erregen getrachtet.



Wohl nicht förmlich als neuen Kaiser von Byzanz ließ er seinen König einziehen, aber doch als Mitregent der, wie er meinte, internationalisierten Stadt, und gleichzeitig verbreitete eines seiner Blätter Karten vom neuen Großgriechenland, dessen Grenzen auch die (heutigen) kleinasiatischen Bezirke Aidin und Brussa umfaßten. Also, so machte er glauben, wenn schon nicht Konstantinopel selbst, das ja auch keinen markanten Bestandteil des alten Griechenland bildete, so mindestens und jedenfalls das alte Jonien sei Griechenland garantiert, wenn es rückhaltlos auf die Seite der Entente-Gruppe trete. Daß die Westmächte dem Venizelos je eine solche bindende Zusage erteilt hätten — sie konnten es ja schon aus Rücksicht für Rußland nicht tun — hat sich freilich später als Flunkerei erwiesen, und ebensowenig konnte man in Griechenland übersehen, daß das mit den Westmächten verbündete Italien die zwölf Inseln (Dodekanesos) und Südalbanien fest in seinen Händen behält. Aber die antibulgarische Stimmung scheint in Griechenland troß Allem noch immer eine so starke zu sein, daß die jetzige griechische Regierung sich genötigt sah, bei der Regierung in Sofia gegen die Besetzung dreier griechischer Grenzdörfer durch bulgarische Truppen Einspruch zu erheben. Daß die Entente-Mächte im ganzen Bezirk Salonich, auf Korfu, Lemnos usw. wie im eigenen Lande schalten und walten, regt also auch die jetzt herrschende Gunaris-Partei lange nicht so auf, wie das Erscheinen griechischer Patrouillen — denn nur um Patrouillengänge scheint es sich gehandelt zu haben — in ein paar griechischen Grenzdörfern.

Und vielleicht hat auch noch ein anderer Umstand die Bulgaren den Griechen immer verdächtig gemacht. Die Griechen betrachten sich, wie dies in einer Beziehung ja ganz begreiflich ist, als die Kerntruppe der sogenannten Orthodoxie; auch in akatholischen Darstellungen wird hervorgehoben, daß der Grieche fanatisch für seinen Glauben eingenommen ist und den Katholiken mehr haßt als den Türken. Die Bulgaren haben sich hinsichtlich der Orthodoxie nie so

ganz wetterhart erwiesen. Mehr als einer ihrer alten Herrscher hat sich von Rom die Herrscherkrone erbeten. Die Treuschwüre für Rom sind allerdings nie lange gehalten worden, aber das hatten die Herrscher mit gar manchen anderen, selbst des Occidents, gemein. Seither ist der Gedanke einer Union mit Rom wiederholt aufgetaucht, zuletzt vor zwei oder drei Jahren anläßlich der Auflösung des Balkanbundes. Es ist nichts daraus geworden; der kurz vorher aus Konstantinopel nach Bulgarien übersiedelte Exarch hat sich feierlich dagegen ausgesprochen. Inzwischen ist der Exarch gestorben und ein neuer noch nicht gewählt worden. Man will — oder hat man es schon getan? — vor der Neuwahl den Wahlmodus ändern, mehr demokratisieren und laisieren. Das ist bisher ebenfalls nicht orthodoxes System gewesen. Serbien und Rumänien haben solche unorthodoxe oder gar heterodoxe Anwandlungen nie gezeigt, stehen also in dieser Beziehung den Griechen zweifellos näher.

Mit einem Worte: der Verlauf der Weltgeschichte hat wie absichtlich zwischen Bulgaren und Griechen immer einen Spalt offen gehalten und scheint auch jetzt nicht die Tendenz zu haben, den Spalt zu schließen. Nur darin ist, wie schon bemerkt worden, eine Änderung zu verzeichnen, daß nämlich die griechische Animosität von Seite der Bulgaren nicht mehr in der früheren Schärfe erwidert wird, sondern auf ihrer Seite sich mehr gegen die Serben gekehrt hat. Wenn wir aber recht hatten und haben zu sagen, daß die griechische Politik trotz aller nationalen und historischen Verkleidungen auch heute noch hauptsächlich durch den mehr oder minder heftigen Antagonismus und Haß gegen die Bulgaren bestimmt und geleitet wird, so ist dies im Interesse des Balkanfriedens tief zu bedauern, liegt aber auch nicht im eigenen Interesse der Griechen.

Denn selbst abgesehen davon, daß eine Politik des bloßen Hasses überhaupt nicht berechtigt ist, so ist sie in diesem Falle auch vollständig aussichtslos und darum zu

gänzlicher Unfruchtbarkeit verurteilt. Bloß zur Niederwerfung Bulgariens, wie Venizelos manchmal zu glauben scheint, wird keine Großmacht, nicht einmal Rußland auch nur den kleinen Finger leihen. Und wenn Venizelos andere Male Aussichten auf das alte Jonien oder gar auf Konstantinopel, und wäre es auch nur auf das dortige Patriarchat, eröffnet, so leidet seine Politik augenscheinlich an einem großen Rechenfehler. Venizelos bildet sich ein, Griechenland sei stark genug, um zwischen den beiden Mächtegruppen die Rolle des Züngleins an der Wage zu spielen, und könne daher für seine Freundschaft auch sehr hohe Preise fordern. Solche Einbildung ist einfach Größenwahn. Wie geringschätzig, ja verächtlich die Ententegruppe, namentlich die Engländer von den Griechen denken, ist aus den Briefen des bei der Versenkung des „Spetsai" am 4. Dezember über Bord geworfenen Depeschensackes hinlänglich bekannt. Die Griechen werden dort als die elendesten Köter bezeichnet, die man sich vorstellen kann, als Leute, die sicher nichts als einen Fußtritt verdienen usw. Und Rußland anlangend ist Griechenland von demselben schon im Frieden von Kutschuk-Kainardschi im Stiche gelassen, im Frieden von San Stefano ganz ignoriert worden. Rußland müßte aufhören Rußland zu sein, wenn es auf die Phantasien des Venizelos ernstlich eingehen wollte. Hinsichtlich aller dieser Erwartungen kann man den Griechen nur zurufen: Lasciate ogni speranza.

Die Hauptsache aber ist, daß die Griechen, soweit sie es nicht schon getan haben, sich abgewöhnen, immer rückwärts, und sich angewöhnen, mehr geradeaus zu schauen. Im Altertum und auch im Mittelalter hat es keine Großmacht Rußland gegeben. Die Regierungszeit Peters des Großen gehört ja schon dem achtzehnten Jahrhundert, also der Neuzeit an. Von da an hat sich Rußland zur größten Kontinentalmacht der Welt entwickelt, die es voraussichtlich auch nach dem jetzigen Krieg noch bleiben wird. Mit der Entstehung dieser größten Kontinentalmacht aber haben alle Weltfragen, insbesondere auch alle Dardanellenfragen, die



Patriarchatsfragen nicht ausgenommen, ein ganz anderes, neues Gesicht bekommen. Photius selbst ist längst zu den Russen übergegangen und hat für die heutigen Griechen nur ein Achselzucken. Wenn die Griechen aus den nach menschlicher Voraussicht für lange Zeit unabänderlichen Tatsachen resolut die Konsequenzen ziehen, können sie über den Weg, der kirchlich und politisch allein ihnen frommen kann, nicht lange im Zweifel sein. J—l.

LXIII.

Die amerikanische Note.

26. April 1916.

Wenn des Lesers Blick auf diese Zeilen fällt, wird nach aller Wahrscheinlichkeit der Würfel gefallen sein. Das Wort, das Cäsar ausgesprochen haben soll, als er den Rubikon überschritt, alea jacta est, ist so oft zitiert worden, niemals könnte man es mit mehr Recht anwenden als heute. Möglich daß ein Konflikt mit den Vereinigten Staaten, daß selbst ihr Eintreten in den Krieg an der Seite unserer Feinde, alle Maße beachtet, nicht bedeutender an Wirkung und Folgen sein wird, als vor mehr als hundert Jahr ihr aus ähnlichem Anlaß erfolgter Krieg gegen Frankreich war. Die Stunde verlangt, daß man sich nicht bei dem Mindestmaß des Möglichen aufhalte, sondern daß man den Blick auf das ganze Feld der Möglichkeiten richtet. Der seither etwas banale Ausdruck von den „unbegrenzten Möglichkeiten" erscheint diesesmal am Platz. Es läßt sich in der Tat nicht absehen, welche Wirkungen auf den Gebieten der Kriegführung, der Wirtschaft, der Politik, der sozialpolitischen Entwicklung ein Krieg der Vereinigten Staaten gegen den bedeutendsten Teil von Europa haben könnte.

Die Note Wilsons (wir drücken uns so aus, weil sie den Stempel der Wilson'schen Eigenart trägt) ist am Tag



vor Ostern in Deutschland bekannt geworden. Am Karfreitag schon war ihr Inhalt im Ausland verbreitet worden. Wichtiger ist die Wahrnehmung, daß die Note in weitesten Kreisen in Deutschland überrascht hat, sowohl nach Inhalt als nach der Form. Wußte man auch, daß amerikanische Geschosse schon seit einem Jahr auf unsere Soldaten regnen, daß amerikanisches Geld den Krieg unterhält, daß Washington leere Worte gegen die englische Politik, die das Völkerrecht nach allen Seiten verletzt, dafür aber energische Proteste gegen das deutsche Verteidigungsmittel, die U-Boote, richtet, so bestand doch in Deutschland der Eindruck, daß es sich um schließlich mehr oder weniger schwierige diplomatische Vorgänge handelte. Die Berichterstattung in den Zeitungen über diese Verhandlungen und über die Vorfälle, welche Anlaß dazu gaben, war unvollständig und irreführend. Begnügen wir uns, um nicht weit ausholen zu müssen, mit der Erwähnung der „Sussex". Dieser zwischen Folkestone und Dieppe fahrende französische Personendampfer versank infolge einer Explosion, entweder durch eine Mine oder einen Torpedo. Die an Bord befindlichen Amerikaner sind mit dem Schreck und einigen leichten Verletzungen davon gekommen. Dagegen sind angesehene Spanier, Franzosen, Perser ertrunken; ein unbestätigter Bericht wollte wissen, der italienische Höchstkommandierende, General Cadorna, sei an Bord gewesen und knapp dem Tod entronnen. Sicher ist in den dramatischen Schilderungen Übertreibung; die Berichterstattung über Schiffbrüche hat stets gestrebt, den Gipfel der Tragik zu erreichen.

Daß ein deutsches Kriegsschiff, U-Boot oder was anderes an dem Untergang beteiligt war, ist durch nichts bewiesen. In der Antwort auf die erste Anfrage aus Washington hat die deutsche Regierung diesen Umstand erwähnt. Die neue amerikanische Note stellt mit Nachdruck die Behauptung auf, der „Sussex" sei von einem deutschen U-Boot torpediert worden und führt das Zeugnis des amerikanischen Marineattachés in Paris, der Stücke der Torpedos geprüft habe,

an. Selbst das ist kein schlüssiger Beweis, und wenn Präsident Wilson die Verständigung mit Deutschland dem Zerwürfnis vorzöge, würde er das Auge auf die Ursachen in diesem Zeugnis richten. Man wird an jenen Vorgang im Hafen von Habana erinnert, welchen die Amerikaner benützt haben, um Spanien den Krieg zu erklären. Die Beziehungen zwischen Amerika und Spanien waren gespannt und die amerikanische Regierung in Washington hatte ihr Kriegsschiff „Maine" nach Habana geschickt. Dort flog dasselbe nachts in die Luft. Die Spanier, die gar nicht den Willen zum Krieg gegen den übermächtigen Gegner hatten, erklärten (und erklären heute noch), daß sie mit dem Ereignis nichts zu tun hätten. Die Amerikaner aber stellten die Behauptung auf, daß die Spanier die „Maine" in die Luft gesprengt hätten, und erklärten Spanien den Krieg. Die Ursache des Untergangs der „Maine" ist noch heute nicht aufgeklärt. Die Spanier behaupten, sie sei von den Amerikanern gesprengt worden, um einen Vorwand zum Krieg zu haben, der ihnen den Besitz der reichen Insel Kuba verschaffen sollte.

Heute ist es wohl denkbar, daß englische und französische Kreise nach allen Mitteln suchen, um einen Krieg der Vereinigten Staaten gegen Deutschland hervorzurufen. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um zu diesem Zwecke englische Torpedos (oder deutsche Torpedos von englischer Hand abgesandt) an der nächtlichen Arbeit zu sehen.

Die Wichtigkeit, welche dem Untergang des „Sussex" anhaftet, ist in den weitesten Kreisen in Deutschland nicht erkannt worden. In Folge der knappen Zeitungsberichte, die wenig mehr besagten, als daß das Schiff gesprengt wurde und daß man zwischen Berlin und Washington sich über die Ursache unterhalte, hat die deutsche Öffentlichkeit keine oder doch nur eine schwache Vorstellung von dem Aufsehen, das der Vorgang in der ganzen Welt gemacht hat; nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Spanien und Spanisch-Amerika. In Spanien war die Bewegung groß.



An Bord des „Sussex“ befand sich der berühmte spanische Komponist Granados; er ist im Meer ertrunken. Sein Tod hat tiefe Trauer hervorgerufen, welchem zahlreiche Koryphäen der Kunst in Spanien, unter ihnen der Romanschriftsteller Perez Galdos, der Komponist Manuel de Falla, der Maler Santiago Rusinol, dessen Gemälde „die Gärten Spaniens“ berühmt sind, der Maler Zuolaga, der Komponist Amandeo Vives und zahlreiche andere in der Öffentlichkeit emphatischen Ausdruck gaben. Da der Verunglückte sich in Madrid großer Beliebtheit erfreute, so war es den stets an der Arbeit befindlichen Feinden Deutschlands ein Leichtes, die Stimmungsmache bis zu hohen Wirkungen zu steigern.

Man wird nicht geneigt sein, diese Dinge zu unterschätzen, da England und Frankreich das Ziel verfolgen, Spanien in den Krieg zu verwickeln und, zum mindesten, politisch und wirtschaftlich sich seiner zu bedienen. Erst vor kurzem ist bekannt geworden (aber wer in Deutschland außerhalb eines engen Kreises, weiß es?), daß der britische Botschafter in Madrid, Sir Charles Hardinge, das Vorkaufsrecht auf die südspanischen und andalusischen Eisenbahnen erworben hat. Die Anfang dieses Monats (April) vor sich gegangenen Wahlen haben, nach der Verständigung zwischen Romanones und Garcia Prieto, den Liberalen den Besitz der Regierung gesichert, welche fast ebenso wie einst Dato, Führer der stärksten konservativen Gruppe, die Neutralität betont. Wie die Spanier sich zu dem Weltkrieg verhalten, hat unlängst der spanische Botschafter in Paris, Marquis del Muni, in der Unterredung klargelegt, die im folgenden Bericht authentisch vorliegt. Marquis del Muni sagte:

„Die Mittelmächte vertreten die autoritive Sozialdisziplin, die blinde Unterwerfung des Bürgers unter die Staatsgewalt. Frankreich und England vertreten dagegen den Fortschritt der Demokratie, die Überlegenheit der Zivilgewalt, die Entwicklung der persönlichen Freiheiten. Es handelt sich also um einen Konflikt zwischen zwei entgegengesetzten Idealen der Zivilisation. In Spanien gehen, freiwillig oder nicht, die Sympathien der



extremen Reaktionäre, die nur eine Minderheit sind, zu der deutschen Doktrin. Dagegen sind die Liberalen, von den Männern der Regierung bis zu der extrem sozialistischen Linken, für die Entente. Um die Bedeutung dieses Teiles der öffentlichen Meinung nach ihrem vollen Wert zu schätzen, darf man nicht übersehen, daß unser konstitutionelles System in seinen Grundlagen durchaus liberal ist. Der Kern der Freunde Deutschlands befindet sich in der Umgebung von Don Jaime, wo man außerhalb des bestehenden konstitutionellen Systems denkt und lebt. Die Freunde der Entente bilden die Majorität der spanischen Nation, aller Klassen der Gesellschaft von den Arbeitern bis zu den Aristokraten. . . ."

Es kann sicherlich keinen Nachteil bringen, wenn man von solchen Definitionen des Marquis del Muni Kenntnis nimmt. In jedem Falle würde es unvorteilhafter sein, sich über die Art der Dinge und der Menschen zu täuschen. In Spanien sprechen ferner wichtige Geldinteressen mit. Sehr bedeutende spanische Kapitalien sind in französischen Banken angelegt; die Ausfuhr nach Frankreich hat die Zahlungsbilanz in solchem Umfang beeinflußt, daß der Wechselkurs sich zu Gunsten von Madrid entwickelt und daß schon vor einem Jahr (seitdem liegen keine Angaben vor) von der gestempelten Extérieure (die meist in Paris gehandelte Staatsschuld), die eine Milliarde Pesetas Kapital darstellt, mehr als det vierte Teil nach Spanien zurückgewandert war.

Richtet man also den Blick auf die allgemeinen Züge, so kann man in Spanien dasselbe Bild finden, das uns in den Vereinigten Staaten begegnet, die Sympathien sehen auch dort nach England und Frankreich, für deren politische Einrichtungen, Literatur usw. man sich erwärmt. Die materiellen Interessen der Amerikaner, die durch den Krieg genährt werden, sind bedeutend.

Nach den Angaben, die sich in amerikanischen Zeitschriften finden, haben die Munitionslieferungen an die Feinde Deutschlands die Summe von zehn Milliarden Mark längst überstiegen. Seit dem Anfang des Krieges ist die damals auf 4100 gemeldete Zahl der amerikanischen Dollar-



millionäre um 600 gestiegen. Die Firma Du Pont hat im Oktober 1915 eine Dividende von 200 Prozent verteilt. Die Pulverfabrik Corney's Point berechnet ihren täglichen Gewinn auf 1½ Millionen Mark. Die bekannten Geschützwerke Bethlehem Steel Company haben im Jahre 1915 225 Millionen Mark verdient, wovon der zehnte Teil an ihren Leiter Schwob fällt. In Bridgeport, wo sich bedeutende Waffenfabriken befinden, hat die Arbeiterzahl im Jahre 1915 von 30,000 auf 140,00 zugenommen.

Das Zinsengeschäft der amerikanischen Banken ist um 48 Prozent (in den angelegten Kapitalien) gestiegen. Die Depositen haben um 1½ Milliarden zugenommen. Wenn es auch so sein sollte, daß der Verkauf der französischen Kriegsanleihe stockt, so wird doch sehr viel Geld an den Finanztransaktionen mit Engländern und Franzosen verdient, wobei vielfach die Bank von Frankreich und die englische Regierung als Garanten erscheinen.

Man mag recht wohl zu dem Eindruck gelangen, daß die Amerikaner schon seit langer Zeit kriegswirtschaftlich mit Engländern und Franzosen verbündet sind. Mancher deutschen Mutter Sohn ist durch eine amerikanische Granate ums Leben gekommen.

Das Völkerrecht verwehrt den Amerikanern die Waffenlieferungen nicht. Aber es ist wohl zu beachten, daß ein Maß in den Dingen liegt, dessen Überschreitung ihre Natur verändert. Mißbrauch eines Rechtes schafft Unrecht. Die Waffen- und Munitionslieferungen der Amerikaner an unsere Feinde sind von solchem Umfang, daß sie einer kriegerischen Parteinahme gleichkommen. Die Neutralität der Vereinigten Staaten hat seit langer Zeit nur auf dem Papier gestanden. Wenn nunmehr die Note Wilsons den Abbruch der diplomatischen Beziehungen in Aussicht stellt und damit den Krieg Amerikas gegen uns in Sicht rückt, so liegt im Grunde darin die von Wilson und seinen Freunden, sagen wir kurz, die von den Amerikanern gewollte Konsequenz ihrer seitherigen Politik.



LXIV.

Die rechtliche Stellung der Schule und das Projekt der Einheitsschule.

„Je konservativer, je altväterlicher die Volks- und Bürgerschule der Zukunft sein wird, um so besser."
(Dr. Jos. Eberle, Kriegsaufsätze.)

Der Völkerkrieg hat, als eine der naheliegendsten Wirkungen, dem nationalen Gedanken und dem nationalen Zusammenfühlen eine mächtige Förderung verliehen. Zur äußeren politischen Einigung Deutschlands und der meisten Deutschen soll sich auch die innere Einheit: die Einheit und Gleichheit in der Gesinnung fügen. Wenn aber diese gewünschte Gleichheit voll und dauernd erreicht werden soll, dann müssen in erster Linie Erziehung und Unterricht: das Bildungswesen der Jugend, einheitlich und gleichheitlich werden. Die nationale Einheits- und Gleichheitsschule ist nach diesem eine naheliegende Forderung der modernen „Nationalpädagogik", eine Forderung aller derjenigen, welche ein hochentwickeltes nationales Leben sich auch intellektuell nur als ein uniformes, als den Ausdruck einer einzigen, auf die Größe des Volkes und des Reiches gerichteten und mit ihr begrenzten Gedankenbahn vorzustellen vermögen.

Die Volks- und Mittelschule, welche seit Jahren unter einem System steter Beunruhigung, unter den Experimenten unberufener moderner Pädagogen zu leiden hatte, wird allem

Anscheine nach nach dem Kriege den Versuch und die teilweise Verwirklichung eines radikalen Umsturzes erleben. Radikal in dem Grade, daß die bisherige Volks- und die humanistische Mittelschule — wenigstens nach der programmatischen Forderung — gänzlich verschwindet und an deren Stelle die Einheitsschule als direkte Vorstufe der Hochschule tritt. — —

Diese projektierten radikalen Versuche, diese pädagogischen Reform- und Revolutionspläne zeigen mehr als vieles andere die heutige Verwirrung der Geister. Sie zeigen eine seltene Unkenntnis der Geschichte der deutschen Nation, sie zeigen, daß man Stellung, Zweck und Aufgabe der Schule durch den Nebel eines ungeregelten und unklaren, den Blick einengenden Nationalismus nicht mehr zu erkennen und zu unterscheiden vermag. Die ursprüngliche und bleibende Stellung und die nächste Aufgabe der Schule klar zu beleuchten ist darum die elementare Voraussetzung, um das Berechtigte und Unberechtigte an der erstrebten Einheitsschule zu erkennen. Wenn die menschlichen Gedankengänge unheilvoll verworren sind, dann ist nur in der Rückkehr zu deren Eingang: zu den alten, einfachsten und natürlichsten Begriffen eine Klärung und Besserung zu hoffen.

I. Das natürliche und rechtliche Verhältnis der Schule.

1. Den Menschen schulen heißt den Menschen bilden. Die den Geist formende und zur Selbständigkeit bringende Bildung steht im Gegensatze zur Dressur und zum Drill, mit denen zum Teil auch beim Tiere geregelte mechanische Bewegungen und Bewunderung erregende Fertigkeiten erzielt werden können. Geistige Bildung ist in erster Linie systematische Übung und Schärfung des **Denkens**, die Weckung und Vervollkommnung der Fähigkeit zum Eindringen in die verschiedenen Wissensgebiete und wissenschaftlichen Sätze, der Fähigkeit zur Unterscheidung und Beherrschung derselben.

Mit der wissenschaftlichen Bildung verbindet sich enge die moralische bezw. die Charakterbildung. Wir können jene kurz **Unterricht**, diese **Erziehung** nennen. Den jungen



Menschen in dieser doppelten Richtung heranzubilden haben Elternhaus und Kirche ein Recht und eine Pflicht und haben Gesellschaft und Staat ein naheliegendes Interesse.

2. Der Mensch gehört Gott, und die Kinder gehören nach Gott den Eltern. Die Erziehung und der Unterricht der Kinder ist natürliche Aufgabe der Eltern und von der von Gott beauftragten Stellvertreterin, der Kirche. Da aber die wenigsten Familien in der Lage sind, die Bildung des Kindes: den Unterricht selbst zu erteilen und zu leiten, werden die Kinder in größeren Bildungsstätten und unter geeigneter Führung: in Schulen vereinigt. Der Leiter oder Lehrer der Kinderschar erscheint dann als der Beauftragte der Eltern, und soweit die religiöse Unterweisung in seinen Händen liegt, auch als Beauftragter der Kirche.

Das Kind, der Mensch ist das Eigentum Gottes; aber er ist nicht das Eigentum der Gesellschaft oder des Staates. Der Ausspruch Dantons: „Das Kind gehört der Republik (dem Staate), bevor es den Eltern gehört", ist eben der Ausspruch des kein göttliches, natürliches und historisches Recht kennenden revolutionären Parteiführers. Der Mensch — und darum auch das Kind — ist ein Glied des Staates, aber kein Eigentum desselben.

Der Mensch ist dem Staate nur als soziales, nicht als geistiges Wesen verpflichtet. Das Maß dieser Verpflichtung ergibt sich aus dem Charakter der menschlichen Gemeinschaften, aus ihrer naturgemäßen Aufgabe und der Notwendigkeit ihres Fortbestandes. Auf die Schule, für die in erster Linie die geistige und nicht die soziale Seite des Individuums in Frage kommt, stehen dem Staate nur bestimmte, sein Gedeihen berührende Forderungen,[1]) aber es steht ihm kein leitender, sondern nur ein vorbeugender, ein indirekter Ein-

1) Nach G. M. Pachtler S. J. stehen dem Staate folgende Rechte auf die Schule zu: 1. Gewisse Elementarkenntnisse von sämtlichen Untertanen zu fordern, also die Eltern zu verpflichten, daß sie ihre Kinder zur Schule schicken; 2. das Wegbleiben der Kinder von der Elementarschule (Schulversäumnisse) zu ahnden; 3. eigene



fluß zu. Der Staat kann keine Schulen dulden, welche den religiösen Glauben, mit ihm die Moral und, als direkte Folge, die Grundlage des Staates untergraben. Der Staat muß sich gegen Unterrichtsanstalten wenden, die systematisch das patriotische Empfinden und das Autoritätsgefühl verletzen. Der Staat muß gegen Schulen vorgehen, welchen die notwendigsten materiellen Grundlagen und hygienischen Voraussetzungen mangeln usw. Aber die Beamten und Polizeiorgane des Staates können den Wissensbetrieb und das ideale Ziel der Schule weder im Ganzen noch im Einzelnen bestimmen und erzwingen. Wer den Staat zum Lehrer der Wahrheit und zum sittlichen Erzieher machen will, muß ihm, im antiken und im Hegel'schen Sinne, auch die Attribute der Allmacht und Allwissenheit, des „objektiven Geistes" zuerkennen.

3. Die notwendigste Aufgabe der Schule ist die **moralische** Erziehung und Bildung des Kindes und Jünglings, und damit die Bildung des Willens und Charakters.

Die Moral ist nach antiker und nach historisch- und positiv-christlicher Auffassung ein integrierender Bestandteil der Religionslehre. Eine Moral ohne religiösen Glauben, ohne göttliches Gesetz schwebt halt- und fundamentlos in der Luft.

Die religiös-moralische Erziehung ist die fundamentale Bedingung des Bestandes und Fortbestandes der menschlichen Gesellschaft. Die moralische Unterweisung ist keine staatspolitische, keine nationale, keine ästhetische usw., sondern eine religiöse Aufgabe. Die berufenen Faktoren sind und bleiben Elternhaus und Kirche. Die Mutter ist die erste und natürliche Lehrerin des Kindes, die christliche Mutter hat die ersten religiösen Gedanken und sittlichen Gebote bei den ersten

Fachschulen für diesen oder jenen Zweig des öffentlichen Dienstes zu stiften; 4. die Bewerber um Staatsämter über ihre Kenntnisse zu prüfen; 5. keine subversiven (staatsgefährlichen) Lehren und Lehrer zu dulden. (Das göttliche Recht der Familie und der Kirche auf die Schule. Mainz 1879, S. 73 ff.)



Regungen des Verstandes und der Vernunft in die Kinderseele zu senken. Vater und Mutter haben bei normalen Verhältnissen die Erziehung ihrer Kinder zu leiten oder doch zu überwachen. Von dieser Pflicht entbindet sie kein Gesetz und keine Gewaltmaßregel einer staatssozialistischen Regierung.

Die Kirche hat in dem großen Werke der religiösen und sittlichen Erziehung das fortzusetzen und zu erweitern, was im christlichen Elternhause begonnen wurde. Wie die Eltern zu der Unterweisung in Religion und Moral vorab ein natürliches Recht besitzen, so besitzt die Kirche hiefür ein göttliches Recht und einen göttlichen Auftrag: „Gehet in die ganze Welt, predigt das Evangelium der ganzen (vernünftigen) Schöpfung“ (Matth. 28, 19). Die in der Schule den Religionsunterricht erteilenden Personen, mögen sie Priester oder Laien sein, handeln nicht im Lehrauftrage des Staates, sondern im Auftrage der von Christus bevollmächtigten Kirche. Der Titel „K. Religionsprofessor“ ist, wie des öfteren schon erfolglos betont,[1]) eine durchaus verunglückte Bezeichnung, denn sie macht die Religion zu einem vom Staate angeordneten, gewöhnlichen Lehrgegenstand und den Religionslehrer zum Beauftragten einer staatlichen Regierung.

Der Inhalt des Religions- und Moralunterrichtes hat sich nicht nach den Zeit- und den nationalen Auffassungen zu orientieren; er ist nicht Ausfluß der Volksanschauungen und der wechselnden Meinungen der öffentlichen Führer; die christlichen Dogmen des Glaubens und der Sitte sind universell, über Volk, Raum und Zeit hinausragend, ewig und unveränderlich, wie der göttliche Gesetzgeber, der sie verkündet. Es gibt auf dem Gebiete des Glaubens und des Moralgesetzes keine nationale Lehre und keine nationale Erziehung, so wenig als es eine „national-christliche Religion“ gibt. Die Religion gebietet die Nation zu lieben und dem bedrohten geheiligten Besitze der Nation, dem Vaterlande

1) Vergl. A. M. Weiß O. Pr., Soziale Frage und soziale Ordnung, 3. Aufl., Freiburg i. Br. 1896, S. 529.

Opfer an Gut und Blut zu bringen. Aber diese Pflicht ist keine einseitig nationale, sondern eine übernationale. Das Christentum regelt wie alle sittlichen so auch die nationalen Pflichten, weil es nicht unter, sondern über der Nation steht.

4. Mit der moralischen Bildung der Jugend, mit der Bildung und Stählung des Willens und Charakters verbindet sich enge die geistige Bildung: der Unterricht im engeren Sinne des Wortes.

Der erste oder höhere Zweck des Unterrichtes ist nicht ein Vielwissen, die Aufspeicherung einer möglichst großen Summe von Wissensfragmenten, sondern die Übung, Ordnung und Schärfung der Denktätigkeit: die Erzielung eines Denkens und die Heranziehung einer Jugend, welche die Ideale zu erfassen und den Idealen nachzustreben vermag. In einem Aufsatze über das Gymnasialwesen schreibt Heinrich von Treitschke:[1])

„Alle Kultur wurzelt im Idealismus. Wie alle edlen Völker früher Tempel gebaut haben als behagliche Wohnhäuser, wie die Kunst bei ihnen stets älter ist als der Komfort, so muß auch die Erziehung des jungen Menschen damit beginnen, ihn an streng gesetzmäßiges Denken zu gewöhnen, damit er befähigt werde, die Welt der Ideen zu verstehen. Darum geht der Jugendunterricht bei allen Kulturvölkern zunächst auf eine vorbereitende Bildung aus; er will der Jugend nicht eine Summe halbverstandener Kenntnisse mechanisch beibringen, sondern ihren Willen kräftigen, ihre Denkkraft schulen und sie also in den Stand setzen, sich späterhin, sobald sie reif wird für die produktive Wissenschaft, ein geformtes, innerlich zusammenhängendes Wissen anzueignen. . . . Nur in den Epochen des geistigen Verfalls, des Materialismus, der sittlichen Unsicherheit sinkt die Kulturwelt wieder in die Anschauungen der Barbarei zurück und fordert statt einer systematischen formalen Jugendbildung vielmehr die Ansammlung von allerlei Notizen, die man vielleicht einmal im Leben gebrauchen kann. . . .“

1) Deutsche Kämpfe. Neue Folge. Leipzig 1896.



Wie auf dem Gebiete der Religions- und Morallehre muß dem Schüler auch auf dem Felde des elementaren und wissenschaftlichen Unterrichts nur objektiv Wahres und damit Dauerndes, Festes und Allgemeingiltiges dargeboten werden. „Nichts ist gefährlicher für das kindliche Gemüt", sagt an einer anderen Stelle Treitschke, „als die inhaltslose Phrase." Veränderliche Zeit- und Parteimeinungen und unbeweisbare Sätze und kühne Hypothesen gehören vom Vortrage eines Lehrers ausgeschlossen. Hypothesen, welche die Wahrscheinlichkeit für sich haben, müssen als solche bezeichnet, nicht als sichere Wissensresultate dargeboten werden.

Die Schätze der Wahrheit, die dauernden Wissenswerte sind nicht Eigentum des Lehrers, nicht Eigentum des Staates oder der Nation, sondern Eigentum der Menschheit aller Völker und Zeiten. „Je höher die Kulturgüter", sagt Dr. Joseph Eberle,[1]) „um so selbstverständlicher ihre Bestimmung für die Gesamtheit der Völker; und je universaler Kulturwerte, um so stärker ihre völkerverbindende und völkerversöhnende Kraft." Die Wahrheit bindet, auch auf dem Gebiete des schulmäßigen Unterrichts, die Menschheit und die Einzelnen, während die subjektive Meinung und der Irrtum sie entzweien. Die Pflege des Gesamtunterrichts nach nationalen Gesichtspunkten, die mehr oder minder subjektive sind, wird weder dem Frieden unter den Völkern noch dem Unterrichte selbst dienen.

Der sogenannte elementare Unterricht geht von einfachen und konstanten Grundelementen aus und schreitet aufbauend, gleichsam synthetisch, zum Ganzen vor. Der höhere Wissensbetrieb geht weniger auf das Einzelne und Besondere, sondern vielmehr auf das Allgemeine oder allgemein Giltige. „Das Allgemeine und Notwendige bezeichnet Aristoteles als die zusammengehörigen Merkmale der Wissenschaft gegenüber der Willkür der Meinungen."[2])

1) Schönere Zukunft. Kriegsaufsätze. Regensburg 1916. S. 40 f.

2) Dr. O. Willmann, Philosophische Propädeutik. 1. Teil: Logik 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1905. S. 26.

Ein Unterricht, der vor allem auf das Besondere und auf die Meinungen geht, der von der „öffentlichen Meinung“ seine Direktive erhält, der das Auge vor der tausendjährigen, allen Völkern leuchtenden Sonne unveränderlicher Sätze und Resultate schließt, ist kein wissenschaftlicher Unterricht und wird den Wissensbetrieb von einem Gottesdienste zu dem Fetischdienste eines Stammes und von einer für alle Zeiten ihren Wert behaltenden klassischen Kunst zu einem nur für eine bestimmte Gegend berechneten Handwerke herabdrücken. „Mit Meinungen baut man keine Dome“, schreibt einmal Heine,[1] „noch viel weniger höhere Geisteskultur.“

Die Leitsätze für Erziehung und Unterricht müssen nicht erst gefunden oder radikal umgebildet werden; sie sind tausendjähriges, unverwüstliches Erbgut der christlichen Pädagogik. Wir brauchen diese Sätze auch nicht erst einem Langbehn'schen „Rembrandt als Erzieher“ und nicht der neuesten Nationalpädagogik zu entnehmen; sie sind nicht verborgene Weisheit, sondern der offen daliegende Wahrheits- und Wissensschatz unserer christlichen Väter.

II. Das Recht der Persönlichkeit.

1. Die Schule beschäftigt sich mit dem jungen Menschen in erster Linie in seiner Eigenschaft als geistiges, d. i. denkendes Wesen. Auf die Bildung des geistigen Individuums, das durch die Geburt der Familie und durch die hl. Taufe der Kirche einverleibt ist, haben beide Institute ein natürliches und ein göttliches Recht. Für die Rechte des Staates und der gesellschaftlichen Organisationen auf den Menschen kommt dagegen nahezu ausschließlich das soziale Individuum und dessen Betätigung in Betracht.

Der Mensch ist, wie schon Aristoteles hervorhebt, ein gesellschaftliches oder soziales Wesen. Er ist als solches in allererster Linie ein Glied der Familie und er ist, soweit die Kirche auch eine menschliche Gesellschaft darstellt, auch

1) Zitiert nach Dr. Jos. Eberle i. O. S. 37.

ein soziales Glied der letzteren; und er ist endlich als animal sociale auch ein Glied des Staates. Allen diesen Gemeinschaften schließt sich der Mensch nicht freiwillig, nicht durch einen „Sozialvertrag“ an, sondern er ist von Natur aus und zugleich mit einem bestimmten Maß von Pflichten und Rechten mit ihnen verbunden. Der Mensch ist außerdem, wo umfassende soziale und wirtschaftliche Organisationen in Frage kommen, ein Mitglied dieser. Er ordnet sich selten freiwillig, sondern vielmehr durch den Zwang der Verhältnisse und gesetzlichen Bestimmungen genötigt den sozialen Verbänden unter.

Das soziale Individuum ist so durch hundert Pflichten und mehrfache Institutionen gebunden, das geistige Individuum, die Einzelpersönlichkeit, ist frei. Es steht kraft seiner wesentlichen, überirdischen „Lebensaufgabe auf dem Boden einer Rechtssphäre, die dem staatlichen Gesetz und der staatlichen Verleihung nicht entstammt, sondern, weil von Gott gegründet, für jede bloß irdische Gewalt unverletzlich bleibt“.[2]) Es ist als solches nur Gott und sich verantwortlich, für dasselbe trifft das Wort Schillers zu:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei
Und wird er in Ketten geboren.“

Die Einzel-, die geistige Persönlichkeit ist, im Gegensatz zur sozialen, durch die gesellschaftlichen Ordnungen nicht gebunden. Sie kann sich mit freiem Willen für diese oder jene geistige Richtung, für dieses oder jenes ideale Ziel, für Gut und Bös entscheiden. Elternhaus und Schule können und müssen die Entwicklung der Einzelpersönlichkeit lenken und fördern, sie können und müssen ihre Autorität gegen dieselbe geltend machen, aber sie können der entwickelten Persönlichkeit nicht die intellektuelle Färbung und die geistigen Wege vorschreiben.

2. Die betonte Freiheit ist zugleich das vornehmste Recht des geistigen Individuums. „Die Einzelpersönlichkeit“,

2) Heinrich Pesch S. J., Liberalismus, Sozialismus und christliche Gesellschaftsordnung. 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1897. S. 64.



sagt Ahrens, „ist . . eine ewige Urindividualität, die ihr Sein, Leben und Recht zuhöchst aus Gott schöpft und in diesem ureigenen Rechte stets geachtet werden muß . . . . Das Recht der individuellen Persönlichkeit hat daher seine Quelle nicht in der Familie, in der Gemeinde oder in der Nation, selbst nicht in der Menschheit, sondern in Gott, und diese Persönlichkeit kann daher von einer gesellschaftlichen Vereinigung wohl in ihrem Rechte beschränkt oder vielmehr organisch bestimmt, aber nie völlig rechtlos gemacht werden." [1])

Das Recht des Individuums, die Emanzipierung der individuellen Persönlichkeit von den Befehlen und Launen eines despotischen, in die Gewissen hineinregierenden autokratischen oder Staatswillens ist eine Frucht des Christentums. Dieses Ruhmeswerk des Christentums ist ein geschichtliches Postulat, das keiner Erklärung und keines Beweises bedarf. Das Christentum kennt keine die Gewissen berührende „staatsbürgerliche Erziehung", d. h. keine Schule, deren höchste Aufgabe — nach Art der französischen und amerikanischen Staatsschule — die Heranbildung des Schülers zu einem brauchbaren Diesseitsmenschen, zu einem tüchtigen und nützlichen Staatsbürger [2]) ist. Die christliche Schule vernachlässigt die staatlichen und profanen Aufgaben nicht, sie ordnet sie aber den idealen und religiösen, den Ewigkeitswert besitzenden, unter.

Da der Staat weder höchstes noch Endziel des Menschen ist, darum kann keine Schule verlangen, daß die Gedankenziele der zu Unterrichtenden mit dem augenblicklichen Staatszwecke zusammentreffen und hat kein Lehrer das Recht, wegen weiter- und höhergehender Gedanken die zu Belehrenden zu in-

1) Zitiert nach Heinr. Pesch S. J. i. O. S. 67.

2) „In einem vor etlichen Jahren erschienenen Buche erklärte der Münchener Professor von der Leyen (bezüglich der höheren Schulen), das Ideal der Erziehung zum Menschen sei durch das der Erziehung zum Staatsbeamten ersetzt worden." (Dr. Jos. Eberle, A. a. O. S. 67.)

quirieren. De internis non iudicat praetor; darüber entscheidet nur die göttliche Allwissenheit. Der Lehrer hat — mit kürzeren Worten — für die Schüler kein Gesinnungs- und Meinungs-, sondern ein Wahrheitsvermittler zu sein. Die rechte Gesinnung, das geregelte nationale und patriotische Empfinden der Jugend muß sich aus bleibenden und sittlich fundamentierten Grundideen und aus unverfälschten geschichtlichen Tatsachen und Erscheinungen erst entwickeln, es darf aber nicht selbst Grundlage und Element des Unterrichtes sein. Das reifere, sittlich gefestigte Individuum hat ein Recht, sich seine Gesinnung und Meinung selbst zu bilden, und es muß jede kontinuierliche Aufnötigung einer bestimmten politischen usw. Gesinnung als ein Attentat auf sein geistiges Recht und auf seine freie innere Entwicklung zurückweisen.

3. Wie das Recht und die Freiheit liegt das letzte und wichtigste Ziel des Individuums in Gott. „Das Kind ist als Geschöpf Eigentum Gottes, als Getaufter Eigentum Christi und berufen zum übernatürlichen Leben aus der Gnade auf Erden und zum übernatürlichen Glücke im Himmel. Unser übernatürlicher Beruf . . . . steht ebenso hoch über unserem zeitlichen und natürlichen Berufe, wie die Seele über dem Leibe, ... der Himmel über der Erde.“ [1]) Die Eltern und das ganze christliche Volk haben eine heilige Pflicht zu fordern, daß der übernatürliche Beruf der Kinder im Schulunterrichte an erster Stelle berücksichtigt und durch den Lebensberuf, mag er noch so wichtig erscheinen, nicht in den Hintergrund gedrängt werde. Die christliche Religion muß zum Zentrum des gesamten Unterrichts und der gesamten Erziehung gemacht werden und darf niemals einen nur angefügten, obligatorischen oder fakultativen Lehrgegenstand bilden.

Weil das letzte und höchste Ziel des geistigen und auch des sozialen Individuums ein übernatürliches ist, weil die ganze Tätigkeit des Menschen auf Gott, als seinen Aus-

---

1) G. M. Pachtler S. J., A. a. O. S. 52.

gangs- und Endpunkt, hingeordnet sein muß, darum müssen auch Unterricht und Unterrichtende dieses Ziel stets vor Augen haben. „Das eigentlichste und wahrste Prinzip der Erziehung", schrieb einst Dr. L. Kellner (Volksschulkunde S. 13), „kann nur sein: Erziehe den Menschen zur Nachfolge und Ähnlichkeit Christi! Ohne religiöse Grundlage haben Wissen und Können weder wahren Wert noch rechtes Ziel, noch bieten sie hinreichende Gewähr für den Frieden und die zeitliche und ewige Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft."

Die Freiheit, das Recht und das ewige Ziel der Einzelpersönlichkeit sind so durch göttliche Anordnung und durch die Natur der Dinge festgelegt. Diese Freiheit und dieses Recht anzutasten und dieses Ziel durch ein anderes, ein zeitliches und irdisches zu ersetzen, ist ein Verbrechen am Menschen und an der unsterblichen Menschenseele. Ein Staat, der in der Schulgesetzgebung an die Stelle des Ewigkeitszweckes der Persönlichkeit den zeitlichen Staatszweck setzt, hat keinen Anspruch mehr darauf, ein christlicher Staat genannt zu werden.

III. Die freiheitswidrige und nivellierende Tendenz der Einheitsschule.

Nachdem wir in skizzenhaften Strichen das Verhältnis der Schule zu Familie, Kirche und Staat gezeichnet und ebenso die Abhängigkeit und die Pflichten des sozialen und das Recht und die Freiheit des geistigen Individuums, vom Kinde bis zum erwachsenen Menschen, angedeutet haben, wollen wir auf der damit gegebenen prinzipiellen und festen Basis der „nationalen Einheitsschule" unser Augenmerk zuwenden.

1. In der Gärung der Geister, welche der Krieg hervorgerufen hat, wird die (nationale) staatsbürgerliche Erziehung oder, in weiterer Steigerung, die Einheitsschule von Geistern, die mehr dem Fanatismus einer Idee als der Bahn einer ruhigen Überlegung folgen, immer ungestümer gefordert. Beide Begriffe, staatsbürgerliche Erziehung und

Einheitsschule, decken sich nicht, gehen aber in einer Richtung und nach einem Ziele. Der leitende Gedanke ist: daß der Mensch ausschließlich oder in allererster Linie für den Staat und die Nation vorhanden ist und vor allem für die Aufgaben des Staates erzogen werden muß, zu einem „nützlichen Staatsbürger", wie es schon die Josephinische Aufklärungsperiode forderte.[1]) Naturrechte und göttliche Rechte, Rechte der Einzelpersönlichkeit, der Familie und der Kirche, Rechte des objektiven, von Gemütsstimmungen freien Denkens sind dieser höherer Gedanken baren Gedankenrichtung ziemlich fremd.

Der ideologische Gedanke einer einheitlichen und gleichheitlichen, alle um- und erfassenden Volksbildung ist schon alt.

„Aus humanitären Gründen erstrebte sie Comenius, aus staatsmännischen Zweckmäßigkeitsgründen Friedrich Wilhelm I. . . Als deutsche-volksbefreiende (?) Idee besteht das Problem erst seit Fichte und Pestalozzi.

Wie viele andere freiheitliche (!) Träume wollte auch dieser Wirklichkeit werden. Unter dem Ministerium Altenstein in den Jahren 1817 bis 1819 entstand unter wesentlicher Mitwirkung Süverns der bekannte Schulgesetzentwurf. Verspätet, weil die Freiheitskriege den Einheitsstaat als Grundlage der Einheitserziehung doch nicht geschaffen hatten. Er (Altenstein?) wollte ein einheitliches System aller nationalen Erziehung schaffen. Aus der allgemeinen, im Einheitsstaate organisierten Erziehung sollte ein innerlich freies, selbstverantwortliches, den Staat bildendes, bauendes und schützendes Volk geboren werden. Man sah die Möglichkeit der Schaffung eines Einheitsstaates erst in der Erziehung durch und für den Staat." [2]) — —

Wie nach den Freiheitskriegen erhebt sich in den gegenwärtigen kriegerischen Tagen das Verlangen nach einer einheitlichen Nationalerziehung. Aber eine klare Definition der

1) Vgl. Sebastian Brunner, Joseph II., Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform. 2. Auflage. Freiburg i. Br. 1885, S. 196.

2) Abgeordneter Oberlehrer Kuckhoff im „Tag", Jahrg. 1916, Nr. 62.



geforderten Einheitsschule läßt sich heute so wenig wie vor hundert Jahren geben, da sie ihren eifrigsten Verfechtern selbst nicht klar ist. Klar oder feststehend ist an dieser Schule nur, daß sie mit ihrer Erziehung fürs Diesseits in direktem Gegensatze zur alten, christlichen Schule steht. Diese Unklarheit über die Einrichtung und die Einzelaufgaben der Schule macht ihre baldige Verwirklichung zur Unmöglichkeit. Der bayerische Kultusminister nannte in der Kammersitzung vom 31. März 1916 die Einheitsschule einen verschwommenen Begriff.[1]) Ob die Verwirklichung derselben in einer nicht zu fernen Zukunft, schrittweise oder auf Umwegen erfolgen kann und erfolgen wird, ist eine Frage, die jedenfalls mit keinem glatten Nein zu beantworten ist.

Der Umweg oder das nähere Ziel ist die „staatsbürgerliche Erziehung", eine realistische Bildung, welcher durch unsere höheren Schulen schon seit Jahren vorgearbeitet wird.

Man kann diese Erziehung mit einem anderen Worte auch als „politisch-nationale Pädagogik" bezeichnen. Ihr vornehmster Lehrgegenstand ist die „Bürgerkunde": ein Wort, das in seiner geschichtlich-begrifflichen Genesis auf den in der großen Revolution Fleisch gewordenen Bourgeois-Liberalismus zurückweist. In Deutschland hat die berühmteste Schrift auf dem Gebiete der politisch-nationalen Pädagogik Philosophieprofessor Dr. Messer-Gießen unter dem Titel „Das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung" (Leipzig 1912) geschrieben. Sie wurde von der Universität Straßburg mit dem Lamey-Preise ausgezeichnet. In der Schweiz hat infolge der „Motion Wettstein" die Frage der staatsbürgerlichen Erziehung oder der einheitlich gedachten Nationalpädagogik in den letzten Monaten zu erregten Kontroversen geführt.

2. Der nationalen Einheitsschule wie der staatsbürgerlichen Erziehung ist gemeinsam die Vereinheitlichung des

---

1) In den gleichen Kammerverhandlungen kündigte Abgeordneter Rektor Dr. Hammerschmidt eine nach dem Kriege kommende „reichsgesetzliche Lösung" der Schulfrage an.

Unterrichts in Programm, Methode und Ziel. Die gemäßigten Vertreter der Zukunftsschule wollen die Trennung von Volks- und Mittelschule noch erhalten wissen, die radikalen Verfechter wollen für die Nation eine einzige untere Schule, welche den direkten Übertritt zur Hochschule ermöglicht.

Die Nationalisierung und einheitliche Gestaltung der Schule ist in ihrem Ergebnisse gleichbedeutend mit Uniformierung und Nivellierung des Denkens, Wissens und Fühlens. Man wähnt, daß man hiedurch das „Bildungsniveau" des Volkes hebe, und ahnt nicht, daß man damit das Gegenteil des Gewollten erreichen wird. „Ein Volk, dem nur eine Denkweise gelehrt wird", d. h. dessen Denken auf eine Linie festgelegt wird, bemerkt Emile Faguet im Hinblick auf den vereinheitlichten französischen Unterricht, „kann bald überhaupt nicht mehr denken". Trotzdem wird der vollständig vereinheitlichte Wissensbetrieb auch von deutschen Schulmännern in „überlegenem" oder in leidenschaftlichem Tone, seit Jahren gefordert. „Norm für jeden Pädagogen", schreibt Oberlehrer Kuckhoff in dem erwähnten Aufsatze des „Tag", der ohne Kommentar auch von katholischen Blättern nachgedruckt wurde, „bleibt die Erhaltung der Einheit des Schulwesens in seinem Endziele der nationalen Erziehung". „Die vaterländische Idee der einheitlichen nationalen Erziehung muß verwirklicht werden. Sie wäre die Erfüllung einer Hoffnung, die im deutschen Volke (?) seit hundert Jahren lebt".

Die Verkehrung der Begriffe und geschichtlichen Resultate ist weit gediehen. Man bezeichnet dem deutschen Volke gegenüber etwas als national und vaterländisch, was in historischer und ethischer Auffassung direkt undeutsch und darum antinational ist. Das deutsche Wesen war stets ein vielgestaltiges, ein einer Vereinheitlichung und Ausebnung, wie wir sie in Frankreich schauen, widerstrebendes. Darin beruht der Reichtum der deutschen Vergangenheit, darin liegt die erfrischende Mannigfaltigkeit der deutschen Kunst, darin ist die Schönheit und Poesie des deutschen Volkslebens begründet. Wie die politische Gestaltung Deutschlands niemals

eine die Rechte und Eigentümlichkeiten der einzelnen Länder und Stämme vernichtende zentralistische, sondern eine föderalistische war, so waren auch Schule und geistiges Leben niemals einheitlich und gleichförmig. Dem ganzen deutschen Volke eine einheitliche und gleichheitliche Bildungsanstalt, einen „pädagogischen Unitarismus“ aufzuzwingen, wäre das größte Attentat auf deutsche Geistesarbeit, auf deutsche Art und Sitte, ein Verbrechen an der deutschen Nation, welches in der Geschichte kein Pendant findet. „Wer in der Beschränktheit oder besser der Borniertheit nationalistischen Dünkels die Ideale unserer Väter zertrümmern will“, sprach scharf und wahr in seiner Antrittsrede vom 15. Oktober 1915 der Berliner Universitätsrektor Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff,[1]) „der will uns in Wahrheit unser Deutschtum rauben, gerade weil er auf dessen Namen pocht“.

Durch die „Nationalisierung“ genannte Vereinheitlichung der Schule und durch die Beseitigung des Unterschiedes in der Schulgesetzgebung der einzelnen Länder ist einerseits eine Vermehrung und Ausdehnung der einzelnen Bildungsstätte, anderseits eine Einengung der Bildung gegeben. Der durch die Schule zu vertiefende Geist und das zu mehrende Wissen, die beide universell, unabhängig von Zeit und Raum sind, sollen durch die Nationalpädagogik in moderne Formen eingezwängt und in völkische Schranken eingeengt werden. Die alte, vorab durch das humanistische Gymnasium vermittelte Bildung, welche zurückgeht bis zu den Quellen, von denen das Wissen ausgegangen, das die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft, das noch vor kurzen Jahren allen abendländischen Völkern gemeinsam war und das geistige Bindemittel für diese lieferte, es soll durch einen rein nationalen Unterricht, der sich von Volk zu Volk und von Jahr zu Jahr ändert, ersetzt werden: eine pädagogische Einseitigkeit und eine geistige Kurzsichtigkeit, die, anstatt die Bildung der eigenen Nation

1) Vgl. Historisch-politische Blätter Bd. 156, S. 741.

zu fördern und zu erweitern, sie auf das unheilvollste schädigen und reduzieren wird.

3. Die Schaffung der Einheitsschule wäre indes nicht nur ein Angriff auf das vielgestaltige deutsche Bildungswesen und das Begräbnis der alten humanistischen Schule, es wäre eine Kriegserklärung gegen die Rechte der Eltern und der Kirche und eine seit der Antike nie dagewesene Einengung der Freiheit der Persönlichkeit.

Die Kinder sind, wie wir oben dargelegt, nächst Gott Eigentum der Eltern; aber sie sind und werden kein Eigentum des Staates und kein Erziehungsobjekt für die politisch Regierenden und Führenden. Die Schule hat den Kindern, wie wir ferner betonten, die allgemein bei allen Völkern giltigen Elemente des Wissens zu vermitteln, sie hat sie auf Grund der religiös gefestigten Moral zu charakterfesten Menschen heranzubilden, sie hat auf demselben Grunde die Vaterlandsliebe zu wecken und zu pflegen, allein sie hat den Kindern, und damit dem Volke, keine subjektiven, durch die wandelbaren Zeitverhältnisse und Zeitstimmungen erzeugten Gesinnungen aufzunötigen. Das wäre die Potenzierung des Zwanges der modernen Zwangsschule. Die widerlichste und schlimmste aller Tyranneien ist die Gesinnungstyrannei; und der Gesinnungsdrill führt regelmäßig zur Gesinnungslosigkeit. Es scheint fast, als ob der Prototyp, das Vorbild für unsere bureaukratischen Schulregenten, wieder Joseph II.: der abstoßendste Gesinnungsdespot der christlichen Geschichte, geworden sei, von dem Sebastian Brunner[1]) sagt, daß er den Ausspruch Friedrich II.: „In meinem Lande kann jeder nach seiner Façon selig werden" in den Satz umgeändert habe: „In meinem Lande muß jeder nach meiner Façon aufgeklärt werden."

4. Wie die Rechte der Eltern und der Persönlichkeit tastet die nationale oder staatsbürgerliche Erziehung auch die Rechte der Kirche an. In der französischen nationalen

1) A. a. O. S. 129.

Schule ist, wie auch in diesen Blättern mehrfach dargelegt, an die Stelle des Religionsunterrichtes der bürgerliche Unterricht, die „instruction civique“ und die „instruction laique“, getreten. Der Unterricht ist, weil ohne Gott, gottlos. Seine Wirkung ist, wie der Franzose Edmond Villey erklärt, abaissement des charactères: Vernichtung der Charaktere. In Deutschland ist fast die ganze, ins Unübersehbare angewachsene national-pädagogische Literatur unreligiös bis religionsfeindlich. Die erwähnte Schrift Dr. Messers zeigt einen geradezu fanatischen Haß gegen den Katholizismus. Die genannte „Motion Wettstein“, welche im Juni 1915 in den Schweizer Ständerat eingebracht wurde und der der Bundesrat Calonder eine weitere Erklärung mitgab, will in erster Linie den Schulunterricht nationalisieren und zentralisieren und wird in zweiter Linie, wie Professor Dr. J. Beck-Freiburg sagt, den Ersatz des konfessionellen Unterrichts durch den sogenannten „bürgerlichen Gesinnungsunterricht“ bringen.[1]) Es ist uns unfaßbar, daß auch katholische Kreise Deutschlands, mag der Krieg in ihnen den nationalen Gedanken noch so sehr belebt und gefördert haben, ihre Stimme für die Einheitsschule erheben können. Fast ausnahmslos ist allen Projekten zur Vereinheitlichung der Schule als wesentlicher Gedanke die Loslösung derselben von der Kirche gemeinsam. Die Rolle, welche hiebei die Loge spielt, tritt deutlich zutage. Der Artikel des „Osservatore Romano“ vom 30. Dezember 1915 gilt nicht nur für die italienische Schule, sondern in eingeschränktem Maße auch für die deutschen Zukunftspläne. Der Sieg der neuen Schule, sagt das offiziöse Organ, „wird für sie (die Freimaurerei) relativ umso leichter, wenn Katholiken, die nicht bloß ein Interesse am Triumph der katholischen Grundsätze und der alten Moral, sondern die heilige Pflicht haben, dafür zu wirken, daß dieser Triumph erfolge und gesichert werde, wenn diese Katholiken den freimaurerischen Umtrieben nichts anderes

1) Die Schildwache. Jahrg. 8, Nr. 19.

entgegenzustellen wissen als Schlafmützentum, Gleichgiltigkeit und Stumpfsinn".

Mit prophetischem Blicke hat Pater Albert Maria Weiß in seinen vielgeschmähten „Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart"[1]) die Nationalisierung und Entkirchlichung der Schule verkündet:

„So wird die Zeit kommen, wie Paulsen sagt, wo die Staatsschule den dogmatisch-konfessionellen Unterricht ausscheiden wird, den Kirchen überlassend, für „Freiwillige" einen solchen Unterricht einzurichten. . . . Aus allen unseren Miseren, sagt Pöllmann mit Tröltsch, dem Lehrer der Theologie, hilft uns nur eine grundsätzliche Entkirchlichung der Schule. Man kann es dem Staate nicht verdenken, wenn er dem kirchlichen, konfessionell gespaltenen Religionsunterricht die abschließende Zusammenfassung der Erziehung nicht überlassen will. Deshalb muß der Religionsunterricht nicht von klerikalen, sondern von nationalen-kulturellen Gesichtspunkten aus gegeben werden. . .

Eine Erklärung über den Sinn dieser Phrasen ist . . . kaum nötig. Es ist auch kaum nötig zu sagen, daß die Prophezeiung von dem endlichen Siege dieser Bestrebungen keine Utopie ist. Es müssen schon ganz gewaltige Erschütterungen des öffentlichen Lebens stattfinden, wenn die soeben geschilderten Ziele der Neuschule nicht sollten durchgeführt werden. Dafür sorgt die moderne Lehrerschaft, und dafür sorgt eine weitere Macht, die hinter ihr steht und an ihr eines ihrer gefügigsten und einflußreichsten Werkzeuge hat, die internationale Freimaurerei." — —

Die Einheitsschule und mit ihr die Entkirchlichung der Schule ist keine Utopie. Die Nebelhaftigkeit ihres Programmes und Zieles wird den energischen und zähen Verfechtern derselben ihre Verwirklichung nur erschweren, aber nicht unmöglich machen. Ob sie in absehbarer oder erst in ferner Zukunft zur Tat werden wird, das hängt von der größeren oder geringeren Kenntnis ihrer Gefahren und von

---

1) Freiburg i. Br. 1911. Bd. I, S. 255 f.

dem Umfange der Widerstandskraft der katholischen und der noch positiv-christlichen Volksteile, sowie von dem klaren Blicke ihrer Führer ab. Die katholischen Kreise Frankreichs haben die nötige Summe dieses Widerstandes nicht aufzubringen vermocht und die Schule an den atheistischen Staat verloren; mögen die deutschen Katholiken aus dem Schicksale der französischen Schule eine ernste Lehre ziehen und sich nicht zu spät zum organisierten Widerstande rüsten!

LXV.

Zwei Geheimnisse.

Beitrag zur Grundbeleuchtung der modernen Weltanschauung.

Von Kanonikus Johann Schraml, bisch. geistl. Rat in Regensburg.

(Fortsetzung.)

Dem theologischen Beobachter gewährt das subjektivistische Treiben der modernen Philosophie mit der Kausalität einen psychologisch interessanten Anblick und Einblick. Sie konstatiert Tatsachen, Phänomene, und geht ihnen mit unermüdlichem Fleiße nach. Sobald das eigene Grundbohren versagt oder auf einen der alten Denkweise konsanguinen Untergrund zu treffen droht, scheut sie zurück, wie weiland Kant vor „Dogmatism". Ja, wenn man nur ohne glatte Anwendung des peinlichen unvermeidlichen Gesetzes mit Ausschaltung des Schöpfers die Universalfrage nach dem ersten Sein, ersten Leben, letzten Grunde, nach der ersten Ursache lösen könnte! Ein unabänderliches Unmöglich gebietet dem Autonomen Halt vor dem geheimnisvollen Ersten. Man tröstet sich mit der Weisheit der Zukunft oder mit wackeligen Hypothesen. Der Standpunkt der modernen Philosophie erniedrigt Gott selbst zum Ziele ihres Bauens und Bestimmens. Durch die Zerstörung des natürlichen Verhältnisses des Menschen zu Gott isoliert sie jenen von allem

ordnungsmäßigen Zusammenhange, von jeder Möglichkeit der Erkenntnis seines Ursprunges und Zieles, sowie von der Möglichkeit der Sünde und Strafe.

„Euch ruft zu sich der Himmel, Euch umkreist er
Und zeigt Euch seine ewigen Herrlichkeiten,
Und doch schaut Euer Auge nur zur Erde.“ [1])

„Wir wollen auch gar nicht ins Himmelreich: Männer sind wir worden, — so wollen wir das Erdenreich“.[2]) „Die wahre Substanz des göttlichen Alls ist dem Pantheismus des Altertums eine erhabene objektive Realität, die den Menschengeist an Seinskraft unendlich übertrifft. Die zweite Entwicklung der Philosophie, die in der Neuzeit, ist aber durch und durch subjektiv und sie gipfelt in der Idee: die Welt ist ihrem Wesen nach Menschengeist und der menschliche Geist ist mit der Weltsubstanz identisch.“[3]) Der Idealismus ohne den lebendigen Gott ist eine Fiktion, welche eine utopistische Selbstherrlichkeit zum Ursprung und ein für Leib und Seele hoffnungsloses Grab zum Ende hat. Wenn auch falsch, ehrt er doch den Menschen. Der Materialismus dagegen, derselben Grundwurzel entstammend und ebenso endend, entehrt ihn. Nietzsches Leitmotiv ist im Innersten krasser Materialismus. „Jenseits von Gut und Böse“ ist rückschauend die unvernünftige Abstraktion aller Werte aus dem Gegensatze zwischen den Brosamen und den vollen Schüsseln am großen Erdentische, vorwärts nach Art der Jakobiner ein Aufpeitschen zum rücksichtslosesten Raufen um die ersten Plätze am Tische. Welchem Ausläufer der modernen Denkrichtung man verschrieben war, ist im Ende gleichgültig. Der vom Schöpfer gerissene Mensch isoliert auch, soweit es auf ihn ankommt, sein Sterben und Grab von der Ordnung des Schöpfers.

Zur Subjektivierung Christi und seines ganzen Werkes zwingt die Leugnung der Schuld und der Notwendig-

1) Dante bei Schuler, Fegfeuer XXIV.
2) Nietzsche, Zarathustra. S. 459.
3) Wahle a. a. O. S. 384.



keit der Erlösung. Haßerfüllt und mit wohlwollender Herablassung beschäftigt sich der Subjektivismus mit dem Heilande; er treibt es bis zum greifbaren Wahnwitz. Der Ton, in welchem Strauß, Nietzsche und Konsorten da schreiben, schändet sich selbst. Andere untersuchen seine „Entwicklung". Der vernünftigere Teil geht hiebei von Christus als historischer Persönlichkeit aus und „entwickelt" ihn nach dem Proprium des einzelnen subjektiven Maßstabes. Beim wohlwollenden Messen führen edlere ethisch-pragmatische Gründe die Feder. Es lohnt sich, mit Chamberlains Auffassung den Rahmen zu zeigen, in welchen da Christus eingezwängt wird.

„Jede Gestalt — auch die eines Käfers — ist für den Menschenverstand ein „Wunder"; die menschliche Persönlichkeit aber ist das mysterium magnum des Daseins, und je mehr die Kritik eine große Persönlichkeit von den Zutaten der Legendenbildung reinigt, je mehr es ihr gelingt, fast einen jeden ihrer Schritte als ein Bedingtes, als ein gewissermaßen durch die Natur der Dinge Gebotenes hinzustellen, um so unbegreiflicher wird das Wunder . . . . noch niemals hat sich das Interesse der Menschen (seit den ersten christlichen Jahrhunderten) in so leidenschaftlicher Weise auf die Person Jesu Christi konzentriert, wie in den letzten 70 Jahren . . . . Bestimmter als je, und darum auch unergründlicher als je, steht heute diese Erscheinung vor unseren Augen . . . sie bedeutet, vom welthistorischen Standpunkt aus, die Erscheinung einer neuen Menschenart . . . in Jesus hatte das absolute religiöse Genie die Welt betreten."[1])

Der gottmenschliche Erlöser ist jedem Autonomen fremd. Je edler darum ein solcher Denker für den Heiland empfindet, desto „unergründlicher" muß dieser ihm werden. „Von Christus kann man schwerlich reden, ohne hin und wieder das jenseitige Gebiet zu streifen; jedoch der Glaube als solcher braucht nicht berührt zu werden", meint Chamberlain.[2]) Es ist wirklich naiv, über Jesus reden zu wollen

1) A. a. O. I. Bd. S. 226 f., 239; II. Bd. S. 892 f.

2) Ebendort I. Bd. S. 223.

unter bewußter Eliminierung des Generalzieles seines Erscheinens und Wirkens. „Wenn der Gedanke, schreibt Eucken, eines dem Zorne Gottes über die Sünden der Welt dargebrachten Sühnopfers schwerlich Jesus selbst angehörte, gewiß ging auch seine Überzeugung dahin, daß das ... Leid ... zu einem Zeugnis der Liebe wird.“ [1]) So tastet der Subjektivismus prüfend mit seinem Maßstäblein an dem unverrückbaren Eckstein herum.

Er achtet nicht der Selbstzeugnisse Christi für seine Gottheit, der Zeugnisse seiner Apostel und seiner Feinde. Das „Attribut“ Gott verdanke der Heiland der erklärlichen, aber überspannten Wertung seiner Anhänger und der schwärmerischen Legendenbildung. „Die sich rasch entwickelnde Christusverehrung, meint Eucken, der Christuskult hat stark auf das Bild Jesu zurückgewirkt und es über alles menschliche Maß erhoben“ (S. 153). Sonderbar! Man frägt nicht, warum die Verehrung Jesu, der im Gegensatz zur ganzen damaligen Welt strenge Entsagung, Kreuztragen und zugleich tätigstes Leben verlangte, so „rasch“ sich entwickeln konnte. Die Autonomen kommen gar nicht auf den aus der ganzen Sachlage nächstliegenden Gedanken: könnte nicht das über alles menschliche Maß erhabene, wirkliche Bild Jesu seinen Kult rasch entwickelt haben! Für das wirkliche Bild, das sie selbst geschaut, sind die Apostel, Stephanus, Paulus in den blutigen Martyrertod gegangen. Die angebliche Entwicklung der Person und der Verehrung Christi ist tatsächlich nichts anderes als die Entwicklung des ungläubigen Subjektivismus in seiner Stellung zum göttlichen Erlöser und seinem göttlichen Werke, Christentum und Kirche. Wo und wer ist denn der berühmte Forscher, welcher menschlich vernünftig bewiesen hat oder beweisen kann, daß das wirkliche Gott- und Erlöserbild Jesu, wie es in der Geschichte der Menschheit dasteht, legendär sich entwickelte? Schon der ständige Widerspruch unter

1) A. a. O. S. 167 f.

den modernen historisierenden Kritikern zeigt offenkundig, daß sie trotz aller Versuche die Echtheit und Wahrheit der Evangelien nicht erschüttern können. Im Gegenteile, je gründlicher die Forschung in allen einschlägigen wissenschaftlichen Zweigen, desto klarer das Wahrheitszeugnis der heiligen Schrift.

Hatte der Subjektivismus einmal die Person und Lehre Jesu mit Legende und Mythe verquickt, war der Schritt gar nicht mehr groß, um den Eckstein ganz in der Entwicklung aufzulösen. Daher der Abgrund der Subjektivierung: der ganze Christus ist Legende, Mythe, er hat gar nicht gelebt. Diese Ausflucht vor Gott wird ersticken unter dem Gewichte eigenen Aberwitzes, denn keine Tatsache der Weltgeschichte ist sicherer und geschlossener bezeugt als das Leben, Wirken und der Einfluß des Erlösers. Der gelehrte Regensburger Domdekan Kiefl hat in seinem verdienstvollen Buche „Die Theorien des Sozialismus über den Ursprung des Christentums" die End-Subjektivierung Christi und des Christentums eingehend dargestellt.[1]) Nach Kalthoff „hat Christus nicht existiert, sondern ist ein aus allen Winkeln der damaligen Welt zusammengeflogenes Ideal" (Kiefl S. 16). Maurenbrecher läßt „jedes innigere Gefühl im Menschen-

1) Kiefls gründliches Werk orientiert vorzüglich über den innersten Kern der sozialen Bewegung; es beweist den konservativen, ausschließlich religiösen Charakter der urchristlichen Bewegung. Wer das wesentliche Ziel (Ewigkeit) des Christentums mit Hebung und Befreiung für Herrn und Sklaven zunächst von Innen aus kennt, versteht die Worte des Völkerapostels. 1. Kor. 7, 21 ff. Wenn der hochwürdigste Bischof Antonius von Henle von Regensburg in der berühmten Sitzung der Kammer der Reichsräte vom 12. Juli 1910 der Behauptung, das Christentum sei zum Teil doch auch eine soziale Bewegung gewesen, entgegentrat mit dem Hinweis auf 1. Kor. 7, 21 ff., so wahrte der Bischof das Wesen des Christentums, der Exeget in Übereinstimmung mit den Vätern und hervorragendsten katholischen und protestantischen Interpreten die sachlich richtige Auslegung der Stelle gegen modernisierende Umdeutung. Vergl. hiezu Bd. 146 S. 847 ff. u. Bd. 147 S. 889 ff. dieser Blätter.

geschlechte nur an der Leiter des Mythus entstehen ... Jesu ganzes Leben war ein Ertrinken im Meere mythischer Illusionen ... Die Stimmung aber, aus der heraus nach Jesu Tode der Mythus auf ihn selbst übertragen wurde, wodurch das Christentum entstand, ist ein Entwicklungsprodukt, an dem die durch Züchtung und Übung ererbte Kraft von Jahrhunderten mitgewirkt hat" (S. 20 f.).

Wie der Kranke nach Gesundheit, sehnt sich unser Geschlecht nach Erlösung von dem Übel. Das Christentum ist nicht bloß Wahrheit, sondern auch die Tat- und Erlösungsreligion. Ihm gilt Erlösung, Ordnung des Inneren als Axiom und bedingende Voraussetzung aller äußeren Ordnung und Kultnr, denn die Seele bildet das Formans und Agens unseres Daseins. Übernatürlich ist und bleibt die Lebensaufgabe des Christentums, nämlich die Rettung der Seele. Sie befruchtet aber zugleich den Einzelnen wie die Gesamtheit auch in natürlicher, sozialer Hinsicht mit einer wahren Fülle segensvoller, hebender Imponderabilien. Wem anders als dem Christentum verdankt Europa jene ungeheuere geistig-sittliche Überlegenheit, welche ihm gewissermaßen die Aufteilung der anderen Erdteile ermöglichte? Wo es unter den Völkern Fuß faßte, brachte es seine Heilsmittel zunächst den Seelen. Erst mit deren Veredlnng begann das äußere Aufsteigen. Wenn heute noch außerchristliche Nationen aus Erstarrung und Versumpfung aufwachen sollen, müssen sie bewußt und unbewußt entlehnen bei der Ordnung, die im tiefsten Grunde christliches Gepräge trägt. Die moderne Denkrichtung hat in der Ablehnung der Sünde dem Christentum den Lebenszweck, die Erlösung von der Sündenschuld, aberkannt und es vollständig veräußerlicht und subjektiviert. Das ist die verhängnisvollste Umdeutung und Entwertung, die elementare Isolierung der Menschheit von einem festen, höheren Sammelpunkt zu höherem Streben und Wirken, die Auslieferung des Daseins an die Bewegung und damit die Proklamierung des Willens zur Macht. Materialismus mit dem Mantel der Kultur und Kulturbedürfnisse.



Hand in Hand mit Nietzsche will die liberale und soziale Theologie das Christentum als natürliches Produkt von Strömungen und Nöten der Zeit abtun. Diese Versuche sind in sich absurd. Hätte es der Drang sozial unterer Regionen an die Oberfläche geworfen, so mußte nach der Lage der Verhältnisse gerade am Anfange sein Programm im Diesseits mit Klassenkampf aufgehen. Undenkbar war seine Kriegserklärung an erster Stelle gegen das sittliche Malum und die förmliche Organisation des Krieges gegen dieses. Diesen Schwerpunkt seines Inhaltes leugnen heißt die gesamte christliche Literatur als solche im Grunde verstümmeln, ja austilgen. Seine und die Geschichte der Völkerentwicklung durch alle Jahrhunderte herauf bezeugen das Christentum von der Wiege an als den unverrückbaren Fels in den Brandungen der Zeit, als das unveränderliche Zentrum der Normierung des Lebens. Ertrug ihm doch der Wesenscharakter des ruhenden, überragenden Pol von oberflächlicher Seite das Attribut „Petrefakt". Nicht die Bewegung hat es geboren, im Gegenteile die Völker bewegten sich in ihrem Denken und Leben und zwar in allen ihren Klassen pro und contra um dasselbe. Welt- und Kirchengeschichte haben die Unwandelbarkeit des Inhalts des Christentums, seinen göttlichen Ursprung, ebenso fest erhärtet wie andererseits die Wandlung der Zeiten und Menschen. Die Subjektivierung des konkreten Christentums, nämlich der Kirche, hat man in der gleichen Absurdität sich noch mehr erleichtert. Die Kirche läßt man von der Herrschsucht des Priestertums stammen.

Wo man der Veredlung der Seele durch das Christentum entraten will, muß man dem Erlösungsbedürfnis andere Aussichten eröffnen. Tatsächlich erhoffen weite Kreise das Heil von der Bewegung der sozial-gesellschaftlichen Verhältnisse. Die jetzige Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse sei wie die der heimgegangenen Jahrhunderte eine Durchgangsstufe in der Gesamtentwicklung der Menschheit. Die weitere Entwicklung werde das Unbrauchbare der heu-



tigen Form abstoßen, das fertige und keimende Gute aus ihr zu neuer, höherer Stufe fördern. Da das Ende des Prozesses zu einem beseligenden Abschluß niemand sicher weiß, erscheint als genereller Niederschlag des Hoffens und nächstliegende Bedingung der Erfüllung die Umgestaltung der heutigen ökonomischen Ordnung. Im Rahmen dieses Aufsatzes liegt hier bloß der Gesichtspunkt der Hebung, Erlösung des Innern, und da ist Prinzipielles anzumerken. Die Bewegungserlösung konzentriert also das Interesse in erster Linie auf das Äußere und verschiebt das Verhältnis der Faktoren der menschlichen Natur, das Agens in dieser. Ökonomische Wohlfahrt als der innerlich befreiende Matador stellt das Leibliche über das Geistige. Gehobene äußere Lebensstellung ist zur Bedingung, beziehungsweise zum Grunde innerer Hebung und Befreiung gemacht, im Widerstreit mit der Natur und Erfahrung. Nach dem Rezepte müßte in den Hütten nur sittlich verwahrlostes, in den Palästen und auf den Geldsäcken bloß sittlich auserlesenes Menschentum wohnen. Die Wirklichkeit zeigt lauteren, vornehmen Charakter, aber auch das Gegenteil in beiden Wohnstätten. Das Rezept bringt das Leiblich-Ökonomische und das Geistige der Gesellschaft in einen innerlich unmöglichen, weil die Natur umstossenden, Kausalzusammenhang. Das Geistige kann beim Materiellen nicht in die Schule gehen. Dieses als Agens wird konsequent das Höhere im Menschen zurückdrängen: die Menschenpflichten erliegen der Wertung der Menschenrechte.

„Die herrschende Denkrichtung unserer Zeit huldigt dem extremen Evolutionismus. Die Idee der allesumfassenden Entwickelung hat man Schelling und Hegel entlehnt, aber ihren Idealismus hat man in die Rumpelkammer geworfen.“ [1]) Das ist der natürliche Verlauf aus der Absetzung Gottes und der Vergötterung des Menschen. Weder der Kantsche noch der Hegelsche Idealismus können dauernd die Vor-

1) Kathrein a. a. O. Bd. I. S. 4.

herrschaft des Geistigen retten. Ihm haben diese Philosophen selbst das sichere, tiefe Grab geschaufelt durch die Isolierung des Menschen vom Jenseits. Damit war dem menschlichen Dasein und Streben die unersetzbare Klammer an die wirklichen, höchsten Ideale ausgezogen, die Erde mit ihrem Drum und Dran wurde sein ausschließliches Ziel mit Einstellung aller höheren Elemente im Menschen nur in dessen Dienst. Dieses Ziel kehrt die in tausendfacher Art begehrende und aufbegehrende Staubseite der menschlichen Natur maßgebend hervor. „Wer die Bedeutung des Äußeren, schreibt Eucken, dahin steigert und überspannt, daß der Wegfall der Versuchungen aus Arbeitsdruck und Not alles Böse im Menschen vernichten und nur Gutes in ihm lassen werde, der verkennt die ungeheueren Verwicklungen, welche das Zusammentreffen von Natur und Geistesleben im Menschen mit sich bringt, der verkennt die gewaltigen Gegensätze, die unser Leben zerspalten, der muß konsequenterweise alle Selbständigkeit eines Innenlebens und zugleich einen geistigen Charakter des Menschen leugnen, indem er die Individuen erhöhen möchte.“ [1])

Buddhistische Erlösung. In den letzten Jahrzehnten warb man, namentlich von pantheistisch-theosophischer Seite, ungemein stark für den Buddhismus mit seiner Erlösung. Hier spielt das Karma eine entscheidende Rolle. „Wahrlich, freut sich Bleibtreu, wir möchten vom Karma bekennen, was Schopenhauer von den Veden sagt: ‚Sie waren mein Trost im Leben und werden mein Trost im Tode sein‘.“ Er definiert es als „Gesetz: Die Seelenwandelung — nicht ‚Wanderung‘ — der unzerstörbaren Seelenmonade in ewiger Transformation und die hieraus entspringende ausgleichende Gerechtigkeit“.[2])

1) A. a. O. S. 515.

2) A. a. O. 3. Bd. S. 56, 53. Zur Erheiterung aus Bleibtreus Werk einige Sätze: „Auf die Frage: Ist mein innerstes Ich, meine „Seele“ unsterblich?“ legt er dem „Christenpriester die klare und vernehmliche Erwiderung“ in den Mund: „Gib dir Mühe, als Kind christlicher Eltern geboren zu werden, und werde getauft!

Dem Buddhisten ist das Dasein das Generalübel. Jede Anhänglichkeit an dasselbe qualifiziert sich als eine Lebens- oder Schuldtat, die eine Wandelung oder Wiedergeburt des Individuums nach dem Tode zu einer neuen Persönlichkeit bedingt. Die Neuinkarnation hat also den Charakter der Strafe. Karma ist subjektiv die Schuldtat, objektiv der Maßstab der mehr oder minder großen Schuld, gemäß welcher der nicht überwundene Wille zum Leben als Formalobjekt die Wiedergeburt des verstorbenen Individuums zu einer neuen Persönlichkeit vollzieht. Der Wille zum Dasein und das Karma werden völlig besiegt durch die Erkenntnis und Befolgung der buddhistischen Lehre. Wer den letzten Restbestand der Anhänglichkeit an Leben und Erde sauberst aus dem Innern gefegt hat, ist erlöst von dem Übel; vollständig in sein Inneres zurückgezogen, ist er fertig mit dem Karma und dieses mit ihm. Der Vorhang vor der Bühne der Betätigung im menschlichen Lebensgebiet ist niedergegangen. Der erste Akt der Erlösung ist der geistige Vortod, der zweite der wirkliche Tod mit dem Nirwana, dem Abschluß des Ganzen.

Maas behauptet, es könne keinem zweifelhaft sein, und niemand leugne es, daß das völlige Nirwana im Grunde mit dem vollendeten Nichts, mit dem ewigen Tode auf eins hinauskommt. „Zerbrochen ist der Leib, erloschen die Vorstellung, auch die Empfindungen alle sind aufgezehrt, zur Ruhe gelangt die Gestaltungen, das Bewußtsein ist gestorben.“ [1]) Nach Bleibtreu, der theosophischen Pantheismus und Buddhismus zu mischen sucht, dem „nur unsere be-

---

Hiemit bist du eo ipso unsterblich! Heiden und Tiere besitzen natürlich keine Seele. ... Getauft werden, glauben und mit den Sakramenten sterben, nichts einfacher als das“ (3. Bd. S. 51 f.). Dieser Unsinn richtet sich selbst. Der Autor gibt ihn als christenpriesterlichen aus, um darauf loszudreschen. „Sie schmähen, schreibt der Apostel, was sie nicht verstehen.“

1) Maas, der Buddhismus in alten und neuen Tagen. S. 18. Ein sehr gut informierendes Büchlein.



schränkte Logik Notwendigkeit und Freiheit als absolute Gegensätze sondert", „kann Nirwana das Allgefühl . . . im Gegensatz zum Nichts und traumhaften Nichtsein . . . schon bei Lebzeiten erworben werden".[1]) Eine wunderliche Erlösung dieses Nirwana, sich pantheistisch-evolutionistisch „allzufühlen"! Da muß wahrlich die große natürliche Geistesführerin, die Logik, beschränkt sein. Das Tatsächliche in der Nirwanafrage ist wohl bei Kathrein zu treffen. „Bei den Gebildeten werde noch immer die absolute Zerstöruug (das Nichts) als das höchste Ideal betrachtet, aber für den Laien und selbst für den weniger gebildeten Lama machen die niederen Stufen der Vollkommenheit in der Form der Aufnahme in die ewige Freude, wo man keiner Wiedergeburt mehr bedürfe, den einzigen Gegenstand der Hoffnung aus. . . . Die japanischen Gelehrten unterschieden (zur Zeit der ersten christlichen Glaubensboten dort) eine doppelte buddhistische Lehre: eine innere oder Geheimlehre für die Gebildeten und eine äußere für die große Masse des Volkes."[2]) Also das wahre Gesicht des Nirwana repräsentiert als Erlösung das Nichts, Vernichtung für immer; das Trugbild zeigt auch ewige Seligkeit, um das Volk zu zähmen, um überhaupt sein Inneres bei der buddhistischen Stange zu halten.

Unmenschlich ist der buddhistische Pessimismus; nur einer hysterisch kranken Stimmung vermochte er zu entspringen. Die Menschheitswertung des Lebens, die sogar Glieder des Leibes eben der Erhaltung des Lebens opfert, wirft ihn ab als unnatürliches Gespinnst. Die buddhistische Erlösung, wenn sie als Ziel allgemeine Durchführung erlangen könnte, müßte gerade von ihrer Idealseite aus die Völker geistigem und leiblichem Siechtum überantworten mit dem Abschluß des absoluten Nichts. Zerrissene Seelen haben kein Recht, den eigenen Zustand zu dem des Geschlechtes zu verallgemeinern. Der alten buddhistischen Klage-Mutter Schopen-

1) A. a. O. S. 51, 101.
2) A. a. O. I. Bd. S. 78.

hauer, seiner Lehrmeisterin, ward sogar die Zerfahrenheit Nietzsches überdrüssig. Er borgte bei ihr als Faktotum den Willen und ließ sie dann laufen mit ihrem weltschmerzlerischen Gewinsel. Die Erde ist ein Tränental, vor allem im Verhältnisse zu unserer einstigen ewigen Bestimmung. Das freudenausstrahlende Büchlein „Mehr Freude" von Bischof von Keppler ist der helle, herzenswarme Ruf, die Gesellschaft möge nicht weiter sich selbst die hundertfachen Kanäle der Freude verschütten. „Jeder Mensch", sagt der Bischof, „hat ein Bedürfnis nach Freude und ein Anrecht auf Freude." (S. 4.) Trotz aller Leiden, die wir tragen müssen als Erben Adams und mehr noch aus eigener Schuld, hat uns der gütige Schöpfer in die Freude hineingestellt. Ihr gegenüber bleibt der Mensch ein Kind. Wie diesem genügt tausend Male im Leben auch dem reifen Manne und welken Greise ein Winziges zu inniger Freude. Schon die fröhliche Harmlosigkeit und oft übersprudelnde Lebensfreude der Jahre der Kindheit und Jugend straft den buddhistischen Pessimismus Lügen. Welche Quelle der Freuden ist dem Menschen — abgesehen vom Bereiche der Übernatur — die Natur, Kunst und Wissenschaft, die geordnete Erfüllung eines Berufes! Bei wievielen geordneten Familien schaut Freude und Friede förmlich zum Fenster heraus! Das Leben selbst sagt: nein, ich bin nicht das Übel.

Theosophischer Neu-Buddhismus beansprucht gerne große Heilige unserer Religion, z. B. Franz von Assisi, Vincenz von Paul, ja den göttlichen Heiland selbst als Gesinnungsgenossen. Eine größere Oberflächlichkeit läßt sich nicht denken. „Buddhas Denken und Leben", schreibt Chamberlain, „bildet das genaue Gegenteil von Christi Denken und Leben . . . Lebt der Mensch auf diese (buddhistische) Weise, macht er sich selbst zur wandelnden Leiche, ehe er stirbt . . . Buddhas Leben ist der Selbstmord in seiner höchsten Potenz . . . um einzugehen in das Nirwana des Nichts."[1]) Christus

1) A. a. O. I. Bd., S. 230, 232.

und seine Religion dagegen verlangen die Entfaltung, das innere Wachsen des Menschen durch Tat und Wirken. Das Christentum streckt den Wert des menschlichen Daseins zu einem ewigen, lebendigen Ziele. Nur im Vergleiche zu diesem Ziele schätzt es das leibliche Leben und das Irdische gering ein; dieses darf nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum höchsten Zwecke sein. Vom christlichen Standpunkte aus ist jede Stunde des Lebens, sei es in Freude oder Leid, ein kostbares Geschenk Gottes.

Leben und Tun für das Leben sind untrennbar, bedingen sich. Welche Vernunft kann die Tätigkeit für Pflege und Erhaltung der Gesundheit als Schuld verfehmen? Der Buddhismus anerkennt kein über den Menschen stehendes höchstes Wesen. Wo ist ein vernünftiger, objektiver Grund und Halt für das Karma? Soll es überhaupt einen Sinn haben, so setzt es einen gerechten Gesetzgeber voraus, dem Tun und Lassen des Menschen untersteht, welcher unfähig ist der Schrulle, den lebenwollenden Menschen wegen dieses „Reates" vielleicht Jahrtausende lang oder gar ewig zu wandeln. Woher hat der Lebenswille die Macht zum Formal-Objekt der Wiederverkörperung des Individuums? Wird Buddhismus und Pantheismus ineinander gemengt, muß der Mischmasch Seelenwandlung und -Wanderung in eines nehmen.

Mensch und Tier, Geist und Materie ist dem Pantheismus substanziell dasselbe. Wenn das Karma gerecht ist, warum soll es nicht einen recht zähen Lebenswillen beeinflussen zur neuen Aufmachung eines solchen Schwerenöters, z. B. als furibunde Bestie in den Dschungeln Indiens? Der Pantheismus verschlingt den freien Willen des Menschen. Des letzteren Tun gehört zum Tun, Ausschwitzen, Aussprühen der „Weltseele", des „Weltgeistes", des „Absoluten", oder wie man sonst den Urblock, das Urall betiteln mag: dieses kann doch kein Karma wirtschaften lassen, welches sein eigenes Tun wandelnd straft! An der „Erlösung" erst zur wandelnden Leiche, dann zum

Nirwana-Nichts mag sich freuen, wer da will. Das Lebens- und Endsehnen der Menschheit zielte von jeher auf das Gegenteil. „Der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode in irgend einer Form ist ein Gemeingut der Menschheit. Non omnis moriar ist die Überzeugung aller Völker. Wir haben diesen Beweis mit völlig zuverlässigen Zeugnissen in einer Allgemeinheit erbracht, wie unseres Wissens noch niemand vor uns. Es gibt absolut kein einziges Volk, das keine Fortsetzung des menschlichen Daseins über das Grab hinaus angenommen hat".[1]) So äußert sich das wahre „Allgefühl", nicht im „Fühlen" der substanziellen Verwandtschaft mit Stein, Regenwurm usw. des „Alls".

Subjektivierung der Religion. „Von den Höhen der Geschichte, der Philosophie, der Sprachforschung, der Kunst und Literatur läuten die Glocken der Religion wieder kräftig hinab ins Tal des Lebens. Wir sagen keineswegs, daß das religiöse Erwachen bereits alle Kreise ergriffen habe . . . Wir sagen auch nicht, das religiöse Erwachen der Neuzeit sei ein Erwachen zum historischen Christentum".[1]) Wozu dann? Ich höre die Glocken auch läuten, aber gerade von den genannten Höhen in voller Disharmonie, nicht zum Gottesdienste. Gisler zitiert unter anderen Kalthoff nnd Maurenbrecher. „Tatsächlich, schreibt Kalthoff, bildet die Religion immer mehr und mehr den, wenn auch oft verborgenen, Mittelpunkt, dem die ganze Literatur der Modernen zustrebt, daß heute kaum ein Buch mit tieferem Gehalt gefunden wird, in dem nicht religiöse Töne angeschlagen werden, wenigstens anklingen und durchklingen. Das ist ein gutes Zeichen, ein großes Zeichen der Zeit" (Gisler S. 12). „Nach Kalthoff ist die neutestamentliche Literatur ein Zweig der jüdischen Apokalyptik, welche, Zeitfolge und Tatenschauplatz willkürlich verschiebend, die Erlösungssehnsucht der

---

1) Kathrein, a. a. O. III. Bd. S. 575.

1) Gisler. Der Modernismus S. 19.

Propheten in farbenreichen Zukunftsgemälden, deren letztes Augustins Gottesstaat ist, zeichnen ... Der Ausgang und Grund der großen Bewegung, welche die alte Gesellschaft zur christlichen Kirche umwandelte, war ein proletarischer. Die Geschichte dieses Kampfes ist die Geschichte Christi".[1]) Nach Kalthoff „ist es irreligiös, in der Geschichte überhaupt ein absolutes Prinzip des religiösen Lebens aufsuchen zu wollen ... Ein neuer, gewaltiger Christus steht vor den Toren der Menschheit".[2]) Der neue Christus ist der Sozialismus mit seinen Ideen; die Religion ein Produkt der Bewegung.

„Mag die Verneinung der Religion", sagt Eucken, „noch so sehr die Oberfläche des Lebens gewinnen, tausendfache Züge zeigen ein Wiederaufsteigen der Religion, eine wachsende Sehnsucht der Menschheit nach Innerlichkeit und Ewigkeit."[3]) Was für eine Religion er wünscht, spricht er deutlich aus in seinem Buche „Die Träger des deutschen Idealismus". „... weil dieser die Religion so eng mit dem Leben verbindet, muß er darauf bestehen, daß sie sich von diesem aus entwickle und sich seiner Förderung erweise. Der deutsche Idealismus verlangt eine Begründung auf das, was jedem unwittelbar gegenwärtig ist und sich von ihm erleben läßt, er bindet die Religion nicht starr an die Satzungen der Vergangenheit, er verlangt eine Gestaltung aus lebendiger Gegenwart, einer Gegenwart freilich nicht des wechselnden Augenblicks, sondern eines zeitüberlegenen Schaffens" (S. 244). Chamberlain „erblickt in dem Mangel einer wahrhaftigen, unserer eigenen Art entsprossenen und entsprechenden Religion die größte Gefahr für die Zukunft des Germanen".[4]) Welcher Unterschied bleibt zwischen der „Religion" der liberal-sozialen Theologie und jener des

1) Kiefl a. a. O. S. 14 f.
2) Kiefl. Ebendort S. 16 f.
3) A. a. O. S. 532.
4) A. a. O. II. Bd. S. 893.

Idealismus? Dort ist, wie Kiefl so treffend sagt, die Religion „nur ein immanentes Stück der Entwicklung geworden und nicht geschaffen, gewachsen und nicht gegeben“; hier der Ausfluß eines spezifisch deutschen zeitüberlegenen Schaffens; dort universal, hier national; in beiden Arten das Gebilde menschlicher Töpferei. Ehrhard nennt „die Vorstellung nationaler Religionen heidnisch“.[1]) Als ob sich die Religion in die Zeit-Ideen eines Volkes einspinnen ließe, oder aus zeitlich-menschlichem Schaffen eine der „Zeit überlegene“ Religion hervorgehen könnte!

Wahrlich die Menschheit besitzt übergenug Alter und Erfahrung zum endgültigen Eingeständnis: nicht der Mensch vermag die Religion aufzubauen, sondern umgekehrt muß diese seine innere und äußere Ordnung aufbauen. „Ich bin allein und verlassen“, ruft schmerzvoll Jeremias im Namen seines unglücklichen Jerusalem. Das unleugbare Sehnen der modernen Welt ist die stille Klage nnd unbewußte Anklage der von Gott isolierten, ziellosen Seele, der die Baldriantropfen der Kultur, des Wissens usw. die Kost des verlassenen Vaterhauses nicht ersetzen konnten. Wie das Leben die Sonne, wünscht man Religion und Erlösung, aber ohne konkrete, pflichtvolle Bindung des Ich unter Gott. Vom Wunsche bis zur Erlösnng bringenden Betätigung ist noch, rein menschlich betrachtet, ein gewaltiger Weg mit Hindernissen denkbar schwerster Art.

(Schluß folgt.)

1) A. a. O. S. 303.

LXVI.

Ein Ausflug nach Missolunghi.

Von Suebimontanus (Rottweil a. N.).

(Schluß).

Wenn begreiflicherweise der Eroberungszug des Spatens auch seine Schlachtenbummler hat, so haben andererseits die archäologischen Goldsucher ganz recht, wenn sie diese „naiven“ und müßigen Störenfriede, die allein oder herdenweise in ihr mühsam bestelltes Arbeitsfeld einbrechen, nach Kräften aus der Gefahrzone fernzuhalten suchen. Medeis ageometretos eisito! Wer keine ernsten Zwecke und Interessen verfolgt, wer keinen Funken Begeisterung, Ehrfurcht und Leidenschaft in sich fühlt, für dessen Reisedrang ist die Riviera erschaffen. Den ehrwürdigen Boden Griechenlands soll er mit seinem Banausentum nicht entweihen. Dieser ist für jene ideal gestimmten Seelen, die wie weiland Solon ausziehen, um voll Wißbegier die Welt zu sehen (Herodot I 30), um, Natur, Kunst und Leben gleichermaßen umfassend, etwas Großes und Schönes in ihr Dasein hineinzustellen. So bin ich natürlich auch nicht, um den Urbrei der Lagune zu genießen, nach dem verachteten Missolunghi hinaufgepilgert, sondern darum, weil auch dieses Landschaftsbild mit seinen großstilisierten Berg- und Wasserhintergründen einen hohen Reiz besitzt.

> Nam quae deserta et inhospita tesqua
> Credis, amoena vocat, qui mecum sentit et adit.

Außerdem haben Stadt und Gegend mit ihren weltgeschichtlichen Perspektiven, ihrem wechselvollen Gestern wie mit ihrem stillen, von der gleichmacherischen Gegenwart noch wenig berührten Heute dem Geist immerhin etwas zu sagen. Die Autopsie macht hier die historische Vergangenheit anschaulicher, als ganze Bände von Chroniken und Geschichtsbüchern es zu tun vermögen. J. Gall meinte aus der Oberflächengestaltung des Schädels auf die Entwicklung und Verfassung



des Seelenwesens schließen zu können. Das war ein Irrtum. Aber die Kranioskopie ist vielleicht kein ganz ungeeignetes Mittel, um das Verhältnis von Landschaft und Geschichte in etwa zu verdeutlichen. Der Parallelismus und innige Zusammenhang beider ist mir in Missolunghi wieder einmal klar vor die Seele getreten. Mit Recht haben nicht nur Historiker, sondern neuerdings auch sehr gewiegte Archäologen den Wert des landschaftlichen Eindrucks für das geschichtliche Verständnis betont. Was mich aber mehr als alle anderen Erinnerungen und Aussichten zu dem Vorstoß nach dem entlegenen Missolunghi verlockte und mich bewog, durch das ätolische Hinterzimmer den griechischen Wunderbau zu betreten, war jenes wundervolle Reflexlicht, das einst von dem tragischen Geschicke der Lagunenstadt ausging und eine Zeitlang ganz Europa überstrahlte, ich meine das Phänomen des Philhellenismus. Kein Ort in Griechenland ist unlöslicher mit dieser merkwürdigen Bewegung verknüpft als eben Missolunghi. Nirgends sind die philhellenischen Erinnerungen unmittelbarer und lebendiger als gerade hier. Je öfter und gefährlicher die Wogen der Türkennot an der Lagunenstadt hinaufbrandeten und diesen letzten Pfeiler des griechischen Widerstandes zu unterwühlen drohten, um so mehr helfende Hände regten sich in der abendländischen Christenheit, um der „blutenden Waise der Zivilisation" die Wunden zu verbinden, die Schmerzen zu lindern, den Hunger zu stillen, Beschützer und Vorkämpfer zu senden. Und als mit dem fallenden Missolunghi ganz Hellas in Einem wirbelnden Katarakt zu versinken schien, da erhoben sich dieselben Hände halb bittend, halb drohend, pochten an die Staatskanzleien Europas und verlangten stürmisch im Namen der Religion und Gesittung, im Namen der Humanität und humanistischen Wissenschaft die Rettung des kleinen Griechenvolkes. In der Tat eine merkwürdige Erscheinung, dieser alte Philhellenismus.

Auch in der Gegenwart gibt es noch ein Philhellenentum. Wir Heutigen weihen Hellas unsere Liebe und Teilnahme als



dem Quellgrund der abendländischen Geisteskultur. Wie das geheimnisvolle Triebwerk des Herzens den Leib bis in die äußersten Geweberänder mit Blut und Sauerstoff speist, so hat einst dieses winzige Land frische Schöpferkräfte und Lebenssäfte geistiger Art in das verkalkte Geäder und in die fernsten Spitzen des Menschheitskörpers hinausgepreßt. „Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt!" In diesem höheren Sinne waren die Humanisten und Menschen der Renaissance Philhellenen. In diesem höheren, wissenschaftlichen Sinne sind und bleiben auch wir Griechenfreunde und schenken als solche den heutigen Erben und Trägern des Griechennamens wohl auch jene verstehende und verzeihende Liebe, die wie Cäsar nach der Schlacht von Pharsalus es dabei bewenden läßt, neugriechischer Torheit gegebenenfalls zuzurufen: Wie oft soll euch noch gegen selbstverschuldetes Verderben der Ruhm eurer Vorfahren retten? Dem altehrwürdigen Kulturboden zulieb, wo kein Stein ohne Namen, kein Bach und keine Quelle ist, die nicht der Preis der Dichtung oder Geschichte berühmt gemacht, wo jeden Felsen, jeden Berg, jeden Ort die Schatten der großen Toten umschweben (Gervinus), um ihrer hohen Ahnen willen verschwenden wir an die Volksgenossen eines Venizelos-Alkibiades (Thuk. VII 18, 1) ein gerüttelt Maß von Sympathie und Dankbarkeit. Nicht aus politischen Gründen, wie solche Scribe in das Lager der Philhellenen führten: Je n' ai jamais aimé le grec, quoique aujourd'hui je sois Philhellène. Der Halbmond ist ja längst vom griechischen Himmel heruntergeschlagen.

Aber auch nicht deshalb, weil wir etwa noch immer die farbige Brille des politischen Philhellenismus auf der Nase hätten. Mit dessen schwärmerischen Vorurteilen haben wir prinzipiell wenigstens gebrochen. Zunächst einmal galt ihm die Antike nicht bloß auf dem begrenzten Gebiet der bildenden Kunst, sondern in all ihren Lebensäußerungen als schlechthin vorbildlich und unüberbietbar, als „klassisch", eine Verkennung und Übertreibung der Wirklichkeit, die schon im späteren Altertum begann, in der Renaissance ihren



Höhepunkt erreichte und tatsächlich heute noch nicht ganz überwunden ist. Sodann lebten die Philhellenen der beglückenden Überzeugung, die Miaulis, Kanaris, Kolokotronis seien die direkten und blutechten Nachkommen der Sieger von Marathon und Mykale (vergl. z. B. Chateaubriand, Note sur la Grèce. Paris 1825 p. 8). Diese Vorstellungen waren verkehrt. Und doch sind sie es gewesen, die dem Philhellenismus die Segel schwellten, ihm seine werbende und siegende Kraft verliehen. Diesen irrigen Voraussetzungen war es zu danken, daß diese anfangs rein lokale Bewegung, von Deutschland ausgehend, immer weitere Kreise zog und zuletzt die gesamte Kulturwelt ergriff. In Darmstadt, Homburg, Frankfurt, Stuttgart bildeten sich die ersten philhellenischen Hilfsvereine. Diese beschränkten sich zunächst auf die Sammlung von Unterstützungsgeldern. Der Homerübersetzer J. H. Voß spendete aus einem kleinen, nur durch eine kärgliche Pension unterhaltenen Vermögen 1000 Gulden „als einen kleinen Beitrag jener großen Schuld für die von Hellas erhaltene Bildung". In München wirkte vor allem König Ludwig I. für die Griechensache. Im Sommer 1822 ging man zur Ausrüstung philhellenischer Freischärler über, die den Grundstock des nachmaligen Philhellenenkorps bilden sollten. Auch die Musen waren dem Philhellenismus verbündet. W. Müller, Tiedge, Graf F. Kalkreuth entfalteten eine rührige poetische und literarische Propaganda. Die deutschen Professoren Krug, Voß und Thiersch ärgerten in besonderem Maße die diplomatischen Leisetreter durch ihre zielbewußte Agitation. Denn das muß scharf betont werden: die offiziellen politischeu Kreise, von den Prinzipien der Metternich'schen Legitimität und Reaktion beherrscht, wollten von dieser Begünstigung der griechischen „Revolution" nichts wissen.

Allein das Feuer war nicht mehr zu löschen. Es fraß im Gegenteil rasch um sich. Sehr früh schon hatte der philhellenische Enthusiasmus in Frankreich gezündet. Marseille wurde der Hauptsammel- und Ausgangspunkt für die



Hilfssendungen des gräkophilen Europa. Nur die englischen Krämerseelen in ihren Kontoren waren nicht zu erwärmen. Die englisch-amerikanische Rasse tut sich heute wieder soviel zu gut auf ihre kulturschützende, bildungverbreitende und bibelverteilende Menschenfreundlichkeit. Aber schon der österreichische Konsul Groppius in Nauplia hatte seiner Zeit ins Schwarze getroffen, wenn er sagte: Au fond de la philanthropie anglaise il y a toujours un sac de coton. So verspottete man auch jetzt jenseits des Kanals offen die teutonische Schwärmerei. Die Regierungspresse höhnte sogar über die „griechische Null", die jener großen Masse von Trägheit, osmanisches Reich genannt, angehängt sei. An diesem Nullzustand etwas zu ändern hätte Albions Geschäftsinteressen natürlich nicht entsprochen. Solange die griechische Nation in wesenlosem Scheine hinvegetierte, war ihre Handelskonkurrenz nicht zu fürchten und bestand weiter die Möglichkeit, durch Raubzüge im Stile Lord Elgins wenigstens britische Museen mit Kunstschätzen zu bereichern. Erst das unerhörte Blutbad von Chios (1822) vermochte die edleren Elemente des rechnenden Inselvolkes aufzuschrecken und mit fortzureißen. Jetzt schuf Lord Erskine eine Organisation, die Bedeutendes geleistet. Und schließlich ist der Agent des Londoner Vereins, Lord Byron, es gewesen, der zumal durch sein selbstloses Wirken in Missolunghi den Philhellenismus in den Augen nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt geadelt hat. Nun war Europa ein einziger Glutherd der Griechenbegeisterung geworden. Wie sie unaufhaltsam die nationalen Schlagbäume übersprungen hatte, so legte sie mit der Kraft einer religiösen Bewegung die Scheidewände der Stände, Parteien und Bekenntnisse nieder. Mit der deutschen Jugend und den deutschen Gelehrten gingen die französischen Legitimisten vom Schlage eines Chateaubriand und Villèle, mit den Aristokraten gingen die Plebejer, mit den Radikalen gingen die Konservativen in diesem einen Punkt einträchtiglich Hand in Hand (Mendelssohn-Bartholdy). Solch ein Schauspiel

war seit den Tagen der Kreuzzüge nicht mehr gesehen worden. Mögen sich diesen philhellenischen Kreuzrittern auch viele Glücksritter angeschlossen haben, Abenteurer und Raufbolde, die sich nur drückenden Verpflichtungen und dem Zwange der heimischen Gesetze und Gesellschaftsordnung zu entziehen suchten, im großen und ganzen trägt die Bewegung den Stempel sittlichen Ernstes und hoher Idealität. Notre siècle verra-t-elle des hordes de sauvages étouffer la civilisation renaissante du tombeau d'un peuple qui a civilisé la terre? So hat Chateaubriand (a. a. O. S. 8) den Leitgedanken formuliert. Auch die ausziehenden Freischärler schienen instinktiv zu fühlen, daß es sich in diesem Ringen um den uralten, nie endenden Kampf zwischen Asien und Europa handle, den eine Handvoll Griechen schon einmal glorreich durchgefochten hatte. Wer also für die Freiheit der Griechen einstand, diente der größeren Sache der europäischen Kultur. Wenn der Optimismus eines Teils der westlichen Zuzügler in kürzester Frist so grausam enttäuscht, ja ins Gegenteil verkehrt wurde, so lag das an den Personen nicht minder wie an den Sachen. Mit der philhellenischen Adventivflora war, wie wir sahen, auch manche Sumpfblume und Giftpflanze in Griechenland eingewandert, eine Anzahl von Leuten, denen es lediglich um ihre persönlichen Interessen zu tun war. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihre überspannten und selbstsüchtigen Hoffnungen nur allzu rasch abwelkten. Die unromantische Wirklichkeit, die Not und Nähe der Dinge, die vielfach ungastliche Umgebung, der Anblick von soviel Feigheit, Eifersucht und Grausamkeit bei den griechischen Kampfgenossen, wie wir sie namentlich auch in Missolunghi antrafen, mußte auch weniger schwache Geister und Charaktere, sobald sie das große Kulturmoment der Befreiung und Wiedergeburt des alten Hellas aus dem Auge verloren, abstoßen und mit Ekel erfüllen. Es hat einen eigenen Reiz für uns Heutige, die vergilbten Berichte und Denkwürdigkeiten solch enttäuschter Philhellenen wieder aufzublättern und nachzulesen. Kaum zwei Jahre nach Beginn der griechi-

schen Erhebung schrieb, um mich auf eine Stichprobe zu beschränken, der Philhellene J. Kiefer (Nachrichten über Griechenland und das Schicksal der letzten Expedition deutscher Philhellenen. Mainz 1823.), in die Heimat zurückgekehrt, folgende giftgeschwollenen Sätze nieder: „Ich sehnte mich heiß, die geliebte teutsche Erde zu grüßen und im Schatten unserer Wälder, in den Armen meiner Frau die brennende Wunde zu kühlen, die mir . . . meine Torheit schlug. Möge diese Biographie unserer Expedition von allen jenen, die bisher, blind und taub gegen Wahrheit und Warnung, bloß der lügenden und betrügenden Fama und den in der frühesten Jugend eingesogenen phantastischen Idealen über das Griechentum sich hingaben, nur einiger weniger Aufmerksamkeit gewürdigt werden, dann kann es nicht fehlen, daß allen neugriechischen Plus-, Proselyten- und Philhellenenmachern, gleich ihrem neugebackenen und vergötterten Hellenenvolk, die Maske fällt und sie entlarvt in ihren Blößen dastehen" (S. 133). Sein Schlußurteil faßt er in die Worte zusammen: „Die Griechen sind zu bemitleiden, das ist wahr. Der Verbrecher unter dem Henkerbeile aber ist es auch. Beide überlasse man dem Gerichte des Himmels und der Gnade des Gesetzgebers und schicke ihnen Geistliche sie zu bekehren! Aber sie loben und unterstützen wollen in ihrer Sünde, das ist gottlos" (S. 173).

So redete einer von denen, die das auserwählte Volk der Griechen zu segnen gekommen waren. Nirgends fürwahr wuchert das Giftkraut des Hasses üppiger empor als auf dem Schutt- und Scherbenhaufen zerbrochener Freundschaft. Diese bittere Wahrheit hat das werdende und neuerstandene Griechenland gründlich erfahren müssen. Hatte man vorher nur den Sonnenglanz des alten Hellas gesehen, so begann man jetzt nur noch die Schattenseiten des neuen Griechenland zu sehen. Und so ist es im allgemeinen bis zur Stunde geblieben. Wo ich in Griechenland oder Kleinasien mit reisenden Deutschen zusammentraf, hatte ich fast immer Veranlassung, zuweitgehenden Spöttereien und Verdikten über das Neu-



griechentum entgegenzutreten. Das Urteil des großen Haufens ist zur Zeit noch ausschließlich bestimmt durch die Erinnerung an die trübsten Zeiten und Seiten der neugriechischen Geschichte. „Die Griechen sind noch ganz dieselbe Kanaille, wie in den Tagen des Themistokles" — dieses Witzwort des Franzosen Roque bildet die bequeme Formel, die wie Scheidemünze noch immer von Hand zu Hand geht. Die widerlichen Auswüchse des Befreiungskrieges, der unendliche Parteihader während der inneren Konsolidierungskämpfe, die wirkliche und legendäre Unsolidität in Handel und Wandel — das sind die Hauptfarben, aus denen das Porträt des neugriechischen Volkes und Staates schon von jeher zusammengepinselt war. Und mit der blamablen Niederlage von 1897, dem ihr folgenden Staatsbankerott und der gewiß würdelosen Passivität gegenüber der Bevormundung durch die „Schutzmächte" (dynameis prostatides) pflegen die allmählich verblassenden Tinten wieder aufgefrischt zu werden. Aber damit wird man der Bedeutung des neugriechischen Volkes wirklich nicht gerecht. Diese Bedeutung liegt wie in der großen Vergangenheit so in der Zukunft, die sich in dem Wirrwar der augenblicklichen Balkanvorgänge doch schon einigermaßen abzuzeichnen beginnt. Es ist immer noch so, wie der griechische Dichter Johannes Karasutsas gesagt hat: „Erinnerungen und Hoffnungen sind unser ethisches Sein. Wir Griechen von heute leben auch in der Vergangenheit und in der Zukunft, und ihr gehören wir noch inniger an als der Gegenwart". Diese Gegenwart ist noch unklar und voll unbekannter oder irrationaler Größen, die die Gleichung einstweilen nicht restlos aufzulösen gestatten. Aber es gibt Leute, die ohne Rechnung an die Summe glauben. Diesen Glauben zu stärken gingen wir nach Missolunghi und befestigt in diesem Glauben scheiden wir von Missolunghi.



LXVII.

Burgfriede.

Von Oberlandesgerichtsrat Geheimer Justizrat Liertz-Cöln.

Wenn im Mittelalter bei den „Rittern deutscher Nation" die Kampfluſt sich erschöpft hatte in ehrlicher und unehrlicher Fehde, oder wenn Einer gegenüber dem traurigen Beginnen der Andern gerne Friede halten wollte, dann wurde der „Burgfriede" geboten. In der Regel schaffte dieses Gebot jedoch nur kurzen Stillstand in dem Hader, und deshalb legte man im Grunde genommen wenig Wert auf das Gebot. Der Burgfriede war ein Schlagwort, äußerlich schön und mit einem sittlichen Mantel bekleidet, innerlich unwahr.

Das gewaltige Völkerringen, welches im August 1914 einsetzte und diesmal nicht auf die deutsche Nation beschränkt geblieben ist, hat im Deutschen Reiche und im öffentlichen Leben ganz plötzlich Wandel geschaffen. Die Bestrebungen der politischen Parteien verstummten im Hinblicke auf die unendlich gefährdete Lage des Vaterlandes; auch in religiöser Beziehung wurde der Kampf des Unglaubens gegen den Glauben in den Hintergrund gedrängt, kamen die Streitigkeiten zwischen den Konfessionen wirksam nicht mehr an die Oberfläche, und was vor allem erfreulich erschien, die religiösen Parteiungen unter den deutschen Katholiken, die sich in den vorausgegangenen Jahren durch allerlei Streitschriften, durch besondere Streitschriften und durch die Tagesblätter, bemerkbar gemacht hatten, legten sich Zügel an. Der Burgfriede wurde überall geboten!

Und doch! Wer mit Ernst und Unbefangenheit die Zeitverhältnisse betrachtet, muß leider bekennen, daß es sich hier, wie früher, um ein Schlagwort handelt. Aus der schlummernden Asche sprühten hier und dort glühende Funken hervor, die man zwar, zuweilen sogar unter Zuhilfenahme



der militärischen Oberkommandos, zu löschen suchte, die jedoch nur allzu deutlich bezeugten, wie wenig Verlaß in der Zukunft auf den Burgfrieden zu halten sei.

Nun hat sich allerdings in der „Deutschen Gesellschaft" ein vielversprechender Verein gebildet, um das Gute, was der Burgfriede in seinem Schoße geborgen hat, dem deutschen Volke für die Zukunft zu erhalten und das äußerlich geschaffene Einheitsband auch innerlich zu festigen. Gar viel darf man jedoch von den Bestrebungen dieses Vereines wohl nicht erwarten.

Umso mehr erwächst hieraus für die deutschen Katholiken das ernste und wichtige Gebot, in religiöser und religiös-politischer Hinsicht die Einigkeit unter sich zu wahren, zumal sie in dem Völkerkriege die traurige Erfahrung machen mußten, daß die Katholiken der anderen Länder, die man ehedem in Sachen des Katholizismus als Hülfstruppen angerufen hatte, durch völkischen Fanatismus verblendet, gerade über die deutschen Katholiken mit unsagbaren Schmähungen und Verläumdungen herfielen.

Die deutschen Katholiken befinden sich in der überaus glücklichen Lage, der Gründung eines besonderen Vereins zur Erhaltung des Guten, was der Burgfriede brachte, nicht zu bedürfen. Die göttliche Vorsehung hat ihnen einen solchen Verein gegründet, fest und wohlgefügt für alle Zeiten bis zum Ende der Welt — unsere heilige, katholische Kirche. Ein göttliches Band umschließt sie alle, schützt sie alle vor dem Ansturm der Feinde von außen und im Innern, und sie ist ihnen eine strahlende Leuchte, damit ein jeder sich zurecht finden könne in dem Streite der Zeit. Eine göttliche Autorität trägt sie an der Stirne, die zwar nicht blinden Gehorsam heischt, der aber auch vernunftgemäßes Denken und Streben sich ruhig beugen kann, und sich beugen muß — weil sie gesetzt ist vom hl. Geiste.

Vor dem nun über ein Jahr wütenden Völkerkriege zeigte sich zuweilen auch in den persönlichen Unterhaltungen und Auseinandersetzungen der deutschen Katho-



liken eine Beunruhigung, die der Zentrumsstreit und der Gewerkschaftsstreit hervorgerufen hatten. Ihr Grund lag zweifellos darin, daß man sich auf eine ruhige Erörterung dieser beiden politischen Fragen nicht beschränkte, sondern übergriff auf das religiöse Gebiet, mit welchem jene Fragen nur in einen entfernten Zusammenhang gebracht werden können. Und obgleich die religiöse Seite dieser beiden Fragen von den höchsten geistlichen Behörden wiederholt abgetan worden war, ließ man nicht davon ab, von einem in jenem Streite eingeschlossenen „Glaubenskampfe der Gegenwart" zu sprechen, so daß bei Manchen, die sich als Katholiken mit Leib und Seele fühlten, ein unliebsames Empfinden erzeugt wurde, wenn der Eine so und der Andere anders schrieb und jeder Schreiber dabei auftrat, als habe er Autoritäten hinter sich. Die breiten Schichten des katholischen Volkes sind von diesen Streitigkeiten glücklicherweise unberührt geblieben. Aber auch denjenigen, die in den Streit hineingezogen wurden, wird es in der Zukunft zur Beruhigung gereichen, wenn wieder einmal daran erinnert wird, daß in den vergangenen Zeiten dergleichen Strömungen und Gegenströmungen von außen und im Innern an die Kirche Gottes herangetreten sind, ohne daß deshalb die Kirche selbst zu Grunde ging, und ohne daß derjenige, der in Einzelfragen sich dieser oder jener Auffassung anschloß, zu einem Ausgeworfenen wurde, sofern er die Lehre Christi, als den Leitstern, im Auge behielt und nicht abglitt von dem Felsen Petri und von den Säulen, die ihn umgeben, und die mit ihm zusammen den herrlichen Bau der Kirche Gottes bilden.

Als das Christentum in die Welt trat, erging es ihm zunächst umgekehrt wie seinem heiligen Stifter: der Heiland hatte seine Lehren unbehelligt durch die Lande Palästinas verbreitet, erst zuletzt legten seine Widersacher, die Synagogenschulen, Hand an ihn an. Die Christengemeinden dagegen, denen gegenüber die jüdische und heidnische Philosophie sich ohnmächtig erwies, sollten durch brutale Eingriffe der Staats-



gewalt von vornherein vernichtet werden. Schon damals machte sich der Ruf geltend: „Stat pro ratione voluntas!“ — Das Aschenbrödel Vernunft und die biedere Einsicht mögen in Scherben gehen vor dem über alles sich hinwegsetzenden Willen, den Gegner zu beseitigen, seien die Mittel dazu auch noch so verwerflich. Vergebens verhallten demgegenüber die nüchternen und überaus klaren Darlegungen eines Tertullian und eines hl. Justinus. Im Innern erhoben sich alsdann die Häresien als Helfershelfer und schwächlichste Diener der öffentlichen Gewalthaber, und manche von ihnen rühmten sich des lauteren Christentums gegenüber dessen Verteidigern. Wenig hätte es gefehlt, daß der Arianismus mit seinen glänzenden Rednern und Schriftstellern über einen hl. Athanasius, über die Kappadozier und über den hl. Ambrosius den Sieg davongetragen, und daß die Manichäer und Pelagianer den großen hl. Augustinus überwältigten. Demnächst kam die Lehre des Photius, die den christlichen Osten vom Westen trennte, aufgebaut auf doktrinäre Definitionen, genährt von geistigem Hochmute und gestützt auf weltlichen Machthunger. An den Wunden, die damals der Kirche Gottes geschlagen wurden, blutet sie noch heute, und heute noch blutet sie auch an den Wunden der zweiten Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert. Wer die Streitschriften liest, die im Anschlusse an diese zweite Spaltung von den Glaubensneuerern und von den katholischen Gegnern veröffentlicht worden sind, der wird sich manchmal sagen müssen, weniger wäre besser gewesen. Die sachliche Auseinandersetzung artete nur zu bald aus in Schmähungen und Verleumdungen, so daß die Brücke zur Wiederherstellung der Glaubenseinheit nicht mehr gefunden werden konnte, der Mahnruf der Kirche überhört und nicht mehr beachtet wurde. Ähnlich ging es später manchmal zu bei den Streitschriften der Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten und im 19. Jahrhundert anläßlich des vatikanischen Konzils.

Das ist ja die überaus traurige Erscheinung in dem Streite über religiöse Fragen, daß die Kämpfenden in vor-

gefaßten und an sich in gutem Glauben vorgetragenen Meinungen für eine unparteiische Beurteilung der Sachlage zuweilen unzugänglich sind, daß sie Irrlichter sehen, die sie selbst angezündet haben, denen sie unentwegt folgen, und von denen sie sich nicht mehr trennen können. Und diese Irrlichter dichten sie oft und nur zu leicht dem Gegner an, indem sie aus unverfänglichen Äußerungen nicht bedachte und nicht gewollte Folgerungen ziehen. Wenn der Gegner alsdann sich hiegegen wehrt, dann heißt es: „Habemus confitentem, der Rückzug wird angetreten, wir haben gesiegt!" Das Schlimmste dabei ist jedoch dies, daß man dem untrüglichen Lichte, welches von dem Zentrum der Kirche ausstrahlt, den Einlaß versagt, wenn solches der eigenen Meinung nicht paßt, oder daß man sogar dazu übergeht, jenes Licht für die eigenen Irrlichter in Anspruch zu nehmen. Es ist keine Frage, daß religiöse Streitschriften viel Gutes schaffen können zur Aufklärung und zur Vertiefung der Glaubenslehre. Allein dann sollten sie vor allem sich der Erwägung nicht verschließen „an tolerari possit" und dieses Grundsatzes sich befleißigen, der auch in Glaubensfragen gilt, sofern eine dogmatische Entscheidung nicht vorliegt. Wenn sie dagegen in Schmähschriften ausarten, mit Sensen und Dreschflegeln auf den Gegner einschlagen, dann kommt nichts Gutes heraus. Erbitterung und Verbitterung knüpfen sich alsdann an ihre Fersen, für die Wahrheit wird dabei nichts gewonnen, im Gegenteil besteht die Gefahr, daß die Wahrheit zu Grunde geht. Denn über dem Kampfe schwindet gar oft die Wahrhaftigkeit und die Achtung, auch die Achtung vor der kirchlichen Autorität. Zu allen Zeiten war gerade letzteres eine Folge der Streitschriften, und sie ist auch in unseren Zeiten nicht ausgeblieben. Für das katholische Gemüt ist es demgegenüber ein Labsal, wenn man die Streitschriften der großen Männer in den ersten Jahrhunderten der Kirche liest. Eherne Festigkeit im Glauben, schonungslose Angriffe gegen die Sittenverderbnis, aber christliche Liebe nach allen Richtungen hin, sind die Kennzeichen



der damaligen Verteidiger des Christusglaubens. Gleichwohl ist es aber auch damals nicht ausgeblieben, daß einzelne dieser Männer, z. B. der hl. Cyprian und der gewaltige Origenes, vor dem Glaubenstribunale der Kirche in Einzelfragen nicht bestanden haben. Und doch verehrt die Kirche den Einen als Heiligen und den Andern als gewichtigen Zeugen für die christlichen Wahrheiten.

Groß, unendlich groß ist die Verantwortung derjenigen, die in unserer Zeit nicht ablassen möchten von dem Streite in dem katholischen Lager. Ihnen zur ernsten Erwägung, aber auch den deutschen Katholiken zum Troste sei es gesagt, daß der hl. Geist die Kirche Gottes regiert, der alles überwindet und zunichte macht, was seiner Braut von Außen und im Innern droht. Die Meinungen der Menschen sind nicht Gottes Meinung, wenn sie auf sich selbst bauen, und sie stellen sich dem Wirken des hl. Geistes geradezu entgegen, wenn sie in der gläubigen Herzenseinfalt des Volkes Verwirrung schaffen. Die katholische Kirche befindet sich in andern Ländern in einer schlimmen Lage; daß sie in Deutschland sich einer beneidenswerten Lage erfreue, können nur diejenigen behaupten, welche die katholische Kirche als ein Religionsbekenntnis betrachten, wie andere Religionsbekenntnisse. Die deutschen Katholiken dagegen, die in der katholischen Kirche die universelle Heilsanstalt für die Menschheit erblicken, sie sehen, wie jene anderen Bekenntnisse die Kirche zumeist mit Mißtrauen behandeln, und wie in Feindseligkeiten alle diejenigen ihr entgegentreten, welche die Vernichtung des Christusglaubens auf ihre Fahne geschrieben haben.

Da erscheint es wenig angebracht, durch einen Streit im eigenen Lager die katholische Volksseele in Deutschland in Unruhe zu versetzen, und damit die deutschen Katholiken der Widerstandskraft gegen ihre Feinde zu berauben. Dies geschieht aber vor allem dann, wenn man von einem Glaubenskampf unter den Katholiken Deutschlands spricht. In Wirklichkeit handelt es sich nur um Meinungsverschiedenheiten



Einzelner. Das katholische Volk erachtet jedoch in allen religiösen Fragen als maßgebend den Papst und die Bischöfe, nicht aber Politiker und Publizisten, so eifrig diese sich gebärden, über diese Autoritäten hinweg ihre Meinungen als Wahrheiten, ja sogar als Glaubenswahrheiten hinzustellen.

Möchten doch in der Zukunft Einsicht und Liebe zur Kirche und zu den deutschen Katholiken über alles dies triumphieren, und damit der Weg frei werden zu einträchtigem Schaffen gegen die wirklichen Feinde des Katholizismus.

Hüben und drüben in dem katholischen Lager mögen in aller Herzen die Worte gewahrt bleiben, die in der Urzeit der katholischen Kirche der greise Martyrer Bischof von Antiochien, der hl. Ignatius, von Smyrna aus geschrieben hat, als er nach Rom zu sicherem Tode geführt wurde. Diese Worte waren ein Mahnruf und ein begeisterter Liebesgruß. An die Christen in der Heimat, die Philadelphier, schrieb er: „Haltet Euch an den Bischof, an das Presbyterium und die Diakone; ohne den Bischof tuet nichts, liebet die Einheit, fliehet die Sekten!“ Und den Gesandten aus Ephesus, die er nach Rom vorausschickte, übergab er ein Schreiben an die römischen Christen, in welchem es heißt: „Eure Kirche, gotteswürdig, würdig aller Wünsche, heilig und rein, die Vorsteherin des Liebesbundes, die Christi Gesetz trägt, und die durch den Namen des Vaters geschmückt ist — sie grüße ich im Name Jesu Christi, des Sohnes des Vaters!“

Für die deutschen Katholiken wird alsdann der „Burgfriede“ ein vergessenes Schlagwort bleiben, was er ist. Bei ihnen wird dagegen blühen und gedeihen der Friede Gottes, der in der hl. Weihnacht den Menschen verkündet wurde, und der als Erlösungsgnade des Heilandes hinterlegt ist in seiner Kirche.



LXVIII.

Tendenz in Politik und Geld.

Hat sich jemals, seit Chronisten berichtet haben, ein Meer von Haß über die Welt ergossen, das demjenigen gleicht, dessen Zeugen die Zeitgenossen sind? In den Tagen, aus welchen Josephus Flavius erzählt: vielleicht. Aber ist nicht seit ihm ein neuer Geist über die Menschheit gekommen? Von welchen Fortschritten zeigt die Technik, die Wissenschaft, wieviel stolze Systeme haben die Philosophen und die Volkswirtschaftler (die in unseren Tagen so überhebend von sich reden wie einst die Alchimisten, die Gold schaffen wollten) vor unseren Augen aufgebaut. Was ist aus alldem geworden? Man ist versucht, das Motto hierher zu setzen, das einst die Engländer auf einer Denkmünze anbrachten, die sie zeigten, nachdem Sturm und Wetter die Armada zerstreut hatten: „Flavit Deus et dissipati sunt." Vor einigen Jahren schrieb der Franzose Brunetière, der dieses Gewitter in der Welt nicht mehr erlebt hat, ein Kapitel über die geistigen Strömungen in den letzten Jahrzehnten und schließt es mit dem seither viel zitierten Satz vom „Bankerott der Wissenschaft!" Derlei Definitionen sind niemals wörtlich zu nehmen, aber Niemand wird verkennen, daß es fast so aussieht, als drohe der Menschheit ein Rückfall in die Barbarei der vorchristlichen Zeit. Lamennais, dessen Erwähnung hier von keiner Seite Widerspruch droht, hat einmal geschrieben: „Le passé est la lumière au seuil de l'avenir". Die Vergangenheit leuchtet über die Schwelle der Gegenwart hinweg. Wie sehr die Gegenwart sich von den Lehren der Vergangenheit abgewendet hat, können alle ermessen, welche ihren Blick dem Ursprung der Ereignisse zuwenden, vorausgesetzt, daß sie sich an die Regel halten: causa causae, causa causati. Manchmal will es scheinen als ginge die Entwicklung nicht vorwärts, sondern rückwärts.



Die Wunder der Technik sollen Niemanden blenden. Ihre Zerstörbarkeit, ihre Vergänglichkeit tritt heute deutlicher als jemals hervor. Das soviel gerühmte Gebäude der Volkswirtschaft ist nicht nur in einem, sondern in allen Ländern bis in seine Fundamente erschüttert. Geldwirtschaft, Schutzzoll, Freihandel — alles wankt. Die Blüte der Nationen sinkt in den Staub.

Es ist ein Zeichen in allen Vorgängen, in fast allen Äußerungen der Lage, daß das wirtschaftliche Moment (ein Ausdruck, der sich besser anhört, als wenn man sagen wollte: die wirtschaftlichen Interessen) überall den ersten Platz einnimmt. Als ob es die Aufgabe der Staatsweisen wäre, die Menschen dauernd von einander zu trennen, als ob der Krieg dazu nicht genügt habe und als ob der nächste Friedensvertrag nicht den Frieden, sondern im Gegenteil den permanenten Krieg unter den Nationen bringen soll, — wird auf Mittel gesonnen, wie nach dem Krieg die Nationen sich in Gruppen sondern können und eine Gruppe die andere wirksam bekämpfen kann. Das nennt man „den wirtschaftlichen Krieg". Vor mehr als einem Jahrzehnt hat Ludwig Bamberger den Ausspruch getan: „Wer mir die Mittel zum Leben nimmt, der nimmt mir das Leben". Es liegt eine Wahrheit in diesem Satz und um zur Anwendung zu eilen, was ist das von den Ententemächten entworfene Programm der sogenannten Pariser Wirtschaftskonferenz anderes als der Versuch, den anderen Mächten die wirtschaftliche Existenz und damit das Atmen, das Leben unmöglich zu machen? Man kann sich versichert halten, daß der Versuch, selbst wenn es zu einer Wirtschaftsunion jener Länder kommen würde, nicht gelingen kann. Die Dinge sind stärker als die Menschen. Aber ist nicht schon die Absicht ein Denkmal traurigster Verirrung der Geister?

An der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts, nach den Schlachten bei Leipzig und Waterloo, die dem Gottesgericht in Rußland folgten, rüstete man sich in Europa zu einem Kongreß, auf dem das Schicksal der Völker entschieden

werden sollte. Seitdem hat man mit Recht viel an dem Werk des Wiener Kongresses getadelt; Metternich, Castlereagh, Humboldt, Talleyrand haben Spott und Tadel über sich ergehen lassen. Aber man blättere die Akten jener Zeit durch, nehme die Worte und selbst die Taten der führenden Männer von damals unter die Lupe und frage sich, ob das Niveau nicht trotz allem höher war als das unsrige? Der Gedanke der „heiligen Allianz" mag von Talleyrand als ein diplomatisches Gaukelstück behandelt worden sein. Änderte dies etwas an dem Wert des Gedankens? Es ist natürlich nicht die Absicht, hier alte Kontroversen aufzufrischen. Man wird aber zugeben müssen, daß sich die Ziele des Wiener Kongresses immer noch in einer höheren Gedankenschicht bewegten als die Interessenkämpfe in unseren Tagen. Das Werk des Wiener Kongresses hat Europa eine lange Zeit die Ruhe gegeben, während der sich die geistigen Strömungen entfalten konnten.

Man möchte hoffen, daß das Friedenswerk, das doch einmal kommen muß, und mag es noch so lange dauern, dazu gelangen möge, Zustände in Europa zu schaffen, welche den Frieden sichern und eine Blüte hervorbringen, derjenigen ähnlich, welche, als das Werk des Wiener Kongresses, Europa zu seinem höchsten, vorher niemals erreichten Glück und Schmuck hinführte.

Der englische Oberst Repington, dessen ausgesprochene Feindschaft gegen Deutschland ihm in Frankreich zur Zeit offene Türen schafft, hat kürzlich über eine Unterhaltung berichtet, die er mit dem französischen Generalstabschef de Castelnau führte. Dieser soll ihm gesagt haben: „Eher daß wir uns der deutschen Sklaverei unterwerfen, wird die französische Rasse untergehen." Im Mund eines Soldaten, der vor dem Feinde steht, ist eine solche Äußerung verständlich. Sie ist der Ausdruck einer Gefühlswallung. Anders aber wirkt dieselbe, wenn sie weiter verbreitet wird von der Feder eines Mannes, der schon lange vor dem Krieg zu den Verhetzern der Völker gehört hat und der viel Schuld



daran hat, daß man sich in England so leicht zum Krieg entschloß.

Man freut sich, wenn man inmitten solcher Rhetorik des Hasses ab und zu einen Laut vernimmt, der wieder Vertrauen in die Menschheit weckt. So schreibt der französische Volkswirt Yves Guyot in einem Buch über die „Menschen und Folgen des Krieges": „Die Menschen und die Völker leben nicht vom Haß. Der Haß ist kein Nahrungsmittel. Wer ihn nährt, wird von ihm verzehrt; er ist eine Ursache des Untergangs. Die Vendette hat die Völker, die ihr anhingen, zu Grund gerichtet. Der Haß unter den Nationen wird dieselbe Wirkung in Europa hervorbringen, wenn ein Zustand entstehen sollte, in welchem der Haß eine dauernde Erscheinung ist. Es ist nicht die Aufgabe, den Haß zu unterhalten, sondern die Aufgabe besteht darin, sein Erlöschen herbeizuführen und ihn in Vergessenheit geraten zu lassen."

Diese Worte sind von so einleuchtender Wahrheit, daß man sie überall wiederholen möchte und nicht zuletzt vor den Toren von Mecheln.

Wer sich mit den geistigen und ethischen Wirkungen des Weltkrieges beschäftigt hat, konnte nicht umhin, mit Aufmerksamkeit eine Stelle der Rede zu lesen, mit welcher in den letzten Maitagen 1915 der Präsident der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson, die Mitglieder der in Washington tagenden Pan-Amerikanischen Finanzkonferenz begrüßt hat. Es war kein Vorgang, der zu dem Weltkrieg in Beziehung stand, aber der Geist Wilsons war mit dem Krieg beschäftigt, und er hat ohne Zweifel an seine Auffassung von den Ursachen der Feindschaft unter den Nationen Europas gedacht, als er sagte:

„Ich bin gewiß, daß diejenigen, welche sich mit dieser Konferenz befassen, Ihnen schon Zweck und Geist derselben klar gemacht haben Der Zweck ist, die amerikanischen Republiken einander näher zu bringen durch die Bande gemeinsamer Interessen und gegenseitigen Verständnisses. Wir verstehen, so hoffe

ich, was dies bedeutet. Es kann keine Art von gemeinsamem Interesse geben, wenn irgendwie die Absicht der Ausbeutung unter den Mitgliedern einer solchen Konferenz besteht. Die Basis eines erfolgreichen Handelsverkehrs ist die Gemeinsamkeit der Interessen, nicht die Selbstsucht. Es muß ein Austausch von Diensten und von Werten sein, der auf gegenseitigen Leistungen und nicht auf selbstsüchtigen Leistungen beruht. Die Grundlagen müssen da sein, wo die Grundlagen eines erfolgreichen wirtschaftlichen Verkehrs sind. Selbstsucht schafft Mißtrauen, Mißtrauen schafft Feindschaft und Feindschaft führt zum Fehlschlag. Wir versuchen also nicht, uns einer des anderen zu bedienen, sondern jeder von uns will dem anderen dienen."

Man kann wohl auf das Schicksal verweisen, das die verschlagene amerikanische Politik dem vor kurzer Zeit blühenden Mexiko bereitet hat, auf die selbstsüchtige Politik der amerikanischen Trusts, auf die Waffen- und Munitionslieferungen, denen Zehntausende von Menschenleben in Europa zum Opfer gefallen sind, weil die Amerikaner viel Geld verdienen wollen. Man verurteilt die Politik Wilsons in Europa so scharf als denkbar. Mögen die Handlungen verwerflich sein, der Sinn der zitierten Worte wird es deshalb nicht auch, und diese Worte, auf die Beziehungen der europäischen Völker vor dem Kriege angewendet, verdienen unzweifelhaft das Nachdenken aller, welche sich an der Aufgabe, die zukünftigen Beziehungen zu ordnen, beteiligen. Bestünde in Europa Eintracht, so würde man nicht vernehmen, daß allein im Hafen von New-York an einem einzigen Tage, am 11. März 1916, für dreißig Millionen Güter nach Europa verladen wurden, wovon acht Millionen auf Kriegsgerät und dergleichen entfallen; daß die Einfuhr von Diamanten in New-York von fünf Millionen Mark im Monat März 1915 auf fünfundzwanzig Millionen Mark im März dieses Jahres gestiegen ist, daß die amerikanischen Banken und Bankiers so große Kapitalien verwalten, daß sie damit nicht ein noch aus wissen und daß sie deshalb die Regierung

in Washington veranlaßt haben, die amerikanischen Konsuln in Frankreich und England anzuweisen, den dortigen Banken Diskont-, Akzept- und Lombard-Kredite in Amerika anzubieten. Bei dem niedrigen Zins in Amerika und dem hohen in Europa ist dabei viel Geld zu verdienen. Ob dieses Zirkular der amerikanischen Regierung an ihre Konsuln auch nach Deutschland gelangt ist, ist bis jetzt unbekannt geblieben. Man würde sich über einen solchen Mangel an Neutralität, wenn er vorläge, nicht ereifern, weil es in Deutschland schwerer als in England und Frankreich ist, sich solcher Kredite zu bedienen. Die Engländer haben auch Wertpapiere als Kontrebande erklärt und ihre Wegnahme der Post auf neutralen Schiffen hat unter anderm den Zweck, den geschäftlichen Verkehr zwischen Deutschland und Amerika zu verhindern.

Aus solcher Sachlage ziehen England und Frankreich großen Vorteil. Die Amerikaner haben nicht nur Massen von ihren eigenen (nordamerikanischen) Wertpapieren von den Engländern und Franzosen gekauft oder (zu hohen Preisen) beliehen, sondern sie haben auch gesetzgeberische Maßnahmen getroffen, um ihnen unterschiedlich Geld leihen zu können. Als im Herbste 1915 französische Banken, unter Garantie der Bank von Frankreich, Akzeptkredite in New-York haben wollten, stand dem das amerikanische Gesetz über die „Federal-Reserve" im Weg. Flugs wurde das Gesetz geändert und die Geschäfte konnten gemacht werden.

Es würde nützlich nnd belehrend sein, wenn man wieder einmal in die Schriften des französischen Volkswirts Michel Chevalier blicken wollte, der in den Jahren 1843—44 im „Collège de France" eine Reihe von Vorträgen über Krieg, Frieden, Staats- und private Finanzen gehalten hat. Manch nützliche Anwendung würde sich ergeben. Die Wirkung des Krieges auf den Kredit der Nationen, insoweit er sich in der Bewertung ihres Geldes ausdrückt, kann man kaum irgendwo anders besser beobachten als auf dem Markte in New-York.

In der Presse des feindlichen Auslands spielt die Senkung des Markwertes an den ausländischen Plätzen deshalb eine große Rolle, weil man das Ansehen der deutschen Geldwirtschaft erschüttern will. In Wirklichkeit finden heute die in normalen Zeiten zutreffenden Theorien der Wechselkurse keine Anwendung. Wenn die englische Seeherrschaft nicht den Verkehr zwischen Deutschland und dem Ausland störte, würde die Mark besser stehen als der Franken und wahrscheinlich sogar als das Pfund Sterling, das in New-York um 2 bis 3 % schlechter steht als vor dem Krieg. Das scheint relativ nicht viel Verlust zu sein, ist es aber in Wirklichkeit doch. Denn England hat die umfassendsten und zugleich die raffiniertesten Mittel angewendet, um den Wert des Pfund Sterling zu stützen; wie man sieht ohne sonderlichen Erfolg. Übrigens hat sich auch der Gouverneur der Bank von Frankreich, Pallain, in dem letzten Jahresbericht der Bank weitläufig ausgesprochen, daß die Senkung der Wechselkurse keineswegs die Bewertung der wirtschaftlichen Verfassung eines Landes bedeute, sondern daß es sich dabei um normale Vorgänge handelt.

Es war notwendig, ein paar Worte über diese Dinge zu sagen, denn sie spielen heute eine große Rolle.

LXIX.

Die Schweiz.

(Von einem Schweizer.)

Als bei der gewaltigen europäischen Explosion im August 1914 die Schweiz sofort alle Maßnahmen zur Wahrung ihrer bewaffneten Neutralität traf und ihr dieselbe von sämtlichen Mächten aufs neue gewährleistet wurde, gab es in der Eidgenossenschaft Optimisten, die der Meinung waren, nach solch völkerrechtlichen Abmachungen sei ein militärischer Grenzschutz bloße Geld- und Zeitverschwendung. Nach Verlauf von einigen Wochen wurde das Schicksal Belgiens der Anlaß für die Pessimisten, ihre Stimmen zu erheben und der Schweiz ein gleiches Los wie dem unglücklichen Lande zu prophezeihen. Beide hatten Unrecht, und die bis heute in diesen Gedanken verharrten, es gibt nämlich noch solche Stimmen, haben es heute noch.

Gewiß ist die Neutralitätsakte vom 20. Nov. 1815 eine Garantie, aber keine unbedingte. Rechtliche Abmachungen haben nur so lange Kraft, als eine Macht dahinter steht, die ihnen Nachdruck zu verleihen vermag, wenn es nötig ist. Die völlige Überrennung der Völkerrechte hatte dies aufs Neue bewiesen. Ohne eine kriegsbereite und kriegstüchtige Armee müßte ja ein Land dem ersten Drucke von außen sich fügen. Aus dieser Erkenntnis hat die Schweiz seit Kriegsausbruch ihre Grenzen sorgsam bewacht und ihre Divisionen in strengem und langwierigem Dienste zu erhöhter militärischer Tüchtigkeit erzogen. Die Grenzbesetzung legt dem kleinen Staate ungeheure Opfer auf, die aber vernünftig getragen werden, weil der einheitliche Volkswille, dessen Ziel das Einhalten strikter Neutralität ist, dieselben verlangt.

Was nun die schweizerische Neutralität anbetrifft, so



ist sie mit der belgischen nicht zu vergleichen. Die Neutralitätserklärung fiel für Belgien zeitlich mit seiner Staatsbildung zusammen (1831). Sie ist also etwas Konstruiertes im Gegensatze zum historisch Gewordenen. Anders steht es mit der Schweiz. Die Eidgenossenschaft war im 14. und 15. Jahrhundert an den Kämpfen des Auslandes stark beteiligt und spielte eine nicht unbeträchtliche Rolle in der europäischen Politik. Nach und nach sah sie sich jedoch durch ihre Lage zwischen den Reichen genötigt, die Kraft ihres Volkes nicht so sehr nach außen zu wenden, sondern zur eigenen Festigung und Abwehr zu erziehen. Schon verhältnismäßig früh, 1489, tauchten Neutralitätsideen auf. Die Mißerfolge der Schweizer in den italienischen Feldzügen (Marignano) verstärkten diese Gedanken und während des 30jährigen Krieges hielt sich die Tagsatzung bereits mit vollem Bewußtsein von den Wirren fern, machte aber freilich hier schon die Erfahrung, daß ihre Stellungnahme nicht respektiert wurde, wo ein wirksamer Grenzschutz fehlte. 1647 brachte dann die Gründung eines eidgenössischen Defensionals und damit die Form der „bewaffneten Neutralität", die auch das ganze 18. Jahrhundert hindurch in der Hauptsache eingehalten wurde, bis dann mit dem Zusammenbruch der staatlichen Selbständigkeit 1798 auch die Neutralität dahinfiel. Was also in der von dem Genfer Pictet de Rochemont 1815 in Wien redigierten Neutralitätsakte auferstand, war nicht eine vom Auslande der Schweiz aufgedrungene Form, sondern ein aus jahrhundertealter Erfahrung gewonnenes Prinzip. Der Neutralitätsgedanke wurzelt tief im Schweizervolke und ich glaube, man darf ruhig sagen: tiefer als die jetzt naturgemäß laut werdenden Rassensympathien und -Antipathien.

Gesichert durch die Neutralität nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts die *wirtschaftliche* Entwicklung der Schweiz einen starken Aufschwung, sodaß der schweizerische Außenhandel vor dem heutigen Kriege, er betrug ca. 3 Milliarden, dem der Niederlande und Englands im Verhältnisse gleich stand. Der Weltkrieg, der ja wirtschaftlich die Neutralen



fast so sehr schädigt wie die Kriegführenden selber, hat auch die Eidgenossenschaft in böse Mitleidenschaft gezogen. Die Industrien sind, wenn auch nicht lahmgelegt, doch immerhin so stark unterbunden, daß viele Unternehmungen die Krisis nicht oder nur mit starker, z. T. staatlicher Unterstützung aushalten können. Es liegt auf der Hand, daß durch die schlimme Lage der Großindustrien auch alle anderen Erwerbszweige und besonders der gewerbliche Mittelstand schwer getroffen werden.

Wohl am meisten geschädigt ist die ostschweizerische Textilindustrie, deren Arbeit durch den Rohstoffmangel riesig erschwert ist. Aegyptische und amerikanische Rohbaumwolle, auch Garne und Gewebe kommen ausschließlich über England-Frankreich in die Schweiz, wie auch England wieder der Hauptabnehmer für die fertigen Produkte ist. Durch die Art und Weise, wie nun die Ententemächte den Wirtschaftskrieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn durchführen, erwachsen der Schweiz, die als neutraler Staat das Recht hat, den Zentralmächten ebenso von ihren Produkten zu liefern wie dem Vierverband, enorme Schwierigkeiten. Um deren einige zu nennen, wird z. B. den schweizerischen Fabrikanten von England nur Baumwolle geliefert, wenn sich der Empfänger feierlich verpflichtet, die fertige Ware nicht nach Feindesland weiter zu geben. Ferner müssen jeder Warensendung nach Frankreich, England und deren Verbündeten und Kolonien Ursprungszeugnisse beigefügt werden, die beweisen, daß der Inhaber des Geschäftes Schweizer sei, nur schweizerische Angestellte beschäftige und nur mit schweizerischem Kapital arbeite. Da solche Zeugnisse durch etliche Instanzen zu gehen haben, bedeuten sie sowohl Geld- wie Zeitverlust. Um nun die Einfuhrverhältnisse einigermaßen zu regeln uud sich gegen scharfe Eingriffe fremder Mächte zu erwehren, bildete sich als Untersyndikat der S. S. S. (Société de Surveillance économique Suisse) die Vereinigung „Einfuhrgenossen für die schweizerische Stickerei-Industrie“, der es gelungen ist, gewisse Garantien für Garn- und Gewebe-

einfuhr zu erhalten, so daß die Betriebe heute mit Einschränkung, aber regelmäßig arbeiten.

Die Seidenindustrie macht ähnliches durch, weil auch sie für ihre Rohstoffe auf das Ausland angewiesen ist und zudem mit teurem Material arbeitet. Die Seidenfabrikate verloren an Absatz besonders bei Deutschland, Österreich-Ungarn und Frankreich; hingegen ist England seit dem Kriege ein besserer Abnehmer. Doch ist der Austausch seit Kriegsausbruch so zurückgegangen, daß an manchen Orten, wenn ich recht unterrichtet bin, die Fabrikarbeit auf drei Wochentage eingeschränkt wurde. Sehr ungünstig steht es auch mit der Uhrenindustrie, doppelt fühlbar, weil ganze Bezirke des Juras ihren einzigen Verdienst von den Uhrenfabriken gewinnen.

Die Frage der Lebensmittelzufuhr, für die Schweiz von höchster Bedeutung, weil das Land bei der ungünstigen Bodenbeschaffenheit nicht an Selbstversorgung denken kann, ist trotz der internationalen Transportschwierigkeiten nie eigentlich akut geworden. Immerhin haben, wenn man die Ziffern vergleicht, interessante Verschiebungen stattgefunden, was die Ein- und Ausfuhr betrifft. Waren früher Rußland, Rumänien und Argentinien die hauptsächlichsten Getreidelieferanten, so ist seit Ende 1914 Amerika (kalifornisches Weißmehl) an die erste Stelle gerückt. Doch wurden 1914 im Ganzen überhaupt um 49 Millionen oder 14,3 % weniger Bodenprodukte eingeführt als in früheren Jahren. Die Fleischeinfuhr ist stark zurückgegangen, besonders der Anteil Frankreichs, das früher viel Schlachtvieh lieferte. Die Knappheit einzelner Lebensmittel ist jedoch immer nur zeitweilig und rührt von Transportschwierigkeiten her, die in der Unsicherheit der Meere und der militärischen Inanspruchnahme der Bahnen der kriegführenden Länder, besonders Frankreichs, ihre Ursache haben. Die Obstausfuhr, besonders nach Deutschland, ist sehr gestiegen, aber der Export der Milchprodukte ist zurückgegangen. Immerhin sind hier die Zentralmächte und Frankreich noch starke Abnehmer. Für Kohlen-



zufuhr ist die Schweiz zum größten Teil auf Deutschland angewiesen und die prompte Versorgung vonseiten des Reiches wird in der Schweizerpresse allgemein anerkannt. Übrigens kommt für den Betrieb der Bahnen und Fabriken mehr und mehr die Ausnützung der Wasserkräfte in Betracht.

Sucht man das Ganze zu übersehen, so findet man, daß die Schweiz in diesem Kriege wirtschaftlich stark mitgenommen wird und mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Sie hat aber ein starkes Anpassungsvermögen gezeigt. Der Anteil der beiden Mächtegruppen am schweizerischen Import ist ungefähr gleich. Für den Export, besonders der Industrieprodukte, kommen die Westmächte stärker in Betracht. Die Eidgenossenschaft ist also wirtschaftlich völlig auf das Ausland angewiesen, aber nicht nur auf e i n e Gruppe der Kriegführenden, sondern auf beide, was natürlich von großer Bedeutung ist.

Eine andere Folge des Krieges, das riesige Abfluten und spätere Ausbleiben der Ausländer, hat das hoch-, fast überentwickelte Hotelgewerbe sehr geschädigt, doch ist durch die neugeschaffenen Verhältnisse die mit wachsender Sorge betrachtete Frage der Überfremdung für die Schweiz augenblicklich gelöst — allerdings nur durch die momentan herrschenden Umstände. Eine wirkliche Lösung des Problems muß erst noch gefunden werden und gehört zu den schwierigsten Aufgaben der nächsten Zeit.

Aber mit dieser Fremdenfrage ist bereits ein innerlich-schweizerisches Problem berührt. Der Kampf der schweizerischen Volksart mit intensiven ausländischen Einflüssen spielt sich stärker als auf wirtschaftlichem auf g e i s t i g e m Gebiete ab. Handel und Verkehr haben immer eine nivellierende Wirkung, die geistige Kultur bringt den Ausdruck der Eigenart eines Volkes. Daß nun das Bewußtsein dieser Eigenart dem Schweizervolke wieder klar geworden ist, verdankt es in erster Linie den großen Erschütterungen dieser Kriegsjahre. Keiner der neutralen Staaten wird von der moralischen Gewalt der Ereignisse so tief gepackt wie die Schweiz, die

durch ihre Lage und Zusammensetzung mit Germanen und Romanen gleich stark verwachsen ist. Die seelische Anteilnahme am Geschicke der Nachbarstaaten drohte sogar, so schien es, eine Klippe zu werden für die Einheit des Schweizervolkes. Denn Neutralität kann nicht Gefühllosigkeit oder völliges Zurückhalten jedes sittlichen Urteiles verlangen, — gewiß nicht; aber die wirkliche Neutralität des Einzelnen erfordert zum mindesten Takt und bedingt in hohem Maße selbständiges Denken. An beiden mangelte es. Mitfiebernd ergriffen von der von außen einstürmenden Leidenschaftlichkeit hat die Bevölkerung der Ost- und Westschweiz ihren Neigungen und Abneigungen oft verletzenden Ausdruck gegeben. Wie es durch die Ereignisse genugsam bekannt ist, geschah dies in der Westschweiz in weit höherem Maße und zwar so, daß nicht nur von deutsch-schweizerischer Seite, sondern auch von besonnenen Welschen lebhaft protestiert wurde. Die heftige Parteinahme der französischen Schweiz läßt sich nicht nur durch das rasche romanische Temperament entschuldigen oder erklären. Es spielen andere Gründe auch noch mit: die Romanen bilden die Minderheit in der Eidgenossenschaft und wissen, daß sie leicht überstimmt werden können, so daß sie immer glauben, sich für ihre Auffassung lebhaft wehren zu müssen.

Dazu kommt noch das Werben um die Gesinnung der Neutralen, das von allen Seiten einsetzte und die Geister zu gewinnen suchte, was auch teilweise nur zu gut gelungen ist. Inländische Hetzpresse, die durch Sensationen glänzende Geschäfte macht, hat ihre große Schuld in der „Erziehung zur Aufregung“, und ein nicht zu unterschätzender Faktor sind die unzähligen fremden Elemente, die sich dank des Asylrechtes in der Schweiz aufhalten und zuweilen die Gastfreundschaft des Landes bös mißbrauchen. Die Hitze in den Köpfen stieg so weit, daß sogar der Schweizer dem Schweizer mit Mißtrauen begegnete und jeder Teil dem andern zu große Gemeinschaft mit den Sprachverwandten jenseits der Grenze vorwarf und sicher nicht ganz grundlos, wie ja



Vorwürfe immer ihre, wenn auch ganz minimale Richtigkeit haben. Doch gerade in der Empöruug gegen diese zu weitgehenden Sympathien tat es sich kund, daß der germanische wie der romanische Schweizerbürger etwas hütet, das er um nichts preisgeben möchte. Sie schauen einander auf die Finger, die beiden Brüder, und wenn das Treiben des einen dem andern nicht begreiflich ist, springt der Westschweizer sofort mit großem Radau auf, und der Ostschweizer brummt in den Bart. Nun haben sich die Zwei aber einmal gründlich ausgesprochen und dabei entdeckt, daß ihre Ansichten im Grunde nicht so weit auseinandergehen und daß sie vor allem einig sind in dem, was ihren innerlichen, schweizerischen Standpunkt anbetrifft: Wahrung des „Eigenen" im Wirbel der Dinge.

Was ist aber dieses „Eigene", das jede Nation von ihren Nachbarn unerscheidet; das sie als ihr „Heiligstes" hütet und im Falle der Not bis aufs äußerste verteidigt, was ist dieses „Eigene" bei den Eidgenossen? Was hält denn die Schweizer zusammen? Die geographische Lage ist es gewiß nicht allein, vorteilhafte Wirtschaftsvereinigung, so daß die Bodenerträge einander ergänzten, kommt auch nicht in Betracht und noch viel weniger Rassen-Einheit. Was die Schweizer fest aneinander kettet, ist ein Gedanke, den sie in geistiger Gemeinschaft hegen und der aus primitiven, ich möchte sagen instinktiven Anfängen der Freiheitsidee, durch die Geschichte der Jahrhunderte erhärtet, mehr und mehr zum Nationalbewußtsein geworden ist. Jeder moderne Staat hat seinen Grundgedanken, der seiner inneren und äußeren Politik das Gepräge gibt, für den einen ist dieser Gedanke „Macht", für den anderen „Welthandel", für einen dritten „Rassenzusammenschluß" usw. Immer aber muß in einem lebendigen Staatswesen eine treibende Grundidee vorhanden sein. Auch wird keinem lebensvollen Staate das Streben nach steigender Bedeutung innerhalb der Völkergemeinschaft mangeln. Ein Staat, der darauf verzichtet, spricht sich selber das Todesurteil.

Ich schicke diese paar Sätze voraus, um auf die Frage, was denn der schweizerische „Staatsgedanke“ sei, zurückzukommen. Man darf vom Vorhandensein eines Staatsgedankens eigentlich erst reden, wenn das ganze Volksbewußtsein von einheitlichen Ideen in Hinsicht auf die höchsten Staatsziele durchdrungen ist. Daß dies bei der Schweiz zutrifft, beweisen schon allein die unzähligen Erörterungen, die dieses Thema in Tagesgesprächen, aber auch in Vorträgen und Aufsätzen erfährt. Welches ist nun der Hauptgedanke, den die Schweiz verkörpert? Einmal ist es der Gedanke der reinen Demokratie, wie er sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Orte vorbereitet und im 19. Jahrhundert im engen Zusammenhang mit den Geistesströmungen, die ganz Europa durchfluteten, geläutert und formuliert hat. Das tatsächliche Resultat dieses Geistes ist ja die Bundesverfassung von 1848, die den Bund als Einheit über die Kantone stellt, ohne diesen jedoch ihre Souveränität zu nehmen. Der Gedanke der Demokratie ist aber nicht zum starren System geworden, er erfährt fortwährende Umwandlung, Berichtigung, Ausgestaltung. Die fortschreitende Zeit bringt neue Verhältnisse und Forderungen, denen man begegnen muß. So gehen z. B. die Meinungen über das Verhältnis von Bund und Kantonen vielfach lebhaft auseinander und eben heute mehr als je. Die schwierigen Aufgaben, die durch den Krieg auch an die Schweiz herangetreten sind, haben gezeigt, wie wichtig die Kompetenzen des Bundes sind. Sie haben gerade den Bund weit mehr als die einzelnen Kantone vor neue Probleme gestellt, die einer raschen Lösung bedurften, und haben so die Zentralisation gefördert. Augenblicklich ist die Kritik laut geworden, und es wird besonders in der Westschweiz der Föderation eifrig das Wort geredet. Die Reibungen zwischen diesen verschiedenen Auffassungen der Staatsgewalt bilden einen Grundzug im Charakter der schweizerischen Demokratie, gewiß nur zu ihrem Heile, denn der immer noch lebenskräftige



Partikularismus, der ja allerdings vieles auf dem Gewissen hat, schützt die Eidgenossenschaft auch vor einer raschen Nivellierung.

• Habe ich hier mehr von der innerpolitischen Seite des schweizerischen Staatsgedankens gesprochen, so möchte ich noch einige wenige Worte von seiner kulturellen Seite sagen: Die Schweiz ist Kulturstaat und muß es bewußt sein, weil für sie kein anderes Ziel in Betracht kommen kann. Sie ist das Beispiel einer Staatsgemeinschaft, die sich über die Nationalitäten hinaus erhebt. Gewiß kein Musterbeispiel, aber vom Willen erfüllt, es zu werden. Das ist es, was der Schweiz ihre Eigenart verleiht: Romanen und Germanen bilden eine Gemeinschaft, streben beide nach einem Ziele. Der Krieg, der die uralten Gegensätze von Nord und Süd auflodern läßt wie nie zuvor, bedeutet für die Schweiz eine Feuerprobe. Das Auseinandergehen der Sympathien drohte zu ernstlichen Mißständen zu führen und schien die Einheit zu gefährden. Deutsch-, Französisch-, und Italienisch-Schweizer machten sich gegenseitig Vorwürfe, aber, wie ich schon sagte, sie bangen alle um das Selbe. Heute zweifelt niemand mehr daran, daß die Schweiz die Feuerprobe bestehen wird bis zum Schluß. Die inneren Krisen haben dem ganzen Volke zum Bewußtsein gebracht: einerseits wie man zusammengeschmiedet ist durch jene Gefühle, die sich so schwer erklären lassen und doch von so gewaltiger Wirkung sind, die wir unter dem Namen „Vaterlandsliebe“ zusammenfassen. Andererseits haben die Krisen der Schweiz auch klar gezeigt, woran es noch fehlt und wo die gegenwärtige und zukünftige Aufgabe liegt: Nicht nur um ein bloßes, unbehindertes Nebeneinanderleben der verschiedenen Nationalitäten handelt es sich, sondern um ein bewußtes Zusammenwirken. Welch ungeheure Bereicherung für beide Teile.

Wenn unserem Lande auch bis heute das Schlimmste fernblieb, so hat doch das große Elend mit deutlichen Schlägen an die Türen geklopft und der Kriegssturm so unmittelbar um das Haus gewettert, daß man auffuhr und



sich auf sich selber besann. Man hat aber auch erkannt, daß es für einen neutralen Staat wie die Schweiz, der durch die engsten Bande mit beiden Mächtegruppen und besonders mit Deutschland und Frankreich verknüpft ist, etwas anderes zu tun gibt als bloß zuzusehen und zu verurteilen, nämlich zu verstehen suchen und zu helfen, wo es im Bereiche der Möglichkeit liegt. Das ist nichts weiter als eine schlichte Pflicht der Schweiz: sie soll von sich sagen dürfen, was Antigone ausspricht: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Unter diesem Zeichen der Menschenliebe, der Kulturgemeinschaft und der gegenseitigen Ergänzung von Germanentum und Romanentum wird auch die zukünftige Mission der Schweiz in der europäischen Staatsgemeinschaft stehen müssen. Die Mächte, die sich heute bis auf das Äußerste bekämpfen, werden sich wieder einmal die Hände reichen müssen; man wird Brücken schlagen, denn man ist aufeinander angewiesen, nicht so sehr in den äußeren, d. h. wirtschaftlichen Lebensbedingungen als vielmehr in den tieferen Beziehungen der Menschheit, aus denen jeder Staat seine geistige Kultur bildet. Der schweizerische Staatsgedanke vertritt also ein Prinzip, das zwar heute vollständig Schiffbruch gelitten hat, dem aber die Zukunft gehört.

M. K.

LXX.

Brief aus Holland.

Kürzlich brachte die katholische Zeitung „Dagblad van Noordbrabant“ in Herzogenbusch einen Artikel, von dem es sich lohnt ihn in Abkürzung, doch unter Hervorhebung seiner Schlußforderung wiederzugeben. Er enthält ein getreues Bild der politischen Anschauungen in vielen einflußreichen katholischen Kreisen Hollands. Der Verfasser beginnt mit dem psychologischen Einsatz, daß nur wenige Menschen während dieses schrecklichen Weltkrieges im Stande seien, eine strikte Neutralität zu üben. Allerdings sei es jedem gestattet, seine Sympathien zur Geltung zu bringen, doch unter der Voraussetzung, daß man an erster Stelle an sein Vaterland denken müsse. Holland über alles sei die Losung für jeden Niederländer. Es hat also den Schein, jede weitere Erwägung über die wahren Gründe des Krieges, über das Recht und dessen Verletzung sei subordiniert einer unbeschränkten Vaterlandsliebe und habe in unserer jetzigen Lage keinerlei Rücksicht auf die Mittel- oder Ententemächte zu nehmen. Eine Überschreitung unserer Grenzen auch im Falle einer Notwehr wird nicht gestattet und muß um jeden Preis mit der Waffe zurückgewiesen werden. Hier wäre folgende Einwendung gestattet. In der modernen Welt wird unverkennbar ein frivoles Spiel getrieben mit dem Begriffe der Vaterlandsliebe, wie sie die Masse des Volkes nicht kennt und ihr einfach aufoktroiert wird. Es sind eben die Kabinette, welche den Krieg vorbereiten und unter dem Mantel einer gefälschten Vaterlandsliebe die Massen in den Kampf treiben. Belgien gab uns ein drastisches Beispiel und muß jetzt entsetzlich büßen für die unverantwortliche Leitung seiner Regierung.

Weiter hebt der Schreiber sehr richtig hervor, daß man sich Rechenschaft geben müsse über die etwaigen Folgen, die

der Sieg der einen oder der anderen Partei zeitigen werde: Bei dieser Entscheidung darf nicht das Herz, sondern bloß der Verstand das letzte Wort sprechen. Als katholische Niederländer können wir den Krieg und seine Folgen von einem doppelten Standpunkte betrachten, nämlich als Katholiken und als Holländer. Im Falle eines Sieges der Entente wird unser Land nach der Kundgebung von französischen und belgischen Staatsmännern einen Teil seiner Provinzen, Limburg und Zeeland, verlieren. Sollten dahingegen die Deutschen siegreich den Weltkampf beendigen, dann hätte Holland nur einen Nachbar im Süden und Osten (?) und sein Land wäre für immer bedroht (o Schrecken!) durch den Pangermanismus, was genügend bestätigt wird durch die Liberalen und Alldeutschen in ihrer Resolution vom 15. August 1915 und deren Führer, die insbesondere eine größere Macht begehren an „de Monding van den duitschen Ryns". Als Katholiken, heißt es ferner, hegen wir gar keine Neigung nach der einen noch nach der anderen Partei. Die eine besteht vorwiegend aus lutherischen Deutschen, katholischen Österreichern, schismatischen Bulgaren und mohammedanischen Türken. Die andere aus anglikanischen Engländern, aus der antiklerikalen Regierung Frankreichs, schismatischen Russen, italienischen Freimaurern und heidnischen Japanern. Es wäre töricht anzunehmen, daß die eine oder die andere Partei der kriegführenden Mächte sich die Bevorteilung des Katholizismus — sei es auch als Nebenzweck gestellt hätte. Allerdings käme leider die Stellung des hl. Vaters in diesem Weltkrieg ins Gedränge durch das Verlangen der freimaurerischen Regierung Italiens, daß beim Friedensschlusse keine Änderung in den bekannten Garantiegesetzen stattfinden und der hl. Vater aus diesem Grunde bei der Friedenskonferenz nicht zugelassen werden dürfe, was die Genehmigung sämtlicher Ententemächte fand. Indessen haben die Allgemeine Rundschau, ein nicht katholisches Organ — hier liegt wohl eine Verwechselung vor mit der täglichen Rundschau in Berlin, — sowie die Reichspost, ein katholisches Blatt



in Wien, offen erklärt, daß in den leitenden Kreisen in Berlin und Wien die Absicht vorherrscht, im Falle des Sieges der Mittelmächte den hl. Vater zum König von Rom zu erklären, worauf zum Schlusse die bissige Bemerkung des Dagblad van Noordbrabant folgt: Nun meine man nicht, daß die Mittelmächte den Krieg zum Heile und Segen der katholischen Kirche führen. Von den protestantischen Deutschen, den schismatischen Bulgaren und den mohammedanischen Türken könne man selbstredend nichts zu Gunsten der Lage des hl. Vaters erwarten. Sollte es in Wirklichkeit den Mittelmächten gelingen, den Kirchenstaat wieder herzustellen, dann geschehe es bloß, um Italien in zwei Teile zu spalten zur Strafe des begangenen Treubruches und zur Vernichtung seiner Macht.

Ein Kommentar zu diesem Artikel eines katholischen Blattes, das ein Führer seiner Leser sein soll, in diesem größten aller Weltkriege, ist überflüssig. Wahrheit und Dichtung wechseln ab und verwirren den arglosen Leser. Einem Redakteur, der solches bietet, mangelt das erforderliche Studium der Geschichte. Ohne ein gründliches Wissen auf diesem Gebiete tastet er im Dunkeln und wird in der katholischen Presse ein Schädling, der Unheil anrichtet, zumal in dieser ernsten Zeit. Leider gibt es deren so viele, denen ein Blick von einer höheren Warte versagt ist. Die Lage im Osten und Süden, wo die höchsten Interessen unserer hl. Kirche auf dem Spiele stehen, wo Millionen Deutsche und Österreicher ihr Leben einsetzen, um die Macht der Moskowiten zu brechen, läßt sie kalt. Man muß sich wundern beim Lesen des obigen Artikels über die falsche Einschätzung der kämpfenden Völker nach ihrer Konfession. Die 25 Millionen deutscher Katholiken verschwinden vollständig unter dem Drucke der lutherischen Preußen, ganz zu schweigen von ihrem heroischen Standhalten während des Kulturkampfes, wo sie Sieger blieben, zu schweigen von ihren Leistungen auf kirchlichem und sozialem Gebiete, worin sie vorbildlich wurden für andere Völker.

Vor einigen Tagen meldete der Korrespondent der „Tijd" aus Köln in einer Streitfrage zwischen Professor



Rosenberg und Mr. Batifolle: „Es ist and bleibt merkwürdig, daß von deutscher Seite so wenig und so selten gesprochen wurde über die größte von allen Fragen: War die Kriegserklärung Deutschlands gerechtfertigt? Auf diese Frage wurde allein geantwortet mit Hinweis nach dem offiziellen Weißbuch". — Man traut kaum seinen Augen, wenn man eine solche Frage liest. Und noch größer wird unser Staunen, daß „de Tijd" ohne jeglichen Kommentar diese merkwürdige, unglaubliche Frage in ihre Spalten aufnimmt! Man wäre versucht, den Korrespondenten zu vergleichen mit einem Manne, der bis zum Ausbruche des Weltkrieges auf dem Mond gelebt hätte. Die Geschichte dieses Jahrhunderts ist für ihn ein Buch mit sieben Siegeln. Die Einkreisungspolitik des englischen Königs Eduard, die verwickelten Balkankriege, die fortwährende Verhetzung Serbiens unter Führung Rußlands gegen Österreich, dessen Kaiser eine wahre Jobsgeduld übte, die anhaltende Revanchelust Frankreichs und sein Anschluß an Rußland, die Konkurrenz Englands waren Minen, die zum Springen reif waren. Für Deutschland lag kein Grund vor, einen Kampf zu wagen gegen einen siebenfachen Feind. Leuten, die noch immer zweifeln, ob die Kriegserklärung vonseiten Deutschlands gerechtfertigt sei, wozu auch die Redaktion der „Tijd„ gehört, empfehlen wir die Briefe aus dem Nachlasse des kurz vor dem Ausbruche des Krieges ermordeten Jaurès zu lesen. Er meldet darin: In der Macht der französischen Regierung läge es, Rußland am Kriege zu verhindern. Aber man sucht den Krieg, den man schon lange schürte. Hier treiben alle schädlichen Kräfte zum Kriege, den man führen will zur Erfüllung eines krankhaften Ehrgeizes, und weil die Börsen von London und Paris auf St. Petersburg spekuliert haben.

An einer anderen Stelle schreibt er an Van der Velde, den Führer der belgischen Sozialdemokraten, über die Interessen, welche für Belgien auf dem Spiele stehen. Diese Interessen können nur durch den Frieden sicher gestellt



werden, aus dem sich kein Land, auch nicht durch die glänzendsten Versprechen, herauslocken lassen soll.

Obige Enthüllungen aus einer Schweizerquelle, deren volle Richtigkeit wir nicht gewährleisten können, tragen indessen wohl das Gepräge der Wahrheit in Anbetracht Jaurès' politischer Stellung und Vergangenheit. Es wäre im Interesse der Wahrheit zu wünschen, daß der Zweifel des Korrespondenten der „Tijd„ endgültig behoben wäre. Sonst wird der verschrieene Chauvinismus der deutschen Katholiken als Sündenbock den lieben Lesern vorgeführt.

Der Hirtenbrief des Kardinals Mercier hat auch hier viele befugte und unbefugte Federn in Bewegung gesetzt. Daß es soweit kommen mußte, wird jeder aufrichtige Katholik tief bedauern. Dieser Kirchenfürst stand allerwärts und nicht am mindesten in Deutschland in sehr hohem Ansehen. Man pries sein Wissen und seine Leutseligkeit in allen Klassen der Bevökkerung. Sein Ansehen war unbeschränkt. Das möge als eine Entschuldigung gelten, daß er sich unbewußt einem krankhaften Nationalismus hingab. In seinem jüngsten Hirtenbrief fällt uns eine Stelle auf, die wir wiederholen möchten: „Ihr wisset, geliebte Brüder, was wir euch vor 15 Monaten gesagt haben: Hochstehende Personen, die die Ereignisse von einem erhabenen Standpunkt hätten beurteilen sollen, gingen mitunter soweit zu sagen: Weshalb brauchte Belgien sich zu opfern für die Verteidigung seiner Grenzen? Wäre ein Protest in Worten nicht genügend gewesen, und hätte man nicht die Verwüstung vermieden, welche zu seinem Untergang führen mußte. Diese Sprache hat mich tief gekränkt und mich wiederholt getrieben zu einem Gefühle inneren Widerstandes, hätte ich meiner Entrüstung nicht freien Lauf gelassen".

Diese wirklich tragische Enthüllung ist ein eklatanter Beweis für die Gefahren, worin sich edle Geister stürzen, die kein gründliches Studium der Geschichte sich angeeignet haben. J. W. B.



LXXI.

Zwei Geheimnisse.

Beitrag zur Grundbeleuchtung der modernen Weltanschauung.

Von Kanonikus Johann Schraml, bisch. geistl. Rat in Regensburg.

(Schluß.)

Vor allem hat der Subjektivismus die erhabensten Begriffe, Gott und Religion, so völlig entweiht, daß zur Wiedereinsetzung in ihre Rechte ein förmlicher Entschluß religiös gesunder führender Völker nötig erscheint. „Nur gottvergessene Schöngeister, Leute, bemerkt Wahle (S. 73), die in Floskeln schwärmen, können eine einfach begeisterte Hingabe an eine Idee, an eine Arbeit — schon Religion nennen". An zwei Dogmen hängt die moderne Welt die Religion. Das Hauptdogma ist, Religion ist Herzenssache und bloß Herzenssache des Subjektes. Das zweite, der katholische Glaube verlangt „das Opfer des Intellektes". Die Zerstörung des natürlichen Verhältnisses der Menschheit zu Gott durch die Zeit-Philosophie hat weithin schon den Versuch einer Verständnisgewinnung der katholischen Religion und Kirche fast unmöglich gemacht. „Der Ruf ‚nach Religion und Christentum' ist eine Phrase, solange die Kirche, die es ist, anstatt Anerkennug nur Verfolgung findet".[1]) Natur und Zweck alles dessen, was die Völker von Stufe zu Stufe emporleitete und die Harmonie des Daseins webte, ist geleugnet, ver-

1) Strobl im „Nachwort" zu J. Görres drei Vorträgen über Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. S. 185.

nebelt, verschoben. Weil die Kirche das Geistige, die Seele und das Jenseits naturgemäß voranstellt und so und nur so auch die General-Wohltäterin der äußeren Ordnung und Wohlfahrt ist und sein kann, fliegen Steine aus allen kreuzlosen Zelten gegen die Erzieherin der Nationen. Die moderne Philosophie geht nicht mehr vereinsamt auf Kathedern und in wissenschaftlichen Kreisen um. Nicht als ob die Masse sich um die einzelnen Proprien interessierte, aber der Niederschlag des Ganzen drang zersetzend vielfach in das Innere. Tausendfache Kanäle der Presse und Organisation popularisieren ihn. Um die Predigt vom Herrsein des Ich schart sich gerne eine disponierte, gläubige Zuhörerschaft. So wurde reiner Mundanismus die „Weltanschauung" vieler Kreise.

Heimatrecht kann dem Begriffe Weltanschauung auf katholischem Boden nicht bewilligt werden. Er besagt lediglich Meinung, Ansicht, „schauen", wissenschaftlich genommen, Wissen über die Welt. Der modernen Denkrichtung ist er auf den Leib zugeschritten. Über Gott und positive Religion weg dient er ihr als eine Art Ersatz derselben mit dem Proprium des Subjektes als Schau-Maß für die Welt. Was drüben Weltanschauung, ist für den Katholiken objektiv die durch Wissenschaft und Glauben absolut gesicherte Wahrheit von der Schöpfung und Regierung der Welt durch Gott mit Christus und seiner Kirche als dem Zentrum der Weltgeschichte, subjektiv die Überzeugung hievon.

Eucken (Lebensansch. S. 530) hält „eine einfache Rückkehr zur älteren Art durch die Entwicklungen und Erfahrungen der neuen schlechterdings unmöglich gemacht". Warum nicht gar! Wer kann denn behaupten, daß die ältere Art überhaupt vom Erdboden verschwunden ist? Frisch und kräftig lebt sie in allen wahrhaft gläubig christlichen Kreisen. Oder will etwa der Subjektivismus Wecken und Fördern aller wirklichen inneren und äußeren Kulturgüter der Gegenwart hauptsächlichst zu seinen Gunsten buchen? Wohin müßte das Ausleben der neuen Art die christlichen Kulturvölker schon längst geführt haben ohne die lebendige, das Innere von

Millionen regelnde Bremse der älteren? Wird die christliche Denkrichtung dauernd gestärkt aus dem Völkerkriege hervorgehen? Zweifellos ward vielfach die Erinnerung an Gottes Herrschaft, die Auffassung des Lebens vertieft, die Religion mehr geschätzt. Niemand kann sagen, wie da die Zukuft sich gestalten wird. Die Völker sind heilbar, versichert Gottes Wort; er lenkt nach seinen Plänen auch das Böse zum Guten. Wer ahnt, welche und wieviele Appelle Gottes an Europa noch ergehen werden? Aber das lehrt uns die geschichtliche Erfahrung: wo einmal die Zeugen Christi gezwungen waren, „den Staub von den Füßen zu schütteln", folgte Erstarren und Verharren. Schon für diesseits dürfen die Völker das Erlösungsgut nicht ungestraft mißachten.

Erbsünde und Schule. „Wir würden, schrieb der bekannte Pädagoge Diesterweg, nicht von der Lehre der Erbsünde handeln, wenn sie nicht vom entscheidendsten Einflusse auf die Pädagogik und alles pädagogische Wirken wäre. Sie ist es, an der sich die Wege scheiden." [1]) Dittes, der langjährige Lehrerführer, anerkennt die Befähigung des heiligen Augustinus, „der Pädagogik durch die Psychologie eine feste Grundlage zu geben, wenn ihn nicht sein Dogma von der Erbsünde befangen gemacht hätte". [2]) Gewiß, der Glaube oder die Leugnung der Erbsünde in der Menschennatur ist der eigentliche Angelpunkt des großen Widerstreites hinsichtlich der Schule. Der christliche Standpunkt hat Gott zum unverrückbaren Endziele der Menschennatur und damit der Pädagogik. Die Lebensgrundsätze des Welterlösers bilden die Grundlage, die über die Zeit und ihre Doktrinen erhabene Seele der Schule. Erkennen und Lebendigmachen dieser Grundsätze, das Hineinleben des Schülers vor allem in die höhere Ordnung, das Fundament der natürlichen, soll der Konzentrationspunkt der Schularbeit an der jungen Menschenpflanze sein. Die Mittel und die ebenso wichtigen

1) Bei Ohler, Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichtes, S. 58.
2) Schule der Pädagogik, S. 844.

als zahlreichen Teilzwecke der Gesamterziehung streben einem krönenden Schlußsteine zu, wobei die Psychologie als Hilfsfunktionärin ausgiebigst beschäftigt werden soll.

Die moderne Pädagogik, ein wesentlicher Abzweig der neuen Denkrichtung, verzichtet auf Kenntnis der Menschennatur durch die christliche Wissenschaft und den Glauben und auf die ganze höhere Ordnung. Dieser Standpunkt enthält eine ungeheuere Tragweite. Er beseitigt das übernatürliche, das ganze Schulleben einigende und edelnde Ziel, gibt bloß Natürliches zum Ziele und subjektiviert dieses. Daher der völlige innere Bruch der modernen Pädagogik mit der Schule der christlichen Vergangenheit und die Unmöglichkeit eines Verstehens dieser. „Welches die letzte Bestimmung des Menschen sein möge, orakelt Dittes, ist nicht bekannt und auch für die Pädagogik nicht maßgebend; seine erste ist offenbar die in seiner Natur vorgezeichnete Entwicklung, und nur mit dieser hat es die Erziehung zu tun.“ [1]) Eine erste, „vorgezeichnete“ Bestimmung ohne letzte, ein prinzipiell zielloses Arbeiten! Ungefähr so, wie der Bauer ein verunkrautetes Feld mühsam ansät ohne Bewußtsein einer Endabsicht.

Mit allem Edlen und Wichtigen, das losgetrennt ist von Gott, seinem tiefsten Ankerplatze, weiß sich der Mensch nicht mehr klar und richtig zu behelfen. So ergeht es ihm auch mit der Schule. Isoliert von Gott, entseelt ihres Lebenszweckes, wird sie Streit- und Versuchsobjekt des Subjektivismus. Von ihrer höheren, festen Basis geht sie über auf den wankenden Boden der Psychologie, bewegt sich auf und mit der Zeit-Psychologie unter Ausschluß eines klaren, einigenden Zieles. Gerade letzteren Umstand beklagen einsichtige Pädagogen im anderen Lager selbst aufs tiefste. Im „Repertorium der Pädagogik“ von Schubert (1894 S. 350) konstatiert ein Kenner der Sachlage: „ein ausgedehnter Kampf der Meinungen“ . . . „ein pädagogisches Getriebe“ . . .

---

1) A. a. O. S. 455.

„die Meinungen der Pädagogen (über Ziel) gehen immer weiter auseinander". Drüben sind im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte die Meinungen einander gewiß nicht näher gekommen. Die Isolierung der Schule vom überragenden Einheitsprinzipe verhilft dem Äußeren, der Didaktik, zur Vorherrschaft. Von hier aus glaubt die Isolierung, den Hebel zur Beseitigung des konfessionellen Religionsunterrichtes und der geistlichen Schulaufsicht mit rechtlichem Grunde ansetzen zu dürfen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Schule allmälig die Hauptreibungsfläche zwischen der gläubig konservativen und der modern-subjektivistischen Denkrichtung wurde. Allem Anscheine nach schärft letztere ihre stahlharte Axt für die Wurzel der konfessionellen Schule, ja überhaupt der christlichen Schulidee. Die Reichs-Einheitsschule steht auf der Tagesordnung. Eine günstigere Zeit für deren Popularisierung und Realisierung war und ist nicht zu wählen.

Doch! Wem besonders verdankt Deutschland jene opferwillige, organisatorische, fast übermenschliche Kraft und Ausdauer, um einer Welt von Feinden siegreich zu begegnen? Schon bei Beginn des Krieges hörte man die Namen Goethe, Kant; auch mit dem Egoisten Nietzsche wagte man sich hervor. Die furchtbare Opferseite des Völkerringens zeigt unser Volk in idealer, nicht in selbstvergötternder, idealistischer Gestalt. Unter den Triebfedern zu solcher, vom Erdkreis bewunderten Höhe darf sicher die deutsche Schule mit ihrer Organisation und mit ihrem intensiven Betriebe als eine der hauptsächlichsten genannt werden. Diese Schule war aber im allgemeinen die konfessionelle.

Faßbender versteht unter der „wahren Kunst des christlichen Pädagogen, die beiden Grundtriebe — das Glücksstreben und das Leistungsstreben — in die rechten Bahnen zu lenken, Selbstbetätigung und Schaffensfreude in den Dienst des Unterrichts und der Erziehung zu stellen".[1]) In den

1) A. a. O. S. 63.

Lebensgrundsätzen der göttlichen Religion die rechten Bahnen sehend, hat die konfessionelle Schule ihre vorgezeichnete Aufgabe treu zu erfüllen gesucht. Der Alltag des Daseins und Niederes machen viele Blüten abfallen, manch schöne Frucht faulen. Aber der ideale Grundzug, der geheimnisvolle Brunnen deutscher Kraft und ihres Schaffens, ist geblieben. Mundanismus und alle Anstrengungen von moderner Seite gegen das christliche Fundament der Schule erzielten keinen durchschlagenden Erfolg.

Nunmehr, im Sonnenschein der inneren und äußeren Geschlossenheit der ganzen Nation, marschieren diese Bemühungen auf unter der bestechenden Sammelidee „Reichseinheitsschule“. Vor allem muß man fragen nach der Seele, nach dem durchgängigen Prinzip der neuen, angestrebten Organisation. Denn ohne ein solches kann man vernünftig überhaupt von Einheit nicht reden.

Auf zwei Grundpfeilern, Gott und Vaterland, ruht das Aufwärts für ein Volk. Je mehr dabei der zweite dem ersten verbunden ist, desto sicherer und segensreicher der Aufstieg. Beide zusammen sind die normierenden Elemente für das Ganze und den Einzelnen, bedingen Unterordnung und Einfügung, die Voraussetzung alles Gedeihens. Wie aus angeschlagener Goldader eröffnet sich in ihnen all jenes geistige Edelmetall, mit dessen Besitz und Wahrung die innersten und unentbehrlichsten Lebenskeime zur geregelten Entfaltung des Edlen und Höheren verkittet sind. Weber in seinen „Dreizehnlinden“ markiert die zwei Lebensbäume

„Erst gehörst du deinem Gotte;
Ihm zunächst der Heimaterde“.

Als nie versiegende Kraftquellen zugleich Schutz und Schild für ein Volk und seine Glieder, sind sie aller Opfer wert. Mit Flammenschrift hält der Krieg jedermann die Bedeutung des Vaterlandes vor Augen. Thomas von Aquin erblickt im Vaterlande das natürliche Mitprinzip (connaturale principium) unseres Daseins und unserer Ordnung. Von den Gläubigern der menschlichen Dankesschuld setzt er Gott



an die erste Stelle, unmittelbar daran die Eltern und das Vaterland.[1] „Während die heidnische Welt, schreibt Holzwarth, im Egoismus und Materialismus versunken ist, stehen die Makkabäer auf und streiten und sterben für die idealen Güter des Glaubens und des Vaterlandes.“[2] Für die Gesetze der Väter, zugleich die ihres Glaubens und Vaterlandes, flammte die Parole auf zu heroischem Vollbringen. Egoistische Heuchler und Verräter bahnten den Sturz des Volkes an. Von diesen hebt die heilige Schrift wiederholt hervor, „sie waren aus dem anderen Samen“ (nicht alio, sondern ex altero semine). Die Geschichte Israels ist typisch für die aller Nationen.

Auf welchem Grunde soll nun künftig die Einheit der Schule ruhen?[3] Schon der Geist des Lagers, welches die neue Organisation wünscht, duldet das positive Christentum gewiß nicht als Leitstern. Erziehung zur Vaterlandsliebe betrachtet die christliche Schule als eine ihre Hauptaufgaben und sie wird aus dem Kriege viele bedeutsame Richtpunkte profitieren. Sollte aber die Vaterlandsliebe selbst zum Leitmotiv ausersehen sein, so könnte sie in dieser Stellung mehr schaden als nützen. Der Zeit angehörend hat das Vaterland zunächst Natürliches zum Zwecke, in dessen Schätzung eine Einheit unmöglich ist. Das Ideal aller Erziehung, wahre Herzensbildung, ist gefährdet, weil hiezu ein überragender, fester Einigungspunkt mangeln würde. Nicht weiten ließe sich der Blick, er müßte sich einengen bis zur Entfremdung von höchsten Gesichtspunkten. Schon beim augenblicklichen Stande der Dinge kann man sich kaum der Befürchtung erwehren, daß Übereifer die körperliche Seite der Erziehung allzusehr vordränge. Dabei spalten sich bereits die Meinungen über die Mittel hiezu. Systematische

---

1 S. theol. 2. 2. qu. 101. a. 3 u. 1.

2) A. a. O. 5. B. S. 519.

3) Selbstverständlich handelt es sich hier nur um die Volksschule als unerläßlichem Unterbau der ganzen Einheitsschule.

leibliche Ertüchtung ohne Voranstellung der geistig-religiösen würde verflachende Sportfexerei und protzendes Atlethentum idealisieren; es wäre der Anfang unseres Niederganges.

Zweifellos müßte die Einheitsschule, schon ihrem Begriffe nach, die Konfession in der offiziellen Erziehung ausräumen. Ein Christentum, überhaupt eine Religion kann es ohne bestimmte Form, ohne Konfession gar nicht geben. „Religion" ohne diese ist bloß die der modernen Weltanschauung: ein absolut inhaltloses Wort, ein Meer ohne Grund, ohne Ufer, ohne Wasser. Die konfessionslose Schule ist bereits tatsächlich die religionslose. Dittes (S. 450) und andere moderne Pädagogen haben längst den der Einheitsschule einzig konformen „religiösen" Lehrstoff empfohlen: ein Sammelsurium aus „Judentum und Christentum, aus dem Koran und den besten heidnischen Autoren" mit statutarischer Überprüfung aus moderner Erfahrung durch einen Schulsynod. Der ehrliche Pestalozzi ist anderer Ansicht. „Die Veredelung des Volkes kann nur durch seine Hinlenkung zum wahren lebendigen Glauben an Gott erzielt werden. Die stolze Aufklärung spottet der Tempel und Heiligtümer; sie raubt dem Volke den Stab, an dem es still und fromm zur Ewigkeit hinpilgert; raubt ihm die Grundsätze, worauf bisher sein gutes Herz, sein Hausglück, alle Freuden des Lebens und alle Hoffnungen des Todtenbettes gegründet waren — und was gibt sie ihm dafür? Nichts als Leichtsinn und Unruhe und einen verhärteten Sinn. Religion allein beschert der Menschheit wahre Freiheit." [1]) Leider hat praktisch Pestalozzi selbst im Schulleben die Didaktik obenangestellt und sie damit zur Mutter der Erziehung gemacht. An dieser Verlegung des Schwerpunktes auf das Äußere scheiterte letzten Grundes seine Musterschule.

Welcher deutsche Staat wird seine Eigenart und die seiner Schule ohne Schädigung der geplanten Einheit opfern können? Immer wieder ist zu hören der dringende Wunsch,

---

1) Bei Kellner, Geschichte der Erziehung. S. 177.



der Unterricht müsse erziehlich sein. Gewiß. Wann wird den Modernen das Licht aufdämmern, daß die Didaktik nicht die Seele der Schule und Erziehung ist, daß sie vielmehr selbst eines einigenden und befruchtenden Prinzipes bedarf, welches allein die positive Religion ist? Abgesehen von der äußeren Gliederung wird die „Einheit" der Schule wesentlich in der Ausmerzung des christlichen Jenseitszieles bestehen. Führerin wird sein eine Zeit-Psychologie mit schablonisierter Didaktik, welche die Individualität des Lehrers bricht und die Schule ruheloser Experimentiersucht ausliefert.

Epilog.

Kants „Geheimniß" ist „widersinnisch" und verwirrt die Menschennatur, das Geheimnis der Erbsünde ist über, aber nicht gegen die Vernunft und erhellt unsere Natur; jenes hat im Geiste einen apriorischen leeren Formenapparat, macht alles Gegebene zum Ziele und muß es darum subjektivieren, dieses hat in der Seele ein Schlimmeres, welches sich als real wiederspiegelt im Menschen- und Völkerleben; dort wird der vom Schöpfer getrennte Mensch autonomisiert in einer alle Wirklichkeit aufhebenden Fiktion, hier wird er vorgestellt als durch seinen freien Willen schuldbeladenes, vom ebenso gerechten als barmherzigen Gott abhängiges Geschöpf.

Es ist nun einmal das Schlimmere in unserer Natur. Darum steigt kein Volk ohne Unterbrechung aufwärts, und wird keines auf eine irgendwie abschließende Spitze der Kultur gelangen. Jede Nation verhängt über sich selbst das Todesurteil, wenn sie dem deterius die Zügel läßt. Unter Ausschaltung des Kampfes gegen das sittliche Malum wird die Sorge um Herz und Charakter allmälig überwuchert vom Schlinggewächs äußerer Kultur, die Ideale weichen Idolen, statt hoher Richtpunkte regiert die Phrase. Die Sünde ist die Mutter moralischer Fäulnis.

Zum Ersatz für den Begriff Sünde sucht man „atavistische Explosion" einzubürgern, das konkrete Wiederauf-



tauchen einer früheren tieferen Entwicklungsstufe, der Rückfall in dieselbe. Vor allem: wer gibt das Recht, bloß Greuel und Verbrechen als Explosion zu betrachten, dagegen das ungeheure Gebiet alles anderen unmoralischen Denkens und Handelns als irgend etwas oder nichts beiseite zu lassen? Mit welcher inneren Begründung kann man hohen Kulturzustand und Verbrechen in ein an sich ausschließendes Verhältnis bringen? Wer darf die Explosion als bloßes Wiederaufleben einer früheren naturgemäßen Entwicklung strafen? Den Menschen, der sich für sündelos hält, nennt der Apostel einen Lügner. Die „Explosion" ist Gemeinbesitz der Menschheit, nur Art und Grad differiert. Es ist der Tod aller Moral, die Sünde in atavistische Explosionen menschlicher Außenseiter zu verflüchtigen. Wenn scheußliche Vergehen subjektiv und objektiv in der Vergangenheit untergebracht werden sollen, müssen in dieser bestimmte Stadien aufgezeigt sein, in welchen gewisse Explosionen ausgeschieden wurden. Welcher Phase sind der Lügner, Betrüger, der Meineidige, der Trunkenbold. der Verräter, der frevle Mißbrauch der Ehe hinsichtlich Geburtenrückgangs, die Verbrechen gegen das keimende Leben, die Greuel des Krieges usw. zuzuteilen? Warum kommen so viele Völkerstämme aus dem primitiven Zustande für Explosionen überhaupt nicht heraus? Das Böse auflösen wollen in atavistische Explosionen Einzelner oder tiefer stehender Massen heißt denkbarst oberflächlich hinwegsehen über den Zwiespalt in jedem Herzen, über das Aufsteigen und Niedersteigen der Völker, über das Bewußtsein der Abhängigkeit von einem höheren Wesen und über das Schuldbewußtsein der gesamten Menschheit, unwiderleglich ausgedrückt im Sühne- und Opferbedürfnis durch die Jahrtausende. Das Unterfangen widerspricht jeder inneren und äußeren Erfahrung, der Geschichte und der Menschheits-Psychologie. Alle diese Momente weisen tiefer, auf ein Schlimmeres in der Menschennatur selbst.

Im Christentum ist das Heilmittel gegeben und organisiert. Nun kommt gerade von der Seite, welche sonst

die Freiheit des Individuums nie genug betonen kann, die Anklage, das Christentum habe versagt in Verhinderung des Schlechten, der Verbrechen. Wieder das Spiel, wie dem gütigen, strafenden Gotte gegenüber: die stille Doppelung des Charakters. Das freie Lebensgebiet des Menschen darf das Christentum nicht antasten, es soll jedoch das exzessiv Böse hemmen! Das Christentum in der konkreten Erscheinung der katholischen Kirche und Religion ist keine Institution, welche mechanisch oder maschinenartig eingreift in den freien Willen des Menschen. Es ist der Mutterboden für Erstehung der Persönlichkeit im Idealsinne des Wortes. Die Grundsätze Christi sollen in den Menschen hineinwachsen, und dieser in sie, um das Leben dem Beispiele Christi immer mehr anzugleichen. Der Einzelne wird wirklich eine kleine Welt mit eigener unermeßlicher Aufgabe, eine durch Gottes- und Nächstenliebe veredelte, über den Alltag und das Niedere erhobene Persönlichkeit. Die Heiligen unserer Kirche, diese großen Selbstbesieger, illustrieren tausendfach die Sonnenhöhe der Entfaltung und Veredlung wahren Menschentums durch den Organismus der Religion Christi. Die Arbeit an der eigenen Hebung verzweigt sich zur Mitarbeit an der Förderung der Kommunität. Niemand beklagt das Schlechte mehr als das Christentum. Wer es tut und sein Lebensziel verfehlt, kann lediglich seine freie Selbstbestimmung verantwortlich machen.

Ein Organismus, wenn man ihm gerecht werden will, muß als Ganzes von seinem Spezifikum aus erkannt werden. Die Autonomen aktivieren das Christentum nicht, und kennen nur mehr oder weniger äußere Bruchstücke desselben. Eucken urteilt, „das Streben nach einer neuen Form des Christentums, nach einem aktiveren und universaleren Christentum wird immer zwingender“ (Lebensanschauung S. 173). Das Universale, in dem alle Völker aller Zeiten Platz haben, in dem alles wahrhaft Ideale beheimatet ist, noch „universaler!“ Es soll wohl dem Subjektivismus sich anpassen, um sich universal zu subjekti-



vieren. Das „aktiver" hat auch Schell mit dem Amerikanismus nach Deutschland verpflanzen wollen. Das Christentum fordert höheres Leben, Tugendleben, Aufsteigen, welches per se Passivität ausschließt, aktivste Entfaltung bedingt. Kein Geschlecht, keine Zeit wird es jemals erschöpfend betätigen. Die Heilandsworte an die Menschheit, den Willen des Vaters zu tun, zu wirken, solange es Tag ist, die verliehenen Talente bis zur Verdoppelung zu mehren, die Verwerfung des faulen Knechtes, die Einverwebung von Pflicht und Recht, von Arbeit und Leid in die höhere Ordnung — alles das spornt zur Betätigung für alle Lebenswerte in hebender Eingliederung unter das Endziel. Wenn gläubige Völker im Aufsteigen versagten, trägt nicht der Glaube die Schuld. „Während sie schliefen, kam der Feind und säte Unkraut", er enthalfterte das deterius.

Professor von Rüville schlägt in seinem gedankenreichen Werke „Der Goldgrund der Weltgeschichte" vor, man möge das Christentum, wie es in der katholischen Kirche vorliege, gewissermaßen als Prämisse nehmen, um sie in das Leben und in die Geschichte zu verzweigen; das Resultat werde volle Kongruenz ergeben. Die Prämisse reicht nicht zu dem schönen Zwecke. Die Quelle für die innere und zusammenhängende, tiefe und dem Gegner gegenüber beherrschende Orientierung im Christentum, soweit es sich um den eigentlichen Offenbarungsinhalt handelt, ist sein Spezifikum, der Glaube. Wer von einem „aktiveren Christentum" reden will, muß vor allem sein Inneres zum lebendigen Glauben aktivieren. Ohne den Glauben pickt sein Erkenntnisvermögen an einzelnen Körnlein auf dem unermeßlichen Ährenfelde der göttlichen Religion. Die wesenstiefe Kluft zwischen der modernen Denkrichtung und dem Glauben kann Menschenarbeit nicht ausfüllen. Scheidet die Entwickelung der Irrung eine Form aus, folgt nach dem Zeugnisse der Geschichte nicht Anschluß an das Objektive, sondern die Opportunisierung einer neuen, in der abgelebten schon sprossenden Art. Das



ist auch ein Geheimnis, nur erklärbar durch das Lichtgeheimnis für die Menschennatur.

Autorität und Vernunft, Glauben und Wissen wohnen so innig im Menschen zusammen, bedingen sich derartig, daß er ohne sie als Mensch sich gar nicht entfalten kann. Dem aus der erwachenden Vernunft entstammenden Schauen und Fragen des Kindes kommt zuerst die Autorität der Eltern in Antwort und Weisung entgegen. Mit der elterlichen führt dann die Autorität der Schule die Vernunft des Kindes weiter. Dieses glaubt, wird denkfähiger und lernt durch den Glauben. Von der Wiege bis zum Grabe ist der Mensch für sein Geistesleben auf das Glauben angewiesen; dieses muß anregend, fördernd, klärend, festigend stets dem eigenen zu erwerbenden oder gewonnenen Wissen zur Seite gehen. Sogar der Gelehrte hält unzählige Wissenspunkte für wahr auf Grund der Prüfung fremder Autorität. Ablehnung des Glaubens für das natürliche Lebensgebiet hat zur Voraussetzung die Ablehnung jeder Autorität, und ist anarchistische Isolierung von der Menschennatur.

Ähnlich der Sachverhalt in der übernatürlichen Sphäre. Wo „Gott“ selbstgemachte Fiktion ist, haben freilich Glauben und Wissenschaft nichts miteinander zu tun. Da erscheinen die theologischen Fakultäten an den höchsten Bildungszentren eines Landes als überlebte, geduldete Überbleibsel einer naiven Vergangenheit. Der ganze gegnerische Rummel mit der Trennung des übernatürlichen Glaubens von Vernunft und Wissenschaft ruht im ersten und letzten Grunde auf der Leugnung der übernatürlichen Autorität, des lebendigen Gottes. Die Trennung ist ein Lebenspostulat der modernen Philosophie. Autonomismus des Menschen — lebendiger Gott schließen einander aus. Die Trennung bleibt unvernünftig im vollen Sinne des Wortes solange, als die Nichtwirklichkeit und die Unmöglichkeit der Existenz Gottes und seiner Offenbarung wissenschaftlich schließend bewiesen ist. D e r Außenseiter der Menschheit und ihres Bewußtseins, welcher diese Aufgabe lösen soll, wird nie geboren



werden, wie kein Sterblicher, der das Meer ausschöpft. Man wird doch z. B. dem gesunden, konsequenten Denken nicht im Ernste den Verzicht auf das Dasein Gottes zumuten dürfen, weil Kant zur Anlage und Erhaltung seines Fußsteiges dem Kausalgesetz ein unvernünftiges Halt vor allem Metaphysischen gebieten mußte. Das ist wahrlich „sinnlos", eine „widersinnische" Einschnürung des Denkens, auf welcher dann Kant sein Spiel gegen die Gottesbeweise begann. Die natürliche und übernatürliche Theologie haben den rein menschlich wissenschaftlichen Vorbau des Glaubens und diesen selbst mit seinem Inhalte nach und in den Gesetzen der Wissenschaft unbezwinglich gesichert. Die Apologetik hält treue Wacht.

Je tiefer der Mensch in die Bedürfnisse der Seele und in den Gottesbau der Religion Christi schaut, desto klarer tritt die Verwandtschaft der Seele mit dem Christentum hervor. Dem haltlosen, tatsächlichen Lebensprobleme der modernen Philosophie, der Umgehung Gottes und des Christentums mit ihrer mundanistischen Abfolge, steht gegenüber das Zentralproblem der scholastischen Philosophie: Untersuchung und Klärung des Verhältnisses zwischen Vernunft (Wissen) und Offenbarung (Glauben, Autorität). Vernunft und Offenbarung stammen „vom Vater des Lichtes", beide sind wirkliche Lichtkräfte, verschieden in Charakter und in Lichtstärke als luminare minus und luminare majus. Was im Ursprung und letzten Zweck sich eint, kann sich nicht widersprechen. Wer sie gegensätzlich verfeinden will, setzt auf dem Untergrunde der Gottesleugnung das Nachtlämpchen seines subjektivistischen Propriums als das Licht an. Die alte, christliche Denkrichtung mit ihrem Einigungs- und Aufwärtsziel darf die Worte Israels beim Psalmisten auf sich anwenden: „von meiner Jugend an haben sie mich oft bekämpft, aber sie konnten mir nicht an".

LXXII.

Briefwechsel zwischen J. Görres und Johann Georg Zimmer.

Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts brausten die Stürme der Napoleonskriege über Europa dahin und überschütteten es mit unsäglichem Elend; aber auf dem von den Hufen der Pferde zerstampften und blutgetränkten Boden erblühte die deutsche Romantik. Trauer über die Schmach des Vaterlandes, Eifer für die Wiederherstellung seiner Ehre durchglühte die Seelen der Jünglinge, welche dieser Bewegung sich mit jugendlichem Ungestüm angeschlossen hatten. „In Heidelberg", welches für einige Jahre die jüngeren Romantiker in sich vereinigte, „entzündete sich ein guter Teil des Feuers, welches später die Franzosen verzehrte", wie Freiherr von Stein treffend sagte. An dem Funken dieser Glut entfachte sich auch die Begeisterung, welche die Verleger jener jungen Autoren ergriff, denen sie hilfreiche Hand boten. Es seien hier nur die Namen Friedrich Perthes in Hamburg, Georg Reimers in Berlin und Joh. Georg Zimmer in Heidelberg genannt; namentlich der letzte war wichtig für die jüngeren Romantiker, die sich am Neckar zusammenfanden. Achim von Arnim und Klemens Brentano vertrauten Zimmer ihre Ausgabe des „Knaben Wunderhorn" an und begründeten damit den Ruf seines Verlags (1808).

Schon 1806 verlegte Zimmer Achim von Arnims „Einsiedlerzeitung", die später in Buchform als „Trost-einsamkeit" fortgesetzt wurde. Im Jahre 1807 erschienen die „Teutschen Volksbücher" von Görres; 1808 die „Heidelbergischen Jahrbücher für Literatur und Kunst", welche durch ihre geistvollen, von allen bisherigen grundverschiedenen Rezensionen bahnbrechend für die jüngere romantische Schule geworden sind. Es würde zu weit führen, wollten wir alle wichtigen Werke der Romantiker und der ihrem Kreise an-



gehörenden Gelehrten aufzählen, die aus Zimmers Verlag hervorgingen. Die Tätigkeit Zimmers währte übrigens nur einige Jahre, da er 1815 den Beruf des Buchhändlers mit dem des Theologen vertauschte. Zimmers Sohn Heinrich gab im Jahre 1888 eine Biographie seines Vaters heraus,[1]) welche auch kurze Lebensskizzen jener Autoren enthält, mit denen sein Vater in Verbindung war, sowie deren Briefe an Zimmer. Unter diesen befinden sich, außer solchen von Achim von Arnim, Klemens Brentano, Savigny, Ludwig Tieck und anderen, auch fünf Briefe von Görres, der bekanntlich von 1806—1808 in Heidelberg lebte und an der dortigen Universität Vorlesungen hielt. In der „Zeitschrift für Österreichische Gymnasien, Band 1890", hat Oskar Walzel die Biographie Zimmers besprochen. Er macht darauf aufmerksam, daß es der Herausgeber an der nötigen Sorgfalt habe fehlen lassen, auch mangelten ihm die nötigen Vorkenntnisse; als Beispiel führt er eben die Görresbriefe an, von denen drei falsch datiert seien, auch sei die Reihenfolge nicht eingehalten worden.

In der Schrift: Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker, im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik, Berlin 1902",[2]) kommt Franz Schultz zu demselben Resultat, nur modifiziert er in etwas die Walzel'sche Rekonstruktion. Schultz bemerkt:[3]) „Falsch datiert sind die Briefe Zimmers S. 205, 206, 207, die drei letzten. Aus Brief II 256[4]) geht für den bei Zimmer S. 206—7 abgedruckten Brief unzweifelhaft der Datum des 11. November 1811, statt des fälschlichen vom 11. Mai 1812 hervor. — Der Brief S. 207 ist fälschlich vom 8. Juni 1812 datiert, wofür 8. Januar zu schreiben ist, vor allem des den Brief

1) Heinrich W. B. Zimmer, Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Frankfurt, Heyden & Zimmer.

2) Palästra, Heft XII.

3) A. a. o. S. 57 ff.

4) Gesammelte Briefe, Görres, Freundesbriefe II.

eröffnenden Neujahrswunsches wegen". Schultz stimmt mit Walzel in der Datierung dieses Briefes überein, hingegen glaubt der letztere, daß für den zweiten Teil dieses Briefes das ursprüngliche Datum vom 8. Juni 1812 gelten könne. Dieser Teil sei aber widerrechtlich dem ersteren Briefe angeschweißt, wegen der Erwähnung der Bibliotheca Vaticana. Hier irrt Walzel, und Schultz, der für die Einheit des Briefes eintritt, hat Recht. Es ist begreiflich, wie der Herausgeber zu seinen Irrtümern kam. Ein Vergleich mit Originalbriefen von Görres zeigt, daß er gewohnt war, das Datum stets oben, nahe am Rande des Papiers zu schreiben, auch ließ er meist die zwei ersten Zahlen des Jahresdatums weg, so ist das Jahr, in dem der Brief geschrieben wurde, oft schwer leserlich. Der Herausgeber scheint in solchen Fällen das Datum nach Gutdünken ergänzt und unten, nach der Unterschrift, angesetzt zu haben, wie er auch sicher die Orthographie modernisiert hat. Vor kurzer Zeit fanden sich unter verschiedenen Papieren, die bisher in Verwahrung des verstorbenen Dr. Franz Binder, Redakteurs der Histor.-polit. Blätter, gewesen waren, eine Anzahl von Briefen Zimmers und Görres vor. Wir veröffentlichen nun diese Briefe mit den bei Zimmer bereits abgedruckten. Im Zusammenhange gewinnen die Briefe an Verständlichkeit, die Irrtümer der Zimmer'schen Publikation korrigieren sich von selbst.[1]) Zuvor aber sei ein kurzer Abriß von Zimmers wechselvollem, gewiß nicht uninteressantem Lebenslauf gegeben. So völlig Zimmer auch später mit seiner früheren Lebenssphäre brach, die Freundschaften, die er in Heidelberg angeknüpft, hielt er auch im Verlauf der Jahre aufrecht; wie innig Zimmer speziell an Görres hing, ist aus dem Briefe aus Heidelberg, vom 23. Januar 1813, ersichtlich; nachdem er sich schon unterschrieben hat, fügt er noch den Ausruf an: „Lieber

1) Auch K. A. v. Müller (Archiv für Kulturgeschichte Bd. IX, Heft IV, S. 439) erachtet diese fünf Görresbriefe als der Nachprüfung bedürftig.

Görres!!!" Den letzten Gruß sendet ihm dann Görres noch durch Klemens Brentano am 11. März 1840 aus München zu.

Johann Georg Zimmer erblickte das Licht der Welt am 11. Januar 1771 in der Untermühle bei Homburg vor der Höhe. Durch seine fromme Mutter erhielt er eine streng religiöse Erziehung. Am 16. Oktober 1791 trat er bei Buchhändler Zeßler in Frankfurt als Lehrling in Kondition. Da aber diese Buchhandlung hauptsächlich Leihbibliothek war, so verließ sie Zimmer nach fünf Jahren und trat bei Dietrich in Göttingen in das Geschäft ein. Durch die Bekanntschaft mit Besser, dem späteren Associé von Friedrich Perthes in Hamburg, kam er mit diesem edlen und großzügigen Manne in Beziehung. Im Jahre 1800 finden wir Zimmer bei Perthes angestellt. Hier erst kam er auf die hohe Schule des Buchhandels. Mit Friedrich Perthes und dessen Familie verband Zimmer von da an eine das ganze Leben hindurch währende Freundschaft. Hier lernte er auch Mathias Claudius (der Wandsbecker Bote), den Schwiegervater Perthes' kennen; die Brüder Daniel und Otto Runge, Jakobi, den späteren Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in München, und andere bedeutende Männer. Nach Verlauf von fünf Jahren, die Zimmer in seinen Kenntnissen des Geschäfts sehr förderten, schied er aus dem ihm teuer gewordenen Hause aus. Buchhändler Mohr aus Frankfurt am Main, seit 1804 dort etabliert, schlug Zimmer vor, mit ihm vereint, in Heidelberg eine Filiale zu errichten, die Zimmer leiten sollte; als Firma „Akademische Buchhandlung von Mohr und Zimmer in Heidelberg".

Zimmer nahm dieses Anerbieten an und zog nach Heidelberg. Im Jahre 1805 erschien der erste Katalog der Buchhandlung, sie war ursprünglich nur als Sortimentsgeschäft gedacht, verwandelte sich aber bald in eine Verlagsanstalt, deren Name mit dem der jüngeren Romantiker unzertrennlich verknüpft ist. Im zweiten Jahre seines Heidelberger Aufenthaltes mietete Zimmer ein größeres Lokal im „König

von Portugal"; dieses enthielt einen Saal mit sechs Fenstern, die eine entzückende Aussicht boten. Hier hatte auch die neugegründete Lesegesellschaft ihren Sitz, die Sitzungen der Redaktion der Heidelbergischen Jahrbücher, zu welchen Zimmer zugezogen wurde, der aber keine Stimme hatte, wurden hier abgehalten, oft schlossen sie mit einer Punschbowle; ein fröhlicher und heiterer Sinn herrschte unter den Teilnehmern. Brentano, Arnim und der später so berühmte Philolog August Bökh waren täglich Zimmers Mittagsgäste. Im Jahre 1807 heiratete Zimmer die Pfarrerstochter Marie Charlotte Bender. Seine religiöse häusliche Erziehung und die Verbindung mit dieser Pfarrersfamilie erregten in ihm den Wunsch sich dem geistlichen Stande zu widmen. Dieser Plan, der im Jahre 1811 zuerst auftauchte, wurde ausgeführt. Mit der größten Anstrengung studierte Zimmer neben seiner Geschäftstätigkeit die klassischen Sprachen, Hebräisch und evangelische Theologie, außerdem hörte er die in sein Fach einschlägigen Vorlesungen auf der Universität. Im Jahre 1814 schloß er diesen Studienkursus ab; er bestand das vorgeschriebene Examen; eine Schrift, die er aus diesem Anlasse verfaßte: „Die Bestimmung der evangelischen Geistlichen" (Heidelberg 1815) fand vielen Beifall. Er wurde als Pfarrer in Schriesheim an der Bergstraße angestellt. Anfangs des Jahres 1815 versah er diese Stelle noch von Heidelberg aus, das nur zwei Stunden davon entfernt ist; im April siedelte er definitiv mit seiner Familie dahin über. Inzwischen hatte der Buchhändler Mohr in Frankfurt sein Geschäft aufgegeben und war nach Heidelberg gezogen. An Stelle von Zimmer trat Christian Winter, der mit ihm als Lehrling bei Zeßler konditioniert hatte, ein. In Schriesheim wirkte Zimmer bis 1816 mit großem Eifer. In diesem Jahre trat er die Stelle als zweiter Pfarrer in Worms an. Hier besuchte ihn Görres auf seiner Flucht nach Straßburg.[1]) Am 8. Oktober 1819 schrieb Görres an seine Frau: „Ich

1) Briefe I 97.



sitze hier ruhig bei Zimmer, fahre heute nach Speyer, und gehe morgen über die Gränze nach Straßburg." Als er im folgenden Jahre seine Familie nachkommen ließ, mahnte er seine Frau: „Unterwegs besuche doch Zimmer in Worms."[1])

Zimmers nächster und bis zu seinem Tode dauernder Wirkungskreis war Frankfurt am Main, wohin er 1827 als Pfarrer der dortigen deutsch-reformierten Gemeinde berufen wurde. Im Jahre 1829 wurde er Mitglied des Konsistoriums. Er verwaltete seine Gemeinde durch 25 Jahre, bis zu seinem Tode; er starb am 6. Februar 1853, allgemein betrauert und geehrt. Im Jahre 1840 schrieb ihm Brentano aus München: „Ihr Andenken ist mir unbefleckt lieb und teuer. Ein Buchhändler, wie Sie es waren, ist so ehrwürdig wie eine unschuldige Magd im Wirtshaus. — Gott lohne es Ihnen an Ihren Kindern. Er mache alle seine Gnade an Ihnen voll. Grüßen Sie alle die lieben Ihrigen, die von mir wissen. Görres gedenkt Ihrer oft mit herzlicher Verehrung und grüßt Sie. Gott nehme alle die Seinen in seine väterliche Hut, wir gehen schweren Zeiten entgegen. Adieu liebste Seele. Ihr alter Clemens Brentano."[2])

Es folgen nun die Briefe von Görres und Zimmer, sowohl diejenigen, die sich einander entsprechen, wie die einzelnen. Aus den Briefen geht heror, daß mehrere fehlen.

* * *

1.

Görres an Mohr und Zimmer.

An die sehr werthen Herrn Mohr und Zimmer!

Ich bitte Herrn M. mich Herrn Z. recht freundlich zu empfehlen und ihn zu beruhigen mit der Versicherung, daß wir uns recht wohl befinden, und darauf sinnen, wie wir bald wieder sein Angesicht schauen können. Es ist zu hoffen, daß wir mit dem Ende der Woche von hier aufbrechen werden, und dann wird Herr Zimmer zu seinem Troste wieder Jemand haben, der ihm die Bücherballen in Unordnung bringen hilft,

1) I 226. 2) A. a. O. S. 372.

und ihm mit einigen überflüssigen Gesprächen die Zeit bei der Arbeit verkürzt. Sonst aber, was die Person des Schreibers betrifft, muß er leider gestehen, daß er sehr ins lüderliche Leben hineingerathen ist, weswegen denn auch wenig Erkleckliches für einen honetten Verleger zu Stande kommen konnte, aber die Verführung war allzu groß, und ein junges Blut ist leicht hingerissen. Die Einlage wird Herr Mohr gleichfalls gefälligst an den Pedell besorgen, damit er sie gleich einsperre in die schwarze Höhle, wo die vielen anderen Gefangenen schmachten. Dann soll sich Herr Zimmer in seiner Gesundheit konserviren bis zu unserer Wiederkunft, wo wir dann selbst die Sorge übernehmen wollen. Er soll uns endlich seiner Frau Liebsten und seiner ganzen lieben Jugend[1]) empfehlen.

Coblenz am 18. September 1807.[2])

2.

Zimmer an Görres.

Heidelberg, den 9. December 1808.

Lieber Görres!

Es hat mich sehr gefreut schon früher durch Creuzer[3]) und Arnim[4]) Ihrer und Ihrer lieben Familie glückliche Ankunft in Coblenz zu erfahren. Ihren Brief vom 7. November, der mir diese Nachricht bestätigt, aber auch supplirt, habe ich erst vor 6 Tagen erhalten, nachdem er also einen ganzen Monath unterwegs war. Bey Mohr kann er jedoch nur höchstens acht

1) Unter der lieben Jugend ist die Tischgesellschaft von jungen Leuten zu verstehen, die sich täglich bei Zimmer versammelte, nicht seine Kinder, Zimmer war damals noch nicht verheiratet.

2) Görres weilte vom Herbst 1806 bis Herbst 1808 in Heidelberg, dieses Datum ist jedenfalls richtig.

3) Georg Friedrich Creuzer, Philolog und Altertumsforscher, 1771—1858: Görres treuester Freund und mit Arnim Pate der in Heidelberg geborenen Tochter Marie. Er war von 1804 an Professor in Heidelberg.

4) Achim von Arnim, eigentlich Ludwig Joachim v. A., 1781—1831, der bekannte Hauptvertreter der jüngeren Romantiker. Görres lernte ihn im Jahre 1807 in Heidelberg kennen.



Tage gelegen haben, da ich alle Woche ein Postpaket von dort erhalte. Ich kann aber nicht zweifeln, daß er dem alten beygeschlossen worden ist. Er kann ja auch wohl bey dem Commissionär der Coblenzer Handlung gelegen haben. Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen denn auch gleich einen Irrthum benehmen. Da nähmlich die Expedition der Jahrbücher[1]) so wie ehemals der Einsiedler[2]) von hier aus geschieht, so kann Mohr nichts was darauf Bezug hat zur Last gelegt werden. Er giebt nur die Pakete für einige Reichs-Buchhändler in Frankfurt an die Commissionäre und versichert mich, daß dies immer auf der Stelle geschehen. Warum Ihr Pauli[3]) die Jahrbücher erst bis zum 10. Heft bekommen hat, hätte er Ihnen gleich sagen können, so muß ich's Ihnen erklären. Herr Pauli hat noch niemals seitdem wir Geschäfte mit einander machen, sich zur Abrechnung bequemen wollen und da er auf zehnfältige Erinnerung daran niemals etwas gethan und geantwortet hat, so mußten wir zu dem Mittel schreiten, ihm keine Fortsetzung zu schicken, bis die Abrechnung erfolgt; und daß er weis woran es liegt und Anstalten zur Abrechnung macht, ist es ihm auch seitdem 3 mal und heute zum 4. mal geschrieben worden. Dieselbe Bewandtniß hat es auch mit dem Einsiedler. Ich muß Ordnung in meinen Büchern haben und wer der regelmäßigen Abrechnung sich entzieht, mit dem mag ich keine Geschäfte machen, geschähe es auch zu meinem Nachtheil. Die Recensionen von H. W. habe ich an Creuzer gegeben, so wie auch mit Ihrem heute eingegangenen Bericht vom 6. Dec. Auch alle Ihre Einlagen sind besorgt. Ihr Mspt. zur Mythologie[4]) ist abgesetzt. Es hat nur etwas über 8 Bogen gegeben. Wenn Sie also wollen, daß es beendigt werden soll, so schicken sie mir das

---

1) Heidelbergische Jahrbücher für Literatur und Kunst 1808.

2) Zeitung für Einsiedler 1808, fortgesetzt in Buchform unter dem Titel: Trösteinsamkeit rc.

3) Pauli, Buchhändler in Coblenz, durch seine Frau, eine Mazza, Görres Schwager.

4) Mythengeschichte der asiatischen Welt 1810.

letzte Mspt. Nägele[1]) läßt mir auf die Mittheilung Ihrer Nachricht sagen, daß vor einigen Tagen die Person mit einem Briefe an J. Schw. Vater[2]) abgereist sey. Über Ihre Aufträge an Settegast[3]) wird Ihnen derselbe selbst schreiben. Er wird wohl wenig auszurichten vermögen. Von den Jahrbüchern ist jetzt schon des 2. Jahrgangs 1. und 2. Heft heraus. Ich will Ihnen gelegentlich diese zur Einsicht schicken. Sie können sie dann wieder an Pauli liefern. Das Ende der Einsiedlerzeitung habe ich auch heute über Frankfurt schicken lassen, ich trug auf, man solle Ihnen auch das letzte philolog. Heft beylegen und es wurde das letzte des 1. Jahrganges statt des letzten oder das 1. des zweyten Jahrgangs geschickt. Geben Sie das auch gelegentlich an Pauli, dem ich's in Rechnung schreibe. Im Haus geht mir's ziemlich gut. Frau und Kind sind gesund. Erstere grüßt Ihre Frau und Sie mit mir bestens.

Ihr Zimmer.

3.
Görres an Zimmer.

Ich habe so lange geschwiegen, weil ich seit Ihrer Rückkunft unaufhörlich mit Jean Paul[4]) beschäftigt war und ich diesen mit seinem Gedankenheer von 11 000 Jungfrauen erst auf Seite haben wollte. Darüber aber sind der Briefe so viele aufgelaufen, daß ich Keinem was Rechtes schreiben kann. Sie hatten Unrecht, wenn Sie schreiben, ich sei über Ihr langes Schweigen aufgebracht, ich war nur zuletzt etwas verwundert

---

1) Nägele, Arzt.

2) Görres Schwiegervater war Johann Adam von Lasaulx, kurtrierischer Hof- und Regierungsrat; er war vermählt mit Maria Christine von Volmar.

3) Zwei Brüder Settegast, Nicolaus und Modest Amand, waren mit zwei Schwestern Mazza verheiratet, beide waren Ärzte in Coblenz. Der Auftrag bezieht sich auf ein Exemplar des Jamblichus, das Görres suchen ließ. Vgl. G. B. II, S. 48. Ein Stück dieses Briefes findet sich in G. B. II, S. 44.

4) Jean Paul Richter, 1763—1825, der bekannte deutsche Humorist. Görres schrieb damals eine Rezension seiner sämtlichen Werke, welche in den Heidelberger Jahrbüchern erschien. Jahrgang 1811, S. 1201 bis S. 1239.



darüber und nicht einmal so sehr, weil ich ja leicht die angegebene Ursache errathen konnte. Ich denke mit der Messe wird wohl ein Theil Ihrer Kümmernisse und Arbeiten vorüber sein, und Sie können wieder einige Rösselsprünge machen. Schreiben Sie mir wie es um die 300 tauben, wurmstichigen, verrosteten Säulen des Buchhandels steht, was Perthes[1]) macht und Ihnen gesagt hat und was er vor hat in gegenwärtiger Zeit. Ich glaube, daß er im Ganzen am wenigsten verlieren, und wenn es gut geht, mehr noch gewinnen wird.

Jean Pauls Recension lege ich in nächster Woche auf den Postwagen. Ich habe sie unmöglich in weniger als vier Bogen bringen können und da habe ich alles nur mit ein paar Strichen angedeutet. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald. Viele Grüße und Wünsche. Coblenz am 26. Juli 1811.[2])

Ihr Görres.

4.

Görres an Zimmer.

Lieber Zimmer!

Sie finden hier den Schluß von Jean Paul's Recension, die vermuthlich in Kürze wieder einbringt, was der Anfang an Länge verbrochen hat. Der Mann hat zu großen Fuß, als daß Aschenbrödels Pantoffeln, wie sie Wilken[3]) mir zugemessen, ihm passen. Ich glaube, mein verehrter Herr Verleger, daß die Recension Ihre vortrefflichen Jahrbücher nicht verunzieren wird. Dann finden Sie die Recension über den Meteorkultus der Alten (von Fr. v. Dalberg)[4]) auch in aller lobenswerthen Kürze,

1) Perthes Friedrich, 1772—1843; er war der Gründer der bekannten Hamburger Buchhändlerfirma und der Herausgeber des vaterländischen Museums, ein begeisterter deutscher Patriot.
2) Das Datum dieses Briefes ist richtig.
3) Friedrich Wilken, Geschichtschreiber, 1777—1840, war 1808 zu Heidelberg Professor und Oberbibliothekar der Universität, starb zu Berlin in der gleichen Eigenschaft 1840.
4) Hugo Friedrich Freiherr von Dalberg, Bruder des Fürstprimas Karl Theodor v. D., 1760—1812, kurtrierischer Geheimrat und Domkapitular zu Worms und Speyer. Die Recension über den Meteorkultus der Alten erschien in den Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang 11, S. 1239—1246.

doch glaube ich, daß beinahe so viel darin ist wie im Buche. Beides besorgen Sie mir bald möglichst zum Drucke, damit die Sachen nicht wie früher schimmelig werden und modern. Dann sorgen Sie mir auch vor allem für die Correctur, ich schreibe doch schwerlich am schlechtesten von allen Recensenten, und doch finde ich nie in anderen Recensionen Druckfehler, während die Meinigen immer über und über verlaust sind. Ich weiß nicht welcher Teufel immer Unkraut in meinen guten Weizen säet.

Ferner finden Sie einen kleinen Brief an Creuzer, den ich Sie zu besorgen bitte, aber nicht hinter den Pult fallen zu lassen bitte.[1]) Hätten Sie nicht Lust, diesmal wieder Ihren wachstuchenen Ranzen aufzuschnallen und herunter zu kommen? es hätte sich diesmal wohl der Arbeit verlohnt. Ich habe freilich schlechten sauren Wein gekeltert, Frau und Kinder waren krank, sonst aber der Herbst vortrefflich, jede fliegende Brücke bringt uns von jenseits Besoffene auch fliegend herüber, und es ist ein lustig Leben allerwärts, was Sie wohl ein wenig mitmachen können, statt mit der Feder hinter dem Ohr am Pult zu stehen. Was macht denn Ihre Angehörigkeit, Descendenz, zuerst das Frauenzimmer, dann die kleinen Zimmer, das sind die Kabinette, und wieviel Nebenzimmer haben Sie denn seither dem Audienzzimmer angebaut. Sie werden es wohl hoffentlich zu einem schönen, siebenstöckigen, geräumigen Wohnhaus bringen, wo Ihr Verlagsspital und Armenhaus unten im Erdgeschosse schönen Platz hat. Leben Sie wohl und verzehren Sie in Friede und Freude Ihre Martinsgans, aber nicht den Herrn Rektor sogenannt sondern eine recht fette. Arnim werden Sie wohl gesehen haben, er ist noch wie vorher gut auf den Füßen und munter und aller guten Dinge voll. Grüßen Sie mir Ihre Frau und Fries,[2]) wenn Sie ihn sehen.

Coblenz am 11. Nov. 1811.[3])

---

1) Vgl. G. B. II S. 236. Brief Creuzers an Görres.

2) Jakob Friedrich Fries, 1773—1843, Philosoph in der Richtung Kants. Er wurde im Jahre 1805 Professor der Philosophie und Elementarmathematik in Heidelberg.

3) Dieser Brief ist bei Zimmer, Seite 256, irrtümlich vom 11. Mai statt 11. Nov. 1811 datiert.

5.

Zimmer an Görres.

Heidelberg, den 23. Nov. 1811.

Lieber Görres!

Ihre zwey Briefe vom 26. July und 11. Nov. so wie die Recension von Jean Paul und Dalberg sind richtig angekommen; die Recensionen werden in dem unter der Preße befindlichen 12. Heft der Jahrbücher abgedruckt. Wilken dankt Ihnen mit mir vielmals, daß Sie unserer nicht vergeßen und bittet Sie auch um eine Anzeige von Kanne's[1]) mythologischer Schrift.[2]) Unmittelbar nachdem ich Ihren Auftrag im July erhalten hatte habe ich 8 Carolin für Ihre Rechnung an Herrn Batt[3]) bezahlt, oder vielmehr ihm dieselben bey einer Zahlung für Müller hinzugerechnet und in einem Augsburger Wechsel zugestellt. Ihr Brief an Creuzer ist nicht hinters Pult gefallen. Überhaupt fällt mir nichts mehr hinters Pult.

Arnim war dieser Tage hier. Ich habe mich sehr gefreut ihn wieder einmal zu sehen. Ich freue mich herzlich daß Ihre Frau wieder gesund ist, die meinige kommt eben wirklich aus dem Wochenbett. Sie hat ein Mädchen. Wir stehen also gleich. So schön und geräumig auch das Haus sich aufbaut, so zweifle ich doch daß man die Bücherballen lange darin dulden wird. Gott behüte Sie Ihr Zimmer.

6.

Görres an Zimmer.

Meinen Neujahrswunsch zuvor, lieber Zimmer und dann meinen Glückwunsch zum neuen Ankömmling, von dem Sie mir geschrieben. Fahren Sie nur fort auf diese Weise mit Selbstverlag sich abzugeben. Ich habe die Hefte mit den Recensionen

1) Johann Arnold Kanne, 1773—1824, Philosoph, Verfasser der Werke: „Pantheum der ältesten Naturphilosophie" u. „Geschichte oder allgemeine Mythologie". Sowohl Görres wie Grimm wurden durch ihn beeinflußt.

2) Bis hieher abgedruckt in G. B. II, S. 256.

3) Dr. G. A Batt, ein Freund von Görres in Heidelberg und Gutsbesitzer in Weinheim. Vgl. G. B. II, S. 163.



noch nicht gesehen, nächstens sende ich Ihnen die von Grimm[1]) über den Minnegesang. Die von Kanne will ich wohl machen, ob's gleich nicht geringe Arbeit ist. Sie müßen indessen das „Pantheum" schicken, das habe ich noch nicht gesehen, die „Urkunden" aber habe ich hier. Wie ich von Pauli höre, haben Sie den Lohengrin[2]) übernommen, das ist mir lieb für das Buch, das ohnehin bei der hiesigen lüderlichen Haushaltung so gut wie nicht gedruckt gewesen wäre. Ich arbeite jetzt an der Einleitung dazu und dann mag's vom Stapel laufen.

Ich habe meine Ankündigung zur Herausgabe der Bibliotheca Vaticana[3]) altdeutsche Dichtungen lauter gute Sachen in vier Bänden, auf Subscription zu einer Carolin entworfen. Ich denke es dahin zu bringen, daß der Primas sich darauf interessirt und somit die Sache auf allerlei Weise zu betreiben, daß einige Hoffnung zum Gelingen ist.

Coblenz am 8. Januar 1812.[4])

7.

Zimmer an Görres.

Heidelberg, den 7. May 1812.

Lieber Freund!

Ich will mich nicht entschuldigen, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom 8. Januar noch nicht geschrieben, denn wenn Sie mir verzeihen wollen, thun Sie's doch, und daß nicht alle Schuld in meiner Saumseligkeit liegt wissen Sie. Ihr Vorhaben wegen der Vaticana finde ich vortrefflich und unter den

1) Jakob Grimm, 1785—1863, der berühmte Philologe, sein erstes Buch „Über den altdeutschen Meistergesang" erschien zu Göttingen 1811.

2) Lohengrin, ein altdeutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vatikanischen Manuskripts von Ferd. Glöckle, Heidelberg 1813.

3) Görres beabsichtigte eine „Bibliotheca Vaticana" nach den damals in Rom befindlichen Manuskripten herauszugeben. Die Anzeige davon erschien im Intelligenzblatt der Heidelb. Jahrbücher von 1812. Das Unternehmen kam nicht zustande.

4) Dieser Brief trägt bei Zimmer, S. 207, das unrichtige Datum 8. Juni 1812, statt 8. Januar 1812.



angeführten Bedingungen sind wir von Herzen erböthig zur Erscheinung derselben auf alle Weise mitzuwirken, auch ist, wenn die Sache in's Politische geschrieben wird, gewiß viel Hoffnung und vielleicht ist auch unser Hof zu veranlaßen, etwas zu thun, wenn er auf die rechte Art aufgefordert wird, so wie der König von Bayern ꝛc. Machen Sie also nur die Ankündigung ebenfalls etwas politisch und schicken Sie mir solche. Creuzer hat mir vorgestern Ihre Anweisung von Perthes präsentirt. Perthes hatte mir auch einige Tage vorher davon geschrieben, aber daß solche den 21. ds. Mts. fällig sey, wie nun nicht ist. Ich sollte um jene Zeit Geld für ihn erheben, und kann daher jetzt kein gleich zahlbares Papier schicken, sondern übermache Ihnen einliegend 600 fl. — auf H. W. Hamburg in Frfrt., 6 Wochen dato. Dieses Papier kann man, wie ich früher erfahren, in Coblenz al pary begeben was etwa daran verlohren werden muß, das zeigen Sie mir nur an, und ich ersetze es Ihnen. Einliegenden Honorar-Betrag habe ich Ihnen in Rechnung gebracht. Wie steht es denn mit dem Lohengrin? Wir hören und sehen gar nichts mehr davon. Es wäre recht schlimm, wenn er nicht spätestens Juny versandt werden könnte. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie Ihre Frau von uns herzlich.

Ihr Zimmer.

8.

Zimmer an Görres.

Heidelberg, den 29. Januar 1813.

Lieber Görres!

Warum laßen Sie denn gar kein Wort von sich hören? Ich habe mich seit lange recht wahrhaft gesehnt nach einigen Worten von Ihnen. Schreiben Sie doch! Wie steht es denn um die Bibliotheca Vaticana? was ist von Ihnen seither für die Subscription geschehen? Wenn man nicht einzelne Leute von Einfluß und besonders einige Höfe dafür intereßirt so kommt das Unternehmen sicher nicht zu Stande, was doch Schade wäre, auch einiger zerstreuter Menschen wegen, die sich sehr freuen. Wir haben bis jetzt in allem 23 Subscribenten,



wozu Batt 8 verschafft hat. Thun Sie doch ja etwas sehr ersprießliches. Wir wollen auch uns deswegen alle Mühe geben. Aber warum lassen Sie uns mit dem Lohengrin so ganz im Stich? Wir sind wirklich deswegen in nicht geringer Verlegenheit, da wir auch mit Pauli etc. nicht abrechnen können, bis das Buch komplet ist. Jetzt kommt uns die Ostermesse herbey. Sagen Sie doch was es damit werden soll. Grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich, auch von der Meinen. Nach vieler häuslichen Noth, die wir vorigen Sommer und Herbst hatten haben wir einen bessern Winter gehabt, als manche andere. Leben Sie wohl!

Lieber Görres!!! Ihr tr. Zimmer.

9.

Zimmer an Görres.

Heidelberg, den 4. May 1813.

Lieber Görres!

Ihren Brief vom 25ten Febr. sammt Einlage habe ich erhalten. Die Recension ist bereits im vorigen Monat abgedruckt. Wilken bittet Sie die angebothene Recension zu übernehmen, außer Hug,[1]) von dem nach dem Gesetze des Instituts keine Recension geliefert werden darf. Büschings[2]) Sagen erhalten Sie mit dem Catalog, der schon einige Zeit da liegt und auf Gelegenheit wartet, die in einigen Tagen sich finden wird. Damit empfangen Sie zugleich die verlangten 12 Exemplare des Lohengrin und 6 Titel. Außerdem geben wir nach

---

1) Hier ist wohl Johann Leonhard Hug, 1765—1846, der ausgezeichnete Exeget gemeint, es handelt sich wahrscheinlich um das Werk: „Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen" usw. Freiburg und Konstanz 1812.

2) Just. Gottlieb Büsching, 1783—1829. Er gab von 1809—1811 das Museum für altdeutsche Literatur heraus, 1812 mit von der Hagen und Docen den literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie.



Ihrer Anordnung 4 Exemplare an Batt für Glöckle,[1]) 1 an Creuzer, 1 an F. Schlegel,[2]) 1 an Boisserée,[3]) und 1 an Docen.[4]) Noch erfolgt in dem Paket Ihre Rechnung bis zur Oster-Messe und ein Brief an Glöckle, den wir dieser Tage in einem an Sie gerichteten Schreiben von mir an Sie vom 17. Aug. 1812 mit der Bemerkung refusé zurück erhalten haben. Wie mag das zugehen? Die 8 Carolin, welche Sie sich von Pauli für die Einleitung haben bezahlen lassen, hat derselbe auf uns angewiesen, und wir haben sie bezahlt. Pauli hat sich für die kleine Auflage von 400 Exemplaren sehr viel bezahlen laßen, und es ist dumm, daß er nicht wenigstens so viel Zuschuß gemacht hat, daß die Frey-Exemplare gedeckt wären. Übrigens muß er wohl, da er keine Exemplare geliehen, mehr gedruckt haben, ohne es uns anzugeben und das ist schlecht, denn wir haben die Auflage übernommen, nicht eine bestimmte Anzahl Exemplare. Mit der Lotterie ist es ziemlich gut gegangen. Machen Sie, daß wir aus Ihrer Gegend eine Parthie Theilnehmer bekommen. Im Juny wird die 1. Cl. gezogen, wo also wahrscheinlich der Hauptgewinn heraus kommt; allein die Ziehung der übrigen Classen dauert bis in den Herbst und Sie haben also noch gute Gelegenheit zum Anwerben.

Gott behüte Sie, mein theurer Freund! in dieser merkwürdigen Zeit.

Ihr tr. Zimmer.

---

1) Ferdinand Glöckle, schrieb in Rom vatikanische Handschriften für Görres ab.

2) Friedrich Schlegel, 1772—1829, der bekannte Literaturhistoriker und Konvertit. Er war Mitarbeiter der Heidelberger Jahrbücher.

3) Sulpice Boisserée, 1783—1854 und Melchior B., 1786—1851, die zwei Brüder, welche durch ihre berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde (seit 1836 in der alten Pinakothek in München) viel zur Wiedererweckung des Interesses für nationale Kunst beigetragen haben.

4) Bernhard Joseph Docen, 1782—1828, Germanist.

10.

Zimmer an Görres.

Heidelberg, den 9. Mai 1814.

Mein theurer Freund!

Ihren Brief habe ich durch Creuzer vorgestern erhalten, er ist also so lange unterwegs gewesen, daß ich glauben muß diese Zeilen treffen Sie nicht mehr. Doch schicke ich sie ab. Es ist gar tröstlich und erfreulich, daß Sie uns besuchen wollen. Was die Polizey betrifft, so ist es damit bey uns nicht so ernsthaft gemeynt: wir haben noch niemand wegen Schriftstellerey tod geschoßen und ich glaube man könnte die dort oben in keine größere Verlegenheit setzen, als wenn man im zutreffenden Fall, wie der alte Hamburger bei seinem Recht beharrend sagte: ich will arkebußert seyn. Wie bin ich erstaunt über das was Creuzer von Ihren Werken erzählt hat. Ich hoffe und erwarte und bitte, lieber Görres, daß Sie bei mir absteigen. Von Herzen Ihr Zimmer.

11.

Zimmer an Görres.

Heidelberg, 1. April 1815.

Mein theurer Freund!

Ihren Brief vom 21. Febr. mit der Einlage an W. habe ich erhalten und letztere demselben übergeben. Ihr Urtheil über meine kleine Schrift[1]) hat mir sehrwohl gethan, mehr als tausend Anderer. Ich bin bereits examinirt und wirklicher Pfarrer Vikarius oder auch Pfarrer in Schriesheim an der Bergstraße, wohin ich auch in einigen Tagen mit meiner Familie ziehe. Da ich mich noch nicht ganz von dem Geschäft los machen kann, so werde ich wöchentlich auf 1—2 Tage hierher kommen, da S. nur 2 Stunden von hier ist. Die Lage unseres Geschäftes ist übrigens der Art, daß wir uns, am allermeisten bey den gegenwärtigen Aussichten aller neuer Unternehmungen enthalten müßen. Sie können nicht glauben, welche traurige Resultate die letztern Jahre in dem Buchhandel gegeben haben. Es wird bald nicht mehr

1) Die früher erwähnte Schrift: „Über die Bestimmung der evangelischen Geistlichen", Heidelberg 1815.



möglich seyn, überhaupt etwas zu drucken. Der kurze Friede hat noch nichts gut gemacht. Unsere alten Bücher haben wir voriges Jahr in zwey Licitationen, bis auf einiges Unbedeutendes, gänzlich verkauft. Auch sind hier sonst keine Schätze, die ich Ihnen zuweisen könnte, zum Verkauf vorhanden.

Welchen Zeiten gehen wir jetzt wieder entgegen, lieber Görres! Ihr treuer Zimmer.

12.

Görres an Zimmer.

Ich danke Ihnen, mein lieber Zimmer, für Ihren letzten Brief. Ich sehe daraus, daß Sie in besorgter Treue und Redlichkeit noch immer der Alte sind. Ich kann mir recht gut Ihr Gesicht denken, wenn Sie wieder ein Blatt von uns erhalten und sich wundern, wie das vom Maule spricht, ohne weder rechts noch links sich umzusehen. Es ist, wie Sie wissen, so ganz unbefangen meine Weise, und ich habe gefunden, daß es doch in der Welt bis zu einem gewissen Grade geht, wenn man's gleich für unmöglich hält. Die Schlechtigkeit ist unbeschreiblich feige, überdem verfängt sich alles so durch einander, daß, geht man nur gerade darauf los, alles verdutzt und verwundert aus dem Wege geht. Sie haben mich jetzt unter Censur gethan, indessen ich mache mir nicht viel daraus, es ist im Ganzen nur pro forma, auch muß ich freilich, wenn es ruhiger wird, mehr einlenken, um nicht zu verderben, wo ich gut machen möchte. Denunziationen habe ich genug auf dem Leibe, ich mache mir indessen nichts daraus, und weiß sie schon abzufangen. Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb.

Coblenz am 23. April 1815.[1]) Ihr Görres.

Sophie Görres.

---

1) In Bezug auf diesen Brief sagt Schultz (a. a. O. S. 58): „Walzel hält auch das Datum des Briefes S. 205, den 23. April 1812, für richtig. Doch handelt der ganze Brief vom „Rheinischen Merkur" (1814—1816), wenn auch ohne Titelnennung und da Görres überdies erzählt, er sei unter die Zensur getan, was erst im Jahre 1815 geschah (vgl. Brentano und Arnim. Steig 342), so ist der 23. April 1815 für den Brief in Anspruch zu nehmen, der also die Reihe schließen muß". Diesem Urteil kann man nur beistimmen.

LXXIII.

Karl Ludwig von Haller.

Ein Lebensbild aus der Zeit der Restauration.

Von Wilhelm Kosch.

In den Tagen geistiger Prüfung und Läuterung, ideeller Wiedergeburt und Erhebung knüpft man doppelt gern an edle Vorbilder der Vergangenheit an, die unbeugsam der für wahr erkannten Sache ihres Lebens gedient haben, selbst den stärksten Widerständen trotzend. Als ein solches erscheint uns Nachgeborenen der Schweizerische Konvertit Karl Ludwig von Haller, der bedeutendste Staatsmann und Publizist der äußersten Rechten aus den Zeiten der katholischen Spätromantik. Der um die Erforschung des romantischen Geistes und Schaffens hochverdiente westfälische Gelehrte Ewald Reinhard, dem wir außer vorzüglichen Beiträgen vornehmlich zur Eichendorff-Forschung auch wertvolle Studien zur Geschichte des älteren deutschen Hochschulwesens verdanken, schenkt uns in der zweiten Vereinsschrift 1915 der Görres-Gesellschaft ein tiefeindringendes scharfumrissenes Lebensbild des großen Mannes.[1]) Spät genug hat dieser also doch seinen Biographen erhalten.

Den handschriftlichen Nachlaß Hallers birgt in der Hauptsache das Solothurner Familienarchiv: drei Bände Tagebücher in französischer Sprache, eine gewaltige Menge Briefe von geistlichen und weltlichen Würdenträgern, Journalisten, Gelehrten, Staatsmännern deutscher, französischer und italienischer Nationalität u. a. m. Leider ist es Reinhard trotz mühsamster Einzelnachforschung nur in seltenen

1) Auch selbständig im Buchhandel zu beziehen: Karl Ludwig von Haller. Ein Lebensbild aus der Zeit der Restauration. Auf Grund der Quellen dargestellt von Dr. Ewald Reinhard. Köln 1915, J. P. Bachem. Geh. ℳ 1.80.



Fällen gelungen, Schreiben von Haller ausfindig zu machen. Eine ähnliche Erfahrung machen übrigens fast alle Biographen und Briefsammler. Den Erben derartiger Schätze fehlt es zumeist an pietätsvoller Wertschätzung oder an dem nötigen Liberalismus der Wissenschaft gegenüber. Immerhin, wenn auch Reinhard darauf verzichtet eine erschöpfende Darstellung zu geben, er brauchte nicht so bescheiden zu sein, wie sich sein Vorwort ausdrückt. Seine Charakteristik des einzigartigen Mannes bedeutet zwar keinen Schlußstein in der Haller-Forschung, sicherlich aber mehr als bloß einen Markstein, es ist ein wohl abgerundetes die ganze Zeit und Umwelt getreulich wiederspiegelndes Gemälde, das uns über vielfach unbekannte und vergessene Ereignisse und Bestrebungen Aufschluß gibt, anregend, fesselnd durch seinen Stil, belehrend, erhebend durch seinen Inhalt, geistvoll und lebensfrisch gleich dem tiefsinnigen Restaurator der Staatswissenschaften selbst.

Das Geschlecht derer von Haller ist St. Gallischen Ursprungs, wird jedoch seit Ausgang des Mittelalters unter den stadtbernischen Patrizierfamilien angeführt. Der bekannteste Träger des Namens, Albrecht von Haller, der gefeierte Anatom, Chirurg und Botaniker, auch in der Literaturgeschichte als „Dichter der Alpen“ mit Ehren angeführt (1708—1777), weist bereits manche Züge seines Enkels Karl Ludwig auf, der am 1. August 1768 als zweiter Sohn des Sekretärs am kantonalen Kriegsrat Gottlieb Emmanuel von Haller das Licht der Welt erblickt hat: ein gewisses Interesse für staatsrechtliche Probleme und eine im Hinblick auf die mitunter recht gehässig verbohrte kalvinische Umwelt besonders anerkennenswerte religiöse Duldsamkeit auch Katholiken gegenüber.

Karl Ludwigs Vater starb frühzeitig (1786) in hervorragender Stellung, ohne den Aufstieg der Seinigen auch nur entfernt zu erleben. Bald hernach erhob die französische Revolution drohend ihr Haupt. Sogar die republikanische Schweiz geriet in lebhafte Bewegung, denn das Aristokraten-



regiment in verschiedenen Kantonen hatte sich, so schien es, gründlich überlebt.

Der junge Haller begab sich kurze Zeit nach seinem Eintritt in den Staatsdienst zu Studienzwecken 1790 nach Paris. Er sah sich die Sitzungen der Nationalversammlung an und hörte mit Entsetzen die aufreizenden Reden, die zum Fenster hinausgesprochen, auf die Gasse wirken sollten. Das Irrlicht der neuen Freiheit blendete ihn nicht, aber es trübte doch den ruhigen Blick des empfänglichen Jünglings.

Heimgekehrt veröffentlichte er im nächsten Jahre seine erste Schrift „Über den freien Kauf und Verkauf der Butter im Kanton Bern", worin er für den Freihandel eintrat. Es stellte sich auch in der nächsten Folgezeit heraus, daß seine ererbten konservativen Gesinnungen gleich denen seines rheinischen Zeitgenossen Görres von der liberalen Zeitströmung nicht unbeeinflußt blieben. Dies scheint der Biograph ungern zugeben zu wollen, aber es entspricht vollkommen den Tatsachen und verdiente vielleicht sogar schärfere Hervorhebung.

Mehrmals nahm Haller an Gesandtschaften seines Kantons teil, die mit den Franzosen zu verhandeln hatten. Dabei lernte er 1797 den General Napoleon Bonaparte in der Lombardei kennen, in Paris ferner Talleyrand und Madame de Staël.

Leider verschlimmerten sich die Beziehungen der Eidgenossenschaft zu Frankreich trotz allen friedlichen, ja freundschaftlich nachgiebigen Aussprachen, die man von Bern aus eifrig suchte, zusehends. Spät genug sahen sich die Schweizer nach einem Bundesgenossen gegen die Franzosen um und traten zu diesem Zweck an Österreich heran. Allein dieser damals ungemein geschwächte Staat lehnte ein Schutz- und Trutzbündnis mit glatten Worten ab.

Inzwischen wechselte auch die Verfassung Berns, des noch immer größten und mächtigsten der Schweizerkantone. Die Aristokraten zogen das bisher rechtlose Volk zur Mitregierung heran. Der neue erweiterte Rat beauftragte hier-

auf Haller mit der Abfassung einer neuen Konstitution. Und dieser unterzog sich dieser Aufgabe als Kind seiner Zeit in einem mehr oder minder liberalen Sinn. Daher der spätere Widerspruch des konservativen Konvertiten!

Die neuen Machthaber der helvetischen Republik — Bern hatte anfangs März 1798 nach hartem Widerstand kapitulieren und die Franzosen in die Stadt einziehen lassen müssen — fanden an Hallers Verfassungsentwurf Gefallen und hätten ihn gern als Beamten in ihren Diensten weiterbehalten. Doch dieser lehnte ab und suchte als freier Schriftsteller auf dem Gebiet der Tagespolitik ein neues Arbeitsfeld. Sofort begründete er ein politisches Journal „Helvetische Annalen", das zu den laufenden Ereignissen kritisch Stellung nehmen sollte. Allein nur zu bald kam der scharfsinnige Satiriker mit der heimatlichen Regierung in Konflikt. Das Direktorium in Bern untersagte nach mehreren Monaten das Weitererscheinen.

Haller begab sich ins Ausland, zunächst nach Rastatt, um Verbindung mit Österreich zu finden, hierauf zur Armee des Erzherzogs Karl, der ihm eine Anstellung in der Kriegskanzlei verschaffte. Gleich andern Gesinnungsgenossen erhoffte er nach einer Niederlage der Franzosen eine Wiederherstellung der alten Aristokratenherrschaft. Denn von Tag zu Tag sah er immer mehr ein, daß die modernen liberalen Prinzipien der französischen Revolution seinem Vaterland nur Schaden bringen könnten.

Zahllose Proklamationen, Aufrufe und Denkschriften entflossen damals Hallers Feder. Aber der Erfolg blieb aus. Die französischen Waffen siegten. Erzherzog Karl, der persönlich wohl nie so weit ging wie sein Schützling aus Bern, trat vom Oberkommando zurück.

Der enttäuschte Patriot wandte sich nach Erlangen. Dort erschienen seine flammenden Kriegsmanifeste „Geist und Gang der letzten Pariser Revolution oder Was ist von derselben für den Frieden zu hoffen oder zu fürchten?" und „Was ist besser, Krieg oder Frieden mit den Franzosen?" Sie zeigen uns



den Verfasser bereits als radikalen Bekämpfer des Jakobinertums. Die freisinnigen Anwandlungen der Jugendzeit erscheinen endgültig verflogen. „Gesegnet sei der Krieg!“ ruft er aus, „Gott wolle ihn erhalten, erweitern und mit Kraft und unaufhaltsamem Nachdruck begleiten und ihn bald zu einem glücklichen Ende bringen. Vorher wolle uns der Himmel vor französischem Frieden gleichwie vor französischer Freiheit bewahren; diese ist ärger als die drückendste Sklaverei, jener ist verderblicher als der schrecklichste Krieg!“

1801 zog Haller nach Weimar. Der Musenhof lockte ihn nicht. Er wollte lediglich in größerer Ruhe, vom Kriegsgetümmel etwas entfernt, eine aktuelle Schrift über die Lage seines Landes dem Druck übergeben. Sie erschien als „Geschichte der Wirkungen und Folgen des österreichischen Feldzuges in der Schweiz“. Fast gleichzeitig veröffentlichte er auch eine Schrift über Lavater, worin er dem Zürcher Patrioten und nackensteifen Toleranzapostel ein literarisches Denkmal zu setzen suchte.

Bald verbanden ihn neuerdings innige Fäden mit Österreich. Wahrscheinlich noch im gleichen Jahr 1802 übersiedelte er nach Wien und trat hier den Posten eines Hofsekretärs, zugeteilt dem Kriegsministerium an. Sein scharfes Auge ließ keine Täuschung zu. So charakterisierte er den vielgefeierten Staatsmann Gentz als „Sybariten“. „Indessen“, so schrieb er allerdings sehr viel später an seinen Landsmann, den Konvertiten Hurter, „indessen fiel es mir auf, daß er, ohne eben ein gläubiger praktischer Christ zu sein, dennoch eine Abneigung gegen die Reformation in sich fühlte.“

Von den größeren literarischen Arbeiten Hallers aus jener Zeit verdienen besonders zwei ausdrücklich Erwähnung, weil sie zur Kenntnis der Entwicklung seines Systems geradezu grundlegende Bedeutung besitzen: die eine „Über die Wiederherstellung der Finanzen des Hauses Österreich“ (1801), die andere: „Über die Verhältnisse und Interessen des Hauses Österreich mit den auswärtigen Mächten“ (1802). Verschiedene



wunde Stellen, die sich in der Geschichte der Donaumonarchie immer wieder bis zur Gegenwart herauf bedrohlich zeigen sollten und damals außerordentlich starke Wirkungen hatten, deckte er schonungslos auf: Die arg darniederliegenden Finanzen Österreichs können lediglich durch die Wiederbegründung seines Kredits und die Verminderung seiner Staatsausgaben gehoben werden. Hiezu gehört vor allem die Beschränkung der Beamtenstellen, ein überaus zeitgemäßes Problem, das selbst heutzutage dem größten Beamtenstaat der Erde zu schaffen gibt. Haller traf bereits vor einem Jahrhundert den Nagel auf den Kopf.

Aber auch die Anfänge seines Hauptwerks über die „Restauration der Staatswissenschaften" dürfen wir schon aus diesen beiden Schriften herauslesen. Langsam tritt bereits das Bild des Hallerschen Idealstaates hervor: Ein Staat unter einem Souverän mit voller Herrschaftsgewalt und Untertanen mit beschränkten Rechten. Die Monarchie von Gottes Gnaden schien in den Staub zu sinken, die ältesten Dynastien der Erde zitterten vor dem Siegerwillen des Emporkömmlings Napoleon, alle Grundsätze der Vergangenheit besassen offenbar kaum mehr den Wert eines Fetzen Papiers.

Das blutige Jahr 1805 vertrieb mit anderen auch Haller, diesen Todfeind der französischen Diktatur, aus der bedrohten Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. In Kroatien, „an den äußersten Grenzen der europäischen Kultur", wie er schreibt, fand er einen Schlupfwinkel. Aber jetzt erst recht klärte sich das Programm seines Lebens. Inmitten der allgemeinen Verzweiflung und Verwirrung arbeitete er an den Grundzügen desselben.

1803 war in Bern die alte Kantonverfassung wieder hergestellt worden. Aus den Wahlen gingen die aristokratischen Geschlechter neuerdings siegreich hervor. Im folgenden Jahr schritt man auch an eine Neuordnung der Schulangelegenheiten daselbst und begründete eine Art Hochschule mit dem Titel: Akademie. An dieses Institut nun erhielt Haller



1806 eine ehrenvolle Berufung in der Eigenschaft eines Professors für Staats- und Völkerrecht, sowie Geschichte.

Kurzerhand entschloß sich der vielgeprüfte Mann, der sich nach der Stille der Gelehrtenstube sehnte, zur Annahme des Antrags. Er kehrte nach Bern zurück, begründete einen auch in der Folge glücklichen Hausstand und wurde so seßhaft. Das Nebenamt eines Zensors, das man ihm aufgebürdet hatte, legte Haller zwar bald nach den ersten ihm daraus erwachsenen Zwistigkeiten nieder, aber die altgewohnte journalistische Tätigkeit gab er auch jetzt nicht auf. Zahlreiche seiner Aufsätze, in denen er gewissermaßen die Vorstudien zu seinem bevorstehenden Haupt- und Lebenswerk niederlegte, erschienen im „Literarischen Archiv".

Daraus erwuchs zunächst sein „Handbuch der allgemeinen Staatenkunde", ein Vorläufer der berühmteren „Restauration" (1808). Wer sich in das Schaffen Hallers rasch und leicht einlesen will, greift am besten zuerst zu jenem einbändigen Kompendium. Ist es auch noch nicht so scharf und tief umrissen, so bietet es doch infolge seiner für Anfänger berechneten Darstellung eine fast ebenso lehrreiche und dabei weniger ermüdende Lektüre.

Damals begann auch die Korrespondenz Hallers sich immer mehr auszubreiten. Er trat mit Friedrich Hurter in einen überaus anregenden Briefverkehr und setzte sich mit dem Historiker Johannes von Müller sowie mit anderen hervorragenden Zeitgenossen in unmittelbare Verbindung. Das eigene Studium wurde eifrigst fortgesetzt. Besonders die Bibel, aus der er ebenso wie aus anderen Büchern herrliche Lesefrüchte als Zitate für seine Schriften mit Vorliebe zusammentrug, hatte es ihm angetan. Seine tiefgläubige Natur suchte die Übereinstimmung mit den Evangelien in allem und jedem. Seine kleine 1811 veröffentlichte Schrift „Politische Religion oder biblische Lehre über die Staaten" gibt Zeugnis davon.

Noch einmal griff Haller auch praktisch in das Staatsleben seiner Umwelt ein. Bei der Säkularisation des Fürst-

bistums Basel, das territorial zwischen Basel-Stadt und Bern aufgeteilt wurde, wirkte er tätig mit. Obwohl noch immer Protestant, suchte er mit Erfolg den neuen katholischen Kantonsgenossen die religiöse und politische Gerechtsame verfassungsgemäß zu gewährleisten, ebenso den Bischof jeglicher staatlichen Bevormundung zu entziehen.

Nun aber hielt er die Zeit für gekommen, sein eigentliches Lebenswerk die „Restauration der Staatswissenschaften" niederzuschreiben. Ende 1816 kam der erste Band an die Öffentlichkeit. Bis zur Herausgabe des sechsten und letzten verstrich allerdings ein Jahrzehnt, denn Hindernisse der mannigfachsten Art stellten sich einer rascheren Vollendung entgegen.

Da Reinhard in dieser Zeitschrift (152. Bd., 12. Heft) darüber eine gründliche Studie veröffentlicht hat, erübrigt sich eine nochmalige Charakteristik. Die Biographie geht näher auf die Quellen, die Verbreitung und Wirkung des denkwürdigen Werkes ein und kommt zu dem Ergebnis, daß der Absatz weit hinter dem Ruhm desselben zurückgeblieben ist. Obwohl die Auflage der einzelnen Bände bloß 600 bis 1000 Exemplare betrug, waren in den Vierzigerjahren noch so viele vorhanden, daß der Verleger den Vorschlag machte, die Bücher, von denen kein einziges mehr abging, als Makulatur zu verkaufen.

Gleichwohl wurde die „Restauration" in alle Weltsprachen übersetzt und dadurch, daß fast kein Staatsmann von Ruf, wenigstens den Gedankeninhalt des Ganzen unberücksichtigt lassen durfte, ein außerordentlich einflußreiches Unternehmen. Die Verbrennung des ersten Bandes anläßlich der Wartburgfeier 1817 verschlug hiebei ebensowenig wie die vernichtende Kritik, die es allenthalben auf liberaler Seite erfuhr.

Haller war zu stark mit seinen ultrakonservativen, mittelalterlich-monarchistischen Prinzipien hervorgetreten, hatte zu viel Sympathie für die alte Kirche und ihre neuen Anhänger, die romantischen Konvertiten, gezeigt, um in dem



protestantischen Bern vor einer mehr oder minder freisinnigen Studentenschaft seine Ansichten vom Lehrstuhl herab weiterhin ungestört vortragen zu können. Und so trat er schon im Erscheinungsjahr des ersten Bandes seiner „Restauration" von der Professur zurück.

Die innere Einkehr, die ihm die folgenden Jahre ermöglichten, ließ ihn die Schönheit und Größe, die Wahrheit und Folgerichtigkeit der katholischen Dogmen vollends erkennen. Auf einer Reise nach Neapel lernte er in dieser seelischen Verfassung 1819 einen Priester kennen, der ihn aufforderte, er möge seine Gesinnungen durch den formellen Übertritt zum Katholizismus auch äußerlich bekräftigen. Haller sträubte sich zunächst noch gegen diesen Schritt. Seine Konversationsschrift behandelt ausführlich die schweren inneren Kämpfe, die er durchzumachen hatte, ehe er das Tor der katholischen Kirche aufschloß. Bald jedoch war er so weit. Peter Tobias Jenny, der Bischof von Freiburg im Üchtland (Schweiz), an den er sich hilfesuchend wandte, mahnte jetzt selber, die Angelegenheit nicht zu überstürzen.

„Im Übrigen setzte er sich", so schreibt Haller, „ganz in meine Lage, in meine schwierigen Verhältnisse zu meiner Familie und zur Gesellschaft und sagte mir, daß die Kirche sich mit Ablegung des Glaubensbekenntnisses begnüge, und daß ich, um ein größeres Übel zu verhüten oder mehr Gutes zu wirken, für unbestimmte Zeit der Ausübung des äußeren Gottesdienstes enthoben werden könnte; zuletzt zeigte er mir einige wenige Vorbereitungen und Formalitäten an, die zu beobachten wären. Gleichwohl vergingen wieder mehr als acht Monate, während welcher ich die kleine Schrift über die spanische Verfassung — gemeint ist die hochkonservative Broschüre: „Über die Konstitution der spanischen Cortes" — und den vierten Band meiner Restauration vollendete, der Ende 1820 im Druck erschien. Dieser Band, ob er schon nur von den geistigen oder religiösen Gesellschaften im Allgemeinen handelt und weniger das Dogma berührt als vielmehr das Wesen und die Organisation der Kirche, ist gleichwohl vom Anfang bis zum Ende



nach katholischen Grundsätzen geschrieben und enthält, sozusagen, mein vor der ganzen Welt abgelegtes katholisches Glaubensbekenntnis. Während dieser Zeit drang der Bischof durchaus nicht in mich, wie es aber auch nicht . . . im Geiste der Kirche liegt. Sie lockt niemand an; sie sieht zu, wenn jemand kommt, und läßt die Gnade Gottes walten, welche mächtig genug ist, wenn sie einmal das Herz des Menschen gerührt hat. Ich hätte es noch weiter verschieben können, ich habe nichts übereilt; ich kämpfte zehn bis zwölf Jahre, bevor ich mich entschloß. Allein ich hatte keine Ruhe mehr, mein Entschluß war unerschütterlich. Endlich war mit aller möglichen Vorsicht Tag und Ort bestimmt, und das war der 17. Oktober 1820 auf dem Landhause des Herrn Boccard zu Zetschwyl (im Kanton Freiburg). Der Bischof begab sich dahin. Dort legte ich mein Glaubensbekenntnis und meine Generalbeichte ab. . . ."

Ob es richtig, ja ob es klug war, zunächst als Kryptokatholik das Leben fortzuführen, läßt auch Reinhard dahingestellt. Tatsache ist, daß die Konversion in Bern bald ruchbar wurde und der Sturm der Empörung in den maßgebenden Kreisen des Kantons jetzt erst recht losging. Man schalt den überzeugungstreuen Mann nicht bloß als Renegaten, man warf ihm sogar Heuchelei vor. Kurz, er mußte aus dem Regierungsrat ausscheiden und zog 1822 mit Weib und Kind, die protestantisch geblieben waren, nach Paris.

Große Hoffnungen setzte gerade damals Haller auf das monarchistische Frankreich der Bourbonen unter Ludwig XVIII. Zunächst freilich erlebte er nur Enttäuschungen. Erst 1824, als der ihm abgeneigte, wenn auch katholisch gesinnte Chateaubriand als Minister des Äußern ausschied, fand er unter dessen Nachfolger eine Anstellung ähnlich der, die er einst in Wien besessen hatte, als „Publiciste attaché au ministre des affaires étrangères".

Aber nur kurze Zeit leuchtete ihm hier die Sonne des Glückes. Bereits im gleichen Jahre starb der König und dessen Bruder bestieg als Karl X. den französischen Thron. Anfänglich schien der Kurs sich für Haller und seine Freunde

eher noch günstiger zu gestalten zu wollen. Auch an seiner Familie erlebte der gefeierte Staatsmann damals ganz besondere Freuden. Eine Nichte, seine drei Kinder und schließlich seine Frau traten zur katholischen Kirche über.

Inzwischen vollzog sich ein bedeutungsvoller Ministerwechsel. Die Uneinigkeit der konservativen Royalisten brachte eine liberale Regierung ans Ruder. Diese machte zwar nochmals einer konservativen Platz. Für wie lange? durfte man fragen. Die Revolution kam unausweichlich. Der Julisturm von 1830 fegte auch Haller, der zum Schluß als Professor an der französischen Diplomatenschule gewirkt hatte, hinweg.

Wiederum kehrte der Schwergeprüfte nach der schweizerischen Heimat zurück. In Solothurn auf seinem 1828 erworbenen Landsitz fand er das Tuskulum der letzten Lebensperiode. Sein kleines Schloß unmittelbar vor den Toren der alten Bischofsstadt bildete den Mittelpunkt eines sich stetig mehrenden, weitverzweigten Freundeskreises; bis zu seinem Tod empfing er dort, einem Fürsten gleich, die Besuche angesehener und bedeutender Persönlichkeiten, die ihm ihre Achtung und Bewunderung zollten.

Haller wirkte ohne Unterlaß für die Umsetzung seiner Ideen in die Tat. So plante er jetzt die Gründung eines „Bundes der Getreuen" (zum Schutz der Religion, der Gerechtigkeit und der wahren Freiheit).

Jarcke, Phillips, Görres, Ringseis u. a. Wortführer der konservativen Richtung wurden mit ihm teils schriftlich, teils von Angesicht zu Angesicht bekannt. Eine Reise nach Tirol und Süddeutschland, die er 1840 unternahm, erweiterte und vertiefte manche persönliche Beziehung. Daneben schrieb er Aufsatz um Aufsatz, Buch um Buch. 1839 kam in französischer Sprache eine Sammlung seiner wertvollsten kleineren Studien heraus, im folgenden Jahr seine Schrift „Die Freimaurerei und ihr Einfluß in der Schweiz", 1847 eine an die Adresse des Königs Friedrich Wilhelm IV. gerichtete „Staatsrechtliche Prüfung des vereinigten Preußischen Land-

tags", eine feierliche Verteidigung des Gottesgnadentums. Weitere literarische Arbeiten blieben Fragment.

Am 20. Mai 1854 ereilte den rüstigen, hochbetagten Bannerträger einer versunkenen Zeit, den selbst die Revolution von 1848 nicht hatte wankend machen können, der Tod. Auf dem Kirchhof St. Katharina zu Solothurn fand er sein Grab. Ein leidenschaftlicher Kämpfer, ein gewandter Schriftsteller, dem selbst die Waffe der Satyre zur Verfügung stand, schied mit ihm aus dieser Zeitlichkeit.

Sein Restaurationsprogramm blieb sich, wie Reinhard hervorhebt, allezeit gleich: Haller verteidigte die mittelalterliche Auffassung der Monarchie. Zu ihrer Begründung bekämpfte er die Lehre vom Contrat social Rousseau's, und diese negative Seite seiner Wirksamkeit ist wissenschaftlich am bedeutungsvollsten. Haller hat wirklich diese Ansicht als falsch erwiesen und vernichtet; die wissenschaftliche Begründung der Revolution war damit ebenfalls hinfällig geworden. Doch ging Haller zu weit, wenn er beweisen wollte, daß eine solche Vertragsleistung im konstitutionellen Staatswesen zu den Unmöglichkeiten gehöre; er mußte für diesen Fall der Möglichkeit Raum lassen. Darin also findet das Lob seine Beschränkung. Und noch weniger glücklich zeigte er sich in der positiven Grundlegung seines Systems. Immerhin wirkten seine Gedanken selbst auf den Gegner befruchtend. Mag er daher heute auch zu den Vergessenen gehören, als letzter Ritter der feudalromantischen Staatsauffassung verdient er in der Geschichte des deutschen Geistes einen dauernden Ehrenplatz.

LXXIV.

Marie von Ebner-Eschenbach als Denkerin.

Die jüngst verstorbene Dichterin hat längst im deutschen Volke durch ihre Dichtungen ungeteilte Anerkennung und vielfache Würdigung gefunden, letztere wieder bei ihrem Ableben. Doch wurde dabei weniger ihrer Denkerarbeit gedacht, die sie in ihren Aphorismen niedergelegt hat. Denn der richtige Aphorismus ist nicht ein flüchtig hingeworfener Gedanke, eine Art Abfall der Denkarbeit, sondern „der letzte Ring einer langen Gedankenkette". Es treten uns also in den Aphorismen von Ebner-Eschenbach ihre Gedanken entgegen, die sie sich über die verschiedensten Gebiete menschlichen Lebens und Schaffens im Laufe eines langen Lebens gebildet hat. Daher mag es wohl am Platze sein, diese Lücke im Bilde der Dichterin durch eine Charakteristik der in diesen Aphorismen[1]) niedergelegten Gedankenarbeit auszufüllen.

Bei einer Schriftstellerin liegt es nahe, daß sie auch über ihr eigenstes Gebiet, über künstlerisches Schaffen nachgedacht hat. Tatsächlich handeln verschiedene ihrer Aphorismen über Kunst und Künstler, über Talent und Genie, über Dichter und Dilettant, über Philosoph und Dichter, über Phantasie und Schaffensfreude, über Lehrling und Meister, Kritik und Mittelmäßigkeit, Natur und Kunst. Hier einige dieser Gedankenblitze: „Ein Dichter, der einen Menschen kennt, kann hundert schildern." „Wenn man nur die Alten liest, ist man sicher, immer neu zu bleiben." „Natur ist Wahrheit; Kunst ist die höchste Wahrheit." Geriebenen Plagiatoren schreibt sie ins Stammbuch: „Ein literarischer Dieb, der sich das Stehlen recht sauer werden läßt, kann sein Lebenlang für einen originellen und ehrlichen Mann gelten." Für künstlerisches Schaffen hat sie den guten Rat: „Der Künstler versäume nie, die Spuren des Schweißes zu verwischen, den sein Werk gekostet hat. Sicht-

1) Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach. 7. Aufl. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 212 Seiten.

bare Mühe ist zu wenig Mühe." Und ein andermal warnt sie vor Vergewaltigung der Phantasie: „Man darf die Phantasie verführen, aber Gewalt darf man ihr nicht antun wollen." Kurz wird der Unterschied von Genie und Talent illustriert: „Den Strich, den das Genie in einem Zuge hinwirft, kann das Talent in glücklichen Stunden aus Punkten zusammensetzen" oder „Der Genius weist den Weg, das Talent geht ihn." Eine gewisse Art von Kunstkritikern und ihr Wühlen in der Geschichte der Entstehung eines Kunstwerkes schätzt sie mit Recht gering ein: „Die Kritik ist von geringer Qualität, die meint, ein Kunstwerk nur dann richtig beurteilen zu können, wenn sie die Verhältnisse kennt, unter denen es entstanden ist." Daß Schaffen mit Mühe und Unlust verbunden ist — wie drastisch drückt sie diesen Gedanken aus: „Wer von Schaffensfreude spricht, hat höchstens Mücken geboren."

Neben ästhetischen Problemen beschäftigten sie aber auch pädagogische. Die Forderung, der Erzieher müsse zum Kinde herabsteigen können, kleidet sie in den Satz: „Wer sich an seine eigene Kindheit nicht mehr deutlich erinnert, ist ein schlechter Erzieher." Wie der römische Dichter empfiehlt sie Ehrfurcht vor Kindern: „Wer in Gegenwart von Kindern spottet oder lügt, begeht ein todeswürdiges Verbrechen." Schwachen Eltern wird zu Gemüte geführt: „Das gibt sich, sagen schwache Eltern von den Fehlern ihrer Kinder. O nein, es gibt sich nicht, es entwickelt sich." Und ist es nicht allzu wahr, wenn sie schreibt: „Es gibt leider nicht sehr viele Eltern, deren Umgang für ihre Kinder wirklich ein Segen ist"?

Auch Soziales und Praktisches entging ihrer Beobachtung nicht. Sie weiß scharfe Lichter auf die Dinge zu werfen. „Die öffentliche Meinung ist die Dirne unter den Meinungen" lautet ihr Verdikt. Und wer möchte ihr Urteil über die Presse nicht unterschreiben: „Ihr jubelt über die Macht der Presse — graut euch nie vor ihrer Tyrannei?" Den Schwärmern für Gleichheit ruft sie zu: „Wer Gleichheit zu schaffen verstünde, müßte der Natur Gewalt antun können." Kann man die Parteileute besser zeichnen als der Aphorismus: „Der Ignorant weiß nichts,

der Parteimann will nichts wissen"? Zur sozialen Frage bemerkt sie: „Es gäbe keine soziale Frage, wenn die Reichen von jeher Menschenfreunde gewesen wären." Und ein andermal: „Der Arbeiter soll seine Pflicht tun, der Arbeitgeber soll mehr tun als seine Pflicht."

Ebenso wenig sind ihr Fragen der Religion und Weltanschauung fremd geblieben. Unser Leben ist eine Mission, wie Mazzini gesagt hat. Diesem Gedanken gibt sie Ausdruck: „Wenn man das Dasein als eine Aufgabe betrachtet, dann vermag man es immer zu ertragen." Aus dem Gedanken an die Vergänglichkeit schöpft sie nicht bloß Leid, sondern auch Trost. „Der Gedanke an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge ist ein Quell unendlichen Leids — und ein Quell unendlichen Trostes." Von der Grenzenlosigkeit des göttlichen Wesens durchdrungen ruft sie aus: „Je weiter unsere Erkenntnis Gottes bringt, desto weiter weicht Gott vor uns zurück." Wie schlagend kennzeichnet sie den Unterschied von Philosophie und Glauben mit dem Aphorismus: „Der Kriticismus kann dich zum Philosophen machen, aber nur der Glauben zum Apostel." Daß Glauben schließlich das Ende der Philosophie ist, drückt sie wie Geibel aus: „Alles Wissen geht aus einem Zweifel hervor und endigt in einem Glauben." Den Glaube an Gott schöpft sie aus dem Schaffen. „Schaffen führt zum Glauben an einen Schöpfer." Geringes Verständnis schreibt sie denen zu, die nur das Erklärte verstehen wollen. „Die verstehen sehr wenig, die nur das verstehen, was sich erklären läßt."

Eine ziemliche Anzahl von Aphorismen widmet sie der Betrachtung des Weltlaufs, dem Verhalten von Welt und Menschen und erweist sich als gute Beobachterin, wenn sie Jugend und Alter, die heutigen Menschen, Mann und Frau, Liebe und Ehe, Einsamkeit und Geselligkeit, Fortschritt und Rückschritt, Freud und Leid, Ruhm und Nachruhm, Schweigen und Reden, Vertrauensseligkeit und Menschenverachtung und bebesonders die menschliche Selbstsucht mit treffenden Worten charakterisiert. Man klagt heute so viel über Verstandesbildung auf Kosten der Gemütsbildung. Unsere Autorin widerspricht geistvoll:

„Der Verstand wird meist auf Kosten des Gemütes ausgebildet". — O nein, aber es gibt mehr bildungsfähige Köpfe, als bildungsfähige Herzen." Den menschlichen Egoismus treffen die Worte: „Was wissen wir nicht alles zur Entschuldigung von Fehlern und Übelständen vorzubringen, aus denen wir Nutzen ziehen!" Oder: „Wir unterschätzen das, was wir haben, und überschätzen das, was wir sind." Oder: „Wir sind leicht bereit, uns selbst zu tadeln unter der Bedingung, — daß niemand einstimmt." Die Herrschaft der Mittelmäßigkeit zeichnet das Wort: „Die Erfolge des Tages gehören der verwegenen Mittelmäßigkeit." Kann das Schicksal der Unparteilichkeit treffender beschrieben werden, als es der Aphorismus tut: „Der Platz des Unparteiischen ist auf Erden zwischen den Stühlen; im Himmel aber wird er zur Rechten Gottes sitzen." Die verschiedene Wirkung des Schicksals auf die Menschen wird vor Augen geführt durch den Satz: „Wir werden vom Schicksal hart oder weich geklopft; es kommt auf das Material an." Auf die verwickelte Natur des Menschen deutet sie mit dem Paradoxon: „Der einfachste Mensch ist immer noch ein sehr kompliziertes Wesen." Die Herrschaft der Mode wird gegeißelt: „Man darf anders denken als seine Zeit, aber man darf sich nicht anders kleiden." Wie schwer die Menschen einander Gerechtigkeit widerfahren lassen, erfahren wir aus dem Aphorismus: „In der Jugend meinen wir, das Geringste, das die Menschen uns gewähren können, sei Gerechtigkeit. Im Alter erfahren wir, daß es das Höchste ist." Wie richtig wird die Macht der Schmeichelei geschildert: „Wenn wir auch der Schmeichelei keinen Glauben schenken, der Schmeichler gewinnt uns doch. Einige Dankbarkeit empfinden wir immer für den, der sich die Mühe gibt, uns angenehm zu betrügen." Zum Thema Mann und Frau sei hervorgehoben: „Es gibt mehr naive Männer als naive Frauen." „Die Männer sind auf allen Gebieten die Führenden, und auf dem Wege zum Himmel überlassen sie den Frauen den Vortritt." Die Sucht der Gegenwart, nur zu kritisieren, trifft der Aphorismus: „Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse".



Der größte Teil der Aphorismen aber beschäftigt sich mit ethischen Dingen. Tugend und Laster, Güte und Mißgunst, Vertrauen und Mißtrauen, Ausdauer und Entsagung, Haß und Neid, Eitelkeit und Selbstsucht, Dankbarkeit und Ehrfurcht, Hochmut und Demut, Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit, Selbstbeherrschung und Pflicht, Höflichkeit und Rücksichtslosigkeit, und wie die verschiedenen sittlichen Eigenschaften alle heißen, bilden das Thema dieser Aphorismen, in denen diese ethischen Beziehungen entweder gut charakterisiert oder eine Lebensregel gegeben wird. Wir notieren einige: „Andere neidlos Erfolge erringen sehen, nach denen man selbst strebt, ist Größe." — „Geduld mit der Streitsucht der Einfältigen! Es ist nicht leicht zu begreifen, daß man nicht begreift." — „Eiserne Ausdauer und klaglose Entsagung sind die zwei äußersten Pole der menschlichen Kraft." — „Die meiste Nachsicht übt der, der die wenigste braucht." — „Der Haß ist ein fruchtbares, der Neid ein steriles Laster." — „Wenn die Mißgunst aufhören muß, fremdes Verdienst zu leugnen, fängt sie an, es zu ignorieren." — „Man kann nicht allen helfen! sagt der Engherzige und — hilft keinem." — „Suche immer zu nützen, suche nie dich unentbehrlich zu machen." — „Die Großen schaffen Großes, die Guten das Dauernde." — „Der größte Feind des Rechtes ist das Vorrecht." — „Was Menschen und Dinge wert sind, kann man erst beurteilen, wenn sie alt geworden." — „Wir sind für nichts so dankbar wie für Dankbarkeit." — „Die Genußsucht frißt alles, am liebsten aber das Glück."

Die vorstehende Charakteristik der Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach rechtfertigt unsere Aufschrift: M. v. Ebner-Eschenbach als Denkerin. Manche der Aphorismen sind paradox, aber sie enthalten immer einen wertvollen Gedanken, alle zeugen von tiefer Beobachtung von Welt und Leben, von gründlicher Kenntnis des menschlichen Herzens und einer idealen, hohen Zielen zugewandten Welt- und Lebensauffassung. Die Lektüre dieser Gedankensplitter ist ebenso genußreich als anregend und erhebend.

Würzburg. Prof. Dr. R. Stölzle.

LXXV.

„Der Zaum im Kinnbacken der Völker".

Von A. Becker, Redakteur, Berlin.

Wenn die Bedeutung und der machtvolle Einfluß der Presse im staatlichen Leben der Völker noch eines Beweises bedurft hätte, der Weltkrieg hätte ihn restlos erbracht. Wer heute die Presse in seiner Macht hat, der kann die Völker nach aufwärts führen, der kann sie begeistern für alles Wahre, Gute und Schöne, der kann sie hinabstoßen in den Abgrund der Lüge und Verirrung, der kann Zeugnis geben für Wahrheit und Gerechtigkeit, kann Wahrheit und Gerechtigkeit verhöhnen, kann das Gute schlecht, das Schlechte gut nennen, kann Wahrheit Lüge und Lüge Wahrheit nennen, kann das Licht für Finsternis, Finsternis für Licht ausgeben, kann Völker versöhnen, Liebe säen, kann sie mit Haß entflammen und sie im Krieg zu Tode hetzen.

„Ich sah aus dem Meer ein Tier aufsteigen, das hatte sieben Köpfe und zehn Hörner, auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Köpfen Namen der Lästerung. Und sein Mund war wie ein Löwenmaul, und es ward ihm Macht gegeben, große Dinge und Lästerungen auszusprechen; auch ward ihm gegeben Krieg zu führen, auch ward ihm Macht gegeben über alle Stämme und Völker und Sprachen und Nationen — und alle Bewohner der Erde beteten es an!"

Dieses Tier der Apokalypse, das der Apostel im Geiste sah, haben wir es heute nicht in Wirklichkeit vor Augen in der Verschwörung der Weltlogenblätter gegen unsere Monarchie, gegen unser Dasein? Zählen wir nicht die sieben Köpfe, die sie inspirieren, die zehn Kronen, die sie tragen, die Lästernamen auf ihrer Stirn? Hören wir nicht das Löwenmaul, das große Dinge spricht und Lästerungen ausstößt? Und sehen wir nicht, wie es Macht hat über alle Nationen, und wie ihm die Macht



gegeben Krieg zu führen bis zum Weißbluten? Der Prophet Isaias spricht im 30. Kapitel von „einem Zaum der Lüge im Kinnbacken der Völker". Diesen Zaum der Lüge hatte die feindliche Großpresse den Völkern allmählich angelegt. Und als der rechte Moment gekommen, da griffen Asquith und Grey, Sasanow und Sonnino in die Zügel, ein gegenseitiges Winken, ein Ruck am Zügel und die Völker fuhren empor, jäh und furchtbar, von den Eiswüsten Kanadas bis zu den Gluten Indiens, vom Polarmeer bis Turkestan, von Tunis bis Australien begann die wilde Jagd, ein wildes Kriegsgeheul in allen Sprachen der Menschheit: Österreich und Ungarn sind der Feind! Auf zur Rache, die Menschheit ist bedroht in ihrem Bestand. Und niemals hat die Welt der Geister eine solche Herrschaft über sich erfahren, niemals ist eine gleiche Geisterknechtung vor sich gegangen.

Am klarsten hat sich die schrankenlose Macht der Presse in England gezeigt, dort sitzt ein Galgenvogel der Presse, der es verstand, seine Fänge grausam und gewissenlos ins Herz ganzer Völker zu schlagen und Willen und Geist der breitesten Volksschichten mit einem Übermaß zu impfen, sodaß daraus die blutige Saat des Völkerkrieges notgedrungen erwachsen mußte. Northcliffe ist der Name dieses eigenartigen Mannes, der eine so dämonische Macht auszuüben verstand. Nebenbei ist er auch Lord, in der Hauptsache aber Herausgeber der „Times", Mitinhaber der „Daily Mail" und Sprachrohr fast der gesamten englischen Presse. Kenner des modernen England wußten schon seit Jahren, daß Lord Northcliffe zäh und systematisch an der Ausbreitung und Vertiefung des deutsch-englischen Gegensatzes gearbeitet hat, und von Engländern, die noch kurz vor Ausbruch des Krieges in Baden-Baden zur Kur weilten, wurde mir in politischen Unterhaltungen diese hetzerische Wühlarbeit Northcliffes tadelnd bestätigt. Auch ist in englischen Kreisen selbst bekannt, daß er, um einen Krieg unvermeidlich zu machen, Beziehungen zur russischen Presse schon vor Jahren anknüpfte und dadurch diese verpflichtete, ihrerseits gegen Deutschland zu hetzen. Die Anfänge dieses englisch-russischen Pressefeldzuges gegen Deutsch-



land liegen heute mehr als acht Jahre zurück. Lord Northcliffe selber begab sich damals nach Petersburg, um mit dem alten Suwarin, dem Herausgeber der „Nowoje Wremja“ Fühlung zu nehmen. Wie groß die suggestive Kraft dieses unheimlichen Mannes gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß er nicht allein mit Suwarin einen Vertrag schließen konnte, demzufolge beide Zeitungen sich verpflichteten, zu einer ganzen Reihe von internationalen Fragen die gleiche Stellung zu nehmen, sondern auch erreichte, daß der im Jahre 1904 aus Petersburg ausgewiesene englische Korrespondent der „Times“ wieder in Gnaden aufgenommen wurde. Seit jener Zeit bestand zwischen den „Times“ und der „Nowoje Wremja“ ein harmonisches Hand-in-Hand Arbeiten. Die engen Beziehungen wurden durch die Korrespondenten der beiden Blätter in Petersburg und London immer noch weiter ausgebaut, und es dauerte nicht lange, da war das Haus des Londoner Korrespondenten der „Nowoje Wremja“ ein Treffpunkt der englischen Staatsmänner, Politiker und Diplomaten und ein Nest antideutscher Intriguen. Und der Korrespondent der „Times“ in Petersburg spielte eine ähnliche Rolle. Als so drei Jahre hindurch der Boden vorbereitet worden war, begnügte sich Northcliffe nicht mehr mit dem einen Korrespondenten in Petersburg. Eine ganze englische Journalistengruppe arbeitete vielmehr die letzten fünf Jahre in der russischen Hauptstadt und bediente von da aus ganz im Geiste Northcliffes und Suwarins die englische Presse. Außerdem verstand es Northcliffe auch, die in England lebenden russischen Schriftsteller für seine Zwecke heranzuziehen. Ja, selbst russisch-polnische Flüchtlinge und sogar Anarchisten und Nihilisten fing er ein und wußte sie davon zu überzeugen, daß die Verbindung mit England den russischen Fortschritt bedinge, sodaß selbst diese Elemente in den englischen liberalen Zeitungen in allen Tönen das Lob Rußlands sangen und für alle Mißstände Deutschland mit seiner „ökonomischen Erdrückungspolitik“ verantwortlich machten. Vor einigen Jahren starb nun der alte Suwarin. Da begab sich der Vertreter Lord Northcliffes schleunigst nach Petersburg, um mit dem neuen Chefredakteur der „Nowoje



Wremja" die alten Verträge zu ratifizieren. Und als dieser Vertreter nach London zurückkam, da brachte er ein ganzes Teil „Nowoje Wremja"-Aktien mit, die er für die Harmsworth-Presse gekauft hatte. Seitdem war Northcliffe der unbeschränkte Herr und Meister in der Redaktion des russischen Blattes.

Aber auch Frankreich verstand der englische Lord in seine anti-deutsche Presseverschwörung einzuziehen. Die „Times" standen mit der Londoner Redaktion des „Matin", einem der verlogensten Blätter Frankreichs, in engster Beziehung, und alle Auslandsdepeschen des englischen Blattes wurden kritiklos von dem französischen übernommen. Aber das genügte Northcliffe noch nicht. Er wollte den Nachrichtendienst noch viel straffer in seiner Hand zusammenfassen und schuf deshalb die Pariser Presse-Zentrale. Alle englischen Korrespondenten in Brüssel, Berlin, Wien und auf dem Balkan wurden nun gezwungen, ihre Nachrichten nach Paris zu leiten. Dort wurde das Material gesichtet, „redigiert" und kommentiert und ging dann von da aus den englischen Blättern und aus ihnen dann erst wieder der französischen Presse zu. Auch die Reuter-Korrespondenten hatten von London aus direkte Anweisung, ihre Nachrichten alle in einem ganz bestimmten Sinne abzufassen. Und in den letzten Monaten vor dem Kriege waren tatsächlich die Berichterstatter der „Times" und der „Daily Mail" die Korrespondenten der ganzen englischen Presse. Alle Erfindungen und Lügen über Deutschland und Österreich-Ungarn fanden so weiteste Verbreitung in England und nahmen von da aus durch Reuter den Weg in die ganze Welt.

Und warum Lord Northcliffe die wüste Pressekampagne mit einem so ungeheueren Apparat gegen Deutschland eingeleitet hat? Aus Geschäft, aus reinem, skrupellosem Geschäftsinteresse. Wie die Pariser Machthaber seine „Arbeit" bezahlt haben, ist zwar nie bekannt geworden, wohl aber wie das dankbare Rußland die Arbeit des Lord anerkannt hat. Seit einigen Jahren erscheint in der „Times" eine russische Beilage, der „Russian Supplement". Diese Ausgabe, in der von „berufener" Feder alles verherrlicht wird, was russisch ist, ist mit dem russischen



Regierungsſtempel verſehen und wird auf allen ruſſiſchen Bahnhöfen in vielen tauſenden von Exemplaren als ruſſiſches Regierungsdokument verkauft. Die ruſſiſche Regierung gibt dem Supplement gut bezahlte amtliche Annoncen. Dieſe Unterſtützung hat es den „Times" ermöglicht, ihren Preis von drei auf einen Penny zu ermäßigen, und die Folge davon war, daß die Auflage von 70 000 vor zwei Jahren auf zuſammen 150 000 vor Kriegsausbruch angeſchwollen iſt.

Wenn alſo der Tag der Abrechnung einmal kommt, und die betrogenen Völker die Vögel für ihre Galgen ſuchen, dann darf das engliſche Volk auch Lord Northcliffe nicht vergeſſen, wie ſich das franzöſiſche des argentiniſchen Inhabers ſeines „Matin", Bnovarilla, und des Auslandredakteurs des „Temps", Tardieux, entſinnen wird. Dieſe haben das Gift des Deutſchenhaſſes in die Maſſen getragen und die Nationen Europas gegen Deutſchland aufgehetzt. Sie waren die ausführenden Organe der Machenſchaften eines Grey und Konſorten. Und wenn man heute nach den Gründen ſucht für die deutſche Unbeliebtheit, ſoll man auch daran denken.

LXXIV.

Segensſaat und Giftſaat.

Am 16. Mai fand im Salon der Cancellaria in Rom die Feier zur Erinnerung an den Erlaß der Enzyklika Rerum novarum ſtatt, die als welthiſtoriſches Dokument fortan aere perennius beſteht; freilich mehr noch als eine herrliche Blume der Liebe zu Gott und den Menſchen erfüllt vom Hauch der rosa mystica. In dieſer Gedankenverbindung hat der Staatsſekretär Kardinal Gasparri ein Telegramm an den Präſidenten der katholiſchen „Unione populare"



gerichtet, deſſen Wortlaut das Andenken an Papſt Leo XIII. wachruft und namentlich das „Geſetz der chriſtlichen Soziologie" („legge della cristiana soziologia" aufs neue betont, das von Nazareth ausgegangen iſt. Man kann nicht kürzer und ausdrucksvoller ſein als Kardinal Gasparri in dieſem Telegramm. Der Feier in der Cancellaria wohnten die Kardinäle Vannutelli, Caſſetta, Falconio, Lega und Gasquet, viele Prälaten und Biſchöfe bei. Nach einer ſchönen Anſprache des katholiſchen Führers Grafen Della Torre nahm Profeſſor Boggiano das Wort zu einer Rede über die Bedeutung und Aufgabe des römiſchen Pontifikates in der Weltgeſchichte und wandte ſich alsdann den ſozialiſtiſchen Lehren zu, welche, von Frankreich ausgegangen, die neue von der Induſtrie begünſtigte Entwicklung belebten, bis die Enzyklika Rerum novarum der Gerechtigkeit ihre Stimme gab. Am Schluß wandte ſich der Redner der Zukunft entgegen und ſprach von „der arbeitſamen und friedlichen Wiederaufnahme des Wirkens der Menſchen, heute erſchüttert und zerſtört durch die Furie des Krieges".

Fünfundzwanzig Jahre ſind ſeit dem Erlaſſe dieſer Enzyklika vergangen, die eine Botſchaft des Friedens und der Liebe war. Wüßte nicht jeder, der die Natur in ihrem Wirken beobachtet, daß auch die Sonne oft dem Nebel weicht, um nicht lange nachher ſiegreich mit leuchtenden wärmenden Strahlen die Welt zu erhellen, Vertrauen und Hoffnung in den Sinn der Menſchen, Fruchtbarkeit auf ihre Felder zu bringen und neues Leben zu erwecken ringsumher, — man möchte verſucht ſein mitunter die Menſchheit zu betrauern, welche, anſtatt dem warnenden und liebevollen Ruf des Vaters zu folgen, den Fuß lieber an den Rand des Abgrundes ſetzt, aus deſſen unergründlichen Tiefen der Brodem der Hölle emporzuſteigen ſcheint.

Wer ſich nicht der Einſamkeit ergeben und in glücklicher Weltflucht dem Eindruck der täglichen Wahrnehmungen ſich entziehen mag, der findet den Übergang von dieſem Thema zu den „Anſchauungen des Lebens" ſchwer. Wer weiß,



vielleicht gibt es nicht wenig Zeitgenossen, welche empfinden und denken wie die Männer und Frauen längst vergangener, beinahe vergessener Generationen, welche das Leben in Alexandrien im Zorn flohen, um die Ruhe des Geistes und des Herzens in der Thebaide zu suchen. Lese, wer will, darüber und Verwandtem die Briefe des Hieronymus (die Ausgabe von Verona).

Nicht die Menschenliebe, weder die wahre, echte, welche uns die Kirche bringt, noch jene der Humanisten und ihrer Nachahmer hält heutzutage das Szepter, sondern der Haß — oder die, die den Haß als Maske tragen, denn nicht alles, nicht die Hälfte von dem, was sie reden und schreiben, entspricht ihrer wirklichen Meinung und Gesinnung. Sie wollen ihren Zwecken dienen, indem sie den Haß säen.

Der Notenwechsel zwischen Berlin und Washington hat, bis auf weiteres, die Gefahr eines kriegerischen Konfliktes zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gebannt. Unseren Feinden wird damit eine Enttäuschung, vielmehr eine Geduldsprobe auferlegt, denn es wäre verkehrt, wollte man jetzt annehmen, daß sie ihre Versuche, die nordamerikanische Republik in den Kreis ihrer Zirkel zu ziehen, fortan aufgeben würden. Da ihre Heere geschlagen oder in den Wällen und Gräben festgehalten sind, setzen sie die diplomatische und mehr noch die wirtschaftliche Aktion fort, um sich neue Allianzen gegen Deutschland zu schaffen. In Athen und Bukarest ist dieses Spiel schon lange im Gang. In Holland scheint ein solcher Versuch gescheitert zu sein. Neuerdings deutet das Werk der Russen und Engländer auf den Alandinseln an, daß Schweden und indirekt Norwegen und Dänemark gezwungen werden sollen, sich der Entente willfährig zu zeigen. Die Frage der Alandinseln bleibt in jedem Fall von großer Wichtigkeit.

In Spanien werden die Versuche zum gleichen Ziel mit Beharrlichkeit fortgesetzt; die französischen Literaten und Dichter zeigen sich diesesmal anstatt der politischen Agitatoren im Vordergrund. Emil Rostand, der Dichter von

„Cyrano de Bergerac", „Aiglon", „Chantecler" u. a., Maurice Barrès und andere bereisen die Städte Spaniens und verkünden, unter Beteuerungen für die Gemeinschaft der lateinischen Rasse, den Haß gegen Deutschland. Der Rektor der Pariser katholischen Universität (Institut de Paris), Msgr. Baudrillart, derselbe, der die bekannte französische Anklageschrift unter seine Aegide genommen hat, ist in diesen Tagen von König Alfons XIII. in Audienz empfangen worden. Spanien ist bis zu einem gewissen Grad angewiesen französische Feindschaften zu vermeiden, um es gehoben auszudrücken, mit Frankreich in gutem Einvernehmen zu bleiben, denn die Spanier haben weder die Wirkungen der feindlichen Politik Mazarins, Ludwigs XIV., noch Napoleons I. vergessen, und sie wissen, daß die Republikaner in Paris nicht wenig Mittel haben, um das schwer errungene Gleichgewicht der inneren Politik Spaniens zu stören, falls sie einen ihnen nützlichen Zweck damit verbinden können. Außerdem hat der Krieg, wenn er auch dem spanischen Volk eine vielfach drückende Teuerung brachte und der inneren Politik große Schwierigkeiten macht, den Finanz- und Industriekreisen in Spanien Vorteile verschafft. Man darf sich also nicht wundern, wenn man sieht, wie dieser oder jener Spanier, meistens in naiver Unkenntnis der Menschen und Dinge und aus nicht leicht erkennbaren Beweggründen, in der Publizistik seine schwache Stimme gegen Deutschland erhebt. In den letzten Wochen war es Palacio Valdes, der im Madrider „Imparcial" eine Reihe von Aufsätzen gegen Deutschland veröffentlicht hat. Dieser in seiner Heimat viel gelesene Romancier betrachtet die Politik als eine Dependenz des französischen Geistes und zieht seine Schlüsse aus dieser besonderen Art von Idiosynkrasie. Alle diese Leute sind, wie man in Frankreich sagt, von dem „esprit litéraire" besessen. Wäre es anders, so könnte er, angesichts der Lehren dieses Krieges, nicht den bekannten Vers von Alfred de Musset, der an frühere französische Einfälle über den Rhein erinnerte, anführen: „Où le père a passé passera bien l'enfant."



Das ist eine poetische Lizenz von Seiten Mussets, von Palacio Valdes ist es eine Dummheit.

Auf einer solchen baute das „Journal des Débats" (indem es Valdes zitiert) ein Parodie auf, welche seine ehemaligen Mitarbeiter Sainte Beuve, J. J. Weiß, Jules Janin, Prévost Paradol in die größte Verlegenheit bringen würde. Das „Journal des Débats" ist längst nicht mehr auf der Höhe seiner Überlieferungen. Aber es gilt heute noch als das Blatt eines Teils der geistigen Elite Frankreichs, namentlich der protestantischen. Deshalb ist es nicht gleichgültig, in welchem Ton derselbe von den Eigenschaften der Deutschen spricht, denn Urteil und Form des Urteils bekunden das geringe Maß von Objektivität, das sich in der heutigen französischen Publizistik, mit wenigen Ausnahmen, entfaltet. Dieser Umstand erscheint manchem als nebensächlich. In Wirklichkeit ist er eine Begleiterscheinung der Brunnenvergiftung, welche den Völkern das Gift der Raserei eingibt. Mit Beifall teilt das „Journal des Débats" die Bemerkungen von Valdes wieder: „Sprechen wir nicht von der Tapferkeit. Russen, Deutsche, Franzosen, Bulgaren haben sich alle gleich gut geschlagen. Aber es gibt für den Soldaten noch andere Eigenschaften von hervorragender Bedeutung: List, Frohsinn, eine geschickte Hand, die Eingebung des Augenblicks. In einem so lang dauernden Krieg sind sie von großer Wichtigkeit. Die Deutschen setzen alles Vertrauen in ihre Maschinen, aber die beste Maschine ist der Mensch. Mit Hilfe der Begabung wird die kleinste Kraft furchtbar . . ." Auf diesem Gedankengang gelangt Valdes zu dem Ergebnis, daß das französische Heer dem deutschen überlegen sei. Man möchte ihn einladen, diese Theorie den französischen Generälen Joffre, Galliéni, Castelnau vorzutragen. Sie würden ihm sagen, daß nach dieser Theorie Cäsar bei Alesia hätte unterliegen müssen.

Dem gealterten „Journal des Débats" ist der „Temps" heute an Einfluß und Bedeutung bedeutend überlegen; er macht sich zudem große Unkosten, um literarisch an der Spitze



vielen Jahren angeſchlagen, ſo muß man doch mit ſchärfſtem Tadel bemerken, daß ſolcher Geiſt ſich in der erſten franzöſiſchen Zeitſchrift Eingang verſchafft hat.

Es mag übrigens bemerkt ſein, daß die italieniſche Publiziſtik nicht minder von Haß verblendet und von der Bosheit vergiftet iſt. Die „Nuova Antalogia“, die erſte Zeitſchrift Italiens, wenn man den Platz nach Einfluß und literariſcher Form anweiſt, leiſtet ſich Aufſätze, die teils nach dem Grundſatz „calumniare audacter semper aliquid haeret“, teils nach Machiavelli geſchrieben ſind. Die Menge der Zeitungen folgt dem Beiſpiel. Man braucht, um ſich zu überzeugen, nur einen Blick in den „Corriere della Sera“, „Il Sole“, „Secolo“, „Tribuna“ e tutti quanti zu werfen. Man mag die Leſer beklagen, die ſo hinter's Licht geführt werden, denn dieſe blinde Verhetzung dient meiſt perſönlichen Zwecken der Verfaſſer oder den Zwecken kapitalmächtiger Coterien. Die Worte „mundus vult decipi“ ſind zum erſtenmal in Italien geſprochen werden. Heute könnte man ſie über jeder Türſchwelle dort anbringen.

Dieſe Methoden beſchränken ſich jedoch nicht auf die publiziſtiſchen Kreiſe. Verantwortliche Staatsmänner geben vielmehr das anfeuernde Beiſpiel. Als typiſch in dieſer Hinſicht mag die Rede gelten, welche der Präſident der franzöſiſchen Republik vor drei Wochen bei der Feier zur Enthüllung eines Denkmals für die im Krieg gefallenen Schriftſteller und Dramatiker in Paris gehalten hat. Poincaré ſagte unter anderem:

„Kein Bürger hat ſich über den tiefen Sinn dieſes Krieges und die Gefahren, die er Frankreich bringt, getäuſcht. Das Land ſeiner Geburt, die von den Vätern ererbte Erde, von ſeiner Hand mit Saat beſtellt, wird von dem Bauer gegen den Eindringling verteidigt. Das franzöſiſche Gewerbe wird vom Handwerker verteidigt gegen die Herrſchaft des Fremden; das geiſtige Frankreich, ſeine Intelligenz, ſeine Schönheit ſchützt der Schriftſteller und der Muſikverfaſſer, der Maler und der Bildhauer gegen die germaniſche Flut. Das Bewußtſein, dieſer



gotische Baukunst und gewann das Verständnis für die „Bibel von Amiens“ unter Führung unserer Zisterzienser; in Trier, Köln, Magdeburg, Freiburg im Breisgau nahm es unsere Kathedralen zum Vorbild; jene unsterblichen Denkmäler, welche es später, in einem Anfalle von Wut, durch die kaiserlichen Heere unter einem Regen von Granaten systematisch zu zerstören suchte.

Ihre gefallenen Freunde sehen, im Lichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die Seele Frankreichs hell über Mitteleuropa strahlen. Corneille, Racine, Molière, Regnard, Voltaire, Marivaux versehen das ganze deutsche Theater, ein König von Preußen betreibt stolz französische Poesie, Gluck begehrt in Paris die Eingebung und die Weihe seiner Werke, der junge Goethe zaudert, als er am Scheideweg der beiden Zivilisationen steht, wie ein Halbgott zwischen dem Laster und der Tugend.

Dann erblickten sie im Pulverrauch von Roßbach den Anfang des preußischen Hochmuts, das schnelle Wachsen der deutschen Feindschaft, den heftigen Feldzug von Lessing und Herder gegen die französische Literatur, den wachsenden Anspruch des deutschen Geistes auf das Monopol des Ernstes und der Tiefe, die Auflehnung gegen die Regeln und die Ordnung jenes mittelländischen Geistes, dessen Überlegenheit und Vernunft Nietzsche sich vergeblich bemüht hat, Deutschland zu beweisen.

Ihre gefallenen Freunde sehen die Ohnmacht dieser germanischen Bewegung, die unwillkürlichen Ehrungen, welche die größten Schriftsteller Deutschlands den Meistern erwiesen, die sie entthronen wollten. Goethe anerkennt, daß er Frankreich einen großen Teil seines Genies verdankt, Schiller hat die Phädra von Racine übersetzt und von Diderot die Formel seiner ersten Dramen entlehnt. Die Stücke von Picard, Andrieux, Alexander Duval sind von Iffland und Kotzebue bearbeitet worden; unsere Literatur unterlag einer wissenschaftlich organisierten Plünderung.

Unser Theater des neunzehnten Jahrhunderts hat das deutsche Theater unter verschiedenen Masken beherrscht. Gleichzeitig aber hat das neue germanische Reich, in seinem blinden



Drang nach Weltherrschaft, sich nicht darauf beschränkt, seine Ansiedler, Finanziers und Leute für Alles (hommes à tous faire) in die Welt zu schicken. Es arbeitete daran, uns die ehrwürdigsten und kostbarsten Teile unserer sittlichen Erbschaft zu entreißen, unsere Kultur nach und nach zu ersetzen, unsere Literatur ihrer Jahrhunderte alten Vorrechte zu berauben und unserer Sprache das Prestige zu nehmen. . . . ."

In diesem Ton eilt Poincaré zum Schluß seiner Rede. Gibt es ein beredsameres Beispiel von dem, was man Brunnen-Vergiftung nennt? Eine verwerflichere Aussaat von Haß im Geist der Lüge, welche das Angesicht der Menschen und die Gestalt der Dinge verzerrt und entstellt?

LXXVII.

Der dauernde Friede.

— 20. Mai.

Als das unter allen Umständen zu erstrebende Kriegsziel der Zentralmächte-Gruppe ist von Anbeginn der dauernde Friede bezeichnet worden. Nichts natürlicher, nichts selbstverständlicher. Angesichts der offenkundigsten und bekanntesten Tatsachen ist es nicht genug erstaunlich, daß irgendwo eine andere Auffassung entstehen konnte. Mit den allertrockensten und unzweideutigsten Worten ist es seit Jahren im größeren Teil der französischen Presse verkündigt worden, das Ziel der französischen Politik sei und müsse sein: die Zerreißung des Frankfurter Friedens. Und ebenso hat die russische Presse fast aller Tonarten seit Jahren die Vereinigung aller Slaven gepredigt. Die erste Parole richtete sich gegen Deutschland, die zweite gegen Österreich. Alle Welt, Freund und Feind, hat es so gelesen, Niemand hat es anders gewußt. Als dann darüber der Krieg eines Tages wirklich ausbrach, als die Zentralmächte nach der Schandtat von Sarajewo



sich zur Verteidigung ihres Tag für Tag immer offener bedrohten Besitzstandes erhoben, da waren es in der Presse der Ententegruppe auf einmal gerade diese Zentralmächte, welche eine gewaltsame Änderung des europäischen Zustandes herbeiführen wollten. Gewiß kann man mit dem Zauberkünstler sagen: Geschwindigkeit ist noch keine Hexerei. Aber muß man nicht ernsthaft an der menschlichen Vernunft zweifeln, daß sich angesichts dieser offenkundigsten Tatsachen die Bevölkerungsmassen der feindlichen Länder einredeten oder einreden ließen, sie seien die meuchlings Überfallenen?

Indeß auch wenn auf der Gegenseite eine richtigere Einsicht vorhanden wäre, das Kriegsziel der Zentralmächte-Gruppe könnte deshalb doch kein anderes sein; immer müßte der dauernde Friede der Preis des Kampfes bleiben. Nur natürlich ist dieses Wort nicht so zu verstehen, als müßten und könnten die Zentralmächte von der ganzen Welt die ausdrückliche Verbriefung und feierliche Gewährleistung des dauernden Friedens erzwingen. Die Zentralmächte stehen ja zum Glück nicht mit der ganzen übrigen Welt, sondern bloß mit einer bestimmten Anzahl von Mächten im Krieg, sie können also auch nicht mit der ganzen Welt, sondern eben nur mit den bestimmten Mächten über den Frieden verhandeln. Was die anderen, die neutral gebliebenen Mächte weiterhin tun wollen und zu tun gedenken, kann sonach nicht, gewissermaßen schon im voraus, Gegenstand der Friedensverhandlungen sein und entzieht sich der Einflußnahme der Zentralmächte. Ja es wäre gar nicht das erste Mal, daß die Neutralität der einen oder anderen Macht gerade bei der Einleitung der Friedensverhandlungen aufhörte und zu einer prononcierteren Parteinahme überginge, woraus sich dann leicht neue Verwicklungen ergeben könnten. Ein Beispiel dieser Art, sozusagen en miniature, haben wir ja erst im Balkankrieg erlebt, wo Rumänien plötzlich am Ende des Krieges aus seiner Reserve heraustrat und dann dem Ganzen eine völlig andere Wendung gab.

Man könnte übrigens, käme es bloß auf die jetzigen



Kriegführenden an, auch ganz zuversichtlich sagen, daß das mehrerwähnte Kriegsziel bereits vollkommen erreicht ist. Oder glaubt jemand ernstlich daran, daß sich so bald wieder ein Asquith oder ein Sasanow oder gar ein Salandra finden würde, der Lust hätte, neuerdings mit den Zentralmächten anzubinden? Gewiß ganz im Gegenteil sind derartige Gelüste in jedem der betreffenden Länder schon seit Monaten völlig erloschen und sind die führenden Kreise dieser Länder nur mehr von dem Bestreben beseelt, noch halbwegs mit Ehren aus dem so leichtsinnig heraufbeschwornen Konflikt herauszukommen. Was den Krieg verzögert, was allein noch die Kriegsfackel brennend erhält, ist ausschließlich das niederträchtig-heimtückische Gebahren der gewissen Neutralen, die bei der Ententegruppe fortwährend die Hoffnung auf neue ihr günstige Zwischenfälle nähren.

Aber selbst davon abgesehen und angenommen, der Friede aus dem gegenwärtigen Konflikt wäre heil und gesund unter Dach und Fach gebracht, wären dann auch wirklich alle aktuellen Konflikt- und Zündstoffe aus der Welt beseitigt? Blicken wir gar nicht erst über die großen Wasser, wo eine Anzahl neuer Mächte sich die guten Plätze an der Sonne streitig zu machen beginnen, bleiben wir in Europa: werden nach diesem Frieden nicht gerade unter der Entente-Gruppe selber fast alle alten, jetzt nur mühselig überkleisterten Gegensätze, Gegensätze sowohl der Interessen wie der Auffassungen, mit neuer Macht wieder hervorbrechen? Selbst unter den Zentralmächten wird es nicht so einfach sein, alle Reibungsmöglichkeiten schon von vorneherein gänzlich auszuschließen. Bei der Entente-Gruppe aber muß man wirklich mit Besorgnis den nach dem Friedensschluß zu gewärtigenden Friktionen entgegensehen. Die Entente in der Entente-Gruppe war ja nie eine andere, als die Entente, die auch in einer Banditen-Gesellschaft besteht. Von einer inneren Gemeinsamkeit ist da, wenn man, wie man ja muß, alle Teile in Betracht zieht, keine Spur zu entdecken. Nichts charakteristischer in dieser Beziehung, nichts beweiskräftiger als einfach

die Nebeneinanderstellung der Entente-Männer: Asquith, Sasanow, Okuma, Briand, Pasitsch, Salandra, Miuschkowitsch. In diesem Bilde kann man Alles finden, nur keine Einheit, es wäre denn die Einheit in der Gier nach fremdem Gute, nach dem Gut der Zentralmächte. Wenn nun die gegenwärtige Expedition nach dem Gut der Zentralmächte endgiltig mit einem Mißerfolg endet, wenn also der Gedanke oder vielmehr die Gier nach der Beute, welche diese Gesellschaft bisher allein zusammengehalten hat, unwirksam wird und sonach die Gesellschaft, wie gar nicht anders zu erwarten, mangels wie jedes inneren, sodann auch jedes äußeren Bandes sich auflöst und zerfällt, so wird unter ihnen im allgemeinen nur der frühere Zustand wiederkehren, der darin bestanden hat, daß sie ihre gierigen Hände gegen einander ausstreckten. Man braucht in dieser Beziehung nur an die alten und bekannten Aspirationen Rußlands und Italiens zu denken.

Rußland hat gerade im gegenwärtigen Krieg so laut und unzweideutig, wie kaum jemals, seine Absichten auf Konstantinopel verkündigt. Dieses riesige Kontinentalreich, das es auch nach dem Krieg noch bleiben wird, sucht seit langem einen freien Ausgang zum Weltmeer oder nach einem eisfreien Welthafenplatz. Nach dem mißglückten Versuch von Port Arthur ist es wieder — das wievieltemal schon? — zum alten Dardanellen-Projekt zurückgekehrt, welches dem genannten Zweck in anderer Form dienen, aber außerdem noch große weitere Vorteile bieten konnte. Doch auch diesmal ist der Versuch mißlungen, obwohl er scheinbar gerade von den alten Gegnern, den Westmächten, unterstützt worden ist. Scheinbar, sagen wir, daß die Engländer sich auf Gallipoli gerade deshalb verbluteten, um den Russen Konstantinopel in den Schoß legen zu können, credat Judaeus Apella. Es ist dies auch gar nie und nirgends authentisch gesagt worden. Zwar ist auch die andere Angabe nicht offiziell beglaubigt, daß Sasanow in der Duma erklärt habe, es existiere kein Dardanellen-Abkommen, aber es ist doch so

behauptet und auch nicht offiziell dementiert worden. Und die jüngsten Ansprachen des Königs Georg und Asquiths an die in London erschienenen Duma-Mitglieder sagen wohl viel von vollen Verständigungen, die zwischen England und Rußland erzielt worden seien, aber in keiner dieser Ansprachen findet sich auch nur ein konkreter Punkt erwähnt, über den und in welchem Sinne eine Verständigung erfolgt sei. Speziell die Dardanellen-Verständigung könnte unter den heutigen Umständen ganz gut auch in der bloßen Übereinstimmung bestehen, daß von diesem unangenehmen Kapitel vorläufig überhaupt nicht mehr die Rede sein könne. Für den Fall aber, daß das Gallipoli-Unternehmen halbwegs geglückt wäre, ist den Russen sicher nicht der wirkliche Besitz der Dardanellen, sondern höchstens die freie Durchfahrt auch für Kriegsschiffe in Aussicht gestellt und versprochen worden. In erster und wohl auch in letzter Linie übrigens handelte es sich bei diesem Unternehmen gewiß nur darum, zunächst einen, und, wie man annehmen mochte, den schwächsten, für den Suez-Kanal aber gleichwohl gefährlichsten Partner der Zentralmächte-Gruppe niederzuringen.

Gerade den Dardanellenplan wird Rußland nach dem — supponierten — Frieden allerdings nicht gleich wieder aufnehmen können, aber auf sein Streben nach einem direkten Zugang zum Weltmeer wird es deshalb doch keine Minute verzichten, nur wird es diesem Streben eine andere Richtung geben, es wird den begehrten Hafen anderswo suchen müssen. Man hat viel von Narwik in Norwegen gesprochen und damit gewisse schwedische Befürchtungen in Verbindung gebracht, denn der Weg nach Narwik würde über schwedisches Gebiet führen. Diesem Plan aber würde, wie vielfach angenommen wird, England sich noch entschiedener widersetzen als der Festsetzung der Russen an den Dardanellen. Auch alle anderen Projekte, auf die man hingewiesen hat, würden die, wie ja der gegenwärtige Krieg beweist, jetzt so empfindlich gewordene englische Interessenzone berühren. So die Bucht von Mersina, wo die Russen

auf Cypern stoßen würden, dann der persische oder arabische Meerbusen, sei es über Mesopotamien oder über Persien, in welcher Richtung ja die Russen jetzt, freilich noch sehr von der Ferne, auf dem Wege sind, sei es endlich über Afghanistan, was aber alles der Indien-Zone noch näher liegt. Wo immer Rußland ans offene Meer will, überall stößt es, von großen anderen Hindernissen abgesehen, auf dieselben Engländer, die schon die gewiß noch sehr unentwickelten deutschen Kolonien nicht ertragen mochten und selbstverständlich die russischen Eindringlinge mindestens ebenso scheel ansehen würden. Es scheint eben ob diesem Kontinental-Koloß, der Rußland ist, ein eigenes Verhängnis zu walten. Seiner rein kontinentalen Ausbreitung stellen sich, wenigstens in Asien, auch jetzt noch nur geringe oder gar keine Schwierigkeiten entgegen. Doch je mehr Land das Reich gewinnt, desto größer wird das Bedürfnis nach Wasser, nach einem Zugang zu den Ozeanen, um den großen Überschuß an Produkten seines unermeßlichen Bodens auf den Weltmarkt zu bringen und dort andere Produkte, welche ihm sein eigener Boden versagt, dafür einzutauschen. Aber so oft sich Rußland daran macht, an einem Ozean sich festzusetzen, wird es davon wieder auf den Kontinent zurückgeworfen. In dieser Beziehung erinnert Rußlands Schicksal an die Sage vom Tantalus, der fortwährend den qualvollsten Durst leiden muß, weil der Teich, an dessen Ufer er gebannt ist, jedesmal von ihm zurückweicht, so oft er daraus trinken will.

Und nicht viel anders verhält es sich mit dem jetzigen Königreich Italien. Einstmals, als altes Römerreich, beherrschte ja Italien unumschränkt das ganze Mittelmeer. Das heutige Italien aber ist unter den großen Reichen der anspruchvolle Parvenu, der in der Umgebung, in die er hineingeraten ist, schon alles, was des Besitzes wert ist, fest aufgeteilt gefunden hat. Italien, wie es geworden ist und wie es heute besteht, präsentiert sich äußerlich oder wenigstens geographisch als ausgesprochener, ja als der eigentliche Mittelmeerstaat. Sein Verhängnis aber ist, daß es wohl alle



Bedürfnisse eines Mittelmeerstaates besitzt und fühlt, jedoch der Eigenschaften, Fähigkeiten und Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse fast völlig entbehrt. Vermöge seiner Stellung als der eigentliche Mittelmeerstaat sollte Italien das Bindeglied zwischen den Mittelmeerküsten und dem Kontinent sein. Aber einerseits bedarf der Kontinent dieses Bindegliedes schon lange nicht mehr, weil er sich diese Verbindungen längst selber geschaffen hat, andererseits hat das heutige politische Italien auch gar keine anziehenden, sondern nur abstoßende Eigenschaften. Sein Liebäugeln mit allen Verschwörungen und Revolutionen macht es allen geordneten Staatsgewalten verdächtig, sein obtuser sogenannter Liberalismus, namentlich seine Papstfeindlichkeit zieht ihm das Mißtrauen aller Katholiken zu, sein ebenso obtuser und zugleich verräterischer Nationalismus entfremdet ihm die anderen Nationen, und überdies hat auch die heutige Verwaltung Italiens den Ruf der italienischen Geschäftstüchtigkeit gewiß nicht gesteigert. Seit einiger Zeit sucht es mit Gewalt mit dem Schwert zu erreichen, was ihm auf anderem, auf zivilisiertem Wege nicht gelingen wollte, zuerst im Tripoliskrieg in kleinerem, jetzt gegen Österreich in größerem Maßstabe. Die Kampagne gegen Österreich muß heute wohl als verloren gelten, ja Italien hat damit zugleich sogar auch beinahe alle Früchte des Tripoliskrieges eingebüßt. Konnte es aber gegen Österreich und nun schließlich auch gegen die Türkei seine Rechnung nicht finden, wird es dann nicht bei seinen heutigen Kultur- und Bundesgenossen Entschädigung suchen wollen? Jedenfalls wird Italien, wenn es in seiner heutigen Gestalt bestehen bleibt, ganz ebenso wie Rußland seine alten Ziele beibehalten und höchstens — freilich ist auch das nicht völlig sicher — die Methode und die Wege zur Erreichung derselben wechseln. Andere Wege aber, das lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die politische Karte der Mittelmeerländer, können Italien nur gegen seine heutigen Genossen führen.

Wir brauchen diese Tatsachen und Verhältnisse nur anzudeuten und haben gar nicht nötig, sie noch des Näheren



auszuführen und zu begründen, so sehr sind wir überzeugt, daß jedermann auf die bloße Erwähnung hin sie anerkennen und bestätigen wird. Und an diesen Tatsachen und Verhältnissen, die auch noch an anderen Beispielen demonstriert werden könnten, wird auch das schönste Friedensinstrument wesentliches nicht zu ändern vermögen. Es wird dabei bleiben, daß nach dem zu gewärtigenden Frieden die größte Gefahr für die Dauer dieses Friedens gerade vom Unfrieden, von der Uneinigkeit der heutigen Ententegenossen kommen wird. Und das Verhängnis — wenn man es nicht lieber einen Vorzug nennen will — der Mittelmächte andererseits besteht gerade darin, daß sie, ob sie wollen oder nicht, bei allen diesen Differenzen und Divergenzen mehr oder weniger selber in Mitleidenschaft gezogen werden. Wer in die Mitte einer großen Gesellschaft gestellt ist — darauf hat schon Graf Kalnoky vor fast 30 Jahren einmal hingewiesen —, der kann eben unmöglich die Rolle annehmen, als lebte er fernab auf einer Insel der Seligen, sondern er muß mit seiner Umgebung leben und Tag für Tag den Ein- und Rückwirkungen dieser Umgebung sich unterziehen. So richtig und selbstverständlich es also ist, daß die Zentralmächte einen dauernden Frieden anstreben müssen, so richtig ist es andererseits auch, daß, damit der abzuschließende Friede ein wirklich dauernder werde, Faktoren und Einflüsse dazu treten müssen, über welche ein Friedenstraktat nie disponieren kann. Der Friede gleicht einer Pflanze, die nur in einer bestimmten Atmosphäre gut gedeiht. Es muß also eine Friedensatmosphäre geschaffen und erhalten werden. Und diese Aufgabe wird nicht zum geringsten Teil, vielleicht hauptsächlich wieder den Zentralmächten zufallen. Wir dürfen uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß der dauernde Friede voraussichtlich nicht so sehr von den anderen als von uns selber abhängen wird, von unserer Mäßigung, Besonnenheit, Klugheit und — last not least — Gerechtigkeit. J—l.



LXXVIII.

Kürzere Besprechung.

Die „Auf Friedenspfaden“ betitelte kleine Schrift von Dr. P. Romuald Banz (Einsiedeln, Benziger & Co., 2. Aufl.) enthält ein halbes Dutzend Artikel, welche erstmals in den Adventsnummern der „Neuen Züricher Nachrichten“ im Dezember 1915 erschienen sind. Wer im jetzigen Sturm seine Stimme erheben will, um mit Friedensmahnung das Kriegsgetöse zu übertönen, muß kräftig reden. Aber wenn dies der Fall ist, wie in der vorliegenden Schrift, so wird die Stimme auch ein starkes Echo finden bei allen, die, ergriffen vom Jammer, der aus allen Ländern schreit, den Völkern einen dauernden, wahrhaftigen Frieden wünschen. Wenn jemand heute berufen ist, die blutenden Nationen zum Frieden aufzufordern, so ist es ein ernster Ordensmann. — Dr. P. Romuald Banz scheut sich nicht, die Dinge beim Namen zu nennen, die verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Ursachen, die diese fürchterliche Abrechnung zwischen den Völkern heraufbeschworen haben. Lebhaft wendet er sich gegen die Schlagwörter, mit denen man alles erklären oder umkleiden will und aus tiefster Herzensüberzeugung ruft er zur Umkehr, zur „rückhaltlosen, ganzen Umkehr zum Glauben, zur Religion“. Aus ihr allein, aus einer innerlichen Umwandlung der Menschen kann in Zukunft die Gewähr für einen wahren Frieden fließen. — So dringen hoffentlich diese wuchtigen Sätze, die ganz im Sinne der Friedensmission des Papstes geschrieben sind, ins Weite und wirken vom Heute ins Morgen hinein. M. K.

LXXIX.

Ein Universal-Compendium aus dem 17. Jahrhundert für den Unterricht Wittelsbacher Prinzen.

Von Bernhard Duhr S. J.

Gedruckte Unterrichtsbücher für die Erziehung von Prinzen und Prinzessinnen gehören besonders für das 17. Jahrhundert zu den Seltenheiten. Eine Reihe von handschriftlichen Compendien aus dem 18. Jahrhundert hat Friedrich Schmidt in seiner wertvollen Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher (Berlin 1892 S. 416 ff.) nachgewiesen. Für die Prinzen der Pfalz-Neuburgischen Linie existiert ein Compendium und zwar ein gedrucktes schon aus dem 17. Jahrhundert. Der Haupttitel läßt freilich den wirklichen Inhalt und Zweck nicht vermuten. Nach der Sitte des 17. Jahrhunderts mußte ja jeder Titel verschnörkelt oder symbolisiert werden. So lautet unser Titel: Altera Noe Arca Profano-Sacra: Zweite weltlich-geistliche Arche Noe's mit einer reichen Fülle gelehrter Waren. Dann folgt die Zweckbestimmung für alle Stände zunächst aber für die durchl. Pfalz-Neuburgischen Prinzen, Herzoge von Bayern usw.[1]) Diese Zweckbestimmung „für den Gebrauch der Prinzen" gibt dem Büchlein seinen besonderen Wert.

1) Copiosa doctarum mercium varietate omnium hominum statui potissimum vero Serenissimorum Principum Palatino Neoburgicorum Bavariae Ducum. . . usui instructa a R. P. Theo-



Die Arche Noe erschien zu Cöln 1665 bei Wilhelm Frießem und wurde Wittelsbacher Prinzen, den Kindern des Pfalzgrafen und späteren Kurfürsten, Philipp Wilhelm, gewidmet von ihrem Erzieher P. Theodor Rhay aus der Gesellschaft Jesu.

Philipp Wilhelm hatte aus seiner zweiten 38jährigen überaus glücklichen Ehe 17 Kinder, 9 Söhne und 8 Töchter. Von den Töchtern wurde die älteste Eleonora 1676 Kaiserin, Maria Sophie 1687 Königin von Portugal, Maria Anna 1689 Königin von Spanien. Wie der Pfalzgraf selbst von Jesuiten erzogen war, gab er auch allen seinen Kindern Jesuiten als Erzieher. Unter diesen befand sich der Verfasser unserer Arche Noe. Er wird besonders genannt als Erzieher der späteren Kaiserin Eleonora. In dem 1721 zu Wien erschienenen „Leben der Kaiserin Eleonorae Magdalenae Theresiae“ ist eine Unterrichtsordnung für die Prinzessin enthalten, in der u. a. angeführt wird, daß P. Rhay der Prinzessin täglich Unterricht gab und zwar Morgens von 9—10½ und Nachmittags von 3—4.

In diese Zeit seiner Erziehungstätigkeit fällt die Herausgabe der Arche Noe. Sie ist offenbar dem Bedürfnisse entsprungen, die verschiedenen Unterrichtsgegenstände kurz zu fixieren und zusammenzufassen. Die lateinische Sprache, in der das Compendium verfaßt ist, war auch für die Benützung durch die Prinzessinnen kein Hindernis, da sie wie in den neueren Sprachen auch im Lateinischen Unterricht empfingen.[1])

---

doro Rhay Soc. Jesu Sacerdote. Coloniae Typis Wilhelmi Friessem 1665 kl. 8° 428 p. Die Druckerlaubnis ist von dem General Oliva: Rom, 20. Jan. 1665.

1) P. Leop. Fueß S. J. schreibt von Neuburg 17. Juli 1682 an Philipp Wilhelm: Er habe, um eine Probe der Fortschritte der beiden älteren Prinzessinnen zu geben und deren höchstrühmliche Lob und Ehr Begierigkeit desto mehr anzufrischen, von beiden Prinzessinnen ein Schreiben an den Pfalzgrafen ablaufen lassen. Den deutschen Inhalt hab ich zwar selbst mit soviel Worten in die Feder gegeben, sie aber hernach mit ihrem eigenen Fleiß erstlich in das Lateinische, hernach auch in das Italienische

Der Inhalt bietet ein praktisches kurz gefaßtes Universal-Compendium für alle Zweige des damaligen Unterrichts, wie ein näherer Einblick in das Büchlein dartun wird.

Zur Erklärung des symbolischen Titels schickt P. Rhay einiges voraus über die Arche Noe. Seine zweite Arche soll alle Schätze des Wissens der ganzen Welt umfassen und zwar 1) alle Wissenszweige, 2) die Pflichtenlehre, 3) die Tugendlehre spez. die theologischen Tugenden.

Unter den ersten größeren Teil fallen Stilistik, Poetik, Geographie, Geschichte mit Genealogie und Gesundheitslehre. Die Pflichtenlehre enthält Standeslehren, insbesondere einen Hofleut- und Fürsten-Spiegel. Der dritte theologische Teil gibt einen Abriß des alten und neuen Testamentes, eine Theodizee und eine theoretisch-praktische Abhandlung über die drei göttlichen Tugenden. Die drei Abschnitte könnten kurz gekennzeichnet werden mit den Worten: Wissen, Moral, Religion.

Die Stilistik zeichnet sich aus durch prägnante Definitionen, zudem durch eine prächtige Auswahl lateinischer Sprichwörter und Sentenzen, die schon für sich allein einen kleinen Schatz von Lebensweisheit darstellen. Die Geographie umfaßt auf 100 Seiten über 300 Reisen durch Europa mit Angabe der berührten Städte und Dauer der

und folglich in das Französische versetzt haben; er hoffe, daß der Pfalzgraf den herzliebsten Prinzessinnen seine väterliche Zufriedenheit darob bezeigen werde, um sie so in ihrem Fleiß noch mehr zu ermuntern. Die beigefügte Translation ist nicht also wie das Deutsche (in welchem ihnen auch ohne besondere Anweisung die Orthographia, so sie sehr wohl ergriffen zu haben scheinen, freigelassen worden) ihnen von den Lehrmeistern in die Feder gegeben worden, sondern sie selbst haben dieselbe proprio marte meistenteils in meiner Gegenwart nur mit Anweisung etzlicher schwererer Significationen und Eruierung einiger Regeln ohne fernere Hilfeleistung construiren müssen, wie auch etzliche geringe Fehler, die von den Lehrmeistern leicht hätten emendirt werden können, mit Fleiß unberührt geblieben sind. Orig. München, Staatsarchiv: blau 55/5.



Reise, so z. B. eine Reise von Rom nach Prag über Florenz, Trient, Innsbruck, Augsburg. Die Entfernung der einzelnen Städte von einander ist in Postae (Posten) ausgedrückt,[1]) zum Schluß die ganze Dauer, hier Summa postarum 84. Es folgen Reisen durch Italien, Belgien, Frankreich usw. Auch viele Einzelstrecken sind vertreten, so z. B. die letzte eine Reise von Fulda nach Paderborn 5 postae. Bei allen größeren Städten werden die besonderen Merkmale oder Sehenswürdigkeiten angegeben, so heißt es hier bei Paderborn nach Beschreibung der Quellen cerevisia rara et sana Societatisque Jesu Universitate claret. An Stelle von Karten stehen Tabellen über Verteilung von Land und Meer und Übersichten über die Länder von Europa, Asien, Afrika und Amerika.

In dem geschichtlichen Teil nimmt die Chronologie von Bellarmin und Baronius einen ziemlich breiten Raum ein. Die letztere wird fortgesetzt bis zum Jahre 1664. Der alten Chronologie ist als Anhang ein kurzer Abriß über die Geschichte von Rom, Athen, Sparta beigegeben. Die nachchristliche Chronologie bietet ziemlich ausführlich alle Päpste, Kaiser, Kriege usw. Der hier beigefügte Anhang gibt die Daten für die Christenverfolgungen, Schismen, geistlichen und weltlichen Orden, Universitäten. Es folgt dann ebenfalls ausführlich die Genealogie fast aller deutschen Fürstenhäuser, voran Habsburg und Wittelsbach, dann die Reihe aller Könige von Frankreich, England, Dänemark, Polen usw.

1) Die Bezeichnung der zurückgelegten Entfernungen durch „Posten" ist schon im 16. Jahrhundert üblich. So berichtet Lukas Rem in seinem Tagebuch, er sei am 7. Sept. 1515 auf der Post von Brüssel in 6 Tagen nach Augsburg geritten und habe an den einzelnen Tagen 5, 3, 4, 3, 4, 4 „Posten" zurückgelegt. In einer Abrechnung des Andreas Masius vom Jahr 1551 heißt es: Von Augsburg bis gen Rom bin ich auf der Post geritten, sind dazumal 57 „Posten" gewesen tuet 28½ Kronen. Vergl. J. Rübsam Joh. Baptista von Taxis (1889) 213. Die Postkuriere mußten 1504 den Weg von Brüssel nach Rom im Sommer in 10½, im Winter in 12 Tagen zurücklegen. A. a. O. 205.

Die Gesundheitslehre enthält die berühmten Regeln der medizinischen Fakultät von Salerno: allgemeine Regeln, Diätik, Eigenschaften der Speisen und Getränke usw. Manche alte Erfahrungssätze, die zuweilen wieder neu entdeckt werden müssen, sind hier zu finden, so z. B. kalte Waschungen, häufiges Waschen der Hände, leichte Abendmahlzeiten usw., alles in kurzen Versen.[1])

An diese Gesundheitslehre schließt sich eine praktische Tugendlehre, die es dem Hauptzwecke des Büchleins entsprechend auf Fürsten, Räte und Hofleute besonders abgesehen hat. Die „Regeln des Boetius, nach denen König Theodorich regierte", schärfen ein Sorge für die bedrückten Untertanen, Gerechtigkeit, gute Beamte, Vorbereitung auf den Krieg im Frieden, Bau von starken Grenzfestungen, Liebe zum Frieden, Unterstützung von Gelehrten, Vermeidung von Spiel und Schwelgerei. Den fürstlichen Räten hält Rhay einen Spiegel vor in den Monita politica von Justus Lipsius. Sie müssen sich auszeichnen durch strenge Gewissenhaftigkeit, große auf langer Erfahrung ruhende Klugheit, selbstlose Arbeit für die Interessen des Fürsten. Der Fürst selbst muß sich Klugheit erwerben durch Gottesfurcht, Erfahrung und Studium der Geschichte.

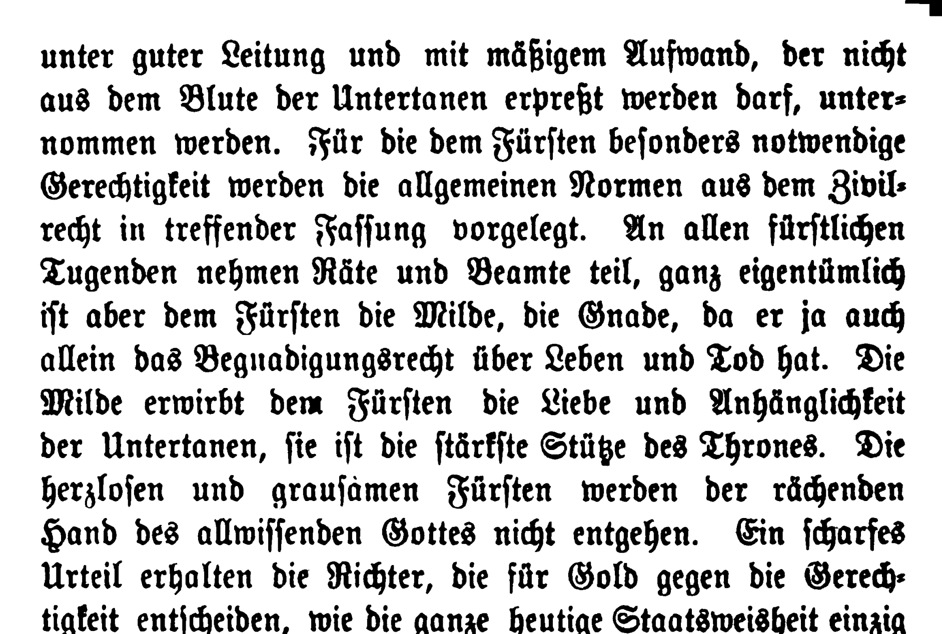
Scharf geißelt dann das Alphabetum Aulicorum die Art der Hofleute, ihre Falschheit, Neid, Mißgunst, Schmeicheleien, Lügen.[2])

Zu den Tugenden, die den Fürsten notwendig, gehört die Klugheit. Ein Mittel, sie zu erlangen, sind für die Prinzen u. a. Reisen in fremde Lande, aber nur wenn sie

---

1) Z. B. Ex magna coena stomacho fit maxima poena,
Ut sis nocte levis, sit tibi coena brevis. . . .
Si fore vis sanus, ablue saepe manus.

2) Z. B. Rara avis in toto est vere pius Aulicus orbe.
Aulica tartario vita est damnosior orco,
Plus metuenda bonis quam metuenda malis.
Haec est aularum nova lex, ne dicere verum
Audeat et falsum dicere ne metuat.



unter guter Leitung und mit mäßigem Aufwand, der nicht aus dem Blute der Untertanen erpreßt werden darf, unternommen werden. Für die dem Fürsten besonders notwendige Gerechtigkeit werden die allgemeinen Normen aus dem Zivilrecht in treffender Fassung vorgelegt. An allen fürstlichen Tugenden nehmen Räte und Beamte teil, ganz eigentümlich ist aber dem Fürsten die Milde, die Gnade, da er ja auch allein das Begnadigungsrecht über Leben und Tod hat. Die Milde erwirbt dem Fürsten die Liebe und Anhänglichkeit der Untertanen, sie ist die stärkste Stütze des Thrones. Die herzlosen und grausamen Fürsten werden der rächenden Hand des allwissenden Gottes nicht entgehen. Ein scharfes Urteil erhalten die Richter, die für Gold gegen die Gerechtigkeit entscheiden, wie die ganze heutige Staatsweisheit einzig darauf auszugehen scheine, den Beutel zu füllen.

Bei der Tugend der Mäßigkeit wird eingehend die damals viel besprochene Frage erörtert, wie weit der Fürst in der Forderung von Steuerabgaben gehen dürfe. Zunächst werden die falschen Grundsätze vorgeführt, nach denen dem Fürsten alles erlaubt ist und die Untertanen sich mit einem Geringen für Nahrung und Kleidung zu begnügen haben: das seien teuflische Grundsätze. Bei der Widerlegung dieser Grundsätze betont Rhay u. a., der Satz, der Wille des Fürsten ist Norm alles Rechts, sei ein durchaus unsittlicher, unchristlicher, den selbst die Heiden verworfen. Als wahre Grundsätze haben zu gelten: Überall muß der Fürst ein Vater des Volkes sein und als Vater für das Volk sorgen. Über mäßige Steuern z. B. für die notwendige Kriegszurüstung im Frieden ist das Volk aufzuklären; dieselben sind aber mit Milde einzutreiben und dabei sind die Steuereinnehmer streng zu überwachen. Besonders ist darauf zu achten, daß den Untertanen nicht Acker und Vieh weggenommen wird.

Bei dem Kapitel über Freigebigkeit des Fürsten bekämpft Rhay die Grundsätze Machiavellis, nach denen der Fürst aus Gütern, die er andern weggenommen, Freigebigkeit üben darf. Der Fürst soll aus eigenen Mitteln freigebig sein,

besonders im Almosenspenden für die Armen, Errichtung von Armen- und Krankenhäusern, Missionsseminarien für Indien und China, wie solche in Portugal und Spanien errichtet worden. Vom Übel ist die übergroße Freigebigkeit gegen Günstlinge.

Unter den Regeln für die Tapferkeit wird auch die Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit besprochen, für letztere sind notwendig Geld, Proviant, Waffen, unter diesen besonders gute Artillerie mit den verschiedenen Arten von Geschützen, die angeführt werden, dann tüchtige Soldaten und Offiziere. In einem Cirollarium wird das Gesagte kurz zusammengefaßt und als Fürstenspiegel dem Fürsten vor Augen gehalten.

Der dritte Teil über die Religion betont die unbedingte Notwendigkeit der Religion als Fundament aller Reiche. Eine kurz gefaßte Theodizee belehrt über die Gottesverehrung. Praktisch hat sich dieselbe zu betätigen in der Übung der drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe.

Bei der Erklärung dieser Tugenden bleibt Rhay nicht bei den allgemeinen Begriffen hängen, er geht sehr ins Einzelne, fordert aber nicht zuviel. Der Glaube hat sich zu betätigen im täglichen Leben, morgens Morgengebet, heil. Messe, Gewissenhaftigkeit (nie gegen das Gewissen handeln), öftere Beicht und Kommunion, ferner in der Güte gegen alle Elenden, Bedrängten, Gefangenen, Witwen, in der Billigkeit gegen Unterdrückte, in der Gerechtigkeit gegen alle Untertanen. Der Glaube warnt vor unüberlegten Gelübden, Zuträgereien, schlechtem Beispiel. Das gute Beispiel des Fürsten ist für die Untertanen ein mächtiger Antrieb zur Gottesverehrung.

Würdig schließt das Compendium mit Erklärung und Übung der Liebe. Von Liebe muß das Herz des Fürsten erfüllt sein, sonst steht Krieg und Aufruhr vor der Tür. In der Liebe zu Gott muß sich der Fürst täglich üben: in täglichen Ergüssen an den Vater, Sohn und hl. Geist, in heißen Gebeten um diese göttliche Gabe flehen.



So erweist sich unser Universal-Compendium nicht allein als eine praktische Zusammenfassung der Hauptpunkte des damaligen Wissens, sondern auch als ein Fürstenspiegel, der dem Verfasser nur zur Ehre gereicht. Selbst in das Hofleben hineingeworfen, beugt er sich nicht als charakterloser Schmeichler vor den Grundsätzen der Hofleute, sondern geißelt sie schonungslos und gibt dadurch gleichzeitig den Prinzen eine deutliche Warnung. Besonders hoch anzurechnen ist dem Verfasser auch seine scharfe Auseinandersetzung mit dem in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich mehr und mehr Geltung verschaffenden Absolutismus, der sich für die Quelle alles Rechtes hält und über Gut und Blut aller Untertanen selbstherrlich und schrankenlos zu verfügen sich anmaßt.

Zum Schluß noch ein Wort über den Verfasser. P. Theodor Rhay war geboren 1603 zu Rees (Niederrhein) und 1622 in das Noviziat der niederrheinischen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu eingetreten.[1])

Als Rektor des Jesuitenkollegs in Düren kam er in nähere Beziehungen zum Neuburger Hofe, was auch wohl seine Übersiedelung in die oberdeutsche Provinz nach Neuburg und Sulzbach zur Folge hatte. Er war Beichtvater des 1656 konvertierten Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach von dem er sich aber bald loszumachen suchte. Auch später, 1658 und 1663, nahm der Sulzbacher wiederholt die Dienste des P. Rhay in Anspruch. Im Jahre 1663 wurde er Erzieher am Neuburger-Düsseldorfer Hofe und als solcher 1664 in einer wichtigen Mission von Philipp Wilhelm nach Rom gesandt, wo er beim Papst Alexander VII. (Chigi), den er von dessen Nuntiatur in Cöln persönlich kannte, mit großer Entschiedenheit die Sache des Pfalzgrafen vertrat.

---

1) Fast gleichlautende biographische Notizen bei Sotvellus, Bibliotheca Script. Soc. Jesu (1676) 757 u. Hartzheim Bibliotheca Coloniensis (1747) 306. Die genauesten bibliograpischen Angaben bei Sommervogel. Bibliothèque, unter Rhay.

Die wenigen Mußestunden benutzte Rhay fleißig für die Schriftstellerei. Er interessierte sich sehr für die auswärtigen Missionen. Diesem Interesse ist seine erste Schrift, Beschreibung von Thibet (Paderborn 1658), entsprungen. Einen Bericht über die Merkwürdigkeiten des Reiches Mogor ließ er 1663 in Neuburg erscheinen. Bei der Beschreibung der Arche Noes bemerkt er (Arca altera 26), P. Heinr. Rott (Roth) kehrte 1664 aus Mogol durch Armenien zurück und schilderte in meiner Gegenwart dem Pfalzgrafen von Neuburg die Tradition in Betreff der Arche in Armenien.[1])

Eine Art Heimats-Heiligenkalender aller Heiligen und berühmten Männer von Jülich-Cleve auf alle Tage des Jahres mit den Heiligen aus dem Pfälzer Fürstenhause gab er 1663 in Neuburg heraus und widmete ihn Philipp Wilhelm. Eine kleine Kontroverse „Streit ohne Streit in vier freundlichen Diskursen durch friedliebende Feder R. P. Theod. Rhay" (1665) und eine größere Schrift, wohl eine der ersten in Deutschland über die eben entstandene Sekte der Quäker gab er heraus unter dem Titel: „Der Quacker verwirte Glaubensbekäntnuß mit historischer Relation von dieser Zitter-Geister-Nahmen Ursprung, Lehr und Fortgang". Er widmete die Schrift dem Dekan der Kollegiatkirche in Düsseldof, wo er dieselbe verfaßt hatte.[2]) Wenige Jahre später starb Rhay als Rektor des Collegs von Düren am 10. März 1671.

In einem Kredentialschreiben vom 28. Februar 1665 an Philipp Wilhelm bezeichnet Alexander VII. den P. Rhay als einen Mann, dessen ausgezeichnete Frömmigkeit und große Tugenden ihm schon seit langen Jahren bekannt gewesen, den er deshalb gerne gesehen und mit seinen Aufträgen für den Pfalzgrafen betraut habe.[3])

---

1) Vgl. die Handschrift in Brüssel (Bibl. Royale) Variae relationes de regno Mogol, dum (P. Roth) Neoburgi adesset.
2) Cöln bei Frießem 1666 12° 538 S.
3) Orig. München Geh. Hausarchiv 1570.



LXXX.

Die blutige Revision der Ideen und Tatsachen.

IV.[1])

Der dänische Dichter Johannes Jörgensen ist in seiner Schrift „Lebenslüge und Lebenswahrheit" unerbittlich mit sich selbst und mit den Wahnideen ins Gericht gegangen, in welchen er sich mit der glühenden Begeisterung eines Jünglings, der führerlos ins moderne Leben hineinstürmt, wie in einem Netz verstrickt hatte. Wie ein anderer Augustinus schildert er die Leidensgeschichte seiner wechselnden Meinungen, welche er für gangbare Münze und für zuverlässige Überzeugungen hielt — lange glaubte er mit selbstgefälliger Einbildung die Wahrheit zu suchen, bis er endlich merkte, daß er sie nicht suchte, sondern feige vor ihr floh.

„Ich habe mit Renan mich selbst bedauert, schreibt er, daß ich in der traurigen Lage war, einen Glauben verleugnen zu müssen, den ich am liebsten bewahrt haben würde. Ich bin mir wie ein Held vorgekommen, weil ich meine trostreichen Illusionen auf dem Altar der strengen Wahrheit opferte."

Dann fährt er fort mit der merkwürdigen Frage an sich selbst: „Wenn ich wirklich gern den Glauben meiner Kindheit hätte bewahren wollen, warum spitzte ich die Ohren, als die Befreiungstrompeter anfingen zu schmettern? Und es war ja gar kein Trost, dem ich entsagen wollte — es war ein Joch, das ich abwerfen wollte. Ich wollte die Erde besitzen und den Himmel den Engeln und den Spatzen überlassen. Leben, Glück, die Herrlichkeit dieser Welt war es, die uns von der Spitze des Berges der Versuchung gezeigt wurde. Und wir fielen nieder und beteten den an, der behauptete, die Macht zu haben, uns alles das zu geben.

---

1) S. oben S. 261 ff.



Das ist unserer und aller wirklichen Freidenker richtige Genesis."

Mit diesem offenherzigen Geständnis deutet der gefeierte Dichter auf dämonische Einflüsse hin, die in der modernen Kulturbewegung wirksam sind, und spricht damit etwas aus, was nicht bloß im Erleben Einzelner, sondern auch in der Geistesentwicklung ganzer Völker von höchster Bedeutung ist. Auch in der Völkerpsychologie sind enthusiastisches Schwelgen in hochfliegenden Gedanken und Wünschen, die für Wahrheit angesehen werden, während sie nur Trug und Täuschung sind, und beschämende Geisteserniedrigung oft ebenso nahe verbunden, wie die Hoffart regelmäßig dem Fall vorauszugehen pflegt. Bei aufmerksamer Verfolgung dieses Gedankens wird man mit Jörgensen wie von selbst dahin geführt, an die Spitze jenes hohen Berges zu denken, auf welchem sich der höllische Versucher dem Heiland zum dritten und letzten Mal als Kulturkämpfer vorgestellt hat.

Unmittelbar vorher hatte der Verschlagene auf der Tempelzinne noch von einem Sturz in die Tiefe gesprochen — merkwürdig genug verwandelte sich diese Sturzbewegung unter dem trügerischen Einfluß des infernalen Gauklers sofort wie im Handumdrehen in einen stolzen Höhenflug: durch die Suggestion einer ungeheuerlichen Selbsttäuschung sollten die Unglücklichen, die sich vom Tempel in den Abgrund stürzten, den Eindruck erhalten, als würden sie durch diesen Geistersturz nicht abwärts gerissen, sondern aufwärs getragen.

Niedriges Streben und stolzes Denken sind im Menschenleben leider nur allzu oft engstens verbunden.

Die ganze Geschichte der Neuzeit mit ihrer trotzigen Abkehr vom Gottesglauben und jeglicher Jenseitshoffnung ist nichts anderes als eine große Lebenslüge, eine Abfall- und Sturzbewegung, welche in unglückseliger Verblendung von den verwegenen Sturmpropheten als ein Aufstieg zum Lichte und ein Höhenflug der Freiheit gepriesen wird.

Wer aufmerksam die Zeitereignisse verfolgt und unbe-



fangenen Blickes die Literatur und Presse des Tages in Acht nimmt, stößt Schritt für Schritt auf grelle Widersprüche und scharfe Dissonanzen; hart neben den hochtönenden und aufdringlichen Phrasen, mit welchen die modernen Kulturfortschritte bis zum Himmel erhoben werden, vernimmt man immer lauter den schmerzlichen Aufschrei jammernder Verzweiflung; einerseits feiert mit stets gesteigertem Übermut der demokratische Zug der Zeit einen Triumph um den andern und glaubt, je mehr es den Geistern der Verneinung gelingt, die Welt für seine aberwitzigen Ideen zu erobern, die Fahne der Freiheit und Gleichheit nicht hoch genug erheben zu können, anderseits jammert die ganze Welt über das mit jedem Tage mehr wachsende Elend, in welches sie durch den materiellen Zug der Zeit wie durch die Notwendigkeit einer progressiven Fallbewegung, immer tiefer abwärts gezogen wird.

Wie hat das doch so kommen können? Die vom Glauben erleuchtete Vernunft weiß auf diese Frage sofort Bescheid.

Der Mensch trägt, seit er nicht mehr ist, wie er sein soll, mit seiner gefährlichen Vorliebe für alles Sinnfällige und Hinfällige, was ihn von Gott ab- und zur Welt hinzieht, beständig die zentrifugale Neigung in sich, abwärts zu sinken. Ohne Führung und Leitung sich selbst überlassen, wird er diesen negativen Drang oder vielmehr Zwang seiner Freiheit, worin die Loge und mit ihr die gesamte freidenkerische Wissenschaft das eigentliche Wesen der wahren Menschlichkeit erblickt, nicht widerstehen können; er wird, als stünde er noch immer mit dem ersten Menschenpaare vor der reizenden Frucht am verbotenen Baume der Erkenntnis, den niedrigen Instinkten der Selbstsucht und Augenlust erliegen, und infolgedessen wird er, je mehr das Ebenbild Gottes, das Ehrenzeichen der wahren und unverfälschten Menschlichkeit, sich in ihm entstellt und verliert, um so mehr ein Unmensch werden und der staubfressenden Schlange sich



nähern mit der selbstgefälligen Täuschung, dadurch den Göttern gleich zu werden.

Nur Gott konnte dieser Sturz- und Fallbewegung Einhalt tun und er hat es auch getan mit jener siegreichen Weisheit und Macht, welche durch Christus und seine Kirche die Welt erneuert und umgestaltet hat. Das Christentum hat den verkehrten Gedanken und Wünschen des Menschen wieder eine aufrechte und der Wahrheit entsprechende Richtung gegeben, hat sie wieder zentripetal von der Welt weg der Ewigkeit zugewendet, hat sie über die Erde emporgehoben und ihnen für die Hoffnung der Unsterblichkeit ein erhabenes Ziel im Jenseits gezeigt, das seiner würdig war.

Lange Zeit ist die Christenheit vertrauensvoll diesem Lichte gefolgt, wahrlich nicht zu ihrem Schaden, und hat sich dem Einflusse desselben in allen Verhältnissen des privaten und öffentlichen Lebens willig hingegeben; wie ein mächtiges sursum corda trugen die Glocken der Gotteshäuser von Land zu Land über Städte und Dörfer das Echo all jener Heilandsworte, welche uns aus seinen Lehren und Parabeln unablässig entgegenklingen und mit dem Hinweis auf das Reich Gottes die Sorge für die unsterbliche Seele als einzig notwendige Hauptsache betonen. Es war eine Zeit, wo es schien, der Geist eines hl. Franziskus und Dominikus würde in Bälde alle Herzen bezwingen und in der einen Herde Christi alles unter dem einen Hirten erneuern.

Das dauerte leider nicht lange. Wie einst für das auserwählte Volk schwere Tage der Versuchung kamen, nachdem es sich auf der Kundschaftsreise zur Erforschung des hl. Landes müde gelaufen hatte, so sah sich auch die Christenheit, nachdem die Begeisterung der Kreuzzüge sich verloren hatte, in einer überaus verhängnisvollen Schicksalsstunde an einen Scheideweg gestellt. Wohl standen die herrlichen Dome großenteils fertig da, die tiefdurchdachten Systeme der hl. Wissenschaft waren vollendet, die Ritterorden und die welterneuernden klösterlichen Genossenschaften waren gerüstet, die große Idee eines Kaisertums, dessen Ziel



in gleicher Linie mit den Bestrebungen des Papsttums darauf ging, das Reich Gottes zu fördern und die Völker in der Einheit jenes Friedens zu erhalten, der nur im Glauben und in der Hoffnung auf Christus möglich ist, hatte sich ziemlich in das Bewußtsein der Völker eingelebt — aber schon zeigten sich sehr bedenkliche Anzeichen einer mehr und mehr zunehmenden Erschlaffung. Gleich einem zweiten Sündenfall begann sich allmählig ein Geistersturz vorzubereiten von weltgeschichtlicher Bedeutung, wie ein solcher noch nie erlebt worden ist. Die beiden Grundpfeiler der christlichen Weltordnung, Kaisertum und Papsttum, wichen bedenklich auseinander, im Klerus selbst machten Weltsinn und Eitelkeit immer größere Fortschritte; tausende standen, obwohl sie äußerlich noch der Gemeinschaft der Kirche angehörten, mit zweifelnden Gedanken und schwankenden Gefühlen, gleichsam mit abgewandtem Gesicht auf der Zinne des Tempels und fingen, erwartungsvoll und sprungbereit, bereits an, Herz und Sinn und Aug und Ohr auf andere, weniger heilige Dinge zu richten, die mehr die diesseitige als die jenseitige Welt zum Gegenstand hatten. Zeigte sich ja mit dem verlockenden Reiz der Neuheit zugleich mit dem Wiederaufleben der Antike, seit nach dem Fall Konstantinopels die verschütteten Gräber der heidnischen Lüsternheit sich wieder geöffnet hatten, jenseits des Ozeans eine neue Welt mit unermeßlichen Schätzen und Reichtümern. Zu keiner Stunde der Weltgeschichte konnte der vermessene Lockruf sich größeren Erfolg versprechen: Stürzt euch da hinab! Wenn ihr immerhin am hergebrachten Christusglauben vorläufig noch festhalten und nicht sofort die ganze Last der übernatürlichen Dinge abschütteln und wegwerfen wollt, laßt es euch wenigstens genug sein mit einem halben Christentum und trennet die Glaubenslehre von der Sittenlehre! Versucht es nur herzhaft, vielleicht gelingt es euch, zwei Herren zugleich zu dienen, denket wie Christen und handelt wie die Heiden! Gehört auch euer ganzes Herz der Welt, nebenbei könnt ihr immerhin auch an Bibelsprüchen, an



puritanischen und pietistischen Gedanken euch trösten und erfreuen! Also weg vom Tempel, weg die Augen von den Geheimnissen und Verheißungen, die er enthält! Weg die Ohren von den unwürdigen und verächtlichen Dienern des Heiligtums und von ihrem Oberhaupt! Warum das Herz mit fernliegenden Dingen abquälen und mit vergeblichen Wünschen nach einem gelobten Lande der Zukunft, uneinnehmbar von Bergen umgeben und von Riesen bewacht? Hin zur Welt, welche wie ein Eldorado der Gegenwart uns umgibt und leicht zu haben ist! Keine Furcht! Stürzt euch hinab! Weg von Gott, hin zur Welt, der Erde zu und ihrem Staub! Die Engel — welche? — werden euch auf den Händen tragen!

Der einschmeichelnde Sirenengesang hat leider wie eine Zauberformel blitzartig eingeschlagen. Einerseits abgestoßen beim Anblick des Tempels durch die Ärgernisse der im Übermaß ihrer angehäuften Reichtümer schwelgenden Diener des Heiligtums, anderseits mächtig angezogen durch die Kirchengüter und durch die Reize einer neuen und alten wiederauflebenden Welt, traten tausende von verwegenen Glücksjägern auf der Tempelzinne vor zum Sprung in den Abgrund — indem sie dabei von den Tempelschätzen soviel mitnahmen, als sich erhaschen ließ, sagten sie sich los nicht blos vom Gehorsam gegen Kirche und Papsttum, sondern auch von den Objekten der christlichen Hoffnung und von den Idealen der christlichen Vergangenheit.

Auf diese Weise wurde im offenen Gegensatz zu den Absichten der göttlichen Vorsehung und Weltregierung die Zielrichtung der Kulturgeschichte vollständig verschoben. Es wurden Bücher geschrieben und Theorien ersonnen von solcher Verwegenheit, wie man sie nur dann für menschenmöglich halten kann, wenn angenommen wird, daß Menschen mitunter es den Dämonen gleich zu tun vermögen. Machiavelli zeigte den Fürsten den Weg der absoluten Willkür ohne zu bedenken, daß die Korruption der Monarchien eine Korruption der unterdrückten und mißhandelten Völker not=

wendig zur Folge haben müsse. Als wäre ein förmlicher Wettstreit eröffnet zum Kampf gegen Kirche und Glauben, kamen alle zügellosen Geister herbei, um anzutreten auf der Tempelzinne zum Sturz in den Abgrund. Dabei kann es nicht Wunder nehmen, wenn der bis zum Wahnsinn gesteigerte Hochmut die beschleunigte Sturzbewegung des geistigen Niedergangs für eine Flugbewegung hielt; wer sich rückhaltlos dem Zauber jener Suggestion hingibt, der vom Geiste der Verneinung ausgeht, der wird keine Selbsttäuschung darin erblicken, wenn er beim Absturz vom Tempel des Glaubens sich jener unheimlichen Bergeshöhe zu nähern glaubt, wo nichts mehr zu sehen ist als einzig nur die Herrlichkeit der Welt. Vom Skeptizismus und Kritizismus ist nicht weit bis zum vollendeten Atheismus und Pantheismus, von der Tiefe des Unsinns und der Verzweiflung an jeglicher Wahrheit ist nur ein Schritt bis zur schwindelnden Höhe des Wahnsinns.

Europa erlebte jetzt sozusagen das seltsame Schauspiel eines umgekehrten Kreuzzuges; die aufkommende Bewegung wendete sich nicht dem Licht der aufgehenden Sonne zu im Streben, die hl. Stätten den Ungläubigen zu entreißen, sondern warf sich, indem sie westwärts die Gestade von Westindien aufsuchte, mit unbegrenzter Gier aufs Beutemachen; erfaßt und überwältigt vom materiellen Zug der Zeit kehrte man beim ruhelosen Ausschwärmen dieser Zugvögelwanderung der aufgehenden Sonne den Rücken, um sich gegen Sonnenuntergang zu wenden.

Wo das Geld als Sonne der Begierden die Augenlust erfreut, da ist kein Platz mehr für bescheidenes Denken und Handeln. In der Üppigkeit des übermäßig anschwellenden Reichtums gedeihen auch die Sumpfpflanzen stolzer Selbstgenügsamkeit und Überhebung; der demokratische Zug der Zeit heftet sich an den materiellen wie der Schatten an den Körper.

Wo ein übernatürliches, über die diesseitige Welt hinausragendes Ziel für's menschliche Streben nicht anerkannt



wird, da braucht es auch keinen Führer und Wegweiser dorthin — wenn so Papst und Kirche überflüssig sind, dann fehlt für das Königtum jede Möglichkeit, seine Autorität unter Anlehnung an das Priestertum auf dem Grunde der ewigen Wahrheit zu verankern; für das Einzelindividuum aber fällt, wenn es Grund und Zweck seiner Selbstbestimmung in sich selber trägt, jede Schranke des Rechtes und der Pflicht, so wird in jedem einzelnen sich die absolute Willkür mit der Selbstsucht verbinden, um sich in göttergleicher Superiorität und Selbstgenügsamkeit souverän über alles erhaben zu dünken auf jenem Berge, wo Stolz und Habgier sich die Hand reichen mit dem unersättlichen Verlangen, die ganze Welt wo möglich allein zu besitzen und zu beherrschen. Wer auf diesem Standpunkt wahnsinniger Verblendung sich befindet, wird nichts davon merken, daß er mit seinen niedrigen Wünschen auf der untersten Stufe materieller Versunkenheit steht, während er im demokratischen Selbstgefühl seiner vermeintlichen Souveränität die Gipfelhöhe der Kultur erstiegen zu haben glaubt. Der Blick auf die unter ihm liegende Welt zeigt ihm ja die herrlichsten Aussichten.

Für wen? Für das Volk? Oder nur für Autokraten und Plutokraten?

Nach dem mit dem Sturmsignal der Revolution: Stürzt euch da hinab! einmal freie Bahn geschaffen war für den tollkühnen Wettlauf, auf welchem im freien Spiel der Kräfte die wilde Jagd um den Vorrang des Geldes und der Macht ins Werk gesetzt werden sollte, war es nur mehr eine Frage der Zeit, wer dabei mit dem Glück und Geschick eines verwegenen Spielers jeden Rekord schlagen und den Preis davontragen würde.

Die günstigste Gelegenheit hiezu bot sich zunächst für England — rings umschlossen vom Meere lag es zwischen zwei Welten an der See; „die See aber ist", wie der große Volkswirtschaftslehrer Friedrich List sich begeistert auszudrücken pflegte, „nicht bloß die Hochstraße des Erdballs, sie

ist auch der Paradeplatz der Nationen, der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes. Sie ist die Gemeindetrift, auf der die wirtschaftlichen Nationen ihre Herden zur Mastung versammeln. Wer an der See keinen Anteil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen der Welt, der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind."

Das haben in jener verhängnisvollen Schicksalsstunde, als man in Europa anfing von der Kurslinie der kirchlich geleiteten und christlich geordneten Vergangenheit abzuweichen, die Söhne Albions rasch begriffen — sie nahmen unbedenklich beim Umschlag der bisherigen Geistesrichtung den Wind der neuen Zeit in ihre Segel und fuhren mit dem Wagemut und der Raublust der alten Wikingsfahrer ihrem Glück entgegen in die weite Welt hinaus. So waren sie wie nie zuvor so recht eigentlich in ihrem Element; maßlose Raffgier und unbegrenzter Erwerbssinn lag seit Jahrhunderten wie eine besondere Rasseneigentümlichkeit in ihrem Blut; bereits Wilhelm der Eroberer hatte, nachdem er die alteingesessenen Angelsachsen ihrer Güter und Freiheiten beraubt hatte, seine Domänen bis auf 1442 Landgüter erweitert, seine Einkünfte auf die damals ungeheuere Summe von 106 Pfund Sterling täglich vermehrt und 30 Quadratmeilen eines vorher reichen und bevölkerten Landstriches in Ödland verwandelt, um seiner ungebändigten Jagdlust zu fröhnen; und dieser Geist einer unersättlichen Habgier lebte fort in den kommenden Geschlechtern, so daß der Forschungsreisende Nikolaus Poppel (1486—1489) mit dem treffenden Scharfblick seiner Beobachtung an den Engländern gerade dieses als vornehmste Charaktereigenschaft hervorheben konnte, „daß sie groß Gut und Geld an alles Gewissen zuwege bringen". Ganz dasselbe hat erst kurz auch Sir Roger Casement zum Ausdruck gebracht, indem er schrieb: England war bereits in den Tagen der Plantagenets sozusagen die Zentralfestung eines Piratenreiches und gemäß dem Grundsatz „Macht geht vor Recht", der von keinem Volk jemals mit ebenso rücksichtsloser Brutalität gehandhabt worden ist, war die Schwächung



Irlands eine Notwendigkeit für die Gründer dieses Reiches. Die Greuel des dreißigjährigen Krieges in Deutschland verblassen gegenüber den Schändlichkeiten, die in Irland ein ganzes Jahrhundert lang begangen wurden während der Zeit, da das England der Tudors zum imperialistischen Britannien heranwuchs.

Entsprechend diesem Anfang ist seit den Tagen der Königin Elisabeth fast die ganze englische Geschichte eine fortgesetzte Kette von Verbrechen gewesen, welche der Heißhunger nach Gold und Reichtum in allen Weltteilen sich geleistet hat. Jahrhunderte hindurch waren dort die wechselnden Regierungen nichts anderes als Agenten der großen Handelsgesellschaften und der Großfinanz; hauptsächlich im Interesse der Aristokraten des Geldes arbeitete die Politik seiner Staatsmänner mit skrupelloser Rücksichtslosigkeit und mit eherner Konsequenz am Ruin aller Mächte, welche seiner Monopolstellung im Welthandel gefährlich werden konnten: Spanien und Portugal, Holland und Frankreich waren der Reihe nach das Angriffsziel seiner schlauen Berechnung, bis es endlich gelang, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Mammonismus seiner Industrie und seines Handels zur vollen Herrschaft zu bringen. Nirgends hat der materielle Zug der Zeit bis dahin ähnliche Triumphe gefeiert.

Aber auch der demokratische Schwindelgeist hat aus jenem Wetterwinkel die stärksten Impulse erhalten. Die Engländer waren es, welche vor der Verurteilung und Hinrichtung ihres Königs das Prinzip der Volkssouveränität zuerst schulgerecht ausgebildet und ebenso feierlich behauptet haben, wie sie früher den Primat des Kirchenoberhauptes geleugnet hatten. Mit der stolzen Behauptung: „Das Volk ist die Quelle aller rechtmäßigen Gewalt" wies das Haus der Gemeinen alle Gegenvorstellungen des Oberhauses und des Königs zurück und stellte so dem legitimen Recht die Gewalt, der Autorität das Prinzip der Majorität schroff gegenüber. Der Sprung in den Abgrund rein weltlicher Diesseitsbestrebungen zog diesen Versuch eines vermeintlichen Auf-



schwungs zur göttergleichen Erhabenheit einer eingebildeten Souveränität notwendig nach sich. Damit aber war in Europa ein Krater für unabsehbare Eruptionen eröffnet und in der Gedankenwelt eine Gleichgewichtsstörung vorbereitet, gegen welche alle äußeren Machtverschiebungen weit in den Hintergrund treten; damit erhob sich der Götze der Humanität mit der Fahne des Aufruhrs zum Widerspruch gegen die christliche Rechtsordnung und Weltanschauung mit der doppelten Anmaßung: der Mensch ist unabhängig von jeder höheren Macht für sich selbst Meister und Herr seines Glückes — es gibt für ihn kein höheres Ziel und er braucht auf dem Weg seiner Kulturbestrebungen ohne jede andere Führung nur seinen eigenen Instinkten zu folgen.

So war der Heilsplan der göttlichen Welterlösung ebenso rundweg geleugnet, wie einst während der Wüstenwanderung Israels die verwegenen Aufrührer vor Moses und Aaron hintraten mit der Erklärung: Nichts mit euch! Wir brauchen keine Führer nach einem Lande, von dem wir nichts wissen wollen!

Eine schärfere und verhängnisvollere Kriegserklärung gegen alles, was Wahrheit, Recht und Ordnung heißt, läßt sich nicht mehr denken.

In erster Linie richtete sich diese Verneinung aller göttlichen Verheißungen gegen das Papsttum und gegen das christliche Königtum. Dieses war ganz von Gedanken des Friedens beherrscht und getragen und war durch die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche es in sich trug nicht zur Entfesselung sondern zur Bändigung der Leidenschaften, eine mächtige Schutzwehr und Bürgschaft zur Erhaltung des Friedens und der Eintracht unter den Völkern und Staaten. Die neuen Ideen aber, welche jetzt gegen das christliche Recht und gegen die göttliche Wahrheit die nackte Selbstsucht auf den Thron setzten, fielen gleich Kriegsfackeln und Feuerbränden in die umfriedeten Gebiete der christlichen Rechtsordnung hinein.

Die gänzliche Negation aller christlichen Gedanken, welche



dieser Absolutismus der Selbstsucht in sich schließt, mußte notwendig wie ein Element der Zersetzung jede Ordnung auflösen und das friedliche Zusammenleben der Völker zur Unmöglichkeit machen. Wenn England durch die rücksichtslose und gewissenlose Schlauheit, mit der es den neuen Kurs für sich auszunützen wußte, zur weltbeherrschenden Seemacht geworden ist, bleibt immer noch die Frage offen, ob diese Schicksalswendung, welcher das stolze Albion seine Größe verdankt, nicht vielmehr ein Unglück und ein Unrecht als ein Segen genannt werden muß.

Der Engländer selbst wird, wenn er mit stolzem Selbstbewußtsein auf der Weltkarte die ungeheure Ausdehnung seiner Machtsphäre prüft und die Quellen seines Reichtums überblickt, im Prestige seiner maritimen Weltstellung sich über alle Maßen ergötzen und darin ein wohlbegründetes Privilegium erblicken, auf welches er wie durch ein historisches Recht ohne Frage unbestritten Anspruch hat. Würde er die vermeintlichen Rechtstitel dieser Vorherrschaft einer genauen Nachprüfung unterziehen, dann würde seine stolze Selbstzufriedenheit bedeutend abgekühlt werden. Wohl kaum hat ein Volk weniger Ursache, sich seiner zweifelhaften Vergangenheit zu rühmen wie das englische. Ein prüfender Blick auf seine Geschichte ist weit weniger erfreulich als eine Überschau über den geographischen Umfang seines Reiches.

Reichtum und Geld sind noch nie ein fester Untergrund für die wahre Größe eines Volkes gewesen. Neben dem Übermaß der mit List und Trug erworbenen Reichtümer steht in der Regel die grinsende Mißgestalt des Verbrechens und der Schande; mehr als durch alles andere leiden infolge ungesunder Anhäufung von materiellen Glücksgütern Charakter und Gesinnung; auch ist es nur zu erklärlich, wenn sich bei einem durch glückliche Zufälle und berechnende Schlauheit reich gewordenen Volk mit dem drückenden Bewußtsein verübter Missetaten das Bedürfnis verbindet, andere zu verleumden und den inneren Unwert durch schöne Redensarten und glänzende Masken möglichst zu verhüllen.



Englands Größe ist ebenso wie das übermäßige Anwachsen Rußlands eine monströse Abirrung von den Bahnen einer legitimen und ordnungsmäßigen historischen Entwicklung. Nicht Ruhmestaten, fast nur schändliche Missetaten, wie sie nur möglich waren zu einer Zeit, als das Fundament der internationalen Gerechtigkeit durch das sogenannte Recht der vollendeten Tatsachen völlig erschüttert war, kennzeichnen den Weg seiner häßlichen Geschichte.

Nahezu 50 Millionen Negersklaven, welche England im Lauf der letzten Jahrhunderte verkauft hat, um sich selbst mit Baumwolle und die wilden Völker mit Branntwein zu versorgen, haben ebenso zur Vermehrung seiner Macht und seines Reichtums beigetragen, wie ungezählte Millionen von Indern und Irländern, die Hungers sterben mußten angesichts der Ernten ihres eigenen Landes, welche von herzlosen Wucherern übers Meer geschleppt wurden. Einst wie heute noch hält es der englische Gentleman, während er unter den heidnischen Völkern Bibeln verteilt, für durchaus ordnungsgemäß, hunderttausende von Unmündigen zur Sklavenarbeit in den Bergwerken und in den Fabriken zu verdammen, und trägt kein Bedenken, mit schmutzigen Händen 400,000 Pfund zur Bestechung der amerikanischen Presse über das große Wasser zu senden, gar nicht zu reden von den ungezählten Millionen, die er sich kosten ließ, um Italien in den Krieg zu hetzen und die Balkanfürsten mit Volksaufständen zu beglücken.

Bei keinem anderen Volk hat sich mit so viel Unehrlichkeit und Schande ebensoviel Falschheit vermählt, sodaß dessen eigene Schriftsteller darüber mit unverhohlenem Ekel sich entrüsten. Edmund Burke konnte vor der Versammlung der Lords den Vorwurf erheben: „Sie machen, wenn sie vor den Schändlichkeiten Warren Hastings die Augen verschließen, aus uns Engländern eine Nation von Heuchlern, Lügnern und Falschspielern". Byron schalt seine eigenen Landsleute die elendeste Rasse unter Gottes Himmel und Carlyle glaubte keine Übertreibung auszusprechen, wenn er



das ganze öffentliche und häusliche Leben in seinem Heimatlande ein Gewebe von halben Wahrheiten und ganzen Lügen nennt. Ja, er steht nicht an, zu behaupten:

„Kein ehrliches Geschlecht aus Adams Nachkommenschaft ist jemals zuvor in ein derart verschlissenes Bettlergewand von Verlogenheit gekleidet gewesen. Und wir schreiten darin so stolz und hoheitsvoll einher, als wäre es ein Priesterrock oder Königsmantel und nicht der schmutzigste Vagabundenkittel, den man je gesehen hat. Ein Engländer darf nicht an Wahrheit glauben, er ist tatsächlich der Überzeugung, daß Wahrheit gefährlich sei. Immer und überall sieht man, wie er versucht, die Wahrheit durch eine Zutat abzuschwächen und beide miteinander zu verschmelzen. Das nennt er Vorsicht und Mäßigung und schwankt so zwischen Gott und Teufel hin und her, weil er glaubt, zwei Herren zugleich dienen zu können."

Man fängt mehr und mehr an, die glänzende Außenseite der englischen Krämerkultur und deren Wahlverwandtschaft mit der Loge als das zu erkennen, was sie in Wahrheit ist. Je niedriger das Streben, um so stolzer das Denken hier wie dort; das gesamte Sinnen und Trachten dieser Idealisten des Geldes ist nichts anderes als eine große Lebenslüge — je unmenschlicher die Gewaltakte der absoluten Selbstsucht über Recht und Gewissen hinwegschreiten, um so lauter ist das Humanitätsgeschrei und die Hervorhebung der Menschheitsideale.

Mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, hat jüngst ein Aufsatz der süddeutschen Monatshefte über die englischen Logen und deren geistiges Gepräge also sich geäußert: Eine obere Schicht genießender Gewaltmenschen und darunter eine breite Masse von Sklaven — das ist der Götze der Freimaurerei — Mammon und sonst nichts. Europa, Asien und Afrika schwimmen in Blut und in den Geheimlogen zu London sitzen die Geldmenschen und rechnen und rechnen und lächeln sich zu und gehen dann heiter zu ihren Vergnügungen. Keine orphischen, keine eleusinischen Mysterien,

keine Philosophie der alten oder neuen Zeit steckt hinter dem Geheimnis, nur Mammon.

Der materielle Zug der Zeit kennt nur niedrige Instinkte und der demokratische Übermut, mit welchem er zusammengekoppelt ist, schäumt über in hochklingenden Phrasen und Redensarten; je mehr diese Art Humanität, in welcher tiefste moralische Versunkenheit mit höchster geistiger Überspanntheit sich paart, sich in grausamen und verabscheuungswürdigen Untaten äußert, um so lauter muß sie von Tugend und Gerechtigkeit, von Kultur und Menschlichkeit reden. Die Geschäftspolitiker der Entente haben nicht umsonst sich ganz und gar mit den Grundgedanken und Tendenzen der Loge identifiziert und teilen mit dieser sich in das Geheimnis ganz gleicher Bestrebungen. Würden sie vor der profanen Welt der Uneingeweihten ihre innersten Gedanken enthüllen, dann würden alle ehrlich Denkenden sich vor ihren Menschheitsidealen entsetzen. Von welcher Art möchte wohl der Friede sein, den sie in Berlin und Wien diktieren würden, wenn sie die Macht dazu hätten? Dann würde das Nationalvermögen Deutschlands und Österreichs in den Geschäftsbüchern der französischen und englischen Finanzgrößen zugunsten der Bank von England und Frankreich gebucht; die Enteigneten könnten, wie ein englischer Rheder gemeint hat, als Kriegsgefangene auf Lebenszeit in London Köhler und Wasserträger werden oder als Söldner einer Fremdenlegion in seinen Kolonien sich verbluten. Wie verlockend wäre es, durch Wiedereinführung der Sklaverei den verhaßten Lohnkämpfen der Gewerkschaften kurzerhand ein Ende zu machen!

Das wäre ungefähr die Humanitätsherrlichkeit jener Welt, welche der Mammon seinen Anbetern zeigt auf der unheimlichen Bergeshöhe, neben welcher ringsum entsetzliche Abgründe gähnen.

Befindet sich vielleicht die moderne Welt mit ihren unersättlichen Begierden und stolzen Aspirationen auf diesem Kulminationspunkt der Kultur?

Die neuerstandene Bergpartei, welche sich hier mit ihren kulturellen Errungenschaften brüstet, weit entfernt davon, sich ihrer niedrigen Instinkte zu schämen, verachtet diejenigen, welche ihr gegenüber mit der bescheidenen Bitte ums tägliche Brod noch auf die Worte des Weltheilandes merken, richtet ihre gierigen Blicke auf alle Länder und Meere und ihr Ohr auf die Parole ihres Lehrmeisters: das alles will ich euch geben!

Mit dieser Parole läßt sich mehr erreichen als mit der Bitte ums tägliche Brod, freilich nur mit Lüge und Gewalt und auf dem Wege des Verbrechens. Eben mit dieser Parole, welche seit Jahrhunderten dem Tatsachenkult der modernen Gewaltpolitik wie eine ungeheuerliche Lebenslüge zugrunde liegt, sind vor allen andern England und Rußland zu Wasser und zu Land so übermächtig und unnatürlich groß geworden, daß deren Macht wie ein schwerer Alpdruck auf der ganzen Menschheit liegt.

Besteht diese schwer lastende Übermacht zu Recht infolge einer legitimen historischen Entwicklung?

Wäre nicht infolge der unglückseligen Rivalität zwischen Deutschland und Frankreich das Fundament der Gerechtigkeit, ohne welches die Reiche nicht mit Ehren bestehen können, in höchst bedauerlicher Weise erschüttert worden, dann wäre eine derartige Kolossbildung unmöglich gewesen.

Ein nur oberflächlicher Blick auf die Geschichte dieser monströsen Weltreiche zeigt, daß deren wucherisches Anwachsen in neuerer und neuester Zeit nichts anderes war als ein Aneinanderreihen von räuberischen Überfällen und Gewalttaten, durch welche nie und nimmer ein historisches Recht begründet werden kann. Aus einer Reihe von Verbrechen, was die Geschichte der Ententemächte ohne Zweifel ist, kann nur Unheil hervorgehen, und es ist ganz naturgemäß und selbstverständlich, wenn das Schlußglied dieser Kette von Verbrechen, wie wir es mit Entsetzen im jetzigen Weltkrieg erleben, ebenfalls ein Verbrechen ist von so unfaßbarer Ver-

werflichkeit und Größe, daß in der ganzen Weltgeschichte seinesgleichen kaum zu finden ist.

Im gegenwärtigen Weltkrieg ist so ziemlich alles außerordentlich, er hat nicht seinesgleichen weder in den grundstürzenden Tendenzen, welche er verfolgt, noch in der Art der Kriegführung und in der weltumspannenden Ausdehnung, die er angenommen hat. Es steht nicht bloß die gesamte waffenfähige Mannschaft mit der Gefahr völliger Erschöpfung vor der Pforte des Todes, auch das ganze Vermögen der ersten Kulturnationen steht auf dem Spiel; — was diesen Krieg ganz besonders furchtbar erscheinen läßt, ist der Umstand, daß er als ein ausgesprochener Geschäfskrieg die Eifersucht und den Haß der Nationen auf Jahrhunderte verewigt durch die Blut- und Revanchemilliarden, welche gleich einer unaustilgbaren Hypothek des Fluches nach demselben übrig bleiben werden.

Der Wille Gottes, wie er im Heilsplan der Welterlösung und in der Gründung eines ewigen Gottesreiches zum Ausdruck kommt, und die fluchwürdigen Absichten der vereinigten Gottlosigkeit aller Feinde des Christentums könnten nicht schroffer einander gegenüberstehen als in diesem Krieg. Wie zu einem Gottesraub ist in diesem Frevel gegen Vernunft und Glauben die raubmörderische und verräterische Hand derer, die mit der feindseligen und treulosen Gesinnung des ersten Mörders und des Verräters Judas das Feuer eines beinahe unauslöschlichen Brandes in die Menschheit hineingeworfen haben, gegen Gott und sein Heiligtum erhoben. Durch das titanische Unternehmen des babylonischen Turmbaues sind die Völker kaum so gründlich entzweit und entfrembet worden, als durch diese wilde Hetzjagd der Götzendiener des Geldes ums goldene Kalb.

Nach den gütigen Absichten der Vorsehung sollte Friede sein unter den Menschen auf Erden und der gute Wille aller Gerechten am Ende der Weltzeit noch die Freude eines großen Triumphes erleben durch die Erfüllung der großen Verheißung, gemäß welcher ein Hirt und eine Herde werden



soll. Im jetzigen Weltkrieg scheinen sich alle satanischen Instinkte zu dem Zwecke verschworen zu haben, die Völkerzwietracht durch Haß und Lüge bis zu einem äußersten Höhepunkt aufflammen zu lassen, um den Frieden der Gotteskinder für immer zur Unmöglichkeit zu machen.

Wenn dieser höllische Plan gelingt, dann hat Gott mit dem Ratschluß der Welterlösung das Spiel verloren; die größte Tat der Weltgeschichte, welche Gottes Vorsehung durch alle Jahrtausende vor und nach Christus allen Feinden zum Trotz siegreich ins Werk gesetzt hat, fällt dann vor Torschluß der Zeitgeschichte kläglich zusammen.

Kann und darf das geschehen? Ist es Gott nicht sich selbst und seiner Ehre schuldig, das durch Christus begonnene Werk zu Ende zu führen, und wäre es auch, daß alle Mächte der Verneinung vorerst vernichtet werden müßten?

Wenn die gottfeindlichen Gewalthaber der Welt in ihrem Großmachtsdünkel mit Vernichtungs- und Ausrottungsgedanken über ganze Völker herfallen, könnte nicht auch der Allmächtige dann einmal ausnahmsweise seine Langmut vergessen und zu Schlägen der Vernichtung ausholen?

Wohl mag es jener Vorsehung, welche ihre Macht am liebsten dadurch zeigt, daß sie mit erbarmender Milde sich paart und mit schonender Langmut verfährt, entsprechen, den entscheidenden Schlag zur Vernichtung aller Feinde bis ans Ende zu verschieben, bis die ganze Aussaat giftigen Unkrautes zur Ernte reif geworden ist — aber daß Gottes Absichten hinsichtlich der Welterlösung jemals durch die Feinde des Glaubens vereitelt werden könnten, das ist ein unmöglicher Gedanke. Mögen sie noch hundertmal mit dem trotzigen Gedanken sich trösten: Wir werden siegen! Gegen den Machtwillen der allwaltenden Vorsehung gibt es keinen Sieg.

Oft genug hat die Geschichte seit den Tagen der Sündflut nicht bloß Strafgerichte der zögernden Langmut, sondern auch Vernichtungsschläge der zürnenden Allmacht gesehen. Derselbe Gott, der mächtig genug war, im Titanenkampf der Urzeit die Rebellen der Geisterwelt in den Abgrund zu

stürzen, lebt heute noch und mit ihm die Macht, die Titanen der letzten Zeit der Vernichtung preiszugeben.

Vorbildlich für alle Zeiten wurden jene gottlosen Aufrührer, welche die von Gott beschlossene und ins Werk gesetzte Pilgerschaft Israels von Ägypten nach Chanaan zum Scheitern bringen wollten, samt ihren Zelten und ihrer Habe von der nämlichen Erde lebendig verschlungen, auf die sie mit Verzichtleistung auf das Land der göttlichen Verheißung mit ihrer ausschließlichen Diesseitshoffnung einzig und allein ihr Vertrauen setzen wollten.

Jedes derartige Unterfangen trägt so gewiß den Todeskeim des endlichen Mißlingens wie ein unerbittliches Verhängnis in sich, so gewiß allen Himmelstürmern das Urteil ihrer Vernichtung seit 3000 Jahren in den Psalmen voraus verkündet ist: Implebit ruinas, conquassabit capita in terra multorum.

LXXXI.

Msgr. B. J. Doebbing, Bischof von Nepi und Sutri †

Durch eine verbrecherische Hetze aus seinem Bistum vertrieben, ist der seit einiger Zeit vielgenannte Bischof von Nepi und Sutri, Msgr. Bernhard Joseph Doebbing, am 14. März in Rom gestorben. Mit ihm scheidet ein deutscher Franziskaner, dem durch eine eigenartige Fügung vor den Toren Roms die bischöfliche Würde und Bürde zuteil geworden, ein überaus edler Mensch, welcher als Ordensmann und Oberhirt des Guten ungemein viel gewirkt hat.

Am 8. Juli 1855 zu Münster in Westfalen geboren, trat Doebbing 1874 in den Franziskanerorden ein. Der Kulturkampf trieb ihn in die Ferne. Nachdem er seit 1879 Priester, einige Zeit in den Vereinigten Staaten auch als Professor am Priesterseminar in Cleveland tätig gewesen, wurde er 1881 zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Italien gesandt, zunächst nach Quaracchi, wo bekanntlich die Franzis-



kaner ein Kolleg zur Herausgabe der Scholastiker und Chroniken ihres Ordens mit der Ordensdruckerei haben. Als Reformator der irländischen Franziskaner-Ordensprovinz, Rektor von S. Isidoro in Rom und Verwalter des unweit Nepi gelegenen Heiligtums S. Maria ad Rupes entsprach der in jeder Beziehung ausgezeichnete Ordensmann aufs glänzendste den Erwartungen seiner Oberen.

Leo XIII. ernannte am 2. April 1900 P. Doebbing, der unterdessen auf einen Wink des Vatikans hin die italienische Nationalität erlangt hatte, zum Bischof der etwa 40 Kilometer von Rom entfernten Doppeldiözese von Nepi und Sutri, wo damals recht verworrene Verhältnisse herrschten. Der auf verschiedenen schwierigen Vertrauensposten bewährte deutsche Franziskaner sollte Ordnung schaffen. Das gelang ihm rasch. Abwechselnd in Nepi und Sutri residierend, entfaltete Msgr. Doebbing eine höchst segensreiche Tätigkeit. Mit vollem Recht konnte Pius X. ihn als eine Perle des mittelitalienischen Episkopates bezeichnen. Eine Hauptaufgabe war ihm die sittliche und religiöse Ausbildung der Geistlichen, denen er stets das herzlichste Wohlwollen bewies. In seinem Seminar kam Bischof Doebbing den päpstlichen Reformen zuvor. Für Klerus und Volk war er ein gütiger Vater. Voll Seeleneifer, unermüdlich in Ausübung des Predigtamtes, zeigte er sich als echtes Mitglied jenes Ordens, der schon bald nach seiner Gründung in Italien das religiöse und sittliche Leben der Stadt- und Landbevölkerung erneuert hat.

Dem Bischof von Nepi und Sutri stehen nach Abzug der Steuern jährlich nicht mehr als 4000 Lire zur Verfügung, während die Einkünfte sich vor dem Jahre 1870 auf 50 000 Lire belaufen hatten, woraus man die Vorliebe der neuen Machthaber für Kirchengut ersehen kann. Msgr. Doebbing war die Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit selbst, doch hegte er den sehnlichen Wunsch, der zum Teil recht dürftigen Bevölkerung auch in materieller Beziehung beizustehen. Das ermöglichten reiche Geldmittel, die ihm aus Nordamerika und der deutschen Heimat, besonders aus Schlesien, zuflossen. So konnte



er sich auf dem Gebiete der Caritas in wirklich großartiger Weise betätigen.

Da Msgr. Doebbing die Sprache verstand, welche altersgraue Mauern reden, so mußten seine Bischofsstädtchen Nepi und Sutri auf ihn tiefen Zauber ausüben. Mit Sutri sind mancherlei Erinnerungen an die sagenhaften Etrusker, die Römer, Langobarden, an Päpste und Kaiser verknüpft. Berühmt ist die am 20. Dezember 1046 in Sutri gehaltene Synode, welche Gregor VI. auf Wunsch des frommgläubigen deutschen Königs Heinrich III. zur Beilegung des Schismas berief. Hatte diese erste Synode das Werk der Reform eingeleitet, so wurde es fortgesetzt und gesichert durch die zweite, welche dreizehn Jahre später in Sutri stattfand. Hier empfing König Heinrich V. am 9. Februar 1111 auf seinem Romzug zur Kaiserkrönung die Bevollmächtigten des Papstes Paschalis II. In der Nähe von Sutri traf Friedrich I. Barbarossa am 9. Juni 1155 mit Papst Hadrian IV. zusammen; wenige Tage später wurde er in Rom zum Kaiser gekrönt. In Nepi und Sutri wirkte Pius V., der letzte heiliggesprochene Papst, einige Zeit als Bischof.

Msgr. Doebbing hat seine rege Fürsorge auch auf wichtige Baudenkmäler ausgedehnt, z. B. mit feinem künstlerischen Verständnis den Bischofspalast von Sutri restaurieren und ausbauen lassen. Dem französischen Schriftsteller André Maurel imponierte dieser Bau und er berichtet in seinem 1913 erschienenen Buch „Paysages d'Italie“ von der „Findigkeit des Bischofs, der eines schönen Morgens nach Südamerika abreiste, um seine italienischen Brüder zu besuchen, und mit gefüllter Geldkatze wieder heimkehrte“. Hatte Maurel denn wirklich keine Ahnung davon, daß ein Deutscher mit deutschem Gelde dieses und andere Bauwerke neuerstehen ließ? — Nach der Tradition sind die ersten Blutzeugen des Abendlandes in Nepi gemartert worden; es wird berichtet, Kaiser Claudius habe die beiden Bischöfe Ptolemäus und Romanus nebst 38 Bekennern Christi im Jahre 51 dort töten lassen. Mit der Konstantinischen Jubelfeier verband Msgr. Doebbing 1913 eine Reihe von Festlich-



keiten zu Ehren der Martyrer von Nepi. Ihre Reliquien wurden in der Kathedrale der Verehrung ausgesetzt. Durch Missionen und Vorträge wurden die Gläubigen über die Anfänge des Christentums unterrichtet. Viele Tausende strömten nach Nepi, um zwei glänzende eigenartige Prozessionen zu sehen. Anläßlich dieser großartigen Veranstaltungen ließ Msgr. Doebbing verschiedene Arbeiten vornehmen, die ihn wieder als treuen Hüter alter Erinnerungen und Kunstwerke zeigten. So restaurierte er den Hauptaltar S. Tolomeo, trug zur Erneuerung der Katakombenkirche bei und schmückte den Eingang des früher von ihm instand gesetzten Bischofspalastes von Nepi mit monumentalen Statuen des heiligen Ptolemäus und Romanus. Das $1^1/_2$ Kilometer von Nepi entfernte, mit der für die Kunstgeschichte des Mittelalters bedeutungsvollen Basilika S. Elia verbundene Heiligtum S. Maria ad Rupes wurde bereits früher unter Leitung Doebbings mit bedeutendem Kostenaufwand restauriert und erweitert mit der Bestimmung, daß es stets deutschen Franziskanern anvertraut sein sollte. Hier wählte der Bischof sich sein Grab.

Die meisten seiner Diözesanen wußten recht wohl, was sie an Msgr. Doebbing hatten, und waren ihm daher mit aufrichtiger Verehrung ergeben. Allerdings mögen Einzelne es immer noch gleichsam als persönliche Beleidigung empfunden haben, daß ein Ausländer an die Spitze der altehrwürdigen Doppeldiözese berufen worden. Einige Geistliche, die der Bischof maßregeln mußte, intrigierten gegen ihn im geheimen. Seine bischöfliche Wirksamkeit bot allerdings keine Angriffspunkte. Unter der Arbeitskraft fast erliegend, bewährte er sich auch, als er während des ganzen Jahres 1914 außer in Nepi und Sutri noch weitere Hirtenpflichten zu erfüllen hatte als Apostolischer Verwalter der Diözesen Viterbo und Tuscania, sowie von Monterosi, Ponzano Romano und S. Oreste.

Es kam der Krieg und in der tollen Hetze gegen die Tedeschi sollte auch der Bischof von Nepi und Sutri seinen Teil abbekommen. Er ward zur Zielscheibe nichtswürdiger Angriffe, die vom Dunkel der Loge ausgingen. Der freimaurerische „Messaggero“, Roms meistgelesenes Tageblatt, eröffnete



einen Verleumdungsfeldzug gegen den Oberhirten, auf den man das Wort des hl. Petrus über Christus: „pertransiit benefaciendo“ anwenden kann. Er wurde als „deutscher Spion“, „Agent des Vatikans“ dem Haß einer leicht zu betörenden Menge überantwortet. Daraus, daß er manchmal Geldsendungen aus Deutschland erhalten, was übrigens jedes Kind wußte, wurde ihm ein Strick gedreht. Und doch war alles, direkt oder indirekt, für seine Diözesanen. Beispielsweise sei erwähnt, daß er all die Jahre seine sämtlichen Geistlichen mit Meßintentionen versehen hat, was für ihn persönlich mit vielen lästigen Schreibereien verbunden war. Seine werktätige, aufopfernde Menschenliebe konnte sich eben nicht genug tun.

Bischof Doebbing, eine grundehrliche Natur, ein Wohltäter, den man auf den Händen hätte tragen müssen, sah sich gezwungen, seine Diözese zu verlassen und seine nur dem Heil der Seelen dienende Wirksamkeit vor Gericht zu verteidigen. Leider ließen auch die besseren Elemente sich einschüchtern. Der katholische „Corriere d'Italia“, der so oft Mſgr. Doebbings Tätigkeit gepriesen hatte, trat nicht für ihn ein aus Furcht, der eigene Patriotismus könnte verdächtigt werden. Wenn auch des Bischofs vollkommene Unantastbarkeit offenbar wurde, so hielt das Gericht doch den Nachweis erbracht, daß sich die Bevölkerung der Diözese gegen den Oberhirten erhoben hätte und sprach den „Messaggero“ frei, während Mſgr. Doebbing zur Zahlung sämtlicher Gerichtskosten verurteilt wurde. –

Ein Opfer der Aufregungen, welche die schändliche Hetze und das unbegreifliche Urteil ihm bereitet, ist Bischof Doebbing, dessen Gesundheit übrigens seit Jahren zu wünschen übrig ließ, nun hinübergegangen. Den speziellen Segen des hl. Vaters hatte der Kardinal-Staatssekretär Gasparri persönlich dem Sterbenden überbracht. Die wirkliche Gesinnung der Bevölkerung von Nepi und Sutri zeigte sich nach dem Hinscheiden des Bischofs. Dankbare Pietät hatte nun wieder Geltung. Manche, die noch vor kurzem in das „Kreuzige ihn!“ eingestimmt, wollten dem Toten Abbitte leisten. Daß er in seinem Testament neben Worten der Verzeihung für seine Verleumder auch reiche Spenden



für die Armen und andere Zwecke seiner Diözese bestimmt hat, machte auf seine früheren Gegner tiefen Eindruck. Unter allgemeinem Wehklagen wurde die Leiche des Bekennerbischofs zu Grabe getragen. Dem feierlichen Trauergottesdienste in Nepi wohnten der Sindaco und die Beisitzer mit der Gemeindefahne offiziell bei. Bevor die Leiche der Ruhestätte zugeführt wurde, widmete der Beisitzer Laurenti dem heimgegangenen Bischof im Namen der Gemeinde einen Nachruf, worin es heißt:

„Vor dieser Bahre, angesichts deren wir voll Schmerz sind über den unerwarteten Tod unseres Bischofs, sei es mir gestattet, die süße, von christlicher Gewißheit getragene Überzeugung auszusprechen, daß Msgr. Doebbing in unseren Herzen nicht sterben wird, daß er vielmehr in unserm Gedächtnis und der Geschichte unserer Stadt fortleben wird als frommer und wohltätiger Bischof, fern von jeder parteipolitischen Betätigung oder Stellungnahme. Trotz der aus den besonderen Verhältnissen der Gegenwart erwachsenen Mißhelligkeiten der letzten Tage hegte die gesamte Einwohnerschaft und die Gemeindeverwaltung von Nepi stets hohe Achtung für den verstorbenen Bischof. Wenn sich heute die Stadtvertretung verpflichtet fühlt, in offizieller und feierlicher Form an allen Beisetzungsfeierlichkeiten teilzunehmen und eine Kranzspende am Grabe niederzulegen, so gibt sie nur den Gefühlen der ganzen Einwohnerschaft Ausdruck. Und nun, da die Leiche in den Bezirk der Gemeinde Castel S. Elia überführt werden soll, wo Doebbings Wirksamkeit sich ganz besonders entfaltete, erneuere ich, indem ich zugleich die Gefühle meiner Kollegen wiedergebe, namens der ganzen Stadt den aufrichtigen Ausdruck der Hochschätzung und Liebe Nepis gegen den verstorbenen Bischof mit der Hoffnung, daß sein Geist uns umschweben möge als ein Beispiel der Tugend und Liebe."

In einem Schreiben an den Stadtrat von Nepi sprach Kardinal Gasparri seine Befriedigung aus, daß die Bevölkerung ihre Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Anerkennung des apostolischen Wirkens Msgr. Doebbings in so eindrucksvoller Weise bekundet hat.

Dr. Jos. Massarette.





LXXXII.

Die Brüder Grimm und der Nordlandsdichter Oehlenschläger.

Ein Beitrag zur Pflege unserer literarischen Beziehungen zu den Nordgermanen nach dem Weltkriege.

„Nach dem Kriege ist es wünschenswert, daß die literarischen Beziehungen zwischen uns und den Nordgermanen besonders gepflegt werden.“ So schrieb mir vor Wochen eine Autorität auf dem Gebiete unserer Literatur. Noch ist kein Ende des Völkerringens abzusehen, aber manche heilsame Lehre hat der Krieg uns schon gegeben. Der Deutsche, nicht zuletzt auch unsere Literatur, beginnt sich wieder auf sein Deutschtum, sein Germanentum zu besinnen. Hoffentlich legen wir endgültig einmal die fatale Empfänglichkeit gegen jede Art fremden, besonders französischen Einflusses ab, die seit Jahrhunderten das Deutschtum schädigt und unsere nationale Eigenart, unser Volkstum und Literaturleben in Gefahr brachte, in Frivolität, Oberflächlichkeit und Dekadenz zu verflachen und unterzugehen. Will der deutsche Schriftsteller, Kritiker, Dramaturg, Leser und Theaterbesucher über die Grenzen des Vaterlandes hinaus mit dem Geistesleben der nachbarlichen Kulturvölker in Verbindung treten, so lerne man endlich einmal den natürlichen Gang zu den stammverwandten Nordgermanen gehen, deren älteste, ältere und neuere literarische Erzeugnisse zur Stunde für uns noch ein Buch mit sieben Siegeln sind.

Gewiß sind für den literarisch interessierten Deutschen Jacobsen, Björnson, Jörgensen, Laurids Bruun, Strindberg, Lagerlöf, Jonas Lie und vor allem Ibsen bekannte Namen. Wer aber kennt z. B. den Meister des jungen Ibsen, Oehlenschläger, den großen Klassiker Dänemarks, den „Goethe des Nordens?“ Und gerade sein Leben und Schaffen ist so unendlich reich an Beziehungen zu unserm Geistesleben und



daher unserer Kenntnis wert. Der Deutsche schaue erst einmal die Unsumme der Fäden, die von unserer Literatur zu der nordischen vor Ibsen und G. Brandes hinüberführen, dann wird das Interesse an dieser Periode skandinavischen Schrifttums, wie überhaupt an der Kultur und Bildung der Nordländer, an der Heimat der Skalden erwachen.

Die Brüder Grimm, diese Pioniere und Kenner deutschen Volkstums und deutscher Sprache, sind uns in der Wertschätzung nordischer Literaturerzeugnisse mit gutem Beispiele vorausgegangen. Fast gänzlich unbekannt dürfte das literarische Verhältnis sein, das dies deutsche Brüderpaar mit dem dänischen Nationaldichter A. G. Oehlenschläger (1779—1850) verband und das wir hier in Kürze darstellen wollen.

Vor fast genau hundert Jahren, im Dezember 1816, trat Oehlenschläger seine zweite Deutschlandreise an, über die besonders seine „Briefe in die Heimath“[1]) vorzüglich orientieren. Über Kiel, Hamburg, Hannover, wo er den Bühnenkünstler und Dichter Franz Ignaz Holbein besuchte, und Göttingen ging's nach Kassel. Diese Stadt mit ihren schönen Straßen, Gebäuden und großen Plätzen schien dem Dichter ein mehrtägiges Verweilen wert zu sein. Gleich suchte er die Brüder Grimm auf, die „Übersetzer der dänischen Heldenlieder und Herausgeber vieler altdeutschen Sagen“, wie er sie in dem Briefe vom 15. Januar 1817 aus Kassel[2]) nennt.

Diesen war Oehlenschläger als Dichter zu jener Zeit schon längst ein Bekannter. Besonders Wilhelm Grimm hatte, veranlaßt durch sein Interesse für nordische Volks- und Heldenlieder, des Nordlandsdichters Schaffen eifrig verfolgt, wie vornehmlich seine Briefe an den Bruder und

---

1) En Reise fortalt i Breve til mit Hjem. 1.—2. Deel. Kbh. 1817—18. Deutsch: A. Oehlenschlägers Briefe in die Heimath, auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Aus dem Dänischen übersetzt von Georg Lotz. 2 Bde. Altona 1820.

2) Siehe Briefe in die Heimath, Band 1, S. 48.

Arnim erkennen lassen. Im Frühjahr 1809 blieb Wilhelm auf der Reise nach Weimar einige Zeit in Halle, wo er mit Steffens, dem deutsch-nordländischen Naturphilosophen, und der durch ihre Beziehungen zu Goethe bekannten Familie Reichardt verkehrte, mit ihnen in ein und demselben Hause wohnte und bei ihnen aß.[1]) Daß hier Oehlenschläger, der nicht lange vorher in diesen Kreisen geweilt hatte, und über den er sicher viel erzählen hörte, seiner Interessensphäre näher gebracht wurde, ist begreiflich. „Um doch etwas von seinem wenigen Dänischen zu profitieren",[2]) las dann Grimm, der sich in diesen Jahren viel mit der dänischen Literatur befaßte,[3]) dort Oehlenschlägers Gedichte in der Originalsprache.[4]) „Es ist werkwürdig, wie einiges sehr Herrliches mitten in einer Menge ganz schlechtem, ordinärem Zeug stehen kann, und ich glaube nicht, daß die Poesie bei ihm so ein reiches Quellen ist (wie etwa bei Arnim), wie Steffens glaubt." [5]) Dies ist sein Urteil in dem Briefe aus Halle vom 10. April an den Bruder.[6]) Für Luise Reichardt übersetzte er des

1) Vgl. Herm. Grimm u. Gust. Hinrichs, Briefwechsel zwischen Jacob und Wilh. Grimm aus der Jugendzeit (Weimar 1881), S. 78; ferner auch H. Steffens, Was ich erlebte. Band 6 (Breslau 1842), S. 116 ff.

2) So W. Grimm in dem Briefe aus Halle an Arnim vom 14. Apr. 1809 (Reinh. Steig, Achim von Arnim u. J. u. W. Grimm (Stuttgart u. Berlin 1904) = R Steig, Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Band 3, S. 29); der Brief auch in: R. Steig Zu den Kleineren Schriften der Brüder Grimm 1. Adam Oehlenschläger u. Wilh. Grimm (Zeitschrift für deutsche Philol., Band 34, Halle 1902, S. 550 ff.).

3) Vgl. hiezu (und zu Grimm in Halle) R. Steig in d. Zeitschr. f. dtsche Philol. (a. a. O., S. 550).

4) Vgl. Steig, Goethe u. die Brüder Grimm (Berl. 1892), S. 32; ferner den weiterhin erwähnten Brief W. Grimms aus Halle an den Bruder vom 10. April 1809.

5) S. Briefw. zw. J. u. Wilh. Grimm a. a. O., S. 79; ein gleiches Urteil im Briefe vom 14. April 1809 an Arnim (an genanntem Orte).

6) Zum folgenden vgl. R. Steig, Zu den Kl. Schriften der Brüder Gr., a. a. O., S. 550 ff.

Dänen Lied von Christi Geburt in der Natur und dem farbenprächtigen Anfang des Liedes vom Fischerknaben zum Komponieren und schickte diese Übertragungen auch an den Freund Arnim [1]), ohne wohl einen besonderen Zweck damit zu verbinden. Erst 1810 dachte er wieder an diese Arbeiten, als der erste Band des „Pantheon" von Büsching und Kannegießer herausgekommen war, zu dem er einen Beitrag versprochen hatte. „Da er sehe, daß der Oehlenschläger im „Pantheon" so herausgestrichen werde", [2]) bat Wilh. Grimm Arnim, die übersetzten Gedichte dem Büsching zu schicken. Inzwischen ging aber das „Pantheon" mit dem zweiten Bande schon ein, und Arnim sandte die ihm von Büsching zurückgeschickten Manuskripte ohne des Freundes Vorwissen nach Hamburg an Perthes, der dann im Augustheft seines seit Juli erscheinenden „Vaterländischen Museums" [3]) drei Gedichte aus der Allegorie Oehlenschlägers als „Christi Wiedererscheinen in der Natur. Nach dem Dänischen des A. Oehlenschläger übersetzt von Wilhelm Carl Grimm." veröffentlichte. [4]) Wenn man diese Übertragung mit der von

1) Laut Brief vom 14. April 1809 an Arnim (an genanntem Ort).

2) Laut W. Grimms Brief an Arnim vom 12. April 1810. — Dies bezicht sich auch auf eine Rezension und Übersetzungsprobe aus Oehlenschlägers „Palnatoke" im „Pantheon" (Hg. von Dr. Joh. Gust. Büsching und Dr. K. B. Kannegießer. Lpz. 1810, Band 1, S. 251—67). Diese „Palnatoke"-Anzeige ist in die „Kleineren Schriften von Wilh. Grimm" (Hg. von G. Hinrichs, Band 1, Berlin 1881, S. 248 ff.) aufgenommen worden, doch irrtümlich. Nach R. Steigs Begründung (Zu d. Kl. Schriften der Brüder Grimm, a. o. O.) kann sie nicht von Wilh. Grimm herrühren. W. Grimm beruft sich ja, wie wir sehen, selbst auf das Oehl. im „Pantheon" gespendete Lob, und hier kann nur die anonyme Anzeige des „Palnatoke" mit der Übersetzungsprobe aus dem 4. Akte in Betracht kommen. Zudem besaß W. Grimm, wie man aus dem weiterhin zu erwähnenden Briefe an Nyerup vom 1. Mai 1810 ersieht, Anfang Mai den „Palnatoke" noch gar nicht. Nachträglich will Steig auch den „hölzernen Stil" des Aufsatzes nicht mit W. Grimm vereinbaren können.

3) Hamburg 1810, Band 1, S. 211—213 (Heft 2).

4) In den „Kleineren Schriften von Wilh. Gr.", a. a. O. S. 245 ff.



dem Dänen selbst in den 1817 bei Cotta gedruckten „Gedichten“ gegebenen vergleicht, wird man Reinhold Steig recht geben. Er „erhält den Eindruck, daß Oehlenschläger selbst doch nur einen mäßigen, äußerlich zwar abgeglätteten, innerlich aber ärmer gewordenen Text auf den deutschen Markt gebracht hat. Grimm dagegen bleibt der dänischen Urgestalt der Lieder viel näher. Seine Sprache ist kräftiger und unschuldig-unbewußter. Er hält Vers und Rhythmus des dänischen Originals fest, die Oehlenschläger aufgegeben hat. Kurz, Wilhelm Grimm ist uns ein besserer Interpret des dänischen Dichters als dieser selbst.“ — Oehlenschlägers jugendfrisches Märchendrama „Aladdin“ wurde den Brüdern Grimm 1809 durch Jean Pauls Rezension in den „Heidelberger Jahrbüchern“ nahe gebracht, sie fanden aber das ihm dort gespendete Lob weit übertrieben.[1]) Wilhelm verurteilte zu dieser Zeit sogar sehr scharf dies „Luxuriren und Ausbreiten in sich und Hintansetzen der Sache“ und die „Langweile und Schlechtigkeit und Unmäßigkeit mancher seiner Gedichte.“[2]) Ja, er wird sogar böswillig und ironisch und meldet Arnim: „Steffens hat Privatnachricht von Oehlenschläger, daß er vor Eitelkeit sich nicht mehr lassen könne und man ernstlich für seinen Verstand sorge.“[3])

Als der junge deutsche Gelehrte gegen Ende des Jahres 1809 nach Halle zurückkam, erzählte man ihm von dem kurz vorher auf der Heimreise nach Kopenhagen bei Steffens abgestiegenen Oehlenschläger, von seinem Mißgeschick bei Goethe, der dem vielversprechenden, aber eitlen jungen Nordländer anfangs mit Wärme und Freundschaft begegnet war, ihn

1) S. W. Grimms Brief an Arnim vom 5. Juli 1809, in dem er den Freund drängt, Jean Pauls Rezension zu lesen (R. Steig, Ach. v. Arnim u Jac. u. Wilh. Grimm, a. a. O., S. 40; vgl. dazu R. Steig, Zu den Kl. Schriften d. Br. Gr., a. a. O. S. 550) und Jacobs Briefe vom 10. Juli 1809 aus Kassel an den Bruder und vom 18. Oktober 1809 (Briefw. zwischen J. u. Wilh. Gr., a. a. O., S. 123 u. 182).

2) So in dem Briefe an Arnim vom 5. Juli 1809, a. a. O.

3) Ebenda.



aber dann, nach einem etwas kühlen Empfang, durch den der Däne beleidigt war, fallen gelassen hatte, usw. Grimm berichtete hierüber am 2. Dezember an Arnim in dem bekannten ironischen Tone, auch von der neuen Tragödie des Malers Correggio, der „sich an Geld todt geschleppt“, und daß „seine Eitelkeit noch immer zugenommen habe“.[1]) Und gerade diese immerhin doch harmlose und naive hohe Selbsteinschätzung des dänischen Dichters scheint es ihm angetan zu haben. In Weimar, wo W. Grimm am 11. Dezember anlangte, sprach Goethe mit ihm über den Nordlandsdichter[2]), der den „so ganz verrückten Abschied“ genommen hatte.

Weitere Momente, welche die beiden Grimm auf den Dänen und anderseits auch diesen auf das deutsche Brüderpaar hingewiesen, hatten sich aus dem Briefwechsel mit nordischen Gelehrten ergeben. Der Vermittler ist hier wohl Wilh. Grimms Freund Steffens, der seinen Landsmann Nyerup[3]), den dänischen Sprachgelehrten und Altertumsforscher in Kopenhagen, bewogen hatte, des deutschen Forschers Wünschen und Bitten nach Möglichkeit nachzukommen, und so jahrelange lebhafte briefliche Beziehungen zwischen den beiden Gelehrten veranlaßte. Durch Nyerup wird Oehlenschläger in Kopenhagen sicher von dem Interesse der Brüder Grimm an seinen Dichtungen gehört haben, und so ist uns sein Wunsch verständlich, diese einmal persönlich kennen zu lernen. So schrieb W. Grimm z. B. aus Kassel unterm 7. März 1810 an Nyerup: „Ich habe in dem handschriftlichen Trauerspiel von Oehlenschläger Axel og Valborg (welches zu seinen besten einfachsten Produkten gehört, wie wohl auch hier die alte tapfre Zeit und das höchst modernste Wesen grell neben einander steht) ein schönes Volkslied gelesen:

Det var Ridder Herr Aage
han red sig under Oee
faested han Jomfrue Else . . . usw.

---

1) S. R. Steig, Ach. v. Arnim u. Jac. u. W. Grimm, a. a. O., S. 46.
2) Laut Brief Wilhelms aus Weimar an Jakob vom 13. Dez. 1809 (Briefw. zw. J. u. W. G., a. a. O., S. 203); vergl. R. Steig, Goethe u. die Brüder Gr., S. 42. 3) 1759–1829.



(es hat in der Idee einige Ähnlichkeit mit der Leonore von Bürger) sollte das etwa zu jenen Elskovs Viiserne[1]) gehören oder glauben Sie, daß Oehlenschläger daran geändert?"[2]) Dies Manuskript Oehlenschlägers wird er bei dem jungen Voß, der dem Dänen bei der Herausgabe der Schriften in Deutschland Vermittler und Helfer war, eingesehen haben. Dem Briefe vom 1. Mai 1810 an Nyerup fügte W. Grimm dann die Bitte bei, ihm Oehlenschlägers „Palnatoke" und „Axel og Valborg", „wenn es schon gedruckt ist oder sobald es gedruckt ist", schicken zu lassen[3]), und im Spätsommer dachte er ernstlich daran, den „Palnatoke" für Hitzigs Theateralmanach zu übersetzen. Diese „unangenehme Arbeit", wie er sie selbst bezeichnet, sollte allerdings nur eine Lohnarbeit sein und ihm aus seiner damaligen Finanzmisere helfen und daher auch anonym erscheinen. Doch ist aus diesem Plane, mit dem er sich Anfang August 1810[4]) an Arnim wandte, nichts geworden. In dem Briefe aus Marburg vom 20. September spricht W. Grimm von einer Rezension zu „Axel und Waldburg" oder vielmehr zu Nyerups Ankündigung der neuen Ausgabe altnordischer Heldenlieder, die er in diesen Tagen begonnen habe und, sobald er wieder in Kassel sei, beendigen werde.[5]) Von W. Grimm, der ja bekanntlich 1811 als Frucht all dieser Studien und Sammelarbeit „Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen" herausgab, erschienen denn auch 1811 in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur" eine Besprechung von „Aage og Else, en

1) = Liebeslieder.

2) S. Ernst Schmidt, Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nord. Gelehrten (Berlin 1885), S. 4. Die Antwort s. im Briefe vom 17. März 1810, S. 8; siehe ferner hierzu Grimms Dank im Briefe vom 26. März 1810, S. 14, sodann W. Grimms Brief vom 1. Aug. 1810, S. 24 und Nyerups vom 25. Aug. 1810, S. 27.

3) S. Ernst Schmidt, a. a. O., S. 20.

4) S. den Brief Wilhelms an Arnim vom 3. Aug. 1810 (R. Steig, Ach. v. Arnim u. J. u. W. Grimm, a. a. O., S. 66).

5) S. Ernst Schmidt, a. a. O., S. 30; vgl. hierzu auch Nyerups Brief aus Kopenhagen vom 21. Okt. 1810.

gammel Ballade", die auf Oehlenschlägers „Axel und Waldborg" und „Palnatoke" zu reden kommt, und eine längere Rezension zu „Axel Thordsen og Skjön Valborg, en norsk Ballade, med Anmärkninger af R. Nyerup"[1]), auf welche Oehlenschlägers Liebestragödie aufgebaut ist. Ein Brief aus Kassel vom 17. September 1811[2]), der übrigens auch auf Oehlenschlägers Tieckbegeisterung, seinen „Aladdin" und „Hakon Jarl" zu sprechen kommt, ist besonders interessant, da W. Grimm sich hier anerkennend über den dänisch-deutschen Dichter äußert, über „die geistvollsten Dänen", die „zu uns gekommen sind", und den „dänischen Dichter, den man jetzt und mit Recht am ersten nennt".

Am wenigsten günstig im Urteil und wohl auch am wenigsten in Berührung mit den Werken des Nordlandsdichters scheint immer Jakob Grimm gewesen zu sein. So meinte er z. B. schon 1812 in einem Aufsatze in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung"[3]), daß Oehlenschläger bei seinen Landsleuten und den Deutschen überschätzt würde. Von ihm und Baggesen sagt er dort: „Was sie aus ihrer Seele nahmen, wird dauern, was sie aus Goethe, Schiller, Shakespeare, Tieck oder Voß bei sich tragen, mit oder ohne Bewußtsein, das wird sinken, wie sich unsere Werner, Fouqués, u. a. nicht recht heben werden, die sich übrigens den genannten Dänen ohne Scheu vergleichen können, und an Leichtigkeit und Gewandtheit mitunter weit überlegen sind."[4]) Wenn auch etwas Wahres an der Prophezeihung ist, so würde Grimm selbst wohl später, als er Oehlenschlägers gesamtes Schaffen und Dichterpersönlichkeit überschauen konnte, den Dänen über Fouqué und Zacharias Werner gestellt haben, die er in seinen vielseitigen, positiven Leistungen und in

1) S. 4. Jahrgang, Heidelberg 1811, S. 143 f. und S. 369 ff. (— W. Grimm, Kl. Schr. Hg. von G. Hinrichs. Bd. 2 [Berlin 1882], S. 12 f. u. 1 ff.).

2) S. Ernst Schmidt, a. a. O., S. 46 f.

3) Nr. 31—34: Rezension zu R. K. Rask, Gamle nordiske Sprog.

4) S. Jac. Grimm, Kl. Schr., Band 4 (Berlin 1869), S. 73.

seiner großen, national-nordischen Bedeutung doch weit überragt.[1])

Sehr wahrscheinlich ist es bei dem Ansehen Oehlenschlägers, daß die Brüder in Kassel nicht ohne sein Zutun 1816 zu korrespondierenden Mitgliedern der „Skandinaviske Literaturselskab" in Kopenhagen und später im Jahre 1829 zu Mitgliedern der Königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt wurden.

So begab sich denn der Nordlandsdichter in Kassel gleich auf die Suche nach den beiden Brüdern. Nach langem Fragen und weiten Wegen kam er in ein Haus, wo sie wohnen sollten, und er war nicht wenig erstaunt, „einen alten, freundlichen Prediger an seinem Schreibtisch sitzend" zu finden, da er sich doch, wie er in dem Briefe vom 15. Januar 1817 schreibt, „die Gebrüder Grimm als junge Männer gedacht, stets ungetrennt in einem und demselben Zimmer miteinander arbeitend".[2]) Bald aber wußte unser Däne, daß er in dem geistlichen Herrn einen weitläufigen Verwandten derer vor sich hatte, die er suchte, und zu denen dieser ihm freundlich den Weg wies. Über das Zusammentreffen mit den Brüdern Grimm berichtet der Brief: „Sonderbar genug, ich war die ganze Stadt durchlaufen, nach Leuten, die nun gerade gegenüber meinem Wirthshause zu finden waren. Ich traf Beyde in der Bibliothek . . . . wo sie beysammen saßen, ein Paar alte Geschichtsbücher studierend. Nachdem wir Bekanntschaft gemacht hatten, zeigten sie mir mehrere merkwürdige Manuscripte mit Bildern."[3])

---

1) Noch 1844 sprach sich J. Grimm einmal ziemlich geringschätzend über Dänemarks Dichter aus, als er in den „Italienischen und Skandinavischen Eindrücken", vorgelesen in der Berliner Akademie der Wissenschaften, im Hinblick auf nordische Namen wie Linnaeus, Berzelius und Thorwaldsen sagte: „Nicht so mächtig ist der Gesang schwedischer und dänischer Dichter, doch er beglückt und erfüllt ihr Land". (J. Grimm, Kl. Schriften, Band 1 [Berlin 1864], S. 81).

2) S. Br. i. d. H., Band 1, S. 48 ff.

3) S. Br. i. d. H., Band 1, S. 49; vgl. „Lebens-Erinnerungen", Bd. 3, S. 113.

Diese brüderliche Freundschaft und Zusammenarbeit findet Oehlenschlägers vollste Anerkennung. Mit den beiden Grimm verkehrte der dänische Dichter nach seiner Angabe mehrere Tage recht freundschaftlich, und zwar besonders mit dem jüngeren Wilhelm, was uns aus dem Vorgehenden erklärlich ist. Dieser hörte auch von dem Nordlandsdichter Nachrichten über Nyerup.[1]) Am Nachmittage des 14. Januar ging er mit dem Dänen im Schloßgarten spazieren in Gesprächen über das Mittelalter und die Gegenwart, und Oehlenschläger schrieb hiezu in dem Briefe sichtlich erfreut über die neue Bekanntschaft: „Meine augenblickliche Lage, hier mitten im schönen Winterwalde, in einer mir völlig unbekannten Gegend, an der Seite Grimms, eines so warmen Freundes von Märchen[2]), erschien mir fast wie ein Märchen[3]) selbst." Auf ihrem Wege kamen sie zu einer Eisfläche, auf der sich Schlittschuhläufer tummelten, und unsern Dänen wandelte die Lust an, zum ersten Male nach langen Jahren wieder auf dem Eise seine Kunst zu zeigen. Ein Paar Schlittschuhe wurde schnell beschafft, und mit Vergnügen mag Grimm dem nordischen Dichter zugesehen haben, der „freudig wie eine wilde Ente, die nach langem Fluge in der Luft, sich endlich wieder ihrer Wasserheimat nähert",[4]) in der hereinbrechenden Dunkelheit herumtollte.

Immerhin scheinen aber die Freundschaftsgefühle mehr auf seiten des naiven Nordlandsdichters als des deutschen Brüderpaares in Kassel gewesen zu sein, wie man nach dem nicht immer gerade wohlwollenden Tone der Äußerungen der beiden Grimm über Oehlenschlägers Dichterpersönlichkeit aus der Vorzeit ihrer Bekanntschaft vermuten muß. Daß

---

1) Laut W. Grimms Brief an Nyerup vom 2. April 1817 (S. E. Schmidt, a. a. O., S. 74).

2) Georg Lotz, der Übersetzer der „Br. i. d. H.", übersetzt hier zweifellos „eventyr" falsch mit „Abentheuer" statt „Märchen".

3) S. den gleichen Brief vom 15. Januar (Br. i. d. H., Band 1. S. 50).

4) Ebenda.

die Urteilsweise in den Briefen an den Landsmann Nyerup günstiger und vorsichtiger war, wird höchstens dafür sprechen. Unterm 20. Januar 1817 berichtete Wilhelm Grimm aus Kassel an Arnim über den Besuch des dänischen Dichters, der „es sich hier in den Restaurationen und Theatern wohlsein ließ und das Trauerspieleschreiben vergaß“. Er spricht hier von ihm als „einer recht aladdinischen Natur“, „einer Mischung von Gutmüthigkeit und persönlicher Eitelkeit wie Steffens, nur daß sich die letztere bei seiner frischen und starken Natur besser ausnimmt.“[1]) Daß „sie sich gefreut hätten, ihn persönlich kennen zu lernen“, schrieb im April W. Grimm natürlich nur an Nyerup.[2])

W. Grimms Urteil aus dieser Zeit[3]) über die Werke Oehlenschlägers ist nicht überraschend. „Unter seinen neuen Sachen ist ihm Correggio am liebsten[4]), es ist darin eigenthümliches Gefühl und eigenthümlich gestaltetes.“ Mit den nordischen Tragödien kann er sich dagegen nicht recht befreunden, am wenigsten mit dem damals jüngsten Stücke „Hagbarth og Signe“, das 1818 bei Cotta deutsch erscheinen sollte. Dies darf uns bei dem Herausgeber der „Altdänischen Heldenlieder“ nicht verwundern; denn dieser kannte die alten nordischen Sagenstoffe aus erster, originalkräftiger Quelle, so daß ihm das sentimental-poetische Dramatisieren und Modernisieren Oehlenschlägers nicht wohl gefallen konnte.[5])

1) S. R. Steig, Ach. v. Arnim u. Jac. u. W. Grimm, a. a. O., S. 367 f.

2) S. den Brief vom 2. Apr. 1817 aus Kassel (E. Schmidt, a. a. O., S. 74). In diesem Briefe erwähnt Grimm auch wieder, daß er Oehlenschlägers Dichtungen im Original lese.

3) In dem Briefe vom 20. Jan. 1817 (a. a. O.).

4) Auch nach dem Briefe an Nyerup vom 2. Apr. 1817 (a. o. O.).

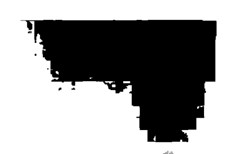
5) Nicht anders ist das Urteil in der anonymen Rezension in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ (Band 3, Stück 165, 15. Okt. 1827, S. 1647 f.) zu Joh. Ludw. Heibergs 1827 erschienener „Nordischen Mythologie. Aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt“, die G. Hinrichs W. Grimm zuschreibt. (S. W. Grimm, Kl. Schriften. Hg. von G. Hinrichs. Band 2 (Berlin 1882), S. 385.)

Wenn wir nun die Darstellung dieser Beziehungen im ganzen überschauen, können wir von einer eigentlichen Freundschaft zwischen dem deutschen Gelehrtenpaar und dem Nordlandssänger nicht sprechen. Dazu waren auch ihre Naturen und Arbeitsgebiete zu verschieden, ja entgegengesetzt. Die Brüder Grimm waren gelehrte Kenner der germanischen Vorzeit, Oehlenschläger dagegen erfaßte diese als Dichter, mehr intuitiv, d. h. mehr schauend als wissenschaftlich forschend. Seine Dichtungen schildern sie so, wie sie seinem romantischen Dichtergeiste erschien und seinen poetischen Bedürfnissen entsprach. Die deutschen Forscher erkannten naturgemäß bald das Unwahre dieser Darstellungsweise und konnten sich nicht damit befreunden.

Das persönliche Verhältnis war und ist eine vorübergehende Bekanntschaft geblieben. Wir hören weiterhin nie etwas von einer Fortsetzung dieser angeknüpften Beziehungen, nichts von einem Briefwechsel, der sich daraus ergeben hätte, geschweige denn von einem zweiten Zusammentreffen. Oehlenschläger setzte nach dem mehrtägigen Aufenthalte in Kassel seine Reise zum Westen fort nach Paris. Er kehrte dann nach Deutschland zurück, wo er während seines mehrmonatigen Verweilens alte Bekanntschaften erneuerte und neue Freunde gewann. Über Stuttgart und München erreichte er Wien und kam dort mit Grillparzer und anderen Größen des literarischen Vormärz zusammen. Die Heimreise führte ihn über Dresden und Berlin nach Kopenhagen zurück, das er noch im Herbste des Jahres 1817 wiedersah.

Wilh. Dietrich-Lippstadt.





LXXXIII.

Die gesteigerte politische Bedeutung des Papsttums.

Von Rechtsanwalt Dr. Otto Hipp-München (z. Zt. im Felde).

Mit Beginn des Weltkrieges trat in der Wertung der politischen Bedeutung des Papsttums eine auffallende Erscheinung zu Tage. Während von kirchenfeindlicher Seite gleich in den ersten Kriegswochen ein völliger Niederbruch des Papsttums, ein Aufhören jeder internationalen nicht nur politischen, sondern auch religiösen Bedeutung des Papstes vorausgesagt und sogar schon von „wohl dem letzten Papste" gesprochen wurde, erlebten wir in Wirklichkeit mit dem Fortschreiten der Zeit eine immer mehr gesteigerte Bedeutung des Vatikans in der internationalen Politik.

Über die erhöhte religiöse Würdigung des hl. Stuhles während des Krieges, über das sehnsüchtig-vertrauensvolle Aufblicken der kirchlich gesinnten Katholiken der ganzen Welt zu ihrem Oberhaupte soll hier nicht gesprochen werden; nur über die Frage, ob und inwieweit der Weltkrieg eine Stärkung des politischen Ansehens des Papsttums gebracht hat.

Zunächst begann mit Ausbruch des Krieges vonseiten der Ententemächte ein förmlicher Wettlauf um die Gunst des Papstes. Auf einmal erinnerte man sich seiner als einer überragenden geistigen Macht, als eines den größten weltlichen Fürsten und Staatsgewalten ebenbürtigen Souveräns; Intrigue und Bestechung trieben ihr bekanntes Spiel, oder wollten es vielmehr treiben. Was hätte denn die Entente noch nicht für käuflich gehalten? Man wollte eine einseitige, vorzeitige Stellungnahme des neutralen Papstes, eine Beeinflussung der Meinungen und des Gewissens der ganzen katholischen Welt; bezeichnend genug, daß man auf einmal in dem Oberhaupt der katholischen Kirche eine für die Weltereignisse zwar nicht ausschlaggebende, so doch wichtige, ja sehr wichtige Macht erblickte.

Am besten zeigt sich diese gesteigerte Rücksichtnahme und dieses Werben um den Vatikan rein äußerlich schon in den zahlreichen Neuänderungen der diplomatischen Vertretung beim Vatikan. Staaten, die bisher unvertreten waren beim hl. Stuhl, errichteten eiligst dort ständige Gesandtschaften; andere erhöhten die Rangstellung ihrer bisherigen Vertretungen; wieder andere, wie Frankreich, schickten Sondergesandtschaft um Sondergesandtschaft. Wenn schon England, Japan und das den Ententemächten zum mindesten nicht unfreundliche Amerika während des Krieges doch immerhin mit Kosten verbundene diplomatische Vertretungen beim Vatikan eigens schufen, so haben diese schlauen Rechner zweifellos dadurch zu erkennen gegeben, daß man eben den Papst als politischen Machtfaktor mit in die Rechnung setzen muß und zwar als keinen nebensächlichen Posten.

Betrachtet man nun die Mächtegruppierung vom reinen kirchlichen Nützlichkeitsstandpunkt aus, so ergibt sich folgendes Bild: Deutschland war vor Beginn des Krieges derjenige Staat, der trotz der protestantischen Mehrheit seiner Bevölkerung die politisch einflußreichste und mächtigste Katholiken-Organisation der Welt aufwies, weiterhin aber auch das Land, das rein religiös in seinen katholischen Kreisen tiefe Religiosität, kirchliche Korrektheit und fruchtbarste Pflege der wissenschaftlichen Theologie neben Spanien an erster Stelle aufzuweisen hatte. In Österreich-Ungarn erblickt seit Jahrhunderten der hl. Stuhl ein treu ergebenes, für die Kirche unschätzbar wertvolles Land. Die übrigen Verbündeten der Zentralmächte stehen dem Papsttum und der katholischen Kirche zum mindesten nicht grundsätzlich feindlich gegenüber. Besonders die Türkei hat in hervorragendem Maße mit Hilfe einer gleichfalls beim Vatikan neu errichteten diplomatischen Vertretung das Bestreben gezeigt, in der Behandlung ihrer katholischen Untertanen, der katholischen Orden, Missionen und heiligen Stätten den Bedürfnissen der Kirche gerecht zu werden.

Auf der anderen Seite dagegen hat die Kirche an



Frankreich in den letzten Jahrzehnten wenig Freude erlebt. Wenn auch zweifellos noch vielfach wahrhaft religiöses Leben in Frankreich gepflegt wird, äußerlich war die offizielle Politik der Republik seit langem nichts viel anderes als Priesterverfolgung, Unterdrückung der als gläubig bekannten Männer in der Staatsverwaltung und Einziehung der kirchlichen Güter und Vermögen in der Hauptsache zu Gunsten der Taschen der freimaurerischen Liquidatoren. Ob aus den Wirren des Weltkrieges für Frankreich eine bessere religiöse Zukunft oder gar ein gesteigerter Kulturkampf entstehen wird, ist eine Frage, zu deren Beantwortung jetzt noch nicht genügende Anhaltspunkte gegeben sind. Die Beziehungen zu Italien sind auf Grund der historischen Entwicklung dieses Staates zum mindesten gespannt. Selbst wenn gewisse Annäherungen durch die praktischen Bedürfnisse unvermeidbar waren, so besteht doch immer noch ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand, der noch auf irgend eine Weise seine Lösung finden muß. Jedenfalls sind die maßgebenden Regierungskreise weder dem Vatikan freundlich, noch erfreuen sie sich dessen besonderen Wertschätzung. Sowohl in England als vor allem in Rußland ist die Lage der Kirche nicht derart, daß sie den hl. Stuhl zu einer besonderen Bevorzugung dieser Staaten anreizen könnte.

Würde also der Papst seine Stellungnahme lediglich von dem Gesichtspunkt der äußeren Nützlichkeit für die Kirche abhängig machen, so hätten wohl die Alliierten kaum einen unbestrittenen Erfolg zu erwarten.

Allein, wie bei dem Charakter Benedikts XV. von vorneherein nicht anders zu erwarten war, befleißigt sich der Vatikan der strengsten Neutralität. Auch von deutscher Seite wäre es im höchsten Grade unvernünftig und ein Verfallen in den Fehler des Vierverbandes, wollte man etwa irgend eine Stellungnahme des Papstes zu dem Verhalten des Kardinals Mercier erwarten. Solange der Kardinal nicht in Sachen der Glaubens- und Sittenlehre gegen kirchliche Satzungen offenkundig verstößt, hat der hl. Stuhl keine Veranlassung



zu einer Meinungsäußerung, etwa wegen der politischen und nationalen Ansichten und Bestrebungen des Kardinals. Hinsichtlich der Neutralität des Papstes schreibt die „Neue Zürcher Zeitung" unterm 26. Februar 1916: „ . . sein Bestreben geht dahin, die Völker nicht nach ihren kriegerischen Leistungen, den Beschuldigungen und Anklagen gegen sie oder nach ihrem Programm zu beurteilen, sondern nach ihrer bisherigen Stellung zum Vatikan. Der Neutrale muß dem Papst das Zeugnis geben, daß er seine Stellung über den Parteien wahrt." Dem Kern der Sache nach ist dieses Urteil des neutralen Blattes zweifellos richtig; besser und richtiger wäre es vielleicht so ausgedrückt worden, daß der Papst die Völker nicht nach ihrer bisherigen „Stellungnahme" zum Vatikan beurteilt, sondern einfach nach dem Maßstabe, den Religion und seine Pflicht als oberster Hirte aller Katholiken ihm an die Hand geben.

Deutschland und Österreich-Ungarn haben diese einwandfreie, peinlich genaue Neutralität des Papstes in den Erklärungen der verantwortlichen Stellen wie auch in der Presse stets offen und dankbar anerkannt. Nicht so die Ententemächte. Sie sahen sich in ihrer blinden Hoffnung den Papst gegen die Mittemächte auszuspielen, gründlich getäuscht. Weder „belgische Greuel" noch Lusitaniafrage, weder Luftschiff- noch Fliegerangriffe auf „unverteidigte" Ortschaften gaben ihnen ein brauchbares, durch den Vatikan gestelltes Kampfmittel, da alle Andeutungen und Wünsche bei der kühlen Ruhe des Papstes nicht verfingen. Allerdings gibt die Vierverbandspresse ihre Versuche, einfach durch Aufstellung kühner Behauptungen etwas zu erreichen, noch nicht auf. So läßt sich die „Pall Mall Gazette" durch Exchange-Telegramm vom 10. Januar 1916 aus Rom melden, daß mit dem Eintreffen des Kardinals Mercier und der Mitglieder des belgischen Hilfsausschusses aus London der Papst die ersten praktischen Schritte zum Frieden zu machen hoffe. Der Papst sei längst davon überzeugt, daß die volle Wiederherstellung von Belgien notwendige Bedingung für irgend-

welche Friedensverhandlung sei. Im allgemeinen wird der früher so mit allem Zeremoniell umworbene Papst nunmehr freilich in etwas anderen Tönen von der Vierverbandspresse für die Zwecke der Alliierten beansprucht. Um nur ein drastisches Zeugnis aus neuerer Zeit zu bringen, so meint „Lanterne" am 22. Jan. 1916, die moralische Lage des Papstes werde täglich ungünstiger und in seiner Umgebung habe man scheinbar jede Rücksicht auf den Anstand verloren. Benedikt XV. sei nur ausführendes Werkzeug in der Hand des lutherischen Kaisers. Im letzten Konsistorium habe er sich über seine Unfreiheit in Rom beklagt, aber er selbst habe sich in der Hoffnung auf Wiederherstellung seiner weltlichen Macht in eine viel schlimmere Knechtschaft begeben. Das gleiche Blatt setzt seine wütenden Angriffe verstärkt fort am 22. Februar 1916:

„Umsonst wenden sich die Katholiken an den hl. Vater mit der Bitte in seiner moralischen Allmacht zu entscheiden, auf welcher Seite das Recht und auf welcher das Verbrechen ist. Der Papst erklärt sich durch diese Ehre peinlich berührt und verhehlt nicht die unangenehme Lage, in die ihn diese lästigen Opfer der deutschen Mordtaten versetzen. Natürlich haben diese Ankläger sicher Unrecht, wenigstens insoweit, als sie den entschuldbaren Fehler begehen, die Ruhe eines Papstes zu stören, der nur darauf bedacht ist, dem Kaiser jede Unannehmlichkeit zu ersparen. Benedikt befolgt die Politik des Pontius Pilatus und bleibt neutral. . . . Da muß man sich doch die Frage vorlegen, wie ist es möglich, daß es in Frankreich und Belgien noch päpstliche Katholiken gibt?"

Die wichtigste Frage ist nun wohl die, ob aus der unbestreitbaren gesteigerten Wertung des Papsttums bei Freund und Feind anläßlich der kommenden Friedensverhandlungen irgend welche Konsequenzen werden gezogen werden. Diese Frage wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bejaht werden müssen.

Zunächst ist eine Beteiligung des Vatikans an den Friedensverhandlungen einfach in seiner Eigenschaft als



neutrale Macht sehr gut denkbar Der hl. Stuhl war und ist eine völkerrechtlich nicht zu übersehende, allen anderen souveränen Staatsgewalten seinem Wesen nach gleichstehende Macht, und da in die Friedensverhandlungen wohl auch die bis dahin neutral gebliebenen Staaten irgendwie werden einbezogen werden müssen, so ist auch eine Beteiligung des Papstes hieran sehr naheliegend. Völkerrechtlich haben schon die Abmachungen der Friedenskonferenz im Haag von 1899 die Möglichkeit hiezu eröffnet, indem damals ausdrücklich vereinbart wurde, daß „die Bedingungen, unter denen zur Teilnahme an der Konferenz nicht aufgeforderte Mächte ihren Beitritt erklären könnten, unter den vertragschließenden Mächten näher erörtert werden sollten“. Dabei wurde der Ausdruck „Mächte“ in der ausgesprochenen Absicht gewählt, auch die Beiziehung des hl. Stuhles zu ermöglichen. Zu der zweiten Friedenskonferenz 1907 war zwar eine Aufforderung zur Beteiligung an den Papst nicht ergangen; die Vereinbarungen von 1899 blieben aber unverändert bestehen, so daß sie auch jetzt noch als rechtliche Grundlage in Betracht kommen. Auf diese Tatsache weist bezeichnenderweise neuerdings Yves de la Brière in der französischen Zeitschrift „Etudes“ hin. Daran wird dort die durchaus richtige Bemerkung geknüpft:

„Wenn also demnächst die Diplomaten wieder auf einem Friedenskongreß zusammenkommen, dann wird es nicht nur zum Schluß möglich sein den Beitritt des Papstes offiziell und diplomatisch anzunehmen, sondern, wenn die Mächte rechtzeitig Erörterungen pflegen wollen, so wird man den Papst schon im voraus um seine dringend erforderliche Mitwirkung ersuchen können, da er doch noch immer eine „Macht“ ist, wenn er auch zu jenem Zeitpunkt vielleicht noch nicht über einen „Staat“ regieren wird.“

Aber nicht nur als eine den übrigen Mächten gleichberechtigte neutrale Macht ist eine Beiziehung des hl. Stuhles denkbar, unter Umständen kann eine praktische, über den Rahmen einer mitberatenden neutralen Macht hinausgehende



Mitbetätigung des Papstes gar nicht so ausgeschlossen sein. Hat früher schon wiederholt der kluge Leo XIII. in vorbildlicher Weise das Schiedsrichteramt in internationalen Streitfragen ausgeübt, warum sollte nicht wenigstens ein Teil der zahlreichen bei den Verhandlungen dann auftauchenden Fragen durch Vereinbarung der verhandelnden Mächte dem Papst wenigstens zur grundsätzlichen, schiedsrichterlichen Entscheidung überlassen werden können? Ein Gedanke, dem auch Soderini in der italienischen „Nuova Antologia“ Ausdruck verleiht: „Nach dem Friedensschluß wird das Interesse Italiens an einem guten Verhältnis zum Papst stark zunehmen . . . Auf dem Friedenskongreß wird sich gerade der Papst, der keine territorialen Interessen hat, besonders zum Schiedsrichter eignen in der polnischen, belgischen, serbischen und armenischen Frage.“

Freilich handelt es sich vorerst nur um rein theoretische Erörterungen; immerhin aber lohnt es sich schon jetzt die Entwicklung der politischen Verhältnisse aufmerksam zu beachten.

Was endlich die eigene internationale Stellung des Papstes anlangt, die sogenannte römische Frage, so ist sehr wohl möglich, daß auch diese am Ende des Krieges eine Klärung erfährt oder wenigstens dieser um einen großen Schritt näher kommt. Daß der tatsächliche gegenwärtige Zustand unhaltbar ist, erkennen auch akatholische objektive Beurteiler an. So schrieb erst am 14. Januar 1916 die Amsterdamer „Tijd“: „Tatsächlich ist die Lage, in der der Papst sich befindet, wirklich schwierig und sie ist noch verschlechtert worden durch Italiens Beitritt zum Londoner Vertrag, in den eine Bestimmung aufgenommen ist, die die unbefriedigende Stellung des Vatikans zu einer dauernden zu machen droht.“ Die „Tijd“ meint nach einer römischen Korrespondenz vom 19. Febr. 1916 weiterhin: „Keine Macht ist augenblicklich in der Lage, den Papst von der bevorstehenden Friedenskonferenz auszuschließen und die römische Frage ungelöst zu lassen. Es ist sogar die Frage, ob der Lauf der

Ereignisse es Italien nicht sogar erwünscht erscheinen lassen wird, dem hl. Stuhl gegenüber aus eigenem Antriebe anders zu handeln als bisher." Auch die schon erwähnte „Nuova Antologia" äußert sich ähnlich: „Es scheint also unmöglich daran zu zweifeln, daß man von italienischer Seite den Papst wird ersuchen müssen, sich auf dem Kongreß vertreten zu lassen."

Das Was und das Wie werden natürlich der höchstpersönlichen Entscheidung des Papstes unterliegen, der ja bereits erklärt hat, er wünsche durchaus nicht die selbständige Aufrollung der römischen Frage durch eine weltliche Macht. Wenn nun auch der Papst offensichtlich den Gedanken ablehnt, irgendwie aus den kriegerischen Ereignissen und als Frucht des Krieges einen Vorteil für den hl. Stuhl zu erhoffen, sondern lediglich mit aller Hingabe für die Wiederherstellung des Friedens unter den Völkern wirkt und wirksam bleiben wird, so hindert das selbstverständlich nicht, daß im gegebenen Augenblick unter dem Zwang eigener weltlich-politischer Notwendigkeit von irgend einer Großmacht die römische Frage geradezu mit in den Kreis der zu regelnden internationalen Verhältnisse einbezogen werden muß und dann vielleicht doch die entschiedene Vertretung der päpstlichen Interessen durch eine der beteiligten Großmächte erfolgt. Die Erklärung des Papstes steht dem ebensowenig entgegen, wie etwa dadurch die bisher üblichen Resolutionen der deutschen Katholikentage, die eine den Bedürfnissen des hl. Stuhles gerecht werdende Regelung der römischen Frage verlangten, für überflüssig oder gegenstandslos erklärt sind. Daß eine aufrichtige, ehrliche Vertretung der Interessen des Vatikans aber nicht von einem Mitglied der Entente zu erwarten ist, es müßte denn sein, daß die eine oder andere der absolut freimaurerischen Regierungen durch den Entrüstungssturm des getäuschten Volkes hinweggefegt würde, ergibt schon eine einfache Tatsache: Ein wesentlicher Bestandteil des Londoner Vertrages über nur gemeinschaftliche Friedensunterhandlungen, zu dessen Beitritt auch Italien



genötigt wurde, ist die ausdrückliche Vereinbarung, daß das italienisch-römische Garantiegesetz, das kein Papst anerkannte und keiner anerkennen wird, keinenfalls durch ein dem Papst wirkliche Unabhängigkeit auch äußerlich gewährleistendes internationales Garantiegesetz ersetzt werden dürfe. Sehr deutlich äußert sich hiezu die „Lanterne" vom 17. Jan. 1916., die unverblümt ein Hoheitsrecht Italiens über den Papst als wesentlichen Bestandteil der italienischen Souveränität als bestehend annimmt, das bei einem Konflikt Italiens mit dem hl. Stuhl durch ein internationales Garantiegesetz beeinträchtigt werden könnte. „Lanterne" meint dann noch, daß der Papst jemals Rom freiwillig verlasse, sei ausgeschlossen. Dagegen sei es möglich, daß Italien das Garantiegesetz unterdrücken und den Papst zur Auswanderung zwingen werde, falls er die ihm zugestandenen Hoheitsrechte mißbrauche und gegen die Einheit und Unverletzlichkeit Italiens konspiriere.

Daß aber ein Benedikt XV. der Mann ist, das Papsttum aus den Fährnissen des Weltkrieges nicht nur ungeschwächt herauszuleiten, sondern auch die ihm von mancher Seite unter dem Druck der Ereignisse widerwillig zugestandene erhöhte politische (und damit religiöse!) Bedeutung zu bewahren und dauernd zu erhalten, darüber dürfen die kirchlich treuen Katholiken aller Länder beruhigt sein.

LXXXIV.

Das Volksheer im allgemeinen und in Frankreich.

Von Matthias Salm.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hat in fast allen Staaten das Volksheer geschaffen mit zahlreichen Vorteilen gegenüber dem früheren Söldnerheer. Die Vorteile sind in ihrer Größe und Art abhängig von der Größe und Art des das Volksheer besitzenden Staates.

Zunächst ist das Volksheer in der Regel an sich stärker wie das frühere Söldnerheer. An Zahl, denn die Aushebung aus allen Bevölkerungsschichten ermöglicht eine stärkere Heranziehung des Volkes zum Heeresdienst, die ja auch überall ein Hauptgrund, meist der einzige für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war. England führt jetzt das Wehrpflichtgesetz lediglich zur zahlenmäßigen Verstärkung seiner Heeresmacht für die Dauer dieses Weltkrieges ein. Das Volksheer kann zweifelsohne mehr geistig Tüchtige unter den Mannschaften und Führern besitzen wie das Söldnerheer. Weil jedem Manne aus dem Volke die Möglichkeit geboten wird, in höhere und höchste Stellen im Heere zu gelangen, wird die ehrliche Intelligenz in der Nation für das Heer in hervorragendem Maße gewonnen. Das Interesse, das fast jedes Volk für das aus ihm nach gleichem Gesetz hervorgegangene Heer hat, ist wohl überall größer wie bei den Staaten mit Söldnerheeren für diese. Das hebt meist das so wertvolle Ehrgefühl des Heeres, beim Volke die Sorge um die Erhaltung und Stärkung der militärischen Macht mit allen Mitteln.

Dadurch, daß das Volksheer stark ist und meist nicht allein stark erhalten bleibt, sondern an Stärke zunimmt, ist auch das Volk stark und wird immer stärker. Denn die Macht eines Staates im Innern und besonders nach außen wird heute wie zu allen Zeiten fast überall nach der Stärke

seiner Heeresmacht zu Lande und zu Wasser eingeschätzt, bei den fortgeschrittenen technischen Verkehrsmitteln auch in den Ländern, denen bisher ihre günstige geographische Lage viel Macht und Schutz gewährte. Neben diesem Machtvorteil des Volksheeres für Volk oder Staat hat dasselbe auch erzieherischen Wert, denn es gewöhnt mehr wie das Söldnerheer an Gehorsam, Ordnung und Selbstüberwindung, es bildet in manchen Fällen solche, denen früher Erziehung und Unterricht wenig geholfen haben, weiter, es erzieht zur Achtung vor dem Nebenmenschen, denn hoch und niedrig werden in derselben Reihe zu demselben Dienste mit der gleichen Wertung herangezogen. Das Volksheer kann auch die Gesundheit des Volkes erhalten und fördern helfen durch die körperlichen Übungen, die Gewöhnung an eine geordnete Lebensweise und durch die stetige Prüfung des Gesundheitszustandes, die eine Aufdeckung und Beseitigung mancher Schäden erreicht.

Jedes Volksheer ist national. So erstarkt es selbst durch hohe vaterländische Begeisterung, das Volk erstarkt mit ihm, weil beide das gleiche Gefühl für das Vaterland beseelt.

Einen der größten Vorteile sehen wir beim wirklichen Volksheer darin, daß es, ganz und gar aus dem gesamten Volke hervorgehend und zu ihm gehörend, mit ihm denkend und fühlend, sich nicht zu einseitigen und willkürlichen dynastischen oder kapitalistischen Zwecken mißbrauchen läßt, daß es also ein Bürge für die möglichst lange Erhaltung des Friedens und somit ein Schutz für die stetige und gesunde wirtschaftliche und kulturelle Fortentwicklung der Völker, daß auch die vom Volke abhängige und ihm verantwortliche Regierung es nicht ohne genügenden Grund und nur zur Abwehr feindlicher Bedränger ins Feld schickt. Diese Vorteile können wir vor allem in Staaten mit einem guten Wahlrecht und guter Schulbildung finden. Ist das Volksheer religiös, dann werden alle sittlich guten Eigenschaften in besonders hohem Grade entwickelt.



Besitzt das französische Heer, mit dem wir Deutsche es leider von jeher so oft und auch in diesem Weltkriege besonders zu tun hatten und noch haben, das ein Volksheer im besten Sinne des Wortes sein will und dafür auch vielfach gehalten wurde, die großen Vorteile eines wirklichen Volksheeres?

Das Ziel bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich im Jahre 1872 war in erster Linie die Vermehrung der Soldatenzahl, also die Stärkung der Armee und damit Frankreichs zu dem offenbaren Zweck, einst Rache für die Niederlagen im deutsch-französischen Kriege an uns nehmen zu können. Die zahlenmäßige Stärke des französischen Heeres wurde seither stetig vergrößert, das Dreijahrsgesetz hat es vermocht, trotzdem Frankreich nicht einmal zwei Drittel der Einwohner des Deutschen Reiches hat, ein stehendes Heer von fast derselben Kopfzahl wie die des unsrigen zu errichten und damit die Schlagfertigkeit der französischen Streitmacht ganz erheblich zu steigern.

Kaum ist wohl die Menge der Intelligenz in dem Heere Frankreichs nach 1872 gesteigert worden. Der allmächtige und korrupte Parlamentarismus hat viele begabte, energische und ausdauernde Elemente am wohlverdienten Fortkommen gehindert und untüchtige und unbegabte Streber, Prätorianer schlimmster Sorte, emporgebracht. Ich erinnere an die niedrigen Treibereien vor Jahren, als der Kriegsminister André mit seinen Angeberzetteln tüchtige, aufrechte und charakterfeste Offiziere davonjagte, dafür aber politische Kreaturen und unwerte Schwachköpfe in angesehene und verantwortungsvolle Stellen brachte. Der echt demokratische Klüngel hatte auch die Mißwirtschaft in der inneren Verwaltung des Heeres verursacht, die sich in den Pulverskandalen und bei dem schlechten Bau neuer Kasernen schlimm zeigte. Gewiß hatte das Heer in den letzten Jahrzehnten manche technische Vervollkommnung zu verzeichnen, so bei der leichten Artillerie und vor allen Dingen auf dem Gebiete der Luftschiffahrt, aber es fehlte die wirklich geistig tüchtige Durcharbeitung



und Verwendung des Erreichten. Auch die verbesserten Dienstvorschriften fanden vielfach nicht die geeignete Anwendung.

Das französische Volk, Frankreich, ist aber nach außen durch sein Volksheer bedeutend stärker geworden. Das beweisen vor allem die Errichtung des zweitgrößten Kolonialreiches der Welt und die erhöhte Bündnisfähigkeit, die den Abschluß des Dreiverbandes erreichte.

Auch zur Erziehung und Fortbildung des Volkes hat das Heer gewiß beigetragen. Der Gehorsam und die Ordnungsliebe, die durch die Zerrüttung des Familienlebens bei den Franzosen in bedenklicher Weise litten oder vernichtet waren, wurden immerhin dnrch den Militärdienst geweckt und gehoben und mehr oder weniger erhalten auch für die spätere Zeit außerhalb der Kaserne. In sittlicher Hinsicht wirkte das Heer bessernd. Freilich stand es mit der Sittlichkeit in den französischen Kasernen vielfach sehr schlecht, im allgemeinen aber noch immer besser wie in manchen Kameradschaften in den Städten und auch in den Dörfern. Der körperlich anstrengende Dienst und die Aufsicht gewissenhafter Vorgesetzter, deren es noch immer eine Anzahl gab, verhüteten nicht selten allzu große und häufige Ausschreitungen. Man darf wohl annehmen, daß das französische Volk ohne die Zucht seines Volksheeres sittlich noch mehr zurückgegangen wäre, wie es schon geschehen war. Auch gegen die Trunksucht, die in Frankreich verheerend herrscht und in der Normandie den einst so herrlichen Volksstamm, der England erobern konnte, buchstäblich zu vernichten droht, hat der Heeresdienst gut gearbeitet. Der erzieherische Erfolg des Volksheeres wäre wesentlich größer gewesen, wenn man der Armee die Religion erhalten hätte. Das Heer hat den sittlichen Verfall des französischen Volkes nicht aufgehalten, es hat ihn aber verlangsamt.

Der Fortbildung hat das Heer gedient und durch Schulen Gelegenheit gegeben, nicht nur die mangelhaften Elementarkenntnisse zu ergänzen und zu vertiefen, sondern auch berufliche Kenntnisse für das spätere Erwerbsleben sich zu verschaffen.

Die Standesunterschiede sind im französischen Heere durch die allgemeine Wehrpflicht nach außen beseitigt. Jeder muß als gewöhnlicher Soldat dienen, auch der Geistliche; das einjährig-freiwillige Dienstjahr ist seit 1889 abgeschafft. Wer aber an eine tatsächliche Beseitigung des durch Geburt, bürgerlichen Rang, staatliche Stellung oder Geldsack gemachten Unterschiedes glaubt, der irrt. Gewiß müssen die Söhne des hohen Beamten und des angesehenen Geldmannes in Paris im Heere als Gemeine neben den Arbeitern der Industrievorstädte im Gliede stehen, aber in der Regel nur für kurze Zeit. Der Wissende lächelte, wenn er diese Söhnchen der Staatsadvokaten und Geldathleten im schlichten Soldatenrock und mit den benagelten Schuhen in den Strebersalons des Pariser 16. Arrondissements zur Schau gestellt sah, denn er wußte, daß die Herrchen die Härten des Soldatendienstes kaum spürten, dafür sorgte der in diesem Volksheer sehr maßgebende Einfluß der Väter oder Onkel, die Deputierten, Senatoren, hohe Beamte waren oder zur dunklen Klasse der Privilegierten gehörten. Die Sorge um das feine, vornehme und reiche Söhnchen hat sich ja auch im gegenwärtigen Kriege in der stattlichen Anzahl von Drückebergern in Paris und in andern Städten gezeigt.

Groß war der Nutzen des Volksheeres für die Volksgesundheit. Die öffentliche wie die private Gesundheitspflege liegen bekanntlich in Frankreich sehr im argen; eine soziale Gesetzgebung und eine Wohlfahrtspflege wie bei uns gibt es nicht. Zwar ließ auch der Militärsanitätsdienst viel zu wünschen übrig, ebenso die Reinlichkeit in den Kasernen, aber es war doch alles bedeutend besser wie im durchschnittlichen französischen Haushalt. Auch die Ordnung im Essen und Trinken, in der Arbeit und in der Ruhe wirkten gesundheitsfördernd. Waren die Lebensregeln in den Kasernen auch nicht derart, daß eine einschneidende Besserung in der Gesundheitspflege, besonders in den Familien, zu erwarten war, so haben sie doch vielfach das weitere Sinken der Volksgesundheit, wenn auch nicht dauernd, aufgehalten.

Das französische Volksheer ist national wie wenige andere. Das seit Jahrhunderten einheitliche Frankreich hatte schon vor langer Zeit ein einheitliches nationales Heer geschaffen, und die Staatsleiter haben es mit allen Mitteln des Zwangs, der Schmeichelei und Lüge sowie der Verhetzung nationalistisch dressiert, so daß es dem Lande in seltenem Maße blind ergeben wurde und so geblieben ist; es ist nur dieser oder jener Staatsform untreu geworden, Frankreich nie. Der französische Soldat hat gerade im letzten Jahrzehnt oft gemurrt, sich widersetzt, revoltiert, aber er marschierte und exerzierte weiter, das Komplott löste sich bald auf, und Jean, Jacques und Louis waren wieder stramme und folgsame Soldaten. So machten es die Soldaten des ersten Napoleon, sie murrten „ils grognaient", doch heißt es weiter von ihnen: „mais ils marchaient toujours", aber sie marschierten immer weiter. Das französische Volk war von jeher begeistert für seine Armee, es ist stolz auf sein Volksheer, dessen Nationalismus von der Regierung seit 1872 fast ununterbrochen planmäßig durch die Förderung der Revancheidee zur tollsten Angriffswut gesteigert wurde.

Das französische Heer ist kein ideales Volksheer, kein Friedensheer geworden. Der Rachegedanke hat es geschaffen, diesem hat es auch dienen müssen. Es war kein Verteidigungsheer, sondern für den Angriff und den Überfall bestimmt. Manche von uns, ja die meisten, hatten an Angriffsgedanken auf seiten Frankreichs nicht geglaubt, sie dachten dasselbe, was Gustav Freytag in seinen Erinnerungsblättern „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" [1]) im Anschluß an seine Schilderung unserer Siege im siebziger Kriege hoffnungsvoll schreibt:

„In Wahrheit werden unsere Siege den Franzosen die Zivilisation bringen, und die Vorsehung hat das edle deutsche Blut, das auf den Schlachtfeldern Frankreichs dahinrinnt, unter anderm auch dazu erkoren, unsern Feinden zugleich mit der

1) Leipzig 1899. Seite 43.

Achtung vor unserer militärischen Überlegenheit die Notwendigkeit allgemeiner Dienstpflicht für Frankreich in die Seele zu schlagen. Mit dieser höchsten und edelsten Form des Kriegsdienstes hört die Möglichkeit frecher Eroberungskriege und der Wahnsinn militärischer Eitelkeit, das widerliche Leiden der Franzosen, ganz von selbst auf. Sobald der Stoff des französischen Heeres so kostbar wird wie der unsere, sobald der Sohn des Senators und Bankiers von Paris als Gemeiner neben dem Arbeiter von St. Antoine im Gliede steht, wird das freche Gesindel, welches die öffentliche Meinung Frankreichs jetzt erregt, an Macht verlieren, und die Familiengefühle der anständigen Leute werden in der Politik mitsprechen. Allgemeine Wehrpflicht macht nicht nur im Kriege stark, sie macht eine Nation auch im Frieden friedfertig."

Die Erwartungen Gustav Freytags und so vieler von uns sind nicht in Erfüllung gegangen. Die heutige Zivilisation in Frankreich steht nicht höher wie diejenige vor 1870, die Achtung vor unserer militärischen Überlegenheit kam schon bald nach den französischen Niederlagen des letzten Krieges ins Wanken, und nach der Gewinnung Rußlands als Bundesgenossen trat an die Stelle des Restes von Achtung eine krankhafte Überhebung. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich hatte nur als Deckmantel für die nationale Verteidigung gedient, in Wirklichkeit galt sie, wie schon hervorgehoben, dem Rachegedanken, sie sollte entrissene Gebiete zurückholen und sogar neue dazu erobern helfen. Denn die Sehnsucht nach dem Besitz des linken Rheinufers, das doch nach welscher Ansicht jenen „d'outre Rhin" gar nicht zukam, war auch nach 1871 eifrig weiter genährt worden. Das freche Gesindel in Paris konnte auch nach der Schaffung der allgemeinen Wehrpflicht noch von den geschicktesten Machthabern zur Erregung und Beherrschung der öffentlichen Meinung benutzt werden, das ermöglichte das zentralistische Regierungssystem, wodurch das übrige eigentliche französische Volk von fast jedem sicheren Einfluß auf die Verwaltung und Politik der Regierung ausgeschaltet wird.



Die allgemeine Wehrpflicht allein bürgt keineswegs für die ruhige und friedliche Haltung eines Staates, für eine Haltung, die nicht von unsinniger Willkür befohlen wird. Auch das sogenannte Volksheer kann in schlimmer Weise mißbraucht werden, wenn Volk und Regierung nicht das richtige Maß gesunder Überlegung und sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls besitzen und wenn das Volk sich blind von Machthabern leiten läßt. Dann ist das Heer das blinde Werkzeug der Machthaber, das blinde Volk mit seinem Heere fügt sich deren Anordnungen. Das alles trifft auf französische Volk, dessen Heer und Regierung zu.

Das französische Volk ist seinen Machthabern in einem bei uns viel zu wenig bekannten Maße blind gefügig, wenn diese geschickt sind. Und gerade die Demokratie, die in Frankreich wie überall im Grunde freiheitsfeindlich ist, hat es gut verstanden, dem Volke eine Art politischer Sklaverei aufzuerlegen und hat es an diese Sklaverei gewöhnt. Selbst zur Zeit des allmächtigen Sonnenkönigs, der seinen Staatsgrundsatz „l'état c'est moi!" aufstellte, war die zentrale Gewalt in Paris nicht so groß, wie sie seit der ersten Revolution bis auf den heutigen Tag ist. Die Nationalversammlung im Herbste 1790 hob die alte Landesteilung in Landschaften auf, die sich bis dahin immerhin einer geschützten Vertretung ihrer besonderen Interessen rühmen durften und ihre gesunde Eigenart und Selbständigkeit wahren konnten. Der Politiker M. Joseph Ferrand schilderte das in anschaulicher Weise in einem Buche, das er „Césarisme et Démocratie" betitelt.[1]) Er zeigt klar, wie die Revolution von ihrem Sitze Paris aus jede auch noch so geringe Selbständigkeit in den Verwaltungen der einzelnen Landesteile unterdrückte. Was früher nach Stammes- und Erwerbsart zusammengehörte, riß man auseinander, mit rücksichtsloser Willkür schweißte man Fernstehendes zusammen, „divide et impera!" war dabei der Leitgedanke. Jede Erinnerung an

1) Paris, 1904.

die früheren mehr oder weniger selbständigen Gewalten innerhalb des Staates wurde planmäßig und gründlich vernichtet, das geschichtliche Gefühl und das überlieferte Rechtsbewußtsein wurden aus dem Herzen der Volksstämme gerissen. Die staatliche Verwaltung wurde bis ins einzelne nach ein und derselben Richtschnur für das ganze Land ohne jede Berücksichtigung von Eigenart und Stammescharakter von Paris aus gegeben und streng durchgeführt. Nach dieser Richtschnur haben mit wenigen fast bedeutungslosen Einschränkungen in der Folgezeit bis heute alle französischen Regierungen gehandelt. Die bekannten Forderungen der Nanziger Schule: „Ce qui est national, à l'Etat, ce qui est régional, à la région, ce qui est communal, à la commune!" ist ohne jeglichen Erfolg geblieben. Eine auch nur einigermaßen selbständige Gemeindeverwaltung besteht nicht, die Bildung derselben zu verhindern war die französische Regierung seit der Revolution noch immer erfolgreich bestrebt, „damit sich nicht in den Gemeinden ein Gefühl der Unabhängigkeit gegenüber dem Staate entwickle, das der Staatsgewalt schädlich werden könnte".[1])

Der Gemeindevorsteher ist Beamter der Regierung, er ist von dieser genau so abhängig wie der Unterpräfekt und der Präfekt, die Gemeindevertreter sind ohne jegliche entsprechende Befugnisse, genau ebenso bedeutungslos sind auch der Arrondissementsrat und der Generalrat des Departements. Auch die sogenannte weitere Selbständigkeit der größeren Städte ist nur scheinbar. Wenn in Paris mehr Selbständigkeit vorhanden ist, so erinnert diese an die Stellung des alten zäsarischen Rom. Die Regierung, Paris ist alles, die Selbständigkeit der Gemeinden und Verwaltungsbezirke ist fast gleich null; sie werden durch die Bürgermeister und Feldhüter, durch die Präfekten, Unterpräfekten und Polizisten genau nach der Anweisung aus Paris regiert.

1) Fleiner, Die Staatsauffassung der Franzosen. Leipzig 1915. Seite 11.

Jeder Sinn für die selbständige Verwaltung ist so den Bürgern des französischen Staates abhanden gekommen, die Schule für die Beurteilung öffentlicher Angelegenheiten, wie sie für den Deutschen die Mitarbeit an der Verwaltung von Stadt und Land bildet, fehlt in Frankreich. Dazu kommt noch, daß dem französischen Volke Erwerbs- oder Berufsorganisationen mit gesetzlichen Rechten in unserem Sinne fehlen. So fehlt dem Volke jede Urteilsfähigkeit, besonders in wirtschaftlichen und sozialen Dingen der Gemeinden, Bezirke, Landschaften, Volksklassen und Stände, die Urteilsfähigkeit, die doch eine der ersten Vorbedingungen der politischen Bildung ist. Anstelle der durch Erfahrung und Lernen gebildeten ruhigen politischen Arbeit zum Wohle des Volkes ist als schlimmer Ersatz ein unglaublicher staats- und weltpolitischer Zelotismus entstanden, der von den geschickten Vertretern und Drahtziehern der verschiedenen Richtungen der inneren und äußeren Politik in schlimmster Weise mißbraucht werden kann.

Das einzige bedeutungsvolle Wahlrecht übt der französische Staatsbürger bei den Wahlen zum Parlamente aus. Hier könnte er mitbestimmen, aber er ist zu einem wirklichen und reiflichen Sorgen für das Wohl des Landes gar nicht fähig, er besitzt, da seine engere Heimat von aller Mitarbeit an der eigenen Verwaltung, wenn es überhaupt eine solche in unserem Sinne gibt, ausgeschlossen ist, keine Urteilsfähigkeit, ist deshalb in der Regel ein Opfer der geschicktesten und gewissenlosesten Volkstribunen, der hitzigsten Nationalisten, der schlauesten Zeitungen; was diese ihm sagen und vorschreiben, das glaubt und tut er. Das französische Volk ist, so unglaublich das auch seinen demokratischen und sonstigen Bewunderern klingen mag, für eine parlamentarische Vertretung gar nicht reif, denn ihm fehlt die Schule der Selbstverwaltung in den Provinzen und Gemeinden, die allein den Blick für eine größere Verwaltung wie die eines Staates, für Recht und Gerechtigkeit den Landesnachbarn gegenüber üben und schärfen und ein ernstes Verantwort-

lichkeitsgefühl wecken und erhalten kann. Ein weiterer Nachteil ist die mangelhafte Schulbildung, die anstatt mit gesundem Wissen die Jugend mit Schlagworten und welt politischen Phantastereien sowie mit dem ungesundesten und gefährlichsten Nationalismus nährt. Ich weise nur auf den von dem Politiker Paul Bert herausgegebenen und für die Volksschule bestimmten Leitfaden „L'instruction civique" hin, der einen tollen Nationalismus und die Revanche für 1870 predigt.

Das französische Volk wird von den Ministern, den Präfekten, Unterpräfekten und Gemeindevorstehern fast unumschränkt beherrscht. „Le pouvoir resté en la possession des ministres, des préfets et des maires" nennt das M. Joseph Ferrand. Die Peinigung politisch mißliebiger Staatsbürger, die Unterdrückung jedes selbständigen Denkens und Redens durch die genannten großen und kleinen Satrapen kennt jeder, der Frankreich wirklich kennt. Frankreich ist eben seit der Revolution ein Polizeistaat schlimmster Sorte geworden. Pläne der Machthaber in der inneren und äußeren Politik werden mit Hilfe der Beamten und durch die erkaufte und in dem urteilslosen Volke natürlich allmächtige Presse, von den aus Gesinnung oder aus Macht- oder Geldhunger der Regierung ergebenen Deputierten dem Franzosen begreiflich gemacht und als sehr gut hingestellt. Das Volk ist rasch für Maßnahmen gewonnen, deren Nutzen oder Schaden es gar nicht zu erkennen vermochte. Freilich kommt den Treibern dabei zu Hilfe die bekannte Neuerungssucht der Gallier — rerum novarum cupidi!

Die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich hat an der Macht und Willkür der dort Herrschenden nichts ändern können, weil das Volk in derselben geistigen Tiefe gehalten wurde, in der es sich vor den siebziger Jahren bewegte. Für die heute in Paris Herrschenden ist der Stoff des französischen Heeres genau so wenig kostbar wie für die Napoleone; die Gedankengänge und die Volkswertung sind wie die Macht bei den Herrschenden die gleichen geblieben.





Das französische Heer ist keineswegs ein wirkliches Volksheer.

Wenn in Frankreich seit Beginn des jetzigen Riesenkampfes immer wieder in die weite Welt gerufen wird, das französische Volk habe den Krieg nicht gewollt, so ist das gewiß falsch. Das rückständige, genasführte und verhetzte Volk hat den Rachezug gegen uns seit 1871 gewollt. Aber es ist in gewissenlosester Weise mit seinem Heere von ehrgeizigen und selbstsüchtigen Leuten mit Hilfe eines in Wahrheit zäsarischen Staatssystems geistig geknechtet, belogen und betrogen worden. Ich gehöre nicht zu denen, die eine dauernde Verständigung mit Frankreich in Ewigkeit für ausgeschlossen halten, dagegen halte ich sie mit diesem Frankreich für unmöglich. Solange das französische Volk nicht durch geistige Freiheit, durch richtige politische Schulung und größere Selbständigkeit des Einzelnen wie der Gemeinden und Bezirke zu selbstbesinnender Arbeit herangezogen wird, bleibt es mit seinem Heere der Spielball der jeweiligen ebenso ehrgeizigen wie gewissenlosen Machthaber in Paris. Und diese glauben genau nach Tyrannenart sich selbst besser nützen zu können, wenn sie den so lange drüben bestehenden, fast von allen Herrschenden in Frankreich entfachten Haß gegen uns mit leichter Mühe und mit großem Erfolg schüren und Abenteuer versuchen, als wenn sie die schwere und opfervolle Arbeit der gesunden Selbständigmachung des Volkes, die Arbeit der Beruhigung und ehrlichen Aufklärung unternehmen und durchführen.

LXXXV.

Kürzere Besprechung.

Der Friedensfürst von Anna von Krane; Verlag von J. P. Bachem, Köln 1915.

„Weihenacht" ist der Titel der ersten dieser Christus-Erzählungen, die uns Anna Freiin von Krane in ihrem Buche „Der Friedensfürst" schenkt, und Weihe ist es, was durch diese Blätter zieht. Es ist kein Buch, über das man hinweggleitet; man verweilt und fühlt den Sonntag, der daraus spricht. — Viel Glanz geht von diesen biblischen Gestalten aus und doch sind sie uns keinen Augenblick überirdisch fremd, denn „das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns". So ist in diesen kurzen Erzählungen Christus erlebt, so seine Mutter, so Joseph und alle Anderen, die mit des Menschen Sohn in Berührung kommen. Sie alle sind erschüttert von der Ahnung des großen Wunders, das sie erleben dürfen, wenn sie in die Nähe Jesu kommen. — Und neben dieser Innerlichkeit steht eine prachtvoll warme Schilderungskunst. Man geht mit, wenn die heilige Anna mit ihrem Enkelkinde an den Berghängen von Nazareth Heilkräuter sucht; oder man steht plötzlich im Hause der alten Schalome, sieht die Greisin auf weichen Teppichen gelagert, während vor ihr der zarte Knabe steht, genau wie andere Kinder und doch mit solchem Wissen in den schönen Augen, daß dem Weibe in plötzlicher Erleuchtung klar wird, wer vor ihr steht. An einigen Stellen ist die Verfasserin von hinreißender Beredsamkeit, aber die tiefste Wirkung erzielt sie doch wohl dort, wo Bild und Handlung sprechen. Einzelne Stücke erinnern sogar an die Meisterwerke der alten Niederländer; dort ist ein solches Schauen, das, von tiefer Glaubensinnigkeit getragen, kühle Wirklichkeit der Alltagsträume zu einem Tempel macht, wie z. B. in der zweitletzten Erzählung: Secundum Lucam. Soll ich noch von der Kraft reden, mit der die

Szenen im Hofe der Burg Antonia gezeichnet sind oder vom Zauber der Liebe, der in der Erzählung vom „häßlichen Mädchen" jubelt? — Wer eine schlichte, schöne Stunde erleben will, schlage das Buch auf und lese. M. K

Berichtigungen.

Oben S. 749 sind die Worte „Zimmer war damals noch nicht verheiratet" zu streichen.

S. 778 und 779 sind längere Ausführungen einer am 12. März 1916 im Piusverein (Wien) gehaltenen und nun in den Mitteilungen des Piusvereines (Mai) erschienenen Rede des Herrn P. Viktor Kolb S. J. zum Teile wörtlich entnommen. Nach einer Zuschrift des Verfassers Redakteur Becker in Berlin sei da von ihm in einer Fußnote des Manuskriptes angeführte Quelle „durch die Nachlässigkeit der Stenotypistin fortgelassen". „Weitere Stellen des besagten Artikels stimmen", wie der Kanzleileiter des Piusvereins Herr Ed. Fiala neuerdings schreibt, „wörtlich überein mit jenen, die der Redakteur der Reichspost, Herr Dr. Eberle, vor Monaten in der Reichspost veröffentlicht hat." Ob auch hier eine Nachlässigkeit der Stenotypistin vorliegt, konnte noch nicht festgestellt werden. **Selbstverständlich bedauert der Herausgeber dieser Blätter die ihm höchst unliebsamen Unregelmäßigkeiten aufs lebhafteste.**